

KRIEG UND GESELLSCHAFT

Thomas Kolnberger

Benoît Majerus

M. Christian Ortner (Hg.)

Krieg in der industrialisierten Welt



Thomas Kolnberger/Benoît Majerus/M. Christian Ortner (Hg.)

Krieg in der industrialisierten Welt



KRIEG UND GESELLSCHAFT

Herausgegeben von

Thomas Kolnberger und Ilja Steffelbauer

In Kooperation mit dem

IHIST. – Historischen Institut der Universität Luxemburg

C²DH – Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History

HGM – Heeresgeschichtlichen Museum Wien/Militärhistorisches Institut Wien

Gedruckt mit Förderung der Universität Luxemburg



UNIVERSITÉ DU
LUXEMBOURG

Thomas Kolnberger/Benoît Majerus/M. Christian Ortner (Hg.)

KRIEG IN DER INDUSTRIALISIERTEN WELT



Creative Commons Lizenz BY-NC-ND

NAMENSNENNUNG – NICHT KOMMERZIELL – KEINE BEARBEITUNGEN

Korrektorat: Sophie Neuenkirch

Satz: Caesarpress – academic publishing house, Wien

Umschlagbild: Albin Egger-Lienz, *Die Namenlosen*. Zur Verfügung gestellt durch das Heeresgeschichtliche Museum Wien.

ISBN: 978-3-902890-08-5 (Kleinauflage Print)

Kriegs- und Militärgeschichte ist Teil der allgemeinen Sozialgeschichte. Sie beschäftigt sich mit kriegerischen Ereignissen und ihrem gesellschaftlichen Kontext. Die Kriegsführung der Kontrahenten spiegelt deren Gesellschaftsordnung wider – militärische Organisation ist vom ›zivilen Leben‹ nicht zu trennen. Diese Wechselbeziehung ist unübersehbar und erübrigt die Frage, ob denn der ›Krieg der Vater aller Dinge‹ sei: Er ist es nicht; bleibt aber ein bestimmender Faktor für Bereiche, die über den engeren Kreis von Krieg und Militär hinausgehen. »Tatsächlich bestätigen die bisherigen Veröffentlichungen, dass Militärgeschichte unabhängig vom jeweiligen Zeitbereich methodisch als Politik-, Verwaltungs-, Diplomatie-, Sozial-, Alltags-, Kultur-, Wirtschafts-, Stadt-, Technik- und Geschlechtergeschichte betrieben werden kann.«¹

Dieser Feststellung trägt die Reihe Rechnung: Es wird nicht versucht, eine Universalgeschichte des Militärischen, eine *histoire totale* zu schreiben. Stattdessen vereint jeder Band methodisch Beiträge von der Mikrohistorie bis zur Strukturgeschichte, deren Leitmotiv Krieg in seinen historischen Rahmenbedingungen ist. Die einzelnen Beiträge sollen ein Gesamtbild gleich einem pointillistischen Gemälde ergeben. Die Punkte sind nicht willkürlich gesetzt, sondern folgen gezielt Längs- und Querschnitten. Die Längsschnitte orientieren sich aus pragmatischen Gründen an den konventionellen Epochen Grenzen der europäischen Geschichtsschreibung (Antike, Mittelalter, Neuzeit, Industrie-, Globalzeitalter). Die räumlichen Einzugsbereiche der einzelnen Epochen sind nicht deckungsgleich, da sie durch die kulturelle und nicht zuletzt militärische Reichweite der jeweils dominierenden Gesellschaften bestimmt waren. Die Welt des Mittelalters ist eine andere als die der Antike. Die gegenwärtige Welt ist eine globale. Die Querschnitte verfolgen ein bestimmtes Thema durch alle Bände. Dadurch besteht die Möglichkeit, einen Aspekt von Krieg und Gesellschaft quer zu lesen.

1 Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Berlin 2002, 17.

Bandvorwort

Krieg in der industrialisierten Welt

Die Beiträge zum vorliegenden vierten Band der Reihe untersuchen Krieg, Militär und Gesellschaft in der Moderne aus unterschiedlichen Perspektiven. Diese Epoche nach der Französischen Revolution zeichnet sich nicht nur durch politische Umwälzungen, wie die Entstehung der Nationalstaaten, aus. Auch die wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen dieser Zeit verändern das Kriegswesen grundlegend. Um dieser tiefgreifenden und dauerhaften Umgestaltung Rechnung zu tragen, haben wir uns als Herausgeber im Titel für die ›industrialisierte Welt‹ entschieden – dieser Epochenbegriff bleibt weitgehend offen, umfasst aber den geographisch-historischen Schwerpunktraum dieser Reihe: Europa.

KRIEG IM INDUSTRIEZEITALTER – EIN MILITÄRHISTORISCHER ABRISS	1
HEIDI MEHRKENS Ein Opfer des Krieges und der Kriegsgesetze? Die Beschießung von Bazeilles im Deutsch-Französischen Krieg 1870	3
QUENTIN DELUERMOZ Krieg zur ›Zeit der Sphingen‹ – die Pariser Kommune von 1871	25
LOTHAR HÖBELT Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg	45
 MILITÄRISCHER RAUM UND SEINE NEUE GEOGRAPHIE	 71
HANS-HEINRICH NOLTE Die Schrumpfung der Welt. Neue Raum-Zeit-Bedingungen der Globalisierung und die Antiquiertheit von Grenzen und ›Totalem Krieg‹	73
ALEXANDER JORDAN Bizarrer Kriegsschauplatz. Der Gebirgskrieg in den Alpen 1915-1918	101
YVAN STAUS Heeresfeldbahnen. Die ›Kapillaren‹ des militärischen Nachschubs	127
CORD EBERSPÄCHER Seemacht in Übersee. Kanonenbootpolitik als Praxis des Imperialismus	153
 OPERATIVES UND MILITÄRTECHNISCHES	 179
M. CHRISTIAN ORTNER Kampf im Stellungskrieg	181
M. CHRISTIAN ORTNER Die Mechanisierung der Schussfolgen: Von Magazinwaffen und Maschinen- gewehren in der k.u.k. Armee	205
M. CHRISTIAN ORTNER Die österreichisch-ungarische Artillerie 1867 bis 1918. Von der ›Hilfswaffen- gattung‹ des 19. Jahrhunderts zum schlachtentscheidenden Faktor im Stellungs- krieg 1914-1918. Organisation und technische Entwicklung.	229
 FEINDBILDER UND PROPAGANDA	 271
WALTER KALINA Das Kriegspressequartier Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg	273
SEPP LINHART Feindbilder von Japan im ›Westen‹ versus Feindbilder vom ›Westen‹ in Japan am Beispiel von Bildpostkarten von 1900 bis 1945	297
NICOLAS BEAUPRÉ Die Besetzung Deutschlands nach 1918	331

KRIEG UND GESELLSCHAFT	347
HANS-HEINRICH NOLTE	
Industrialisierung und Rüstung im Zarenreich und in der Sowjetunion	349
GALIT HADDAD	
Die internationale Frauenkonferenz in Den Haag 1915. Geburtsstunde einer zukunftsweisenden Friedensbewegung	373
DANIEL MARC SEGESSER	
»Humanising war! You might as well talk of humanising hell«. Recht und die Humanisierung des Krieges in der industriellen Gesellschaft Europas	391
 REKRUTIERUNG UND MOBILISIERUNG	 407
BERNHARD SCHMITT	
Militärische Rekrutierung in Preußen und der Habsburgermonarchie 1815-1866	409
SUN-YOUNG PARK	
Soldaten formen. Körperkultur im Paris des frühen 19. Jahrhunderts	429
JOÉ BELLION	
Im <i>Grande Guerre</i> auf Seiten Frankreichs? Luxemburger in der französischen Armee während des Ersten Weltkrieges	451
ERWIN A. SCHMIDL	
Die Bosnisch-Herzegowinischen Truppen Österreich-Ungarns. Kolonialsoldaten aus Europa?	471
 Autoren und Autorinnen	 487

Krieg im Industriezeitalter – ein militärhistorischer Abriss

Das Industriezeitalter ist eine Epoche der Transformation – gerade auch in militärischen Belangen. Die Industrialisierung der Welt nahm in Europa ihren Anfang. Diese Ära markiert hier nicht nur den Übergang von agrarischer zu industrieller Produktion in der Wirtschaft, sondern sie verweist auch auf tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen: Steigender Lebensstandard- und steigende Lebenserwartung sowie Fortschritte in Medizin und Hygiene sind Faktoren, die zu einem noch nie dagewesenen Bevölkerungswachstum führen. Es konstituieren sich mit Arbeitern und Unternehmern, Beamten und Angestellten neue gesellschaftliche Schichten; Großstädte und Industrieviertel entstehen und werden mit neuen Verkehrstechnologien und Infrastrukturen vernetzt; an den Universitäten beginnt der Aufstieg der Naturwissenschaften, deren Fortschritt keine Grenzen zu kennen scheint.

Chronologisch beginnt diese Evolution im Nordwesten Europas, mit Großbritannien als Vorreiter, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und revolutioniert in mehreren Wellen den europäischen (und nordamerikanischen) Kontinent, dann die ganze Welt – auch in militärischen Belangen.

Kriegsführung und Militärsysteme sind einem nie dagewesenen Tempo der Veränderung ausgesetzt. Insbesondere die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – der Zeitraum der Hochindustrialisierung – führt zu Friktionen zwischen Vorstellungen und Planungen wie Kriege zu führen sind und der technisch-organisatorischen Wirklichkeit. In diesem Sinne gibt es zwar eine ereignisgeschichtliche Chronologie dieser Zeit, aber jede militärische Auseinandersetzung wirft hier schon ihren Schatten auf kommende Konflikte voraus: Konzepte, die aus Erfahrung für mehrere Generationen Gültigkeit hatten, können jetzt in der Lebenszeit einer militärischen Generation verworfen werden.

Die napoleonische Zeit ist hier Anfang und Übergang der Epoche, deren Parameter noch weit bis ins ›lange 19. Jahrhundert‹ gültig bleiben – oder an denen selbst angesichts der militärtechnischen wie gesellschaftspolitischen Entwicklungen festgehalten wird. In den ersten Jahrzehnten der zweiten Jahrhunderthälfte werden diese Grundsätze von der Praxis in Frage gestellt. Der Krieg zwischen Österreich und Preußen mit der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz 1866 ist vielleicht der letzte Krieg der alten Ordnung. In Nordamerika wird zeitgleich ein Bürgerkrieg (1861-65) geführt, der – wie auch der Deutsch-Französische Krieg von 1870-71

– auf Entwicklungen hin zu einer ›totalen Kriegsführung‹ verweist. Diese Entwicklung wird mit den ersten beiden Beiträgen – anhand der Beispiele von Bazeilles, einer Episode des Krieges von 1870-71, und der Pariser Kommune – aufgezeigt. Diese Ereignisse wirken einerseits wie ein Déjà-vu der Revolutionskriege hundert Jahre zuvor. Andererseits wollen wir mit der Auswahl dieser Ereignisse auch auf eine in der Forschung und Geschichtsdarstellung eher vernachlässigte Art der Auseinandersetzung hinweisen: den Orts- und Häuserkampf. *Fight In Built Up Area* (FIBUA) oder *Military Operations In Urban Terrain* (MOUT) sind Taktiken, die hier wohl zum ersten Mal als ›zweites Schlachtfeld‹, insbesondere in der Millionenstadt Paris, zu Tage traten – neben dem Kampf im offenen oder teilbedeckten Gelände. Doch hinsichtlich neuer und neuester Entwicklungen Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts zeigt auch der Deutsch-Französische Krieg Qualitäten, die sowohl auf Vergangenes als ein ›langes Ende‹ der Epoche verweisen, wie auch auf eine Zukunft, die über den Kalten Krieg hinausführt. Denn im 21. Jahrhundert lebt der überwiegende Teil der Weltbevölkerung in urbanen Gebieten. In Krisenherden rund um den Globus sind diese Zonen zu den neuen Kriegsschauplätzen geworden. Diese kommt in ihrer vollen Tragweite erst mit dem ›Großen Krieg‹, dem ersten der Weltkriege, für alle gleichermaßen zum Durchbruch: Militär, Zivilisten, Wirtschaft wie Staatsordnung. Der dritte Beitrag beschreibt den Ersten Weltkrieg aus Sicht der österreich-ungarischen Monarchie als eine militärische Auseinandersetzung der Extreme, die in ihrer Dynamik nur noch vom Zweiten Weltkrieg übertroffen wird.

Ein Opfer des Krieges und der Kriegsgesetze?

Die Beschießung von Bazeilles im Deutsch-Französischen Krieg 1870

HEIDI MEHRKENS

Die Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg verschwindet heute fast gänzlich im gewaltigen Schatten des Ersten Weltkrieges. Im Vergleich zu den sozialen, politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen der Kriegszeit 1914-1918 wirken die Schlachten von Weißenburg und Wörth, die Belagerung von Paris und das Ende des Zweiten Kaiserreichs unter Napoleon III. wie Zeugnisse einer militärischen Tradition, die in den Schützengräben des 20. Jahrhunderts ohne Glorie unterging. Manches am Deutsch-Französischen Krieg erinnert in der Tat noch an die frühneuzeitlichen Kabinettskriege. Der Konflikt gilt in der Forschung als ›gehegter‹ Nationalkrieg, weil er auf die Territorien der Kontrahenten begrenzt blieb und durch die neutrale Haltung der übrigen Großmächte keine europäischen Dimensionen annahm. Außerdem war er verhältnismäßig kurz: Die Kampfhandlungen zwischen den französischen Armeen und den Truppen des Norddeutschen Bundes und seiner verbündeten süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt währten nach der Kriegserklärung am 19. Juli 1870 etwa ein halbes Jahr. Der Friede von Frankfurt regelte am 10. Mai 1871 die Reparationszahlungen und Gebietsabtretungen des militärisch besiegten Frankreich.¹

Und dennoch war der Wandel in der Kriegführung auf vielen Ebenen wahrnehmbar. Historiker, die den Krieg 1870/71 in seinen operationsgeschichtlichen Dimensionen und zunehmend auf der Ebene der neueren Politik-, Kultur- und Sozialgeschichte untersuchen, stellen fest, dass dieser Konflikt in vielerlei Hinsicht durchaus moderne Züge trug.² Die verbündeten deutschen Armeen zu Kriegsbeginn und die mobilisierten französischen Streitkräfte im Februar 1871 bildeten jeweils annähernd ein Millionenheer. Schon der Transport dieses Massenaufgebots an kämpfenden Einheiten stellte die Verantwortlichen vor große Herausforderungen; erstmals wurden Eisenbahnnetze umfassend in den Dienst der Logistik gestellt.³

1 Zum Kriegsende aus der Sicht beider Parteien siehe u. a. Varley 2008; Kolb 1989.

2 Weiterhin fehlt eine deutsche Gesamtdarstellung dieses Konflikts auf neuem Forschungsstand. Für die französische Historiografie nach wie vor relevant: Roth 1990; Audoin-Rouzeau 1989.

3 Foley 2005, 17.

Die Kriegserfahrung wurde auch durch neuartige Waffen wie die Mitrailleuse geprägt, deren Trommelfeuer und der daraus resultierende Stress für die Soldaten zu prägenden Eindrücken des Feldzuges werden sollten.⁴ Der asymmetrische Charakter des Krieges mit blutig erkämpften Siegen der verbündeten deutschen Truppen konzentrierte das Kriegsgeschehen westlich des Rheins. Die Niederlage der kaiserlichen Truppen bei Sedan am 1. und 2. September 1870 nahm einen Großteil der regulären Armeeeinheiten aus den Kampfhandlungen; annähernd 90.000 Soldaten und Offiziere ergaben sich in die Gefangenschaft, darunter Kaiser Napoleon III.⁵ Die ›Entscheidungsschlacht‹ von Sedan entschied indes nicht den Krieg, sondern verstärkte die Mobilisierungsanstrengungen seitens der republikanischen Regierung der nationalen Verteidigung: Diese führte unter Innenminister Leon Gambetta den Krieg noch bis Ende Januar 1871 fort, obwohl die deutschen Truppen bereits vor Paris standen.⁶ Die Rekrutierung mobiler Nationalgarden und Milizen wie der Franktireurs⁷ förderte eine Nationalisierung des Konflikts auf beiden Seiten.

Dieser Beitrag konzentriert sich auf die Beschießung und Zerstörung des kleinen Ortes Bazeilles im Umfeld der Schlacht von Sedan. Die traurige Bilanz der Kampfhandlungen belief sich auf 400 niedergebrannte Häuser, etwa 5.000 gefallene deutsche und französische Soldaten und annähernd 40 zivile Todesopfer.⁸ In der historischen Forschung wird Bazeilles mitunter als Entwicklungsstufe hin zu einer sogenannten ›totalen Kriegführung‹⁹ interpretiert. Schon Zeitgenossen des Krieges werteten die Ereignisse als Wiederbelebung des ›Volkskriegs‹ in der Tradition der ›Nation in Waffen‹ der Revolutionszeit (1789-1799).¹⁰ Zwei wesentliche Gründe für den hohen Symbolwert, der den Kampfhandlungen bereits unmittelbar nach dem Ereignis zugesprochen wurde, sollen hier näher betrachtet werden:

Zum einen förderte eine Mischung aus Gerüchten und Sinnstiftungsversuchen schon unmittelbar im Anschluss an die Beschießung von Bazeilles einen Symbolisierungs-

4 Showalter 2004, 266f.; Wawro 2005, 99f.

5 Showalter 2001.

6 Vgl. den nachfolgenden Beitrag von Quentin Deluermoz in diesem Band.

7 Während der Revolutionszeit (1792) hatten die Franktireurs (›Freischützen‹) Freiwilligeneinheiten gebildet, die sich häufig aus Schützengesellschaften rekrutierten und zur Abwehr einer Invasion mobilisiert wurden. Ihre Aufstellung und ihre Bewaffnung unabhängig von Linientruppen wurden von der jungen Dritten Französischen Republik zunächst unterstützt; die Eingliederung der mitunter wenig disziplinierten Einheiten in Kampfverbände stellte die Armeeführung jedoch im Verlauf des Krieges vor Probleme. Etwa 60.000 Franktireurs kämpften im Deutsch-Französischen Krieg, siehe Foley 2005, 16ff.; Horne 2003, 108; Howard 1961, 249-256.

8 Stellvertretend für Darstellungen, die einen Konflikt zwischen Zivilpersonen und deutschen Militärs in Bazeilles thematisieren: Showalter 2001, 239f.; Showalter 2004, 279ff.; Roth 1990, 127f.; Kühlich 1995, 310. In anderen Studien wird Bazeilles ausschließlich als Schauplatz militärischer Auseinandersetzung behandelt: Lecaillon 2002, bes. 204ff. und 216-222; Lecaillon 2004, 93f.; Wawro 2005, 220ff.

9 Moltmann 1995, 31ff.; Hull 2006, Chapter 5: Lessons of 1870-71. Institutions and Law, 110-130, bes. 117ff.; Förster 1996.

10 Zum Mythos der *levée en masse* als einer Massenmobilisierung, die alle Gesellschaftskreise umfasst, siehe Horne 2003, 105-111.

rungsprozess, in dessen Zentrum die Rolle von Zivilisten in den Kämpfen stand.¹¹ Zwar förderte die völkerrechtliche Auslegung des Rechtes im Kriege (*ius in bello*) den Grundsatz einer Unterscheidung von Kombattanten und Zivilpersonen mit der Begrenzung der Kampfhandlungen auf die Streitkräfte. Die Ansprüche der jungen internationalen Vereinbarungen und multilateralen Verträge zur Humanisierung der Kriegführung wurden indes der Kriegsrealität nicht gerecht, nämlich dass immer wieder Zivilpersonen in die Kampfhandlungen hineingezogen wurden.¹² Vor dem Hintergrund der Nationalisierung des Konflikts gewinnt die zeitgenössische Diskussion um militärische Härte gegen französische Zivilisten an Brisanz. Ein wesentlicher Teil der Auseinandersetzung über die eskalierenden Kampfhandlungen in Bazeilles wurde von gegensätzlichen Wehrsystemen und Auslegungen des Begriffs ›Zivilperson‹ bestimmt: Beide Kriegsparteien beanspruchten die Deutungsmacht für sich, einem Kämpfenden den rechtmäßigen Status eines Kombattanten zuzubilligen oder zu verweigern.

Zum anderen stellte die Zerstörung des Ortes Bazeilles von Beginn an ein Medienereignis dar, wobei die Internationalität der Presseberichterstattung die Vorstellung vom begrenzten Krieg konterkarierte: Die kämpfenden Parteien in diesem Konflikt waren eben nicht unter sich, sondern hatten es mit außenstehenden (zivilen) Beobachtern zu tun, mit Kriegsberichterstattern und Vertretern von Hilfsorganisationen, die vermeintliche Verstöße gegen international anerkanntes Kriegsrecht offen ansprachen.¹³ Die deutsche, französische und britische Presse wurde zum Austragungsort einer Diskussion über die schonungslose Behandlung von Zivilpersonen, über ›vermeidbare‹ und ›nötige‹ militärische Härte. Von den Verantwortlichen der deutschen verbündeten Armeen wurden Leserbriefe und Leitartikel, die ihre Vorgehensweise kritisierten, als Störgeräusche wahrgenommen, die ihnen in die Operationen hineinfunkten. Indem sie sich an der Debatte beteiligten, fachten die Angegriffenen die Diskussion um die zunehmende Einbeziehung von Zivilisten in die Kriegshandlungen im Verlauf des 19. Jahrhunderts weiter an und verliehen dem Thema internationale Aufmerksamkeit.

Der Kampf um Bazeilles

Bazeilles, ein wohlhabender Ort mit 2.000 Einwohnern wenige Kilometer südöstlich von Sedan, lag am 31. August 1870 im umkämpften Gebiet.¹⁴ Die französische *Division Bleue*, die ›Blaue Divison‹, bestehend aus Soldaten der Marineinfanterie

11 Stoneman 2001; Stoneman 2008; Elbin 1987.

12 Mehrkens 2008, 30-37; Richter 2010, 334f. und 338f.

13 Becker 2006; Mehrkens 2013.

14 Zum Verlauf der Kampfhandlungen u. a. Bastard 1884, 13-27; Bazeilles o. J. d., 44-57; Helvig 1872, 70-90.

und Marineartillerie unter General Vassoigne, rückte mittags auf Bazeilles vor, das gerade vom I. Bayerischen Armeekorps unter General Ludwig von der Tann-Rathsamhausen erobert worden war. Die Kämpfe um die Stadt dauerten bis zum Abend an, mithilfe der Ersten Brigade unter General Reboul nahmen die Franzosen den Ort ein. Nachts blieb eine Abordnung unter Major Lambert direkt in Bazeilles, da man mit einem Angriff der Bayern in den frühen Morgenstunden rechnete. Schon ab dem Nachmittag brannten einzelne Häuser der Ortschaft durch Geschützfeuer, die meisten Einwohner waren geflohen.

Am 1. September rückten die Bayern im Morgengrauen erneut in den Ort vor und wurden durch die Einheit Lamberts in schwere Kämpfe verwickelt. Die Marineinfanteristen erhielten nach einem Rückzugsmanöver den Befehl, Bazeilles noch einmal zu erobern. Ihre Einheiten wurden durch mobile Nationalgardisten unterstützt, die neben den Linientruppen und den Franktireurs den dritten Truppenteil der französischen Armee in diesem Konflikt bildeten.¹⁵ Von den Bayern wurden drei »Nationalgarden-Fahnen [...] bei dem noch folgenden Häuserkampf erbeutet und zahlreiche Gefangene gemacht«.¹⁶ Das I. Bayerische Armeekorps war inzwischen um eine weitere Division und schwere Artillerie verstärkt worden. Die Kämpfe wurden gegen Mittag so heftig, dass sich die Franzosen langsam aus dem Ort zurückziehen mussten. Zwischen 80 und 100 Soldaten verschanzten sich in einem Haus, der *Maison Bourgerie*, und hielten diese Stellung bis zum Nachmittag. Dann ergaben sich die 40 letzten Verteidiger kurz vor der Kapitulation der Sedan-Armee. Die Verluste der *Division Bleue* beliefen sich auf etwa 2.600 Mann, die der Bayern waren annähernd ebenso hoch.¹⁷ Der Ort brannte drei Tage lang und war danach ein Ruinenfeld.

Damit enden die per Quellenbeleg nachvollziehbaren Aussagen. Der nächste Akt des Kriegsschauspiels bestand aus gegenseitigen Vorwürfen von Verantwortlichen, Zeugen und (mehr oder weniger) Beteiligten. Von deutscher Seite wurde behauptet, in Bazeilles hätten nicht nur Soldaten gekämpft, sondern auch Zivilisten zur Waffe gegriffen.¹⁸ Da dies dem Unterscheidungsgrundsatz des Kriegsrechts widerspräche, der besage, dass lediglich Kombattanten als bewaffnete und uniformierte Angehörige einer Streitmacht berechtigt seien, Kampfhandlungen vorzunehmen, hätten

15 Das Wehrgesetz von 1868 hatte die mobilen Nationalgarden eingeführt, in denen alle Franzosen dienen sollten, die dem regulären Wehrdienst durch Freikauf oder Freilos entgangen waren; bis zum Sommer 1870 waren diese Einheiten aber noch nicht voll ausgebildet und ausgerüstet, siehe: Chabanier 1971, 50 und 53ff.; Krumeich 1994, 140; Audoin-Rouzeau 1989, 75ff.

16 Schmid 1910, 115. In den beiden Generalstabswerken über den Krieg 1870/71 werden die Nationalgardisten nicht erwähnt, wohl aber in anderen Quellen, z. B. offener Brief des Herzogs von Fitz-James in der *Londoner Times*, 15.09.1870, 10; offener Brief des bayerischen Kriegsministers von Pranckh über die Ereignisse in Bazeilles, in: Hirth/Gosen 1872, Sp. 2360f.; abgedruckt u. a. in der *Vossischen Zeitung*, 04.10.1870, 4, und in der *Londoner Times*, 28.09.1870, 10.

17 Helvig 1872, 84.

18 Arnold 1896, 135-138; Stoneman 2001, 283; französische Zeugenaussagen u. a. bei Bourgerie 1897, 46-69.

die bayerischen Soldaten den Ort niedergebrannt, um ein Exempel zu statuieren.¹⁹ Die französische Armeeführung hielt dagegen, es hätten sich keinerlei Zivilisten am Kampf beteiligt. Einige Bayern hätten nicht glauben mögen, dass die zahlenmäßig unterlegene Marineinfanterie ihnen solch schwere Verluste habe zufügen können, darum seien die schießenden Zivilisten erfunden und Bazilles sei aus Rache systematisch vernichtet worden.²⁰ Die französische Erinnerungsliteratur spricht von misshandelten Einwohnern, die von bayerischen Soldaten mit Gewehrkolben in ihre brennenden Häuser zurückgestoßen worden seien.²¹ In deutschen Quellen sind es bayerische Soldaten, die, während der Kämpfe verletzt auf der Straße liegend, angeblich vom aufgebrachten Pöbel massakriert wurden.²²

Der gegenseitige Vorwurf der kaltblütigen Zerstörung und des Massakers ist so alt wie die Kriegführung selbst und soll hier nicht im Mittelpunkt der Ausführungen stehen.²³ Für den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 allerdings gewinnt die Anklage unnötiger Kriegshärte dadurch an Brisanz, dass Übergriffe durch und auf Zivilisten im Rahmen der Kampfhandlungen immer wieder vorkamen. Bazilles war in dieser Hinsicht erst ein Auftakt: Ab September 1870, mit der Gründung der Dritten Republik Frankreichs und dem Aufruf der Regierung der nationalen Verteidigung zu einer *levée en masse*, sahen viele Kriegsteilnehmer den Unterscheidungsgrundsatz zwischen einer spontanen und improvisierten Bewaffnung großer Teile der Bevölkerung und einer selektiven Allgemeinen Wehrpflicht mit entsprechender langjähriger Ausbildung, Disziplin und Ausrüstung zusehends infrage gestellt.²⁴

Unter der Federführung Leon Gambettas wurde innerhalb weniger Monate eine komplett neue Armee aus dem Boden gestampft, die die großen Verluste der kaiserlichen Truppen zumindest zahlenmäßig auf beeindruckende Weise ausglich: Hunderttausende Männer wurden im Spätherbst und Winter 1870 zu den mobilen Nationalgarden eingezogen oder meldeten sich freiwillig zu den Franktireurs-Einheiten. Foley nennt für den Februar 1871 eine Stärke der französischen Armee von etwa 950.000 Mann, darunter 400.000 ab September mobilisierte Männer. Den neu geformten Truppenteilen fehlte es nicht an Motivation, allerdings an Ausrüstung, auch an Offizieren, Kampferfahrung und Drill.²⁵

Deutsche Soldaten wie auch deren Armeeführung sprachen immer wieder Schwierigkeiten an, diese neuen französischen Truppenteile rechtlich einzuordnen. Durch den Mangel an Ausrüstung waren Nationalgardisten häufig nicht einheitlich uni-

19 Buß 1992, 9.

20 Lebrun 1884, 114: »Pour tirer vengeance de l'infanterie de marine qui lui avait fait essuyer des pertes énormes, les Bavares [...] avaient exercés les plus cruelles représailles sur les habitants«.

21 Bastard 1880, 138f. und 165-186.

22 Offener Brief des bayerischen Kriegsministers von Franckh, in: Hirth/Gosen 1872, Sp. 2360f.

23 Signori 2000.

24 Zur Tradition der *levée en masse* und der Idee des Volkes in Waffen in Europa: Caiani 2010; Horne/Kramer 2008, 140.

25 Foley 2005, 17.

formiert und dadurch – zumal auf Schussentfernung – nicht als Kombattanten zu erkennen. Im Umkehrschluss wurde nicht mehr von der grundsätzlichen Friedfertigkeit von Zivilisten ausgegangen. Im Feldzug 1870/71 wurden kriegsrechtlich umstrittene Maßnahmen eingesetzt wie das Mitführen ziviler französischer Geiseln auf Lokomotiven zur Sicherung von Eisenbahntransporten. Damit sollte der befürchtete ›Volkskrieg‹, ein Aufstand der Bevölkerung gegen die deutschen Invasoren, unterdrückt werden. Dies war nicht nur eine militärische, sondern auch eine politisch-ideologische Abwehrreaktion auf die als irregulär angesehene Führung eines Volkskrieges und dessen ›republikanische‹, antimonarchische Wurzeln.²⁶ Obwohl die Kriegführung 1870/71 vielfach regelkonform blieb, prägten diese Normverletzungen die langfristige Rezeption der Beschießung von Bazeilles in den Medien bis zum Ersten Weltkrieg.²⁷

Die Zerstörung von Bazeilles als Medienereignis

Hans Wachenhusen, Kriegsberichterstatter im Dienst der *Kölnischen Zeitung*, hatte als erfahrener Journalist ein Gespür für lohnende Geschichten. Am 1. September bewegte er sich inmitten des Schlachtengewirrs rings um Sedan und harrete stundenlang vor Bazeilles aus, das von Soldaten der französischen Marineinfanterie gehalten wurde. Unter schwerem Artilleriebeschuss des I. Bayerischen Armeekorps zogen sich die Franzosen schließlich zurück. Gemeinsam mit den bayerischen Soldaten rückte Wachenhusen nachmittags in Bazeilles ein. Plötzlich fielen wieder Schüsse:

»Die Soldaten liefen in der Straße zusammen. ›Sie schießen aus den Häusern auf uns!‹ schrieten sie, ›Feuer hinein!‹ und abermals loderte die Flamme an mehreren Ecken. Daß ich mich kurz fasse: Als ich am Abende um 6 Uhr aus dem Gefecht nach Bazeilles zurückkehrte, stand das ganze große Dorf in hellen Flammen. Alles war ein Feuermeer geworden. [...] Es war ein furchtbarer Anblick.«²⁸

Wachenhusen war einer der wenigen Journalisten, die die Ereignisse direkt in Bazeilles erlebten. Seine Artikel vom 1. und 3. September 1870 wurden in den Morgenausgaben der *Kölnischen Zeitung* vom 10. und 11. September gedruckt.²⁹ Sie gehören zu den frühesten deutschen Schilderungen der umstrittenen Beteiligung von Zivilisten am Kampf. Zuvor war die Beschießung von Bazeilles ausschließlich

26 Horne 2008, 109ff.

27 Buß 1992, 148; Hull 2006, 117ff.; Hohrath/Neitzel 2008, 24; Stoneman 2008, 235f.

28 Hans Wachenhusen, ›Der rothe Hahn auf den Dächern‹ (Remilly, 01.09.1870), in: *Kölnische Zeitung*, 10. 09. 1870, erstes Blatt, 2.

29 Hans Wachenhusen, ›Der rothe Hahn‹ und ›L'Empire, c'est la paix‹, in: *Kölnische Zeitung*, 11.09.1870, erstes Blatt, 2.

im Rahmen operativ-taktischer Nachrichten über die Kriegshandlungen bei Sedan erwähnt worden. Wachenhusen, der seit 1859 als Berichterstatter in vier Kriegen gewesen war, reiste unabhängig durch Frankreich und war nicht etwa dem Großen Hauptquartier angeschlossen, wo es, wie er in seinen Memoiren feststellte, »nichts zu beobachten« gegeben habe.³⁰ Er beschrieb seine Erlebnisse mit der Autorität des professionellen Augenzeugen, der zu Hause eine breite interessierte Leserschaft bediente:

»Von dem Fanatismus der Bevölkerung in dieser Gegend habe ich heute die ärgsten Proben gesehen. In dem Dorfe vor Sedan wurde nicht nur aus den Fenstern der Häuser, auch von der Kirche herab, sogar aus den Kellern auf uns geschossen. Selbst Weiber hatten Gewehre in den Händen und gaben von den Fenstern Feuer auf uns. Ein Dutzend Häuser habe ich selbst stürmen gesehen; ich war auch Zeuge, wie man die Patrone beim Genick herausholte und sie auf der Stelle füsilierte.«³¹

Der konservative Wachenhusen war nicht interessiert daran, Kritik an den Entscheidungen der eigenen Armeeführung oder gar an der preußischen Regierung zu üben, zumal der Feldzugsverlauf anzudeuten schien, dass der Krieg bald unter großen Verlusten gewonnen wäre. Er ergriff in seinem Artikel Partei für die bayerischen Soldaten und bezeichnete die Erschießungen französischer Zivilisten als gerechtfertigt, um Nachahmer abzuschrecken. Dieses Argumentationsmuster, eine Art achselzuckendes ›*c'est la guerre*‹, behielt Wachenhusen, übrigens ein genauer Kenner der französischen Lebensart und Wahlpariser vor dem Krieg, in seiner weiteren Berichterstattung über den Konflikt 1870/71 bei.

Wachenhusen und andere Augenzeugen schildern Erschießungen von Zivilisten, während französische Quellen als Todesursache von Zivilpersonen Säbelhiebe, Stöße mit Gewehrkolben oder Tritte, dazu Rauchvergiftungen oder Verbrennungen nennen.³² Ein Grund für die durchaus widersprüchlichen Aussagen könnte darin liegen, dass auf deutscher und französischer Seite unterschiedliche Definitionen des Begriffs ›Zivilperson‹ kursierten. Für Hans Wachenhusen, wie wohl für die meisten deutschen Kriegsteilnehmer, waren die mobilen Nationalgardisten vor allem wegen ihrer unzureichenden Uniformierung keine militärischen Einheiten. Für die Franzosen galten sie hingegen als Kombattanten und gingen im Todesfall in die Statistik der militärischen Verluste ein.³³ Der bayerische Kriegsminister Sigmund Freiherr

30 Wachenhusen 1890, 257; siehe auch: Mehrkens 2013, 66ff.

31 Hans Wachenhusen: ›Der rothe Hahn‹, in: Kölnische Zeitung, 11.09.1870, erstes Blatt, 2.

32 Eine Liste von 38 zivilen Opfern in Bourgerie 1897, 64-68.

33 In deutschen Quellen werden Erschießungen von Zivilisten in Bazeilles selten genannt, so z. B. im Bericht eines Ingenieur-Offiziers in der Vossischen Zeitung, 10.11.[1870], zweite Beilage, 5f.: »32 Bazeiller wurden kriegsrechtlich zum Tode verurteilt [...]. Eine Compagnie bayerischer Jäger führte die Gefangenen an eine Mauer und in wenigen Minuten waren sie Leichen«.

von Pranckh schrieb in einer Stellungnahme zu den Ereignissen, dass »das Schicksal Bazeilles die fürchterliche, aber gerechte Bestrafung des abscheulichen Verhaltens der sogenannten Nationalgarden war, welche von ihren Weibern und Kindern unterstützt, auf unsere Ärzte und andere den Verwundeten Hilfe bringenden Personen feuerten [...]«. ³⁴

Dass das Phänomen nicht nur im Zusammenhang mit Bazeilles diskutiert wurde, belegt der Bericht eines württembergischen Infanteristen über einen Vorfall bei St. Ménéhould:

»Wir erfuhren, daß Tags zuvor ein Kampf zwischen Preußischen Husaren und Zivilisten (etwa 800 an der Zahl) stattgefunden habe [...]. Auf grünem Rasen gebettet, lagen 33 hübsche junge Männer mit Wunden bedeckt und todt. [...] Sie waren in blaue Blousen gekleidet und trugen die Nationalcocarde.« ³⁵

In den Quellenbeispielen wird deutlich, dass sich die Zuschreibungen ›Zivilist‹ und ›mobiler Nationalgardist‹ vermischten. Die Gardisten blieben in den Augen deutscher Kriegsteilnehmer zivil, auch wenn sie ehrenvoll im Kampf starben und uniformiert waren. Häufig wurden ihnen militärisches Verhalten und Soldatenehre allerdings gänzlich abgesprochen.

Einen besonderen Stellenwert nahm gerade in der deutschen Kriegsberichterstattung die Rolle der Frauen ein: Das ›alte Mütterchen‹ auf den Trümmern der ehemaligen Wohnstatt, die Frau, die das Kind in ihrem Arm vor dem Kugelhagel schützt, wurden zu Inbegriffen des zivilen Kriegsopfers. ³⁶ Ein Topos, der in der deutschen Berichterstattung über Bazeilles immer wieder auftauchte, war der der kämpfenden Frau in Gestalt der Furie. Hermann Voget, der die Kampfhandlungen für die Leser der *Frankfurter Zeitung* schilderte, bezeichnete sich selbst als Zeuge der Erschießung einer Bazeillerin. Diese habe mit einer doppelläufigen Flinte im Arm auf bayerische Soldaten angelegt, Wehklagen ausstoßend über ihren getöteten Ehemann und ihre zwei toten Kinder. Die Soldaten, ihr Französisch nicht verstehend, hätten die Frau mit zwei Kugeln in die Brust erschossen, Voget selbst habe der Sterbenden die Hand gehalten. ³⁷

Während es noch plausibel erscheint, dass die Unterscheidungsschwierigkeiten zwischen Nationalgardisten und männlichen Bürgern in der Hitze des Gefechts zu falschen Identifizierungen führten, lässt sich dieses Erklärungsmuster nicht auf Frauen anwenden. Hermann Voget beschreibt insofern eine doppelte Normverletzung, da die Soldaten unrechtmäßig auf eine Zivilperson feuerten, diese aber nicht

34 Offener Brief des bayerischen Kriegsministers von Pranckh, in: Hirth/Gosen 1872, Sp. 2360f.

35 Hirth/Gosen 1871, Sp. 1489f.

36 Stoneman 2001, 277f.; Kühnhauser 2002, 66-74, bes. 69.

37 Hermann Voget, ›Streifereien über den Kriegsschauplatz, Teil VII‹, in: *Frankfurter Zeitung*, 27.09.1870, erstes Blatt, 2. Zu Voget in Bazeilles: Schneider 1986, 401f.

mehr als unbeteiligt am Kampf anzusehen war.³⁸ Schilderungen von ›kämpfenden Furien‹ und ›Flintenweibern‹ gehörten zu den Ausschmückungen vieler Kriegsberichte in deutschen Zeitungen. Aus der Perspektive deutscher Leser erschien die Beteiligung von Frauen an Kampfhandlungen, später auch an der Pariser Kommune, als ungeheuerlich und die öffentliche Verbreitung des Bildes der kämpfenden Frau als Verteidigerin der französischen Nation förderte über das Sprachrohr der Medien die Abgrenzung vom Gegner.³⁹

Die französische Berichterstattung über die Kriegsgräueltaten gegen Zivilpersonen setzte ebenfalls um den 10. September ein. *Le Peuple* druckte einen Bericht aus Bouillon, in dem zusätzlich zu Ermordungen von Bazeiller Einwohnern von Vergewaltigungen und Plünderungen die Rede war.⁴⁰ Am 16. September beschrieb ein Artikel, nichts in diesem Krieg sei so grauenvoll gewesen wie der Anblick des zerstörten Bazilles.⁴¹ Große Zeitungen mit Sitz in Paris stimmten in diesen Berichtstexten ein, soweit ihre Schlagzeilen nicht von Meldungen über die auf die Hauptstadt zumarschierenden deutschen Truppen bestimmt waren. Andere Blätter hingegen verzichteten auf Meldungen über Gewaltexzesse und brachten Bazilles auch weiterhin nur als Fußnote der Kampfhandlungen um Sedan.⁴² Die Unregelmäßigkeit der Berichterstattung erklärt sich aus der Kriegssituation, die Paris mittlerweile von Meldungen aus dem Umland abschnitt. Viele Redaktionen schalteten auf (erfundene) Durchhaltepropaganda um, weil ihre Kriegsberichtersteller Schwierigkeiten hatten, Berichte in die Stadt zu übermitteln.

Die ersten zwei Wochen nach dem Ereignis waren von einer Berichterstattung geprägt, die sowohl auf der deutschen als auch auf der französischen Seite der Grenze geringes Echo hervorrief. Bazilles erschien für diesen kurzen Zeitraum als ein Kriegsschauplatz von vielen und neben den Großereignissen von Sedan und der Kapitulation des Kaisers eher unbedeutend. Das änderte sich jedoch durch die Berichterstattung in der renommierten Londoner *Times*, die die Ereignisse von Bazilles für das britische Publikum aufbereitete und zum Forum für einen kritischen internationalen Meinungsaustausch wurde.⁴³

Am 9. September brachte die Londoner *Times* einen Leitartikel über die fatalen Auswirkungen des Krieges auf die Zivilbevölkerung. Der Autor nahm davon Abstand, Schuldige auszumachen, er appellierte vielmehr – gemäß der Rolle der Zei-

38 Bourgerie nennt drei Rentnerinnen, die in Bazilles an den Folgen von Misshandlungen und Rauchvergiftung in ihren Häusern gestorben seien (Bourgerie 1897, 68). Helvig spricht von zwei bettlägerigen Frauen, drei Kindern und drei Männern, die erstickt seien, und von dreißig Männern und in der Tat einer Frau, die als »getötet, verwundet, vermisst« gemeldet waren (Helvig 1872, 88).

39 Becker 2013, 46; Stoneman 2008, 236.

40 *Le Peuple Français*, 10.09.1870, 2.

41 *Le Peuple Français*, 16.09.1870, 2.

42 So zum Beispiel der liberale *Le Temps*, dessen Berichtersteller Georges Jeannerod die Gräueltaten von Bazilles unerwähnt lässt.

43 Über die britische Perspektive auf die Kriegsokkupation: Mehrkens 2013b.

tung als publizistisches Sprachrohr einer neutralen Großmacht – an das Mitgefühl der britischen Leser für die unschuldigen Opfer des Krieges:

»War is merciless to civil life. It crushes it aside, and villages and women and children are apt to be forgotten in the death grapple of soldiers and armies. Yet of the misery caused by the war not the least terrible will be the desolation – the fire, the sword, and the pestilence – which, in spite of all human intentions, will sweep over the homes of the peasants and townspeople of France. It may be hoped, indeed, that the story of Bazeilles is exceptionally horrible«.

In der Annahme, einige der Einwohner hätten auf ihre Verwundeten geschossen, hatten die Deutschen den Ort angezündet »and men, women, children, and animals – every living creature in the village, some of the soldiers not excepted – were consumed in one sudden and remorseless conflagration. In that furious moment it must have been a hell upon earth«. ⁴⁴

Die *Times* wies im Herbst 1870 immer wieder auf die schrecklichen Folgen des Krieges für Zehntausende Zivilpersonen hin, denen der Konflikt buchstäblich bis in ihre Häuser hinein folgte: Familien verließen ihre Dörfer auf der Flucht vor herannahenden deutschen (und eigenen) Truppen. Wer trotz der Bedrohung in den eigenen vier Wänden ausharrte, sah sich in der Folge mit Einquartierungen, Lebensmittel- und Fourageforderungen konfrontiert. Flüchtlinge in belagerten Festungen und Städten waren Beschießungen ausgesetzt, und von den Bewohnern besetzter Gebiete wurde erwartet, dass sie sich widerstandslos dem Regiment der siegreichen Armeen unterwarfen. ⁴⁵ Die britischen Korrespondentenberichte, die unter anderem das niedergebrannte Bazeilles mit den Ruinen von Pompeji verglichen, bedauerten die allgemeinen Folgen des Konflikts, ohne die Verursacher moralisch zu verurteilen. ⁴⁶ Für Edouard Antoine Sidoine de Fitzjames, Herzog von Fitz-James, war die Schuldfrage indes klar; er wandte sich mit einem offenen Brief an die Redaktion der *Times*, der am 15. September in französischer Sprache abgedruckt wurde. Die Familie Fitz-James residierte in Warty im Departement Oise nördlich von Paris. ⁴⁷ Mehrere Söhne und Neffen des Herzogs (1828–1906) standen für Frankreich im Militärdienst. Anfang September 1870 war Fitz-James als Vertreter einer internationalen Hilfseinrichtung in Bazeilles. In seinem Brief schilderte er die Lage in der Ortschaft mehrere Tage nach den Kampfhandlungen und machte daraus eine Anklage gegen die seiner Meinung nach menschenverachtende Kriegführung der deutschen Einheiten:

44 The *Times*, 09.09.1870, 7.

45 Stoneman 2008, 227.

46 ›The Ravages of the War‹, in: The *Times*, 16.09.1870, 8.

47 Borel d'Hauterive 1870, 80f.

»Der Feind kam nach Bazeilles hinein, und dann begannen Schreckensszenen und Exzesse ohne Namen, die diejenigen, die sie begingen, für immer in den Schmutz ziehen. Die Bayern und die Preußen setzten das Dorf in Brand, um die Einwohner dafür zu bestrafen, dass diese sich verteidigt hatten [...]. Ich habe verkohlte Leichen von Einwohnern in ihren Türeingängen gesehen. Das ist es, Herr Redakteur, von dem ich nicht will, dass es unbekannt bleibt. Der Krieg hat seine Härten, aber er hat auch seine Regeln, auf der Grundlage der Gesetze der Ehre und der Menschlichkeit. Diese Gesetze habt Ihr, Bayern und Preußen, die Ihr in Bazeilles wart, verletzt. Ihr habt Euren Sieg in den Schmutz gezogen. [...] Ihr habt demnach getötet, um zu töten; Ihr habt Euch aufgeführt wie Wilde und nicht wie Soldaten.«⁴⁸

Tatsächlich erwähnte der Herzog auch Einwohner, die Bazeilles verteidigt hätten – mobile Nationalgardisten, denen er den Kombattantenstatus militärischer Reservetruppen zusprach: »Am Morgen des 31. August, als sie den Feind kommen sahen, legten die mutigen Einwohner dieses Dorfes erneut ihre Uniformen der Nationalgarde an und halfen der Armee, sich zu verteidigen.«⁴⁹

Internationale Redaktionen druckten daraufhin den Wortlaut des Briefes oder kommentierten ihn. Stand ein Artikel erst einmal in der Londoner *Times* – dem Blatt mit dem höchsten Renommee bezüglich der internationalen Berichterstattung im späten 19. Jahrhundert, überdies in diesem Krieg eine neutrale Stimme –, dann wurde er auch jenseits der Insel beachtet. Eine solche Breitenwirkung war der *Kölnischen Zeitung* Wachenhusens oder vereinzelt französischen Blättern um diese Zeit nicht zuzusprechen. Hermann Voget verfasste für die *Frankfurter Zeitung* eine Gegendarstellung zu Fitz-James' Bericht, beruhend auf eigenen Erfahrungen in Bazeilles.⁵⁰ Voget erklärte die Darstellungen des französischen Herzogs für übertrieben, die Zerstörung des Dorfes für eine im Krieg unvermeidliche Angelegenheit. Damit stellte er sich auf die Seite Wachenhusens, was für den überzeugten Demokraten keine selbstverständliche Position war.⁵¹

Ebenfalls durch die Presse ging in diesen Tagen ein offener Brief des bayerischen Kriegsministers: Siegmund Freiherr von Franckh nahm »seine« bayerischen Soldaten gegen die massiven Vorwürfe in Schutz und konstatierte, dass

48 »L'ennemi entra à Bazeilles, et alors commencèrent des scènes d'horreur et des excès sans nom qui flétrissent à jamais ceux qui les commettent. Les Bavaois et les Prussiens, pour punir des habitants de s'être défendus, mirent le feu au village [...]. J'ai vu des corps des habitants calcinés sur leur porte. Voilà, monsieur le rédacteur, ce que je n'ai pas voulu laissé ignorer. La guerre a ses rigueurs, mais elle a ses règles aussi, basées sur les lois de l'honneur et de l'humanité. Ces lois, Bavaois et Prussiens qui étiez à Bazeilles, vous les avez violées. Vous avez flétri votre victoire. [...] Vous avez donc tué pour tuer; vous vous êtes conduits comme des sauvages et non comme des soldats [...]«, *The Times*, 15.09.1870, 10.

49 »Le 31 août au matin les courageux habitants de ce village, voyant l'ennemi arriver, revêtirent leurs uniformes de gardes nationaux et aidèrent l'armée à se défendre [...]«, ebd.

50 *Frankfurter Zeitung*, 27.09.1870, erstes Blatt, 1f.

51 Schneider 1986, 393-399.

»der Inhalt der mir zugegangenen Correspondenz die Schlussfolgerungen des Herzogs [von Fitz-James] keineswegs rechtfertigt. Im Gegenteil, die Berichte sämtlicher Augenzeugen des Kampfes stimmen darin überein, dass, wenn die beklagenswerthen Handlungen verübt wurden – Handlungen wider die Gesetze der Ehre – sie nicht von unseren Truppen verübt wurden.«⁵²

Diese Darstellung ging nicht nur in das Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg ein, sondern fand auch Widerhall in den Medien.⁵³ Die Londoner *Times* wurde in den folgenden Wochen zum Schauplatz einer intensiven Auseinandersetzung über das Verhalten deutscher Armeekorps, insbesondere der Bayern, in Frankreich. Britische Staatsbürger, die im Auftrag von Hilfseinrichtungen das Kriegsgebiet bereisten, hoben in Leserbriefen das untadelige Verhalten der deutschen Truppen in den besetzten Gebieten hervor und wiesen auf die unzureichende Informationslage hin, die brutalisierende Gerüchte förderte. Britische Kriegsberichterstatter warfen den Kollegen von der Pariser Presse vor, Schauermärchen in die Welt zu setzen, um den Gegner zu diffamieren.⁵⁴

Der Mann, der als kommandierender General des I. Bayerischen Armeekorps die Ereignisse vielleicht hätte erklären können, hielt sich bis zum Sommer des Jahres 1871 bedeckt. Dann aber löste General von der Tann-Rathsamhausen mit seinem offenen Brief über die Ereignisse im vorangegangenen Herbst eine neuerliche Welle von Diskussionen aus.⁵⁵ Er habe absichtlich während des Krieges nicht auf die öffentlichen Vorwürfe geantwortet, um »nicht bloße Behauptungen diesen Anklagen entgegenzustellen, und um die Unwahrheit derselben actenmässig beweisen zu können«. Der General hatte vom Bazeiller Bürgermeister Bellomet »einen erschöpfenden namentlichen Rapport über alle während des Kampfes vom 31. August und 1. September verunglückten Einwohner erholt«.⁵⁶ Von der Tann-Rathsamhausen zählte die offiziellen 39 toten und vermissten Zivilpersonen des Dorfes, hielt dagegen die Verluste seiner Soldaten in Höhe von über 2.000 Mann und schloss lapidar:

»Wenn Ziffern reden, kann ich die Worte der Rechtfertigung sparen und mit dem Wunsche schließen, daß alle diejenigen, welche sich durch die im ersten Schrecken erklärbaren Übertreibungen zu ungerechten Anklagen verleiten ließen, ihre Sympathie den unglücklichen Einwohnern hinfort durch reichliche Unterstützungen beweisen werden; denn der Maire Bellomet fügt dem Rapporte bei, daß seit der

52 Hirth/Gosen 1872, Sp. 2361.

53 Generalstab 1875, 1147ff., bes. 1154; »The Firing of Bazilles«, *The Times*, 28.09.1870, 10.

54 In der Londoner *Times* u. a.: »The Germans in France«, 28.09.1870, 10; »A Panic«, 20.09.1870, 8; »The Prussian Army of Occupation«, 27.09.1870, 4.

55 Abgedruckt u. a. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 11.07.1871; ebenso: Hirth/Gosen 1872, Sp. 1716f.; Helvig 1872, 88f.

56 Helvig 1872, 88.

Schlacht von den 2048 Einwohnern 140 bis 150 durch Krankheiten in Folge von Mangel und Elend verstorben seien«. ⁵⁷

Diese kühle Kalkulation musste provozierend wirken, zumal in von der Tann-Rathsamhausens Rechnung die Verluste der französischen Soldaten – ebenfalls über 2.000 Mann – gar nicht erst einbezogen worden waren. Bürgermeister Bellomet protestierte in einem offenen Brief, der in die französische Erinnerungsliteratur zu Bazeilles einging. ⁵⁸ Hans Wachenhusen jedoch sprang für den bayerischen General in die Bresche:

»Die Erklärung des Generals v. d. Tann, Commandanten des 1. Bayerischen Armee-corps, hat wiederum einige boshafte Glossen der Pariser Journale hervorgerufen. Als Zeuge des Kampfes vor und in Bazeilles schilderte ich denselben an dieser Stelle bereits am Abend des Tages von Sedan und wiederhole heute: Bazeilles ist ein Opfer theils des Krieges, theils des Kriegsgesetzes geworden«. ⁵⁹

Zeitgleich flammte von anderer Seite die Diskussion um die Beschießung wieder auf. In einem offenen Brief an die katholische Tageszeitung *L'Univers* lobte der französische Abbé de Beuvran aus dem Militärspital Val de Grâce Ende Juli 1871 die Heldentaten seiner Landsleute beim angeblichen Kampf der Einwohner von Bazeilles:

»Der Pfarrer [von Bazeilles], ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren, hatte selber den Widerstand organisirt. Jedes Haus war eine Citadelle, welche einen Feuerregen aussprühete; Männer, Weiber, Kinder, Greise, alle waren Soldaten. Es waren deren zweitausend, welche zweitausendfünfhundert Feinde tödteten. Die Rache der Preußen war fürchterlich. Sie steckten mit Fackeln auch das letzte Haus in Brand, so dass von Bazeilles nur ein Schutthaufen übrig blieb«. ⁶⁰

Diese Schilderung stieß bei besonnenen Gemütern in Frankreich auf Ablehnung. Sicherlich wollte man die Diskussion um schießende Zivilisten nicht noch einmal aufflammen lassen, während man noch Reparationen an das Deutsche Reich zu zahlen gezwungen war. Der angesprochene Pfarrer von Bazeilles, Baudelot, widersprach de Beuvran in einer Stellungnahme im *L'Univers*: Dessen Ausführungen wären zwar sehr lobenswert gewesen, um die Moral der Franzosen nach der Niederlage wieder zu heben, allerdings in ihrem Wahrheitsgehalt handelte es sich um reine

57 Ebenda.

58 Bastard 1884, 148; Bazeilles o. J., 94; Fouquet 1896, 62f.

59 Hirth/Gosen 1872, Sp. 1717f.

60 Fouquet 1896, 57. Die hier zitierte deutsche Textfassung entstammt Hirth/Gosen 1872, Sp. 1718.

Fantasie: »un récit de pure fantaisie«. ⁶¹ Einen Widerstand durch Zivilisten in dieser Form, so Baudelot, hätte es in Bazailles nie gegeben.

Zusammen mit den Kriegsberichterstatlern reisten sogenannte »Specialartisten« durch das Kriegsgebiet, die für visuelle Eindrücke des Geschehens in der Presse sorgten und den Krieg damit auch für die Daheimgebliebenen »sichtbar« machten. ⁶² In der Berichterstattung zu Bazailles stellten die Künstler beiderseits des Rheins die Zerstörung des Ortes in den Mittelpunkt ihrer Werke.

Frank Becker hat gezeigt, wie stark die Kriegsberichterstattung in Deutschland der wechselseitigen Identifikation von Heimat und Armee zuarbeitete: »Was auf den Schlachtfeldern in Frankreich geschah, interessierte nicht nur die politische Führung, sondern ging jedermann etwas an«. ⁶³ Die Einheit von Armee und Zivilgesellschaft sollte gefördert werden, denn durch die allgemeine Wehrpflicht standen deutsche Söhne, Ehemänner, Brüder und Väter im Felde, deren Tätigkeit als Soldat bruchlos in ihren zivilen Lebenslauf integriert werden sollte. ⁶⁴ Die deutsche Berichterstattung über Bazailles vermied die Anklage militärischer Härte auch deshalb, weil von den Soldaten erwartet wurde, dass sie im Dienste der Nation im Felde standen, dabei aber weiterhin zivile Werte vertraten. Dieser Konsens wurde in der Kriegsberichterstattung mit allen Mitteln verteidigt. Aus diesem Grund stieß die Berichterstattung in der britischen Presse bei den deutschen Lesern dort auf Unverständnis, wo sie ihren »braven Soldaten« Barbarei vorwarf. In Frankreich stellte sich die Situation anders dar. Die öffentliche Darstellung von Bazailles als Opfer einer brutalen deutschen Kriegsmaschinerie ging in die nationale Erzählung als ein Symbol für Mut und Widerstand angesichts drohender Übermacht ein. In der französischen Erinnerung existiert die heroische Verteidigung der Ortschaft durch die Marineinfanterie vor allem als patriotisches Gegenbild zur Schmach der »kaiserlichen« Niederlage bei Sedan. ⁶⁵

Bazailles als Symbol militärischen Widerstandes

Der französische Kriegsmaler Alphonse de Neuville (1835-1885) recherchierte 1872 in Bazailles für ein Gemälde, das er den Soldaten der französischen Marineinfanterie widmete. Er erkundete Straßenzüge und Gebäude und ließ sich von Major Lambert das Haus zeigen, in dem sich dieser mit den Soldaten seiner Ein-

61 Fouquet 1896, 57.

62 Becker 2006, 71ff.; Beispiele: *Illustrierte Zeitung*, Leipzig, 08.10.1870, 257 u. 12.11.1870, 335; *Le Journal illustré*, 4 (27.08.-03.09.1871), 32; *L'illustration. Journal Universel*, 17.09.1870, 237 u. 24.09.1870, 256.

63 Becker 2006, 76.

64 Becker 2006, 79f.

65 Varley 2008, 153.

heit verschanzt hatte. Das Gemälde *Les Dernières Cartouches* wurde 1873 in den Pariser Salons einem ausgewählten Personenkreis präsentiert.⁶⁶ Es zeigt eine Szene im Obergeschoss des Hauses Bourgerie, in der sich die Soldaten Lamberts ›bis zur letzten Patrone‹ verteidigten.⁶⁷ Die Darstellung dient ausschließlich der Erinnerung an die Kämpfe der Marineinfanteristen, die für ihren Kampf in Bazeilles zu französischen Soldatenhelden stilisiert wurden. Zivilpersonen sind auf dem Gemälde nicht zu sehen. Das Bild wurde schon bald nach seiner Veröffentlichung fotografisch reproduziert und weit verbreitet; häufig ist es in der Erinnerungsliteratur zu Bazeilles abgedruckt.

Das Haus selbst, die *Maison de la dernière cartouche*, entwickelte sich nach dem Krieg 1870/71 zu einem Touristenziel mit dem Charakter eines Wallfahrtsortes. Es beherbergte in seinen von Patronen durchlöcherten Wänden schon vor 1880 das Museum von Bazeilles, in dem Militaria und Erinnerungsstücke an die Kämpfe gesammelt und ausgestellt wurden. Von Widerstand leistenden Zivilisten war im Museum von Bazeilles nicht die Rede, auch nicht vom Herzog von Fitz-James und seiner Anklage gegen eine entgrenzte Kriegführung.

Stattdessen standen die militärische Würde der *Grande Nation* und die Erinnerung an die gefallenen Soldaten im Vordergrund. Den militärischen Helden war auch das Denkmal gewidmet, das in Bazeilles am 25. November 1875 der Öffentlichkeit übergeben wurde.⁶⁸ Das im Beisein zahlreicher Ehrengäste aus Politik und Militär enthüllte *Monument commémoratif des combats de 1870* erinnert mit Inschriften auf allen vier Seiten eines Obelisken an die an den Kämpfen beteiligten französischen Militäreinheiten. Auf dem Sockel werden außerdem 27 der zivilen Todesopfer aufgeführt.⁶⁹ Die zentrale Inschrift des Monuments besagt, dass es zur Erinnerung an die Offiziere und Soldaten der französischen Marineinfanterie und des 12. Armeekorps errichtet worden sei.⁷⁰ Die zivilen Opfer gingen somit in der allgemeinen Erinnerung an die militärischen Verluste auf.

Die Katastrophe von Sedan wurde im Nachkriegsfrankreich als besonders einschneidend und als Symbol für die Niederlage der Nation empfunden. Die Ereignisse von Bazeilles jedoch wurden, gerade aufgrund ihrer räumlichen Nähe und Gleichzeitigkeit zu Sedan, im Gegenzug zum Bild von Opfermut und heldenhafter Widerstandskraft der Franzosen. Die Stadt führe nun einen ruhmreichen Namen und stehe für die Armee: »*Bazeilles est un nom glorieux pour nos armées*«, hieß es stolz.⁷¹ Neben der Katastrophe der Einkreisung der Armee von Marschall Mac-Ma-

66 Bastard 1884, 45ff. Eine Werkbeschreibung des Gemäldes ›Die letzten Patronen‹, in: Richard 1886, 54ff.

67 Lamberts Beschreibung der Verteidigung, in: Lecaillon 2002, 221f.

68 Bastard 1884, 5-7, 28-33 und 93ff.

69 Bastard 1884, 95.

70 Bastard 1884, 30ff.

71 Bourgerie 1897, 72.

hon und der Kapitulation des Kaisers bei Sedan wirkte die zweimalige und verbissene Rückeroberung des Ortes Meter für Meter außergewöhnlich und heldenhaft. In diesem Sinnstiftungsprozess, der rein militärisch besetzt blieb, hatte die Erinnerung an die zivilen Opfer keinen Platz, das Symbol für den ›Volkskrieg‹ wurde vom soldatischen Heldengedenken überlagert.

Offene Fragen in der Erinnerungsliteratur

Zum zehnten, zwanzigsten, fünfundzwanzigsten Jahrestag der Ereignisse von Bazeilles überschwemmten Bücher und Broschüren den französischen Literaturmarkt.⁷² Die meisten Werke fanden auf lokaler Ebene Verbreitung und wurden nicht in die deutsche Sprache übersetzt. Viele Verfasser gaben als Grund für ihre schriftstellerische Tätigkeit einen persönlichen Bezug zum Ort Bazeilles an und bezeichneten die Aufarbeitung der Ereignisse des Jahres 1870 als nicht abgeschlossen. Jeder der Autoren versprach, durch einen aufklärerischen Beitrag endlich Licht ins Dunkel zu bringen: Es wäre zwar viel geschrieben worden, die Wahrheit dennoch weiterhin unbekannt: »[Die Autoren] haben sich bemüht, kecke fantastische Berichte zu erfinden, [...] und diese Fabeln durchlaufen die Welt, zuweilen begleitet von Zeichnungen, die ebenso ungenau sind wie der Text«.⁷³ Es lässt sich eine gemeinsame Struktur in diesen Werken erkennen, deren Verfasser häufig voneinander abschrieben: Zunächst wurden die militärischen Ereignisse der Kämpfe um Bazeilles am 30. August und 1. September 1870 dargestellt. Dem folgte eine Beschreibung der Kämpfe aus der Sicht der Einwohner des Ortes mit Schilderungen von Gräueltaten bayerischer Soldaten gegen Frauen, Kinder und Alte. Untermauert wurden diese Episoden mit Aussagen von Überlebenden. Meist führte der Autor eine Liste der zivilen Opfer an. Dem folgte eine Darstellung der Erinnerungskultur des Ortes: die Präsentation des Monuments, des Friedhofs, des Museums von Bazeilles. Der Tenor dieser Literatur aus der Zeit der Jahrhundertwende lautete, dass in Bazeilles nur militärisch ausgebildete Franzosen gekämpft hätten, also auch Nationalgardisten. Kein Zivilist hätte die Waffe gegen einen deutschen Soldaten erhoben, trotzdem wären unschuldige Menschen der Rache der Bayern zum Opfer gefallen.

Die Zivilbevölkerung wurde offenbar zehn Jahre nach dem Ereignis wieder stärker in die Erinnerung einbezogen. Ihr Anteil – oder eben ihr Nichtanteil – an den Kämpfen stand in der Erinnerungsliteratur gleichrangig neben den Beschreibungen der militärischen Ereignisse. Zum ersten Mal seit September 1870 wurden die Einwohner von Bazeilles nach ihren Erfahrungen befragt. Die grundsätzliche

72 Bastard 1880; Bastard 1884; Bazeilles o. J.; Bourgerie 1897; Fouquet 1896.

73 »[Les auteurs] se sont évertués à inventer des récits audacieusement fantaisistes, [...] et ces fables courent le monde, accompagnées parfois de dessins aussi inexacts que le texte«, Bazeilles o. J., 2.

Bereitschaft der Beteiligten zur Stellungnahme könnte mit der größeren zeitlichen Distanz zum Geschehen zusammenhängen. Möglicherweise entdeckten die Autoren der Bücher auch erst jetzt die Vorteile des direkten Gesprächs mit den Betroffenen, die zuvor einfach nicht gefragt worden waren.

Von deutschen Autoren sind in dieser Phase keine Bücher zum Geschehen in Bazeilles veröffentlicht worden. Auch in Feldzugserinnerungen einzelner bayerischer Soldaten taucht Bazeilles bestenfalls als Episode auf.⁷⁴ Es sind Privatbriefe und Tagebücher von Angehörigen des I. Bayerischen Armeekorps erhalten, die Details zu den Einsätzen vom 1. bis 3. September 1870 schildern.⁷⁵ Eine Aufarbeitungswelle aber gab es in Bayern nicht. Der gute Ruf der als gemütlich und freundlich geltenden bayerischen Soldaten in den französischen Quartieren hatte nachhaltig unter den Vorfällen gelitten, dies war womöglich ein Grund für das Schweigen. Ausgerechnet das Korps von der Tann-Rathsamshausens hatte Anfang September 1870 als Teil der Besatzungstruppen Einzug in Sedan gehalten, wo den Soldaten nach der Beschießung von Bazeilles der Ruf von wilden Verwüstern und gnadenlosen Plünderern vorauselte.⁷⁶ Getreu dem Motto ›Wer sich verteidigt, klagt sich an‹ hielten sich die bayerischen Soldaten mit Stellungnahmen über die Vorkommnisse in Bazeilles zurück.⁷⁷

Was bleibt von Bazeilles?

In der Zeit des Ersten Weltkriegs war die Erinnerung an die Eroberung von Bazeilles noch sehr lebendig. In englischen Presseartikeln tauchte sie im Zusammenhang mit der Völkerrechtsdiskussion der Haager Konferenz immer wieder auf.⁷⁸ Britische Zeitzeugen erinnerten an die Beschießung des Ortes 1870 und an die Schilderung von Gräueltaten in den damaligen Medien.⁷⁹ In Verbindung mit der ›atrocité‹-Diskussion ab 1914, in der es um Kriegsgräuel der vorrückenden deutschen Truppen in Flandern, der Wallonie und Nordwestfrankreich ging, wurde somit eine direkte Linie von der Kriegführung 1870 zu der des Ersten Weltkriegs gezogen. Der Volkskriegsmythos vom ungleichen Krieg professioneller Soldaten gegen ein wehrhaftes Volk, den französischen Revolutionstruppen der ersten Stunde, wurde lebendig gehalten.⁸⁰

74 Tanera 1914, 408ff.

75 Bayerisches HStA, Abt. IV: Kriegsarchiv München, Kriegsbriefe Nr. 250, 253, 285, 296.

76 Rouy 1909-1914, T. 10, H. 39, Juni 1910, 699f.

77 Stoneman 2001, 273; Kühnhauser 2002, 66-74, bes. 69ff.

78 ›The declaration of London and the Hague Conventions‹, The Times, 17.06. 1911, 8.

79 ›War as it was in 1870. German Barbarism in Retrospect‹, The Times, 31.07.1917, 5.

80 Zur Erinnerung an die Kriegführung 1870 während des Ersten Weltkrieges siehe Horne/Kramer 2001, 140-153.

Zu Beginn der Zwanzigerjahre schrieb der Kriegsberichterstatter Egon Erwin Kisch eine Reportage über seinen Besuch in Bazeilles und gab ihr den Titel »Wallfahrtsort für Kriegshetzer«. Seine Beschreibung des Museums im Haus Bourgerie und des Friedhofs im Ort endet mit den Worten:

»Ist das alles zur Abschreckung da? Nein, an den Wänden des Korridors hängen Glasperlenkränze mit Trikoloren, und auf den Trikoloren stehen Schwüre von Blutrache und Sieg und Revanche. Und jeder dieser Kränze wurde namens eines politischen Vereins niedergelegt, am 1. September, und der Redner, je blutiger er sprach, desto besser war's wohl.«⁸¹

Noch ganz unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs stehend, betonte Kisch die Verbindung von 1870 und 1914 in der Tradition des Revanche-Gedankens und des praktizierten Nationalismus und Militarismus. Bazeilles blieb somit eine Stätte militärischen Gedenkens.

Die Ereignisse des Jahres 1870 mögen mittlerweile nicht mehr geläufig und aus den Medien verschwunden sein. Ganz sicher werden sie im Schatten des Ersten Weltkrieges nur unzureichend wahrgenommen. Die neuere militärhistorische Forschung mit ihren kultur- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen zur Geschichte des ›Volkskrieges‹ und des ›totalen Krieges‹ hat indes einen großen Anteil daran, auf die Kontinuitäten von der Kriegführung des 19. Jahrhunderts zu der von 1914-1918 hinzuweisen: »Diese Affäre zeigt«, so François Roth, »dass der Krieg nunmehr die Zivilisten berührt. Wenn die feindlichen regulären Truppen den Eindruck haben – gleich ob wahr oder falsch – dass man ihnen in den Rücken schießt, dann sind sie zu harten Repressalien bereit.«⁸²

Literaturverzeichnis

- Arnold 1896 = Arnold, Hugo: Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen 1870/71, Erstes Bändchen: Von der Kriegserklärung bis zur ersten Einnahme von Orleans (11. Oktober 1870), München 1896.
- Audoin-Rouzeau 1989 = Audoin-Rouzeau, Stéphane: 1870. La France dans la Guerre, Paris 1989.
- Bastard 1880 = Bastard, Georges: Guerre franco-allemande. Sedan Bazeilles dix ans après, Paris 1880.

81 Kisch 2001, 252.

82 »Cette affaire montre que la guerre touche maintenant les civils. Si les troupes ennemies régulières ont l'impression – vraie ou fausse – qu'on leur tire dans le dos, elles sont capables des pires représailles«, Roth 1990, 127f.

- Bastard 1884 = Bastard, Georges: La défense de Bazeilles. Dessins inédits et croquis d'après nature de A. de Neuville et L. Sergent, Paris 1884.
- Bazeilles o. J. = Bazeilles: Guerre de 1870. Invasion dans les Ardennes, Rethel s. d. (sans date/ ohne Jahr).
- Becker 2006 = Becker, Frank: Deutschland im Krieg von 1870/71 oder die mediale Inszenierung der nationalen Einheit, in: Daniel, Ute (Hg.): Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert, Göttingen 2006, 68-86.
- Becker 2013 = Becker, Frank: La guerre et l'armée. Des espaces de négociation pour l'ordre politique national, in: Gersmann, Gudrun/König, Mareike/Mehrkens, Heidi (Hg.): L'espace du politique en Allemagne au XIXe siècle (Themenheft), in: Revue d'histoire du XIXe siècle 46/1 (2013), 33-50.
- Bourgerie 1897 = Bourgerie, J.: Bazeilles. Combats, incendies, massacres, Tours 1897.
- Buß 1992 = Buß, Regina: Der Kombattantenstatus. Die kriegsrechtliche Entstehung eines Rechtsbegriffs und seine Ausgestaltung in Verträgen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bochum 1992.
- Caiani 2010 = Caiani, Ambrogio A.: Levée en masse (European History Online, <http://ieg-ego.eu/en/threads/alliances-and-wars/war-as-an-agent-of-transfer/conscription/ambrogio-a-caiani-leevee-en-masse>, abgerufen am 21.12.2016).
- Chabanier 1971 = Chabanier, Jean: La garde nationale mobile en 1870-1871, in: Revue Historique de l'Armée 27/1 (1971), 43-61.
- Elbin 1987 = Elbin, G.: Was geschah wirklich in Bazeilles?, in: Amberg Information 9 (1987), 35-44.
- Foley 2005 = Foley, Robert T.: German Strategy and the Path to Verdun. Erich von Falkenhayn and the Development of Attrition, 1870-1916, Cambridge 2005.
- Förster 1996 = Förster, Stig: Vom Volkskrieg zum totalen Krieg? Der Amerikanische Bürgerkrieg 1861-1865, der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 und die Anfänge moderner Kriegführung, in: Bernecker, Walther L./Dotterweich, Volker (Hg.): Deutschland in den internationalen Beziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1996, 71-92.
- Fouquet 1896 = Fouquet, E.: Bazeilles pendant la guerre de 1870 et le 25^{me} anniversaire, Balan-Sedan 1896.
- Generalstab 1875 = Der deutsch-französische Krieg 1870-71. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs, Erster Theil: Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreiches, Heft 8: Die Schlacht bei Sedan, Berlin 1875.
- Helvig 1872 = Helvig, Hugo (Hg.): Das 1. bayerische Armeecorps von der Tann im Kriege 1870/71. Nach den Kriegsacten bearbeitet, München 1872.
- Hirth/Gosen 1871 = Hirth, Georg/Gosen, Julius von: Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870-1871. Eine Sammlung der wichtigeren Quellen. Mit Karten und Plänen. Dem siegreich heimkehrenden deutschen Heere und seinen Führern gewidmet von Dr. Georg Hirth und Dr. Julius von Gosen, Band 1: Vom 3. Juli bis 28. August 1870, Berlin 1871.

- Hirth/Gosen 1872 = Hirth, Georg/Gosen, Julius von: Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870-1871. Eine Sammlung der wichtigeren Quellen. Mit Karten und Plänen. Dem siegreich heimkehrenden deutschen Heere und seinen Führern gewidmet von Dr. Georg Hirth und Dr. Julius von Gosen, Band 2: Vom 28. August bis 28. Oktober 1870, Leipzig 1872.
- Hauterive 1870 = Borel d'Hauterive, M. (Hg.): *Annuaire de la Noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe*, Paris 1870.
- Hohrath/Neitzel 2008 = Hohrath, Daniel/Neitzel, Sönke: Entfesselte Gewalt oder gezähmte Kriegführung? Gedanken zur regelwidrigen Gewalt im Krieg, in: Hohrath, Daniel/Neitzel, Sönke (Hg.): *Kriegsgreuel. Die Entgrenzung der Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Paderborn u.a. 2008, 9-37.
- Horne/Kramer 2001 = Horne, John/Kramer, Alan: *German Atrocities, 1914: A History of Denial*, New Haven 2001.
- Horne 2003 = Horne, John: *Defining the Enemy. War, Law, and the Levée en masse from 1870 to 1945*, in: Moran, Daniel/Waldron, Arthur (Hg.): *The People in Arms. Military Myth and National Mobilization since the French Revolution*, Cambridge 2003, 100-123.
- Hull 2006 = Hull, Isabell V.: *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Ithaca-New York 2006.
- Kisch 2001 = Kisch, Egon Erwin: Wallfahrtsort für Kriegshetzer, in: Kisch, Egon Erwin (gesammelte Reportagen): *Der rasende Reporter*, Berlin, 2001 (3. Aufl. d. Erstauflage 1925), 249-252.
- Kolb 1989 = Kolb, Eberhard: *Der Weg aus dem Krieg. Bismarcks Politik im Krieg und die Friedensbahnung 1870/71*, München 1989.
- Krumeich 1994 = Krumeich, Gerd: Zur Entwicklung der *nation armée* in Frankreich bis zum Ersten Weltkrieg, in: Foerster, Roland G. (Hg.): *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung*, München 1994, 133-145.
- Kühlich 1995 = Kühlich, Frank: *Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, 672)*, Frankfurt/Main 1995.
- Kühnhauser 2002 = Kühnhauser, Florian: *1870-71. Kriegererinnerungen eines Soldaten des königlich bayerischen Infanterie-Leibregiments von Florian Kühnhauser, Waging am See (Nachdruck der Ausgabe von 1898)* 2002.
- Lebrun 1884 = Lebrun, Barthélemy Louis Joseph: *Guerre de 1870. Bazeilles-Sedan par le Général Lebrun, avec deux cartes*, Paris 1884.
- Lecaillon 2002 = Lecaillon, Jean-François: *Été 1870. La guerre racontée par les soldats*, Paris 2002.
- Lecaillon 2004 = Lecaillon, Jean-François: *Les Français et la guerre de 1870*, Paris 2004.
- Mehrkens 2008 = Mehrkens, Heidi: *Statuswechsel. Kriegererfahrung und nationale Wahrnehmung im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71*, Essen 2008.

- Mehrkens 2013a = Mehrkens, Heidi: Décrire la guerre: les correspondants allemands et la campagne 1870-1871, in: Belot, Robert (Hg.): 1870. De la guerre à la paix. Strasbourg-Belfort. Actes de colloque, Paris 2013, 61-70.
- Mehrkens 2013b = Mehrkens, Heidi: L'occupation militaire de 1870-1871 vue par les Anglais, in: Chanet, Jean-François/Crépin, Annie/Windler, Christian (Hg.): Le Temps des hommes doubles. Les arrangements face à l'occupation, de la Révolution française à la guerre de 1870, Rennes 2013, 85-103.
- Moltmann 1995 = Moltmann, Günter: Ansätze zur totalen Kriegführung im amerikanischen Bürgerkrieg (1861-65) und im deutsch-französischen Krieg (1870/71), in: Hansen, Ernst Willi et al. (Hg.): Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Geschichte Deutschlands und Frankreichs (Beiträge zur Militärgeschichte 50), München 1995, 29-45.
- Richard 1886 = Richard, Jules: En campagne. Tome 1: Tableaux et dessins de A[lp]h[on]se de Neuville, Paris 1886.
- Richter 2010 = Richter, Ilse: Krieg und Recht in Kontinentaleuropa vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: Kolnberger, Thomas/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der europäischen Neuzeit, Wien 2010, 321-346.
- Roth 1990 = Roth, François: La guerre de 1870, Paris 1990.
- Rouy 1909-1914 = Rouy, Henry: Sedan durant la guerre et l'occupation (1870-1873), in: Paroisse Saint-Charles: Bulletin paroissial, 1909-1912, 29-48, 1913, 2. sér., Nr. 1-12, 1914, 2. sér., Nr. 1-7 (vgl.: Erstauflage v. 1879 bei J. Laroche).
- Schmid 1910 = Schmid, Eduard von: Das französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71. Wahres und Falsches, Heft 9: Die Armee von Châlons. Teil II. Die Ereignisse vom 31. August bis zur Kapitulation der Armee. Mit zwei Kartenskizzen im Text und 7 Kartenbeilagen nach den Angaben des französischen Generalstabswerk besprochen von Eduard von Schmid, Leipzig 1910.
- Schneider 1986 = Schneider, Erich: Gegen Chauvinismus und Völkerhass. Die Berichte des Kriegskorrespondenten Hermann Voget aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, in: Francia 14 (1986), 389-434.
- Showalter 2001 = Showalter, Dennis E.: Das Gesicht des modernen Krieges. Sedan, 1. und 2. September 1870, in: Förster, Stig (Hg.): Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2001, 230-247.
- Showalter 2004 = Showalter, Dennis E.: The Wars of German Unification, London 2004.
- Signori 2000 = Signori, Gabriela: Frauen, Kinder, Greise und Tyrannen. Geschlecht und Krieg in der Bildwelt des späten Mittelalters, in: Schreiner, Klaus/Signori, Gabriela (Hg.): Bilder, Texte, Rituale. Wirklichkeitsbezug und Wirklichkeitskonstruktion politisch-rechtlicher Kommunikationsmedien in Stadt- und Adelsgesellschaften des späten Mittelalters, Berlin 2000, 139-164.
- Stoneman 2001 = Stoneman, Mark R.: The Bavarian army and French civilians in the war of 1870-1871. A cultural interpretation, in: War in History 8/3 (2001), 271-293.

- Stoneman 2008 = Stoneman, Mark R.: Die deutschen Greuelthaten im Krieg 1870/71 am Beispiel der Bayern, in: Hohrath, Daniel/Neitzel, Sönke: Kriegsgreuel. Die Entgrenzung der Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2008, 223-239.
- Tanera 1914 = Tanera, Karl: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71. Neue Ausgabe in einem Bande, München 1914.
- Varley 2008 = Varley, Karine: Under the Shadow of Defeat. The War of 1870-71 in French Memory, Houndmills-Basingstoke 2008.
- Wachenhusen 1890 = Wachenhusen, Hans: Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus 30 Kriegs- und Friedensfahrten (Bd. 2), Straßburg 1890.
- Wawro 2005 = Wawro, Geoffrey: The Franco-Prussian War. The German Conquest of France in 1870-1871, Cambridge 2005.

Krieg zur ›Zeit der Spvingen‹ – die Pariser Kommune von 1871

QUENTIN DELUERMOZ

»Zum ersten Mal [ging es hier] um Dinge, um die heute in aller Welt gerungen wird: Demokratie oder Diktatur, Rätssystem oder Parlamentarismus, Sozialismus oder Wohlfahrtskapitalismus, Säkularisierung, Volksbewaffnung, sogar Frauenemanzipation – alles das stand in diesen Tagen plötzlich auf der Tagesordnung [...]«¹

Sebastian Haffner (1907-1999), deutscher Publizist, Historiker und Schriftsteller

Verschiedentlich wurden die revolutionären Ereignisse der Pariser Kommune in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung als ›Manifestationspunkt der Moderne‹ bezeichnet. Denn, wie auch Sebastian Haffner schlussfolgerte: Die neue Zeit offenbarte hier ihre Zukunft – auch in militärischen Belangen.

Der militärische Charakter der Kämpfe zwischen den Kombattanten der Pariser Kommune und den Regierungstruppen ist allgemein bekannt. Es gibt jedoch wenige aktuelle Studien, die sich speziell mit diesem Aspekt, dem ›kleinen, revolutionären Krieg‹ befassen, trotz einiger wegweisender Arbeiten wie der Synthese von William Serman oder der tiefgehenden Analyse von Robert Tombs zum »Krieg gegen Paris«² (aus Sicht der konservativen Regierung, die ja im Vorort Versailles tagte). Oft konzentrieren sich Historiker auf den ›großen, konventionellen Krieg‹ gegen Preußen vor den Toren von Paris,³ auf das politische Projekt der Kommunarden in der Stadt oder auf die sogenannte ›blutige Maiwoche‹ mit ihren Massenexekutionen im Zuge der Niederschlagung des Aufstandes. Die Beschränkung auf diese spezifischen revolutionär-militärischen Aspekte während der Kommune erscheint willkürlich, weil sie für die Epoche nicht repräsentativ sind. Gerade aber der erweiterte Kontext dieser Kriegs- und Gewaltgeschehnisse erweist sich für die historische Forschung als ergiebig, denn er ist auch für das Verständnis von Kriegsphänomenen

1 Haffner 1987, 22.

2 Serman 1986; Bertraud/Serman 1998; Tombs 1997a.

3 Genau genommen gegen den Norddeutschen Bund und verbündeten süddeutschen Staaten unter der Führung Preußens.

des 19. Jahrhunderts allgemein von Interesse. Darauf soll dieser Beitrag verweisen. Der Fokus liegt dabei auf den Kriegsvorgängen im aufständischen Paris von April bis Mai 1871, also einem spezifischen Zeitabschnitt, der bisher wenig untersucht wurde. Darüber hinaus soll aber der größere Kontext und das politisch-militärische Spiel der Kräfte der daran beteiligten Parteien und Mächte nicht aus dem Augen verloren werden.⁴

Bürger und Kämpfer: eine Wiederkehr

Der Umfang dieses Beitrags lässt es nicht zu, die unterschiedlichen ›Kriege‹ gegen Paris – die preußisch-deutsche Blockade der Stadt, dann die Belagerung durch die französische Regierung in Versailles – im Detail darzustellen;⁵ doch kann die militärische Seite der Kommune nicht verstanden werden, wenn sie nicht in die Dynamik der damaligen weltpolitischen Ereignisse eingebettet wird. Wiederholen wir also stichpunktartig den historischen Kontext: Das französische Kaiserreich hatte Preußen am 19. Juli den Krieg erklärt; Paris wurde ab dem 19. September von deutschen Truppen belagert; bereits am 8. August verfügte ein Dekret die Einziehung aller Männer zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr in die Nationalgarde (*Garde nationale sédentaire*). Die Nationalgarde in Paris zählte dann bald 300.000 Mann, die unter Waffen standen und sich in Paris den regulären Truppen der Feldarmee und weiteren Einheiten der Nationalgarde (*Gardes nationales mobiles*)⁶ anschlossen. Letztere waren schon 1868 per Gesetz (das sogenannte *loi Niel*) als eigenständige Truppenkörper geschaffen worden. Die Belagerung war hart und von Hunger, Kälte und rücksichtslosem Artilleriebeschuss gekennzeichnet; die Nachricht vom Waffenstillstand am 28. Januar wurde als Verrat und die Parade der Preußen in Paris am 1. März von den Franzosen als Demütigung empfunden. Parallel dazu hatte sich das Zweite Französische Kaiserreich (*Second Empire*) am 4. September aufgelöst und die Republik war nicht nur in der Hauptstadt,⁷ sondern zeitgleich auch in mehreren großen Städten Frankreichs ausgerufen worden. Patriotismus hatte sich mit republikanischer Leidenschaft, Aufrufen zur ›Vollmobilisierung‹ (*levée en masse*) und für einen ›Krieg bis zum Äußersten‹ (*guerre à outrance*) vermischt; in Paris hielten freie Meinung und offenes Wort Einzug, die Zahl der teils konkurrie-

4 Ich möchte mich bei Christian Ingrao und den Herausgebern für ihre Anmerkungen bedanken.

5 Toms 1997b.

6 Es existierten ›ortsgebundene‹ Milizen, die ›immobilen‹ (sedentären) und mobilen Einheiten (›Mobilgarden‹) als besondere Gattung der bewaffneten Macht Frankreichs. Ursprünglich als Unterstützung für die reguläre Nationalgarde gedacht, diente die Mobilgarde nach der Junirevolution von 1848 als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, bis das Militärgesetz vom 1. Februar 1868 den Status änderte. Nach der Niederwerfung der Kommunen-Bewegung wurde die Mobilgarde aufgelöst.

7 Dritte Französische Republik (1871-1940).

renden Vereine und politischen Vereinigungen vervielfachte sich (*Comités de vigilance*, *Fédération de la garde nationale* u. a.). In diesem Kontext – und nach der Enttäuschung über den Waffenstillstand – kamen die Wahlergebnisse vom 8. Februar, die zugunsten der Monarchisten ausgegangen waren, den Parisern vor wie eine Wiederholung der Geschichte ohne Zukunftshoffnung. Diese Spannung verschärfte sich noch nach der Wahl der Nationalversammlung am 10. März, als beschlossen wurde, Paris den Hauptstadtstatus zu nehmen, und die Regierung ihren Sitz provisorisch nach Versailles verlegte. Zu diesem Zeitpunkt verstanden sich die aufständischen Pariser als letzte Bastion des ›guten‹ republikanischen Regimes, das sich zwei Feinden entgegenstellte: den Preußen und den ›Horden klerikaler Reaktionäre‹. Als die ›Rückeroberung‹ der Stadt am 18. März durch deren Einwohner gelungen war, worauf die Ausrufung der Kommune am 28. desselben Monats erfolgte, war Paris also schon von militärisch-politischen Vorgängen gekennzeichnet, die von der Idee der Ersten Französischen Republik der frühen Revolutionsjahre geprägt waren und von der Erinnerung an die Soldaten des ›Jahres II‹ des Revolutionskalenders (1793). Damals hatte eine bewaffnete Bürgerschaft die österreichisch-preußischen Truppen zurückgeschlagen und dadurch sowohl die Revolution als auch die Republik gerettet.⁸

Ein Charakteristikum der militärischen Situation im aufständischen Paris von 1871 – wie zuvor schon 1792, 1830 und 1848 – war eben diese Militarisierung des Politischen und des Alltags. Blicken wir als Beispiel auf die Nationalgarde. Sie blieb nach Abzug der ›regulären‹ Truppen am 18. März die einzige Institution für die Verteidigung der Stadt und für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Im Wiederaufleben revolutionärer Prinzipien repräsentierte sie einen vielschichtigen Organismus zusammengesetzt aus bewaffneten Bürgern, die von demokratisch gewählten Offizieren angeführt wurden. Ungefähr 180.000 Personen (das etwa einem Zehntel der männlichen Bevölkerung entspricht, die in Paris zurückgeblieben ist),⁹ unterteilt in Legionen und Bataillonen gehörten diesen Einheiten an. Die Dynamik wird nicht durch die vom Kriegsminister Gustave Paul Cluseret (1823-1900) durchgeführte erste ›Militarisierung‹ in Folge der Kampfhandlungen im April unterbrochen, welche die Einführung von Kriegskompanien, die Wehrpflicht für Männer zwischen 18. und 40. Lebensjahr und die Gründung von Kriegsgerichten und Kriegsräten umfasste.¹⁰ Auch die Organisation und Struktur der Nationalgarden wurden mit der Einrichtung von Kriegsgerichten und der Aufstellung von Kriegsräten erweitert.

8 Serman 1986; Rougerie 2009; Dupuy 2010.

9 Es wird geschätzt, das ca. 600.000 Personen, das ist etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, im Mai 1871 aus der Hauptstadt flüchteten (die Zahlen für April sind wahrscheinlich niedriger).

10 Erst 1872 führte Frankreich die allgemeine Wehrpflicht ein, die das alte Konskriptionssystem ablöste.

Die Vermischung, besser gesagt die Nichtunterscheidung zwischen Sozialem, Politischem und Militärischem, zeigte sich nicht nur bei der funktionellen Offenheit dieser Institution. Auch bei der Nationalitätenfrage blieb die Zusammenstellung durchlässig: Obwohl Ausländer offiziell nicht in die Nationalgarde eintreten durften, wurden dennoch Freiwillige in ihre Reihen aufgenommen, internationale Sympathisanten, die ab 1870 ins Land gekommen waren, um der bedrohten Republik beizustehen. Entsprechend einer Praxis, die schon Anfang des Jahrhunderts in der Zeit der Ersten Republik gängig war, gehörten einige ›Freiheitskämpfer‹ den Legionen an,¹¹ andere fanden sich zu eigenen Freiwilligenverbänden zusammen. Diese paramilitärischen Freikorps agierten sehr selbstständig und waren – einmal mehr, einmal weniger stark – mit der regulären Nationalgarde verbunden. Dazu zählten die belgische Legion, oder, in ihrem Auftreten und Erscheinungsbild unauffälliger, die italienischen und polnischen Legionen.¹² Die Anwesenheit von Ausländern ist auch auf der Ebene der Betreuung, Schulung und Führung der Kommunarden nachweisbar, die durch Cluseret eingeführt wurde. Er war selbst Mitglied der *Association internationale des travailleurs* (AIT) – einer frühen Arbeiterorganisation.¹³ Er bemühte sich, Männer aufgrund ihrer militärischen Erfahrung auf Funktionsposten zu stellen: Kriegserfahrene Revolutionäre und Mitglieder der Armee, die vom Krimkrieg bis zum amerikanischen Sezessionskrieg an verschiedenen militärischen Auseinandersetzungen teilgenommen hatten; daneben fanden sich gebürtige Polen wie Jaroslaw Dombrowski und Walery Wroblewski, die nach der Niederschlagung des Warschauer Januaraufstandes gegen das zaristische Russland 1863 nach Frankreich gekommen waren, und auch Italiener wie Charles Piazza oder Belgier wie Adolphe Spinoy. Diese Entwicklung stand der Erwartungshaltung der national-patriotischen Bevölkerung entgegen. Um Dombrowski Anfang April als Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Kommune in Paris durchzusetzen, musste man Plakate anschlagen, welche an die Bedeutung des Kampfes für eine ›universale Republik‹ (*République universelle*)¹⁴ erinnerten. Dennoch scheint sich die Kommune gut in die Reihe nationaler Befreiungs- und Emanzipationsbewegungen eingeordnet zu haben, die seit 1848 auch einen übernationalen Charakter zeigten – sei es nun mit republikanischer oder sozialistischer Stoßrichtung. Die Kommune löste also Grenzen auf, nicht nur staatliche.

11 Vgl. die Analysen von Valat 2004; zu der vormaligen Praxis während der Jahre der Französischen Revolution siehe Bruyère-Ostells 2009 und Aprile/Caron/Fureix 2013.

12 Gautier 1971; vgl. Aprile/Dupuis/Rougerie 2010.

13 In der Folge auch als ›Erste Internationale‹ bezeichnet. Für eine detaillierte Darstellung der Rolle der AIT (dt. IAA – Internationale Arbeiterassoziation) während der Pariser Kommune siehe Rougerie 1972.

14 Plakat des Zentralkomitees (*Commission exécutive de la Commune*), April 1871, Journal des journaux de la Commune – Tableau résumé de la presse quotidienne du 19 mars au 24 mai 1871, BnF collection.

Eine andere fließende Grenze ist die des Alters der Kommunarden. In den Rängen der Kampfбатаillone, die normalerweise Männern zwischen 19 und 40 vorbehalten waren, fanden sich auch elf- bis 18jährige, wie es einige genau geführte Stadelisten zeigen. Deren Indienststellung wurde manchmal auch gegen den Willen der Führung durchgesetzt.¹⁵ So tritt im Frühjahr 1871 – um ein Beispiel zu nennen – der zwölfjährige Antoine Amat mit seinem Vater Joseph, Erdarbeiter, und seinem fünfzehnjährigem Bruder Joseph, Ofensetzer, in die erste Kompanie der 17. Legion ein. Viele Bürger melden sich im und als Familienverband, eine Praxis, gegen die nur schwer anzukommen war. Beim Lesen der Dokumente zeigen sich noch weitere Beweggründe für ein gemeinschaftliches Einrücken in den Militärdienst wie etwa Gruppen von Arbeitskollegen, Nachbarn oder anderer gemeinschaftliches Milieus.¹⁶ Die Bezahlung in der Nationalgarde, die sich oft als lebensnotwendige Erwerbsquelle erwies, stellte den größten Anreiz für die freiwillige Meldung dar. Dazu gehörte auch Kinderarbeit, denn in Friedenszeiten trugen Jungen und Mädchen oft schon ab zwölf Jahren ihren Teil zum Haushaltseinkommen bei.

In der Praxis – und sich über das allgemein gültige Regelwerk hinwegsetzend – bestimmten also lokale und soziale Umstände das Funktionieren der verschiedenen Truppenteile der Kommune mit; diese präsentierten sich realiter nicht als ›eine‹ Einheit, sondern in schillernder Vielfältigkeit.

Unter diesen Umständen wurden auch manche Grenzen zwischen den Geschlechtern und ihren gesellschaftlich definierten Rollen aufgehoben. Es kam zu einer paradoxen Situation: Während sich die Vorstellung dessen, was Bürgerpflichten und Bürgerrechte bedeuteten, erweiterten, verloren die engagiertesten Frauen den Kampf um das Wahlrecht für die Frau aus den Augen. Sie stellten sich nun ganz in den Dienst von Arbeitskommandos und Wohlfahrtsorganisationen oder beteiligten sich an der Verteidigung der Stadt. Dies war etwa der Zweck der berühmten ›Union der Frauen für die Verteidigung von Paris und die Pflege der Verletzten‹, die unter anderem von Elisabeth Dmitrieff und Nathalie Lemel angeführt wurde. Dennoch lässt ihr Vereinsprogramm in ›weiblicher‹ Verpackung, die also nur vordergründig männlicher Erwartungshaltung entsprach, erkennen, dass es sich hier um den Versuch handelte, die Geschicke der Kommune direkt mitzugestalten.¹⁷ Auf Ebene der Stadtviertel waren Frauen nicht in die Nationalgarde eingegliedert und durften keine Waffen führen – ganz im Sinne zeitgenössischer Genderrollen. Oft waren Frauen als Kantinenwirtinnen und Sanitäterinnen tätig; andere unterstützten ihre Männer oder Söhne und leisteten beim Feuergefecht Hilfsdienst beim Laden und Munitionsnachschub; einige stellten sich in Uniform zur Schau, um ihre Entschlos-

15 André 1995.

16 Lt. einer Gefangenenliste, Archives de la Préfecture de police (APP), BA 368, liste de prisonniers, août-déc. 1871.

17 Zu den Frauen in der Kommune beispielsweise Eichner 2004; zur versteckten Agenda (›texte caché/hidden transcripts‹) nach James C. Scott vgl. Deluermoz 2012b.

senheit zu demonstrieren, beteiligten sich an der Errichtung der Barrikaden und motivierten so die Zögerlichen unter ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern dazu, sich am Widerstand zu beteiligen. Doch auch hier verschwammen die Grenzen zwischen den Geschlechtern. Denn in der Pariser Atmosphäre herrschte ein allgemeines Selbstverständnis, nach dem ›die Straße‹ jeden Bewohner – Mann oder Frau, jung oder alt – aufforderte, sich an der Verteidigung nach besten Kräften zu beteiligen und sich für eine soziale Republik zu engagieren.

Die Nationalgarde scheint also das genaue Gegenteil einer geschlossenen und durchstrukturierten Militärorganisation gewesen zu sein. Sie ähnelte eher einer Vereinigung lokal verwurzelter Gemeinschaften mit – je nach Situation – sehr unterschiedlichen Erfordernissen und Wunschvorstellungen ihrer Mitglieder; jene lagen oft weitab der realen Gebote des Kampfes. Diese Gruppierungen waren mehr ›Bewegung‹ als Organisation. Die Organisationsschwierigkeiten, mit denen das Kriegsministerium konfrontiert war, werden unter diesen Umständen verständlich – auch die gestrengen Urteile der Offiziere über mangelnde Disziplin und die Ineffizienz der Truppe.

Historikerinnen und Historiker haben dazu unterschiedliche Interpretationen anzubieten. Für einige war diese Situation Symptom und Illustration der Anarchie der Kommune, ob sie diese nun sympathisch fanden oder missbilligten.¹⁸ Andere, wie Robert Tombs, schlugen einen subtileren Analyseweg ein, der das Zusammenspiel der Kräfte in Betrachtung zieht, das sich vor Ort in Gang gesetzt hatte. Die Nationalgarde von 1871, zwischen Spontanität und Organisation, stellte mehr eine »authentisch bürgerliche Armee dar, in der die Bürger angehalten waren, zu dienen, aber ohne dass die Führungskräfte auf Gewalt zurückgriffen; unfähig waren zu dienen, aber Pflichtbewusstsein und Solidarität kannten; eine ungewöhnliche Armee, die sich weigerte, auf die Todesstrafe zurückzugreifen, um Disziplin in ihrer Mitte zu wahren.«¹⁹ Diese Gruppen waren Träger einer wirkmächtigen Vorstellung vom Wesen sozialen Zusammenlebens. Dominierende Vorbilder sind die Sansculotten und die Soldaten des ›Jahres II‹ der jungen, von allen Seiten bedrängten Ersten Französischen Republik. In ihrem Zeichen steht das erste Ausrücken der Kommune am 3. April gegen die Belagerung durch die Regierung in Versailles. Es sollte, so die Wunschvorstellung, eine Erhebung zur Folge haben, eine spontane *levée en masse* für die aufständische Sache – unter den Soldaten der Versailler Regierung und der Bevölkerung. Gemeinsam wäre dann der Sieg davongetragen worden. In der Imagination vermischen sich hier wieder die Erinnerung an die aufständischen Bürger von 1848,²⁰ die im Februar und Juni für ihre Freiheit und Würde gekämpft hatten, und die an den Widerstand gegen den Staatsstreich Louis Napoleons von 1851.

18 Siehe etwa die Übersicht älterer Literatur bei Grützner 1963.

19 Tombs 1997a, 182 (›bürgerlich‹ im Sinne des frz. *citoyen(ne)* verstanden).

20 Hincker 2008.

Dazu gesellte sich schließlich längerfristig das ›populäre‹ Selbstverständnis von der ›Autonomie‹ und Eigenverantwortlichkeit des Pariser Raumes: Das alles machte die Welt der ›Föderierten‹ (*fédérés*) – wieder eine Bezugnahme zu 1792 – zu einem ganz eigenen Universum.

Pariser Kriegskultur und die ›Feuertaufe‹ für die Kommune

Diese bunt gemischte Truppe sollte bald ihre Bewährungsprobe bestehen müssen. Davor ergaben sich aber grundlegende Schwierigkeiten, die Nationalgarden überhaupt (voll) zu mobilisieren und ins Gefecht zu beordern. Hauptsächlich waren davon die ›revolutionärsten‹ Bataillone betroffen, nämlich die aus den Arbeitervierteln nahe an den Kampfzonen. Anders als die als ›bürgerlich‹ bezeichneten Einheiten wurden sie von den Befehlshabern bevorzugt ins Feuer geschickt und erhielten oft Marschbefehle, die sich wie Strafen oder riskante Prüfungen ihrer Loyalität ausnahmen und einem politischen Ordal gleichkamen. Während dieser Einsätze veränderten sich nicht nur die Schwerpunkte der Gefechte, sondern auch die Art und Weise, wie diese geführt wurden. Nach dem fehlgeschlagenen Ausfall der Kommunarden am 3. April (dem Versuch, die Belagerung zu durchbrechen), verlagerten sich die Kämpfe in die Pariser Vororte Châtillon, Courbevoie, Buzenval, ehe sich am 11. April der Belagerungsring der Versailler Truppen um die aufständische Hauptstadt schloss. Diese Kriegsführung trägt die charakteristischen Züge des ›westlichen Kriegsmodells‹. Parallel findet sich in den Scharmützeln und Straßenkämpfen in den umliegenden Gemeinden eine Praxis wieder, die das Muster, frontal und aufrecht gegeneinander zu kämpfen, aufbricht, sie ist also nicht mehr ›agonal‹ offen von Angesicht zu Angesicht mit Betonung eines kriegerischen Ethos und eines heroischen Gestus.²¹ Im Vergleich zum Anfang des Jahrhunderts, geprägt vom revolutionär-napoleonischen Bewegungskrieg, finden sich neue Kampfaktiken, wie das Ausheben von Schützengräben. Vor allem von den Versailler Truppen angewandt, führt das ›Eingraben‹ der Kämpfe in einen Stellungskrieg *avant la lettre*. Damit ursächlich verbunden ist die technische Steigerung der Feuerkraft, etwa durch das Chassepotgewehr, dem hochmodernen französischen Hinterlader; die Pariser Kommune konnte dabei auf ein großes Arsenal an Gewehren und Artilleriestücken zurückgreifen, dieses Potenzial allerdings aufgrund mangelnder Erfahrung nicht voll ausschöpfen.²² Die Soldaten erlebten, einige schon zum zweiten oder dritten Mal,²³ die Auswirkungen eines sich mehr und mehr ›industrialisierenden‹ Krieges.

21 Zu diesem Konzept und militärwissenschaftlichem Ansatz siehe Hanson 2007 und Audoin-Rouzeau 2008.

22 Ein ähnliches Zusammenspiel – in seinem Umfang nur noch größer – fand fast zeitgleich während des Amerikanischen Bürgerkrieges statt (1861-1865).

23 Einige Männer hatten schon am Krimkrieg (1853-1856) und am Deutsch-Französischen Krieg teilgenommen.

Das veränderte Profil der physischen Verletzungen und Todesursachen gibt hiervon Zeugnis: Medizinische Rappports und Verwundetenlisten führen immer häufiger Einwirkungen von Granatsplittern oder von anderen Geschossen auf, die Gesichter verstümmeln; durch Geschosse und Explosionen zerschmetterte Schultern, Arme und Schenkel, die Amputationen erforderten, werden ebenfalls genannt.²⁴

Die verwundeten Soldaten wurden nach Versailles oder Paris zurückgebracht. Eine solch organisierte medizinische Versorgung, ein militärischer Sanitätsdienst und Kriegskrankenpflege waren rezente Entwicklungen; das Rote Kreuz war erst vor wenigen Jahren, 1863, gegründet worden. Die Gefallenen wiederum wurden, wann immer möglich, in der Hauptstadt während öffentlicher Begräbniskundgebungen bestattet. Diese Veranstaltungen boten den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Gelegenheit, ihre Solidarität und Unterstützung für den Abwehrkampf zu bekunden. Die Forschung hat sich vielleicht nicht genug mit der Bedeutung dieser militärischen Ehrenzeremonien beschäftigt, die sich oft mit anderen Belangen des revolutionären Paris vermischten und zu hybriden Gedenkveranstaltungen wurden. Bekannt ist die große Demonstration vom 26. März, die organisiert worden war, um die Kommune von Paris vor den versammelten Bataillonen und Einheiten der Nationalgarde unter roten Fahnen, im Klang der Trommeln oder der *Marseillaise* auszurufen. Man müsste aber auch andere, lokalere Prozessionen und Feierlichkeiten in den Blick nehmen wie diejenigen der ›Legion der Föderierten‹ (*Légion des fédérées*) im 12. Stadtbezirk: Ein Frauenbataillon, angeführt von der »Colonelle Valentin«, sollte die ›lauwarmen‹ Nationalgarden anstacheln, ihren Kampf mit mehr Leidenschaft zu führen.²⁵ Ein anderes Beispiel ist das der Bürgerwehr vom Montmartre, die mit ihrer Bataillonsfahne jeden Tag durch ihr Viertel defilierte. Hier offenbart sich eine erstaunliche Mischung zwischen Arbeiterkundgebung und militärischem Parademarsch.²⁶ Auch wenn der Großteil der Nationalgarden sich dagegen sträubte, ihren Dienst zu verrichten oder in den Kampf zu ziehen,²⁷ durchdrang die Idee des Krieges die Gedanken- und Lebenswelt der Kommunarden. Das Paradoxon eines martialischen Öffentlichkeitskultes und der versuchten Verweigerung – oder zumindest der Passivität – von Teilen der Bevölkerung gegenüber der Sache der Kommune passt vielleicht gerade zur Beschwörung eines ›Belagerungszustandes‹, der auf den ›Mythos von Valmy‹ rekurrierte. Diese Episode aus dem Ersten Koalitionskrieg (1792-1797), einem Artillerieduell zwischen dem preußischen Kontingent der antifranzösischen Koalition und der französischen Revolutionsarmee, war vorbildgebend für die aktuelle militärische Situation: Die preußischen Truppen wurden damals durch heroischen Widerstand entmutigt und ihr Vormarsch konnte

24 Vgl. SHD, Service Historique de la Défense, Ly94, 17^e légion, rapport médical quotidien établi par Aubry, secrétaire Rieder.

25 Johnson 1994.

26 Freiermuth 1973.

27 Tombs 1997a, 170-183.

zum Stillstand gebracht werden,²⁸ dies wurde auch jetzt angestrebt. Auch die Stadt selbst – ihre Materialität und ihr Baubestand – wurde zu einer Kampfzone. Wenn man an die systematische Zerstörung von Häusern, Wohnungen und Immobilienbesitz der ›Feinde aus Versailles‹ denkt, wie etwa das durch die Kommunarden zerstörte Eigentum von Alphonse Thiers, dem ersten Staatspräsidenten der Dritten Französischen Republik, so wird klar: Auf metaphorische Weise verband sich in der Kriegszeit privater Raum mit der Figur des Feindes.²⁹

Das Stadtbild von Paris war einfach nicht mehr dasselbe, wie zeitgenössische Tagebucheinträge anmerkten: Auch die akustische Umwelt, die Pariser ›Klanglandschaft‹ (*soundscape*), war verändert und von fortdauerndem Geschützdonner und Explosionen erfüllt; Eingriffe in das Alltagsleben waren allgegenwärtig, wenn etwa Gebäude und Bettwäsche beschlagnahmt wurden, um die Versorgung der Verletzten zu sichern. Große Straßensperren wurden von einer ›Kommission für Barrikaden‹ an mehreren Hauptverkehrsachsen der Hauptstadt errichtet. Militärisch dienten sie als taktisches Sperrwerk bei der Verteidigung der Stadt. Gleichzeitig knüpfte der spontane Barrikadenbau an die Tradition vorangegangener Aufstände auch psychologisch und gruppenbildend an.³⁰ Das Thema Krieg prägte den öffentlichen Diskurs, ob es nun offizielle Verlautbarungen waren, theatralische Deklamationen der Klubisten (wie z. B. des Klubs *Ambroise*), Flugblätter, Karikaturen oder Periodika, wie *Cri du peuple* oder *Le Père Duchêne*, die auf unterschiedliche Weise dazu aufforderten, den Kampf gegen Versailles fortzusetzen.³¹ Die geänderten Umgangsformen und die neue Alltagskultur drückten sich auch in einem Waffenkult aus, wovon zum Beispiel die Besuchermassen zeugten, die bei gutem Wetter kamen, um die Kanonen vor dem Rathaus zu bestaunen.³² Hinzu kam Alltägliches wie die Neuheiten bei der Bekleidung, etwa Frauen in Soldatenumiformen, und das spielerische Adaptieren der Uniformen bei den verschiedenen Einheiten der Nationalgarden. Auch über diese einzelnen Gruppen hinaus waren die Distinktionen durch Kleidung im Umbruch. Diese manchmal mehr als ausgefallenen Zierden ärgerten altgediente Offiziere wie Cluseret und Rossel,³³ die sich um Seriosität und die ihrer Meinung nach unumgängliche militärische Hierarchie nach qualifizierten Rängen sorgten. Diese Sorge angesichts individueller Selbstinszenierung und militärischem Geltungsdrang war von Männlichkeitsvorstellungen, Unterscheidungs- und Autoritätswillen gekennzeichnet. Sie verschärfte sich noch mit dem damals aufkommen-

28 Der ›Mythos von Valmy‹ ist ein frühes Beispiel dafür, wie anhand einer historischen Belagerung an den Durchhaltewillen einer ganzen Nation appelliert wird, wie später *Kolberg* (Deutsches Reich, 1945) für das ›Dritte Reich‹ oder der ›Mythos von Masada‹ für die zionistische Bewegung.

29 Horne 2000.

30 Traugott 2011.

31 Zum *Cri du peuple* (›Aufschrei des Volkes‹) vgl. Jourdan 2005.

32 Vgl. Blanchecotte 1872.

33 Oberst Louis Rossel (1844-1871, fusiliert), einziger französischer Stabsoffizier, der sich der Kommune anschloss.

den Medium der Photographie, für das bereitwillig – und nur für einen kurzen Moment eben – im Zauber der Montur posiert wurde. Diese Uniformen bildeten so auf der Straße eine regelrechte ›visuelle Grammatik‹, die demjenigen, der sie zu entziffern wusste, die Identifizierung der Person und ihrer Zugehörigkeit gestattete: Bataillon, Viertel, Ort, Beruf, Funktion etc.

Paris war also merklich vom Krieg geprägt, auch emotional, denn mit der alltäglichen Realität der kriegerischen Auseinandersetzung stellte sich die Frage von ›Freund oder Feind‹ – und die des Durchhaltens. Selbst Gegner der Kommune zeigten sich über diese unversöhnliche ›Entweder-oder-Situationen‹ erstaunt. So notiert Henri Dabot als »Bürgerlicher des *Quartier Latin*« am 6. April in seinem Tagebuch: »Die föderierte Nationalgarde ist besiegt; aber ihr Mut ist groß!«. Als seine Beobachtungen in Buchform publiziert werden sollten, besaß er die Aufrichtigkeit, diesen Satz so stehen zu lassen und mit dem kommentierenden Zusatz zu versehen: »Ich bin untröstlich, mich noch einmal auf frischer Tat bei einer kommunardischen Bemerkung zu ertappen. Aber was die Sorge, die Furcht mich schreiben ließ, ist nicht gerade das Ausdruck der Wahrheit?«. ³⁴ Gerade wegen dieser oftmals schwankenden Auffassungen funktioniert die belagerte Hauptstadt als performativer Raum und Quelle verschiedener Emotionen, ob es sich um Empathie oder später um Ablehnung handelt. Im Laufe der Zeit, mit der Entwicklung von Verbänden, Praktiken und Wahrnehmungen, sind es in der Tat zwei Welten, die sich dies- und jenseits des Festungswalls gegenüberstehen – und die sich trotzdem auf eine und dieselbe ›Nation‹ berufen.

Die Niederlage: Straßenkrieg und modernes Massaker in Paris

In welchem Wirkungsgefüge stehen nun diese beiden kämpfenden Truppen? In Versailles stehen ›konterrevolutionäre‹ Truppen, die zwar in den Krieg gegen die Preußen gezogen sind, im Grunde genommen aber weitgehend kampfunerfahren geblieben sind. Es sind Soldaten aus ländlichen Regionen, die wenig Neigung zeigen, gegen Paris vorzugehen. Der Generalstab zusammen mit dem Führungskader formt daraus nach und nach einen organisierten Truppenkörper – durch Propaganda, harte Disziplin und einem geschickten Spiel aus gezielten Strafaktionen und Belohnungen. Erste Siege und die Besonnenheit und Umsicht, mit der die Führungsoffiziere diese Truppen kommandierten, gaben den Ausschlag.

Ganz anders die Situation in der belagerten Hauptstadt: Angesichts der ersten Niederlagen wird von den führenden Kommunarden und engagiertesten Föderierten im Mai eine regelrechte ›Jagd auf Fahnenflüchtige‹ veranstaltet. Viele Pariser flüchten nun in die Keller der Häuser, suchen dort Schutz und werden Teil einer

34 Dabot 2011, 180 (›Bürgerlicher‹ im Sinne des frz. *bourgeois*).

›Unterwelt‹. Auf der militärischen Führungsebene löst – konfrontiert mit heillosen Organisationsdefiziten – ein Delegierter den anderen ab, bis zuletzt der Jakobiner Charles Delescluzes die Leitung der Kriegskommission übernimmt. Er nimmt von der ›Militarisierung‹ im Sinne formal-militärischen Trainings der Bataillone Abstand und stellt auch der organisierten Verteidigung eine neue Strategie entgegen: Er versucht die Truppe zu radikalieren. Am 24. Mai beschwört er den ›revolutionären Krieg‹, einen, in dem schiere Muskelkraft und Wille mehr zählen als ›überlegtes Manöver‹. Diese Episode illustriert wieder eines von vielen Beispielen konkurrierender militärischer Idealvorstellungen, die unter den Kommunarden kursierten. Hier wurden Feinde auch in den eigenen Reihen ausgemacht und zwischen den Lagern schaukelte sich Hass hoch: einerseits gegenüber den ungebildeten Bauern, den Monarchisten und den Klerikalen vor den Toren von Paris und andererseits in der belagerten Stadt selbst, die – so die landläufige Meinung außerhalb der Hauptstadt – von einer Bande vaterlandsloser Krimineller bevölkert war, die sich mit ihrer Zügellosigkeit an den Rand der menschlichen Gattung gebracht habe.³⁵ Gerüchte und Falschmeldungen nährten dieses Klima im Verlauf der Kämpfe: Die Versailler würden schreckliche Waffen benutzen, wie ›explodierende‹ Kugeln, die unheilbare Wunden verursachten, wohingegen die Kommunarden, die in der Tat gehofft hatten, eines Tages über solche ›Geheimwaffen‹ zu verfügen, angeblich die Wasserstellen vergifteten und die Pariser Souterrains verminten.³⁶ Dieses letzte Schreckensbild erklärt teilweise den zähen Fortschritt der Hauptstadtbelagerung durch die Versailler, selbst nachdem das Kräfteverhältnis zu ihren Gunsten umgeschlagen war.

Erst am 21. Mai bei Tagesanbruch dringen konterrevolutionäre Truppen in Paris ein. Sie erobern mit Leichtigkeit den Südwesten der Hauptstadt, Stadtbezirke, welche für die Kommune weniger wichtig waren, da zuvor eine Verteidigungslinie festgelegt wurde, welche die Stadt in ostwestlicher Richtung teilte – dieselbe Linie wie im Juni 1848. Nun beginnt ein Straßenkampf, dessen Ziel für Versailles die Wiedereroberung der Stadt war. Taktisch sollte dies durch den Sturm auf eine Barrikade nach der anderen erfolgen. Da die Versailler Militärführung aber noch wenig Vertrauen in die Kampfstärke der eigenen Truppen hatte, implementierte der Generalstab ein neues Kampfverfahren, in das auch die Erfahrungen aus den vorangegangenen Pariser Straßenschlachten der Revolutionsjahre 1830 und 1848 einfließen. Dabei wurden die Verteidiger durch starkes Sperrfeuer niedergehalten, während andere Truppen die Barrikaden flankierenden Gebäude niederrissen oder Umgehungswege mitten durch die Häuserzüge freibrachen, um einem frontalen Sturmangriff aus dem Weg zu gehen. Außer im Nordosten der Stadt oder an einigen schwer befestigten Schlüsselstellen wie dem *Place du Château d'eau* (heutiger *Place*

35 Zum Feindbild des ›Versailler‹ vgl. Tombs 1997a; zum ›imaginierten‹ Kommunarden vgl. Fazan 2013.

36 Zur militär-technischen Vorstellungswelt während der Belagerung vgl. Fournier (in Druck).

de la République), fällt nun, wenig geschützt, eine Barrikade nach der anderen. Das Ende des bisher bekannten ›revolutionären Krieges‹ des 19. Jahrhunderts wird hier besiegelt. Kommunarden, die mit der Waffe aufgegriffen werden, werden fusiliert. Als Vergeltung dieser seit April erfolgten Übergriffe werden von den Pariser Kommunarden Geiselschießungen vorgenommen. Einige Hundert werden massakriert, unter ihnen der Erzbischof von Paris, der Liberale Monsignore Darboy, aber auch Pfarrer, Gendarmen und Polizisten.

Mit den gestürzten Barrikaden ging auch eine prekäre Lebenswelt unter, die spontan für wenige Tage entstanden war. Hinter den ungefähr 900 Barrikaden waren um die 20.000 föderierte Kombattanten verschanzt gewesen.³⁷ Ein spezifischer Kampftypus hatte sich hier entwickelt: Legitimierte Befehlsgewalt oder improvisierte Hierarchie drückten sich hinter den verteidigten Barrikaden aus, wo die Kämpfer – auf dem Boden liegend und zwischen Überlebenswillen und Opferbereitschaft hin- und hergerissen – unter dem Kommando eines oder mehrerer Befehlshaber standen.

Die Barrikade stellte eine vergängliche soziale Welt dar, ein ›Kriegsbiotop‹ mit impliziten Rangordnungen, das sich von der Erinnerung an die vorangegangenen Pariser Revolutionen nährte. Darin ist wohl auch der Sinn für die Verteidiger zu finden, den Kampf weiterzuführen. Unter dem feindlichen Feuer fallen auch die letzten Schranken zwischen den zum Kampf entschlossenen Bataillonen der Verteidiger und ihren kommandierenden, militärisch aber unflexiblen Offizieren. In diese Gruppe fallen auch jene, die nur an der Errichtung der Barrikaden beteiligt gewesen sind: Alte, Frauen und Jugendliche. Obwohl die eigentliche Regierung der Kommune nicht mehr funktionierte, zeigte sich an der Straßensperre ein anderes, ganz spezifisch lokales Gesicht der Pariser Bürgerschaft, die in ihrer Gesamtheit hingegen so schwierig zu fassen ist. Diese urbane Seite des Kampfes zeigte sich auch in den großen, von den Kommunarden gelegten Feuern, die einige bedeutende Pariser Bauten in Brand setzten, so die Tuileries, das Rathaus und das Finanzministerium. Nach Eric Fournier sind die lodernen Flammen, die symbolisch die reaktionäre Macht verzehrten, der ultimative Akt der Aneignung der Stadt Paris durch das Volk – ein regelrechtes ›Feuerwerk‹ populärer Souveränitätsbekundung.³⁸

Die Barrikaden und Brände schürten auch den Hass und die Repressionsbereitschaft unter den konterrevolutionären Truppen, vor allem als unter den Verteidigern Frauen und Kinder entdeckt wurden. Es sei daran erinnert, dass diese Soldaten hauptsächlich aus den ländlichen Gegenden Frankreichs rekrutiert worden waren, eben erst eine patriotisch-militante Indoktrinierung während ihrer Ausbildung durchlaufen hatten und nun ihre Feuertaufe gegen die für sie aufgebauten Feindbilder zu bestehen hatten. Der soziale und militärische Kulturgraben förderte dann

37 Viele wurden gar nicht oder nur unzureichend verteidigt.

38 Fournier 2008.

schlimmste Stereotype und dehumanisierte den Gegner. Trotz des klaren Sieges werden erst jetzt umfangreiche Massaker begangen. Einige waren das Resultat des erbitterten Kampfes, der apokalyptischen Atmosphäre, die durch die Brände erzeugt wurde und gepaart war mit einer Laissez-faire Haltung auch konservativer Offiziere. Diese Umstände förderten eine bestimmte Gesinnung, einen Verlust der Humanität, der die Beteiligten selbst überraschte. So versuchte ein gewisser Leutnant Vermeil diese diffuse Stimmungslage in einem am 26. Mai im *Gaulois* erschienenen Artikel zu beschreiben: »All diese Brände, diese Verbrechen, haben in mir eine Art Rausch erzeugt, der sich durch ein bestialisches Verhalten bemerkbar machte [...] Was passiert wirklich? Ich weiß es nicht.«.³⁹ Die ›Säuberung‹ der Gräben mit dem Bajonett führte zu Gewaltakten orgiastischen Ausmaßes. Ein Treiben, wie es auch bei der eskalierenden Gewaltbereitschaft der Kommunarden zu beobachten war. Es waren aber in der Hauptsache, so Robert Tombs, die Militärtribunale und Standgerichte der Versailler Regierungstruppen, die – improvisiert oder förmlich-korrekt – ihre strafende Auslese vornahmen und dann systematisch die Gefangenen erschießen ließen. Selbst wenn sich nur Spuren von Schießpulver auf ihren Händen fanden, wurden unterschiedslos Männer, Frauen und Kinder an die Wand gestellt. Dies war eine ganz andere Form von Tötung als im Nahkampf: Seriell, aus der Distanz, durchgeführt von speziellen Exekutionskommandos. Diese Art zu töten, merkt Christian Ingrao an, erlaubt es den Exekutoren, keine Schuldgefühle aufkommen zu lassen.⁴⁰ Sie ist effizient und deutet, im Vergleich zum Niedermachen mit dem Bajonett oder Degen unmittelbar nach der Niederschlagung des Aufstandes, eine Wende an: das Töten wurde technisch vereinfacht. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in den außerordentlich hohen Exekutionszahlen wider und rechtfertigt die Bezeichnung ›blutige Woche‹. Die tatsächliche Zahl der Exekutionen war kürzlich Gegenstand von Debatten: Lange geschätzt auf 20.000 oder sogar 40.000 Tote, hat Robert Tombs jüngst – basierend auf einer Neubewertung der Quellen – die Zahl auf 5.700 bis 7.400 Tote revidiert.⁴¹ Das Leitmotiv dieser Neuinterpretation des britischen Historikers ist paradigmatisch: Der reduzierte, aber doch hohe Blutzoll des Massakers ist nicht das Werk betrunkenen Haudegen vom Land, sondern es sind die kalkulierten Tötungen eines modernen Staates – trotz der ›Hitze des Gefechtes‹ zwischen zwei ideologisierten Armeen und trotz der Unsicherheiten in der Befehlskette. Die ›blutige Maiwoche‹ bleibt wohl eines der schlimmsten Massaker unter Zivilisten im Europa des 19. Jahrhunderts. Aber in diesem Sinne ist sie charakteristisch für eine Gesellschaft und eine Kriegsführung, die beide industrieller und moderner geworden sind.

39 Zitiert nach Tombs 1997a, 291.

40 Ingrao 2006.

41 Tombs 2012, 693.

Kann diese historische Einordnung und Neuqualifizierung der Ereignisse von 1871 präzisiert werden? Ein Vergleich mit anderen, zeitgleichen militärischen Gewaltereignissen ist – mit aller gebotenen Vorsicht – angebracht. Er soll im Horizont der europäischen Kriegserfahrungen des 19. Jahrhunderts bleiben, die vielfältiger und zahlreicher sind, wenn über den konventionellen Krieg zweier regulärer Armeen hinausgeblickt wird. Hierzu gehören etwa die Kolonialkriege, bei denen sich Armeen unterschiedlicher Aufstellung und Truppentypen mit unterschiedlicher Kriegstradition und sozialer Organisation gegenübertraten; oder asymmetrische Kriege gegen ›indigene‹ Bevölkerungen, die ihr Territorium verteidigten; oder revolutionäre Kriege, wo soziopolitisch ungleiche Bevölkerungsgruppen unterschiedlichen Militarierungsgrades gegeneinander kämpften. Auf jeden Fall sind wir mit dem Kampf zwischen Parisern und Versaillern sichtlich nicht im Rahmen der napoleonischen Ära, bei der sich reguläre Armeen mit hunderttausenden Soldaten gegenüberstanden. Genauso weit weg sind wir hier auch von den ›peripheren‹ Konflikten Europas während der ersten Jahrhunderthälfte, bei denen es an Gräueltaten nicht fehlte, wie bei den philhellenischen ›Freischärlern‹ des Griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829) gegen die Osmanen in den 1820er Jahren, die mit systematischen Verstümmelungen von Gegnern konfrontiert waren.⁴² Extreme Gewalttätigkeiten – von beiden Seiten – charakterisieren auch die Eroberung und gewaltsame Befriedung Algeriens durch Frankreich ab den 1830er Jahren.⁴³ Auch unterscheiden sich die hier stattgefundenen Gewalttaten in vielen Aspekten von denen des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Manche Vorgänge, wie Plünderungen und Vergewaltigungen, wurden bestätigt, wenn auch deren Häufung eher zufällig erscheint. Diese Übergriffe findet man aber, und das ist bemerkenswert, nicht während des Pariser Aufstandes.⁴⁴ Das mag überraschen und kann als Argument für die funktionierende Kontrolle durch die militärische Führung Versailles' geltend gemacht werden. Oder deutet das eher auf einen Bürgerkrieg hin, der nicht mit absoluter Rücksichtslosigkeit geführt wurde, weil hier Franzosen gegen Franzosen kämpften? Trotz Gemeinsamkeiten unterscheiden sich diese Praktiken auch von denen der Repressalien des Juniaufstandes von 1848⁴⁵: Die Tötung aus der Distanz ist zum Beispiel seit der Französischen Revolution nachgewiesen, und mehr noch seit 1848, aber sie erreicht 1871 einen ganz neuen Grad und systematischen Charakter. Darüber hinaus kamen, im Gegensatz zu 1848, ganz wenige Freiwillige

42 Mazurel 2013.

43 So z. B. die abgeschnittenen Köpfe der Bewohner von Zaatchâ, die nach der Eroberung der berberischen Wüstenstadt von französischen Truppen 1849 als Siegestrophäen ausgestellt wurden, nachdem alle Bewohner ausnahmslos getötet worden waren. Zur Gewalt in Algerien und in der Saharazone während der frz. Kolonialherrschaft vgl. Brewer 2009.

44 Vgl. dazu zum Krieg von 1870/71 Parisot 2009; Farenc 1976; Hantraye 2008.

45 Sozialrevolutionärer Aufstand infolge der bürgerlich-demokratischen Februarrevolution von 1848 in Frankreich mit der Ausrufung der Zweiten Französischen Republik (1848-1851/52).

aus der Provinz, um die Pariser Arbeiter zu bekämpfen. Ganz allein die Armee ist hier für die Massaker verantwortlich zu machen.

Im Gegenzug kann es interessant sein, Vergleiche mit dem amerikanischen Sezessionskrieg anzustellen, so wie dies von John Keegan oder Drew G. Faust gemacht wurde.⁴⁶ Die Dimensionen sind sehr unterschiedlich: In Nordamerika waren nach vier Jahren Krieg 200.000 Tote zu beklagen. Aber auch dort handelte es sich um einen Bürgerkrieg, der von bürgerlichen Freiwilligenarmeen geführt wurde. Neuerungen wie der Graben- und Stellungskrieg oder die bis zu diesem Zeitpunkt nicht gekannte Steigerung der Effektivität von Infanterie und Artillerie vermischten sich mit den für das 19. Jahrhundert so typischen Kampfverfahren der offenen Feldschlacht, der Belagerung und des Infanteriegefechts in Formation mit aufrechter Körperhaltung. Die Verluste waren verheerend: 7.000 Tote während der ersten halben Stunde in der Schlacht von Cold Harbor (1864). Das veränderte nicht nur taktische Erwägungen der Militärs, sondern tiefgreifend auch die Todes- und Trauererfahrung innerhalb der amerikanischen Gesellschaft. Die beiden Konflikte korrespondieren als ›demokratische Bürgerkriege‹ ›auf dem Weg zum totalen Krieg‹.⁴⁷ Ein Zusammenhang, der auch das starke Interesse von US-Amerikanern an der Erfahrung der Kommunarden und deren Einfluss auf die politische Kultur begründet.⁴⁸ Ganz sicher kann diese Bewertung der Kommune die Interpretation des Kampfes der Kommune erweitern und dazu beitragen, die Geschehnisse in einen größeren globalen Kontext einzuordnen. Zu weit kann der Vergleich aber nicht geführt werden, und man darf die Zeitgebundenheit des militärischen Kontextes von 1871 (es handelt sich um einen Krieg *in* einem Krieg) nicht außer Acht lassen, ebenso wenig die Bedeutung des urbanen Charakters oder der revolutionären Erfahrung und der kollektiven Erinnerung daran. Der Konflikt zwischen ›Paris‹ und ›Versailles‹ erscheint als eine Mischung verschiedener Epochen und Vorstellungen von Kriegsführung und behält so auch eine gewisse Irreduzibilität.

Welcher Krieg? Eine Erkundung des »Unzeitgemäßen« in der Modernität⁴⁹

Der Bürgerkrieg zwischen den Pariser Kommunarden und der konservativ-republikanischen Regierung in Versailles scheint mehrere Kampflogiken miteinander zu verknüpfen: Allen voran ist es ein revolutionärer Kampf, aber auch ein industrieller Krieg, ein Krieg in der Stadt und ein Krieg in den Straßen, geführt als ein

46 Keegan 2011; Faust 2008.

47 Siehe Förster/Nagler 1997.

48 Vgl. Katz 1998.

49 In Anlehnung an Mazurel 2013.

›militärisch-volkstümlicher‹ Kampf. Die Vermischung der verschiedenen Elemente ist so unauflöslich, dass nicht auf eine spezifisch militärische ›Natur‹ des Konfliktes geschlossen werden kann. Im Grunde genommen bleiben die Ereignisse in und um Paris zusammengenommen ein interpretatives Rätsel, das historisch schwer einzuordnen ist.

Aus chronologischer Sicht scheint dieser Krieg einerseits der letzte der revolutionären Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts zu sein, andererseits erscheint er wie der Vorbote kommender moderner Kriege. Aus einer polit-geographischen Perspektive heraus kann er als spezifisch ›pariserisch‹ und französisch beschrieben werden, andererseits gehört er in den ›transatlantischen Bogen demokratischer Kriege‹ seit dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis hin zu den bürgerlichen Revolutionen Europas. Auf diese Weise besitzt die Pariser Kommune nicht nur die Qualität eines europäischen, sondern sogar eines weltweit wahrgenommenen revolutionären Ereignisses, eines globalen Momentums.⁵⁰

All diese Analysen haben ihre Richtigkeit. Die hier vorliegende Analyse schlägt eine alternative Leseweise vor, die ein Faktum betont, nämlich dass alle – Sieger wie Besiegte, Beobachter wie Teilnehmer – die Wahrnehmung teilten, Zeugen eines breiten sozialen Wandels geworden zu sein. Eine Zeitenwende wurde empfunden, aber ohne zu wissen, wie man diese interpretieren sollte oder zu ahnen, wohin sie führen würde. Ähnliches gilt für die Geschichtsschreibung, nämlich wie man diese Auseinandersetzung in Hinblick auf den kommenden ›totalen Krieg‹ des noch weit entfernten globalen Konfliktes des ›Großen Krieges‹ deuten sollte. Der Krieg von 1871 entsprach in diesem Sinn ganz und gar dem französischen und europäischen Moment, den ich an anderer Stelle als die »Zeit der Sphingen« bezeichnet habe.⁵¹ Eine Zeit, in der man versteht, dass sich die Dinge geändert haben, ohne aber genau zu wissen, worum es sich bei diesem Wandel eigentlich handelt – und wo er hinführt. Diese Unbestimmtheit ist nicht ohne Bedeutung: Sie kann, angeregt vom Vorschlag Hervé Mazurels, ein Ort sein, um »das Unzeitgemäße zu erkunden«. ⁵² Das heißt, sie kann ein Mittel sein, um die üblicherweise benutzten Kategorien infrage zu stellen, um zu versuchen, auf neue Art und Weise den Krieg zu deuten, um neue Formen zeitgenössischer Konflikte besser zu verstehen. Der französische Bürgerkrieg, so haben wir hier versucht zu argumentieren, kann uns dabei behilflich sein.

Aus dem Französischen von Thomas Kolnberger und Saskia Kolber

50 Jürgen Osterhammel schätzt die Pariser Kommune als ein »lokales Intermezzo« ein, und als Beweis, »dass die französische Gesellschaft auch mehr als achtzig Jahre nach der Großen Revolution noch nicht ganz zur Ruhe gekommen war«, Osterhammel 2008, 736-828, speziell 799.

51 Deluermoz 2012b.

52 Mazurel 2013.

Literaturverzeichnis

- André 1995 = André, Thomas: Les enfants perdus de la Commune, in: *Cultures & Conflits* 18/été (1995), 2-10, <http://conflits.revues.org/index449.html>, abgerufen am: 24.09.2014.
- Aprile/Caron/Fureix 2013 = Aprile, Sylvie/Caron, Jean-Claude/Fureix, Emmanuel (Hg.): *La Liberté guidant les peuples. La révolution de 1830 en Europe*, Paris 2013.
- Aprile/Dupuis/Rougerie 2010 = Aprile, Sylvie/Dupuis, Quentin/Rougerie, Jacques (Hg.): *La Commune et les étrangers*, in: *Migrations* 35/1er semestre (2010).
- Audoin-Rouzeau 2008 = Audoin-Rouzeau, Stéphane: *Combattre. Une anthropologie historique de la guerre moderne*, Paris 2008.
- Bertaud/Serman 1998 = Bertaud, Jean-Paul/Serman, William: Deux séquelles de la défaite. La guerre civile en France et la révolte de la Kabylie, in: Bertaud, Jean-Paul/Serman, William (Hg.), *Nouvelle histoire militaire de la France*, Paris 1998, 483-502.
- Blanchecotte 1872 = Blanchecotte, Augustine-Malvina: *Tablettes d'une femme pendant la Commune*, Paris 1872.
- Brewer 2009 = Brewer, Benjamin C.: *A Desert Named Peace. The Violence of French's Empire in the Algerian Sahara, 1844-1902*, New York 2009.
- Bruyères-Ostells 2009 = Bruyères-Ostells, Walter: *La Grande Armée de la Liberté*, Paris 2009.
- Dabot 2011 = Dabot, Henri: *Griffonnages d'un bourgeois du Quartier latin (1869-1871)*, Paris 2011.
- Deluermoz 2012a = Deluermoz, Quentin: Des communardes sur les barricades. Les femmes-soldats de la commune de Paris (1871), in: Cordi, Coline/Pruvost, Geneviève (Hg.), *Penser la violence des femmes*, Paris 2012, 106-119.
- Deluermoz 2012b = Deluermoz, Quentin: 'Le temps des sphinx' – Le Crépuscule des révolutions? (1848-1871) (*Histoire de la France contemporaine* 3), Paris 2012, 371-373.
- Dupuy 2010 = Dupuy, Roger: *La garde nationale, 1789-1872*, Paris 2010.
- Eichner 2004 = Eichner, Carolyn J.: *Surmounting the Barricades. Women in the Paris Commune*, Bloomington 2004.
- Farenc 1976 = Farenc, Claude: *Problèmes de l'occupation allemande en Champagne, 1870-1873*, Dissertation Université Paris I, Paris 1976.
- Faust 2008 = Faust, Drew G.: *This Republic of Suffering. Death and the American Civil War*, New York 2008.
- Fazan 2013 = Fazan, Thomas: 1871. L'ennemi à la une. Le versaillais, origine et usage d'un type, *Mémoire de M2*, Université Paris I, Paris 2013.
- Förster/Nagler 1997 = Förster, Stig/Nagler, Jörg (Hg.): *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification*, Cambridge 1997.
- Fournier (in Druck) = Fournier, Eric: Louis-François Parisel. Un acteur au centre de la culture de guerre communarde, in: César, M.; Godineau, L.; Verdejo, X. (Hg.): *La Commune, nouvelles approches* [in Druck].
- Fournier 2008 = Fournier, Eric: *Paris en ruines. Du Paris haussmannien au Paris communard*, Paris 2008.

- Freiermuth 1973 = Freiermuth, Jean-Claude: Un arrondissement de la rive gauche pendant le siège et la Commune, *Mémoire de maîtrise*, Université Paris I, Paris 1973.
- Gautier 1971 = Gautier, Georges-Ferdinand: Les francs-tireurs de la Commune, in: *Cahiers de l'académie d'histoire* 6/jan-février, 2e année (1971), 1-48.
- Grützner 1963 = Grützner, Günter: Die Pariser Kommune – Macht und Karriere einer politischen Legende. Die Auswirkungen auf das politische Denken in Deutschland, Wiesbaden 1963.
- Haffner 1987 = Haffner, Sebastian: Von Bismarck zu Hitler, München 1987.
- Hanson 2007 = Hanson, Victor-Davis: Le modèle occidental de la guerre, Paris 2007.
- Hantraye 2008 = Hantraye, Jacques: Histoire totale, guerre totale? Approche historiographique des occupations de 1814-1815 et 1870-1871 dans le département de Seine-et-Oise, in: *Napoleonica*, 2/oct. (2008), 64-86.
- Hincker 2008 = Hincker, Louis: Citoyens-combattants à Paris, 1848-1851, Presses universitaires du septentrion, Villeneuve d'Asq 2008.
- Horne 2000 = Horne, John: Corps, lieux et nation. La France et l'invasion de 1914, in: *Annales, Histoire sciences sociales* 55/1 (2000), 73-101.
- Ingrao 2006 = Ingrao, Christian: Les Chasseurs noirs. La brigade Dirlwanger, Paris 2006.
- Johnson 1994 = Johnson, Martin: Citizenship and gender, the Legion des fédérées in the Paris Commune of 1871, in: *French History* 8/3/sept. (1994), 276-295.
- Jourdan 2005 = Jourdan, Maxime: Le cri du peuple, Paris 2005.
- Katz 1998 = Katz, Philipp M.: From Appomattox to Montmartre. Americans and the *Paris Commune*, Harvard Historical Studies, Harvard 1998.
- Keegan 1993 = Keegan, John: Anatomie de la bataille, Paris 1993.
- Keegan 2011 = Keegan, John: La guerre de Sécession, Paris 2011.
- Mazurel 2013 = Mazurel, Hervé: Vertiges de la Guerre. Byron, les philhellènes et le mirage grec, Paris 2013.
- Osterhammel 2008 = Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt – Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2008.
- Parisot 2009 = Parisot, Guillaume: L'invasion et l'occupation allemande dans le département de l'Aisne, septembre 1870 – octobre 1871, *Mémoire de Master 2*, Paris 2009.
- Rougerie 1972 = Rougerie, Jacques: L'association internationale des travailleurs et le mouvement ouvrier à Paris pendant les événements de 1870-1871, in: *International Review of Social History* 17 (1972), 3-102 (Jalons pour une histoire de la Commune de Paris).
- Rougerie 2010 = Rougerie, Jacques: La Commune de 1871, Paris 2009.
- Serman 1986 = Serman, William: La Commune de Paris, 1871, Paris 1986.
- Tombs 1997a = Tombs, Robert: La guerre contre Paris, 1871, Paris 1997.
- Tombs 1997b = Tombs, Robert: The Wars Against Paris, in: Förster, Stig/Nagler, Jörg (Hg.). *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification*, Cambridge 1997, 541-564.

- Tombs 2012 = Tombs, Robert: How Bloody was the semaine sanglante of 1871? A revision, in: *The Historical Journal* 55/3/sept. (2012), 679-704.
- Traugott 2011 = Traugott, Mark: *The Insurgent Barricade*, Berkeley 2011.
- Valat 2004 = Valat, Rémi: *La garde nationale sédentaire de Paris pendant le premier siège et la Commune. Un essai d'armée populaire révolutionnaire? (12 août 1870 – 29 août 1871)*, DEA Université Paris I, Paris 2004.

Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg

LOTHAR HÖBELT

»Der Krieg ist kein Kunsthandwerk mehr. Er ist ein großes Fabriksunternehmen geworden.«¹

Franz Conrad von Hötzendorf,

Chef des Generalstabes Österreich-Ungarns, Weihnachten 1914

Die Ausgangsbasis: das schwächste Glied in der Kette der Großmächte – eine Skizze

Österreich-Ungarns Kriegserklärung von 1914 war der Auftakt zu einem ›dritten Balkankrieg‹, der – vorhersehbarerweise – in eine europaweite Auseinandersetzung mündete: in den ›Großen Krieg‹. Man wollte ihn in Wien und in den anderen europäischen Machtzentren selbstverständlich nicht, war aber, in »schlafwandlerischer« Sicherheit, durchaus bereit, ihn in Kauf zu nehmen.² ›Großer Krieg‹, ja – doch selbst ein großer Krieg würde, so die Einschätzung der Generalstäbe damals, kurz sein. Diese Lehre hatte man aus den Kriegen von 1859, 1866, 1870/71 und 1877/78 gezogen, ja selbst noch aus den (beiden ersten) Balkankriegen 1912/13: All diese Kriege waren kurz – und sie hatten in lange schwelenden politischen Streitfragen auch tatsächlich Entscheidungen herbeigeführt. Im – nachmaligen – Ersten Weltkrieg sollte weder das eine noch das andere der Fall sein: Er zog sich über fünf Sommer hin – und führte 1917/18 zum Kollaps beider Kontinentalkolosse, des Deutschen Reiches wie auch des russischen Kaiserreiches. Die Entscheidung im Ringen um die Hegemonie auf dem Kontinent blieb aber für einen weiteren Weltkrieg aufgespart.³

Zur See – und auf den Finanzmärkten – musste London seine Vorherrschaft künftig mit den ehemaligen Kolonien in Amerika teilen; politisch aber zogen sich die USA in die Isolation zurück; Frankreich hatte nach außen hin gewonnen – und durch den Verlust der russischen Allianz doch an Sicherheit eingebüßt. Eindeutig

1 ÖStA (Österreichisches Staatsarchiv), Allgemeines Verwaltungsarchiv, Nl. Max Wladimir Beck 34, Conrad 23.12.1914.

2 »Sleepwalkers«, so der Titel von Christopher Clarks (2013) Arbeit zum Ausbruch des ersten der Weltkriege.

3 Mit einiger Berechtigung wurden im Nachhinein die beiden Weltkriege zu einem ›Zweiten Dreißigjährigen Krieg‹ erklärt: Charles de Gaulles verwendete den Begriff zuerst in einer Radioansprache (»nouvelle Guerre de Trente Ans«) 1941 im Londoner Exil. Prost/Winter 2004, 33.

war nur ein Ergebnis: die Auflösung Österreich-Ungarns als Folge seiner militärischen Niederlage (und als größte Neubildung auf der europäischen Landkarte das Wiedererstehen eines unabhängigen Polen).

Die Habsburgermonarchie galt zu Recht als die schwächste der fünf europäischen Großmächte: Auch wenn sie von der Bevölkerungszahl her im Mittelfeld lag, ihr industrielles Potenzial und ihre Kapitalkraft konnten sich nicht mit den Westmächten messen. Die Monarchie verfügte über keine Kolonien, aber sie war ein Vielvölkerstaat. Wohlgemerkt: Minderheitenprobleme, von den Polen in Preußen und in Russland bis zu den Iren, gab es anderswo auch; aber in Österreich-Ungarn gab es nur Minderheiten, allenfalls dominante Minderheiten, wie die Deutschen (23 Prozent), Magyaren (20 Prozent) und Polen (9 Prozent), die zusammen eine knappe Mehrheit der Bevölkerung stellten. »Kakanien« verfügte über eine berühmt-berüchtigt komplizierte Verfassung und hatte zwei Regierungen, aber eine gemeinsame Armee und Außenpolitik mit einem dezentralisierten »Cisleithanien« (das erst ab 1915 Österreich hieß) und einem zentralisierten Ungarn (oder weniger gebräuchlich »Transleithanien«). Daneben existierten noch die armen »Reichslande«, Bosnien-Herzegowina, die 1878 de facto, aber erst 1908 de jure annektiert worden waren.⁴

1914 standen die Mittelmächte, Deutsches Reich und Österreich-Ungarn, unter dem Eindruck, dass die Zeit gegen sie arbeite. Erschien ein Krieg früher oder später als unvermeidlich, hielt man es für angebracht, ihn besser früher zu führen als später – wie es ausgerechnet der italienische Generalstabschef Alberto Pollio im Frühjahr 1914 seinen Verbündeten vorgerechnet hatte. Dahinter verbarg sich in Berlin in erster Linie die Furcht vor den mit französischen Krediten gebauten russischen Eisenbahnen für einen Aufmarsch im Osten. Sie drohten ab 1917 das deutsche Konzept endgültig zu durchkreuzen, im Falle des Zweifrontenkriegs zuerst Frankreich im Westen zu schlagen und sich dann erst gegen Russland zu wenden, das für seine Mobilmachung einige Wochen länger benötigen würde.

In Wien mochte man daran denken, Serbien zu schlagen, bevor es sich von den Verlusten der Balkankriege erholt und die neu eroberten Gebiete im Süden politisch und militärisch integriert hatte. Dennoch war die Position Österreich-Ungarns in dieser Beziehung ein wenig ambivalent. Als der ungarische Ministerpräsident Graf István Tisza den Generalstabschef Conrad während der Julikrise⁵ fragte, ob sich die Position der Monarchie in Zukunft tatsächlich verschlechtern würde, erhielt er die ausweichende Antwort: »Eher ja ...«. ⁶

4 Die Leitha, ein Nebenfluss der Donau, ist der historische Grenzfluss und die umgangssprachlichen Ableitungen für »dies- und jenseits der Leitha« wurden nach dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich geprägt.

5 Die »Julikrise« beschreibt die Zuspitzung der Konfliktlage nach dem Attentat auf Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, 28.06.1914.

6 HHStA (Haus-Hof- und Staatsarchiv), Geheime Kabinettskanzlei 20, fol. 24 (Tisza 08.07.1914).

Denn Österreich-Ungarn war – mit Ausnahme der Kriegsmarine – im Wetttrüsten zurückgefallen und hatte erst in den letzten Jahren vermehrte Anstrengungen unternommen, die 1914 allerdings noch keine Rendite abwarfen. Die Habsburgermonarchie zog einen viel geringeren Prozentsatz ihrer ›Jungmannschaften‹ auch tatsächlich zur k.u.k. Armee oder einer der beiden Landwehren ein als die übrigen Großmächte, nämlich nur rund 30 Prozent verglichen mit 50 Prozent in Deutschland und über 80 Prozent in Frankreich.⁷ Vor allem verfügte Österreich-Ungarn über keine Kader für Reservedivisionen; sie sollten erst ab 1915 aufgestellt werden. Das bedeutete in der Praxis: Österreich-Ungarn vermochte sein Potenzial militärisch nicht voll auszuschöpfen. Während Frankreich bei geringerer Bevölkerung (unter 40 Millionen) über 100 Divisionen unterhielt, waren es in Österreich-Ungarn mit seinen 54 Millionen nie mehr als 72 (plus einige Gebirgsbrigaden und zu Fuß kämpfende Kavalleristen). Das Geschützmaterial war veraltet (bis auf die 30,5 cm-Mörser, die jedoch nur in geringer Stückzahl vorhanden waren). Selbst bei der Zahl der Kanonen pro Division hinkte die Monarchie hinter dem schwach technisierten Russland hinterher, und erst recht hinter dem ›großen Bruder‹ Deutschland.⁸

Nur in einer Waffengattung lag Österreich-Ungarn im guten Durchschnitt, bei den Maschinengewehren, den Waffen, die das Gefechtsfeld des Ersten Weltkrieges revolutionieren sollten – und die doch schon seit Jahrzehnten in Verwendung standen. Schon um die Jahrhundertwende hatte Hilaire Belloc die satirischen Reime verfasst: »Whatever happens, we have got/The Maxim gun and they have not«.⁹ Doch das MG blieb die bevorzugte Waffe der Kolonialtruppen; die größte Dichte von MGs gab es 1914 – in Ostafrika.¹⁰ Vielleicht war es auch der Kult der Offensive, wie er in allen europäischen Armeen gepflegt wurde, der gegen eine schnelle Verbreitung der MGs sprach. Sie galten mit ihrem Gewicht von – mit Lafette – über 40 Kilogramm als reine Defensivwaffen. Die Österreicher besaßen davon anfangs genauso viele, nämlich zwei Stück pro Bataillon, wie die Russen oder die Deutschen. Nur die Italiener gingen beinahe leer aus, weil sie ihre MGs in Großbritannien bestellt hatten, das nach Kriegsausbruch nicht mehr lieferte.¹¹

Die Überlegungen aller kriegführenden Mächte gingen davon aus, dass die ersten Schlachten entscheidend sein würden; der Sieg dem gehören würde, der »firstest with the mostest«¹² aufmarschierte, daher auch die überragende Bedeutung, die den Mobilmachungsterminen zugemessen wurden. Österreich-Ungarn hatte 1914

7 Ferguson 1999, 130f.

8 Ortner 2007.

9 Aus: *The Modern Traveller* by H.B. and B.T.B. – Authors of More Beasts (For Worse Children), London (1898).

10 Michels 2008, 139, 156.

11 Cabrio 2008, 104-108, 165-167.

12 Das grammatikalisch falsche Zitat wird dem Südstaatengeneral Nathan Bedford Forrest (1821-1877) zugeschrieben.

als erstes Land eine Kriegserklärung überreicht, dieser Logik, entschlossen und konzentriert den Krieg zu eröffnen, aber doch zuwidergehandelt. Generalstabschef Conrad begann den Aufmarsch nach dem ›Kriegsfall Balkan‹ – bloß, um einige Tage später zum ›Kriegsfall Russland‹ umzuschalten. Ausschlaggebend dabei war die Furcht, bei einem Aufmarsch im Norden von den Russen auch ohne Kriegserklärung hingehalten und immobilisiert zu werden.¹³ Das Resultat jedenfalls war, dass eine von sechs österreichisch-ungarischen Armeen, die sogenannte ›B-Staffel‹, zum Zeitpunkt der ersten Schlachten immer noch auf langen Umwegen durch Ungarn kutscherte.

Das Wechselbad: die stets wechselnden Konjunkturen des ›Großen Krieges‹

Das Bild des Ersten Weltkriegs in der breiteren Öffentlichkeit ist vielfach von der Westfront geprägt, von Namen wie Verdun oder der Somme, von einem Stellungskrieg, der über Jahre hinweg – allen technischen Neuerungen zum Trotz – in einem blutigen Patt erstarre. Die Kriegserfahrungen Österreich-Ungarns waren weitgehend andere: Aus der Wiener Perspektive war der Weltkrieg von einem dramatischen Auf und Ab geprägt, einer ›Hochschaubahn‹ vergleichbar.

Die erste Phase bestand in einer bedrohlichen Talfahrt: Die anfänglichen Erfolge wie zum Beispiel der Sieg in der Schlacht bei Komarow in Galizien (26. August bis 2. September 1914) wurden durch die russische Übermacht bald gegenstandslos. Ohne Sperrforts und Masurische Seen, die dem Gegner das Nachstoßen erschwerten, und ohne die Möglichkeit zu entsprechenden Rochaden per Eisenbahn gelang es den Österreichern nicht – wie den Deutschen in Ostpreußen – den Vorteil der inneren Linie zu nutzen und die russischen Armeen, die von Norden und Osten in Galizien eindrangen, getrennt zu schlagen. Dazu kam das Scheitern der deutschen Pläne im Westen in der Marneschlacht (5. bis 12. September 1914). Folglich blieben die massiven Verstärkungen aus, die ab der sechsten Kriegswoche in Aussicht gestellt worden waren. Die Österreicher verloren im Herbst fast ganz Galizien. Nur der Umstand, dass sich die Russen im Osten – ebenso wie die Deutschen im Westen – auf ihrem Vormarsch von ihren Bahnverbindungen zu weit entfernt hatten, gewährte den Österreichern eine Atempause.

Der Krieg dauerte ganz offensichtlich länger als angenommen. Auf dem Papier hätte die zahlenmäßige Übermacht der Entente die Mittelmächte jetzt erdrücken müssen. Doch wie meist in diesem Krieg erwiesen sich die Vorhersagen der Experten als irreführend: Jetzt begann sich zum ersten Mal bemerkbar zu machen, dass der Krieg kein Duell von Schützenketten mehr war, sondern von Volkswirtschaften.

13 Kronenbitter 2003, 514.

Das deutsche Industriepotenzial – das sich zunächst in einer großen Zahl schwerer Geschütze (z. B. der 15 cm-Haubitze) mit ausreichender Munition niederschlug – neutralisierte die ›russische Dampfwalze‹. Dafür lauerten auf die Österreicher im Frühjahr 1915 andere Gefahren: Ihre Bündnispartner Italien und Rumänien hatten sich 1914 zwar für neutral erklärt – Italien schon deshalb, weil es nicht gegen die britische Flotte antreten konnte und wollte. Beide sahen aber die einmalige Chance auf sich zukommen, mit einem Angriff im Frühjahr Österreich-Ungarn den ›Gnadenstoß‹ zu versetzen, den Krieg zu entscheiden und auf einen Schlag alle territorialen Fernziele zu verwirklichen.¹⁴

Konnte Österreich-Ungarn Italien vielleicht doch noch vom erwarteten Kriegseintritt abhalten? Dafür wurden zwei Möglichkeiten gesehen: der Weg des ›Appeasement‹ über territoriale Konzessionen (z. B. das Trentino) – und der Weg der ›Abschreckung‹ über beeindruckende militärische Erfolge noch vor dem Frühjahr. Doch dazu erwies sich Österreich-Ungarn als schlichtweg außerstande. Die Winterschlachten in den Karpaten – unternommen, wie Conrad zugab, aus politischen Gründen und ohne rechte militärische Rationale – endeten mit hohen Verlusten und vermochten den Fall der prestigeträchtigen Festung Przemysl nicht zu verhindern. Das Problem bei der ersten Variante wiederum war, dass Italien sehr wohl der Hintergedanke bewusst war, der bei all diesen – ohnedies nur halbherzigen – Angeboten mitschwang: Bei einem erfolgreichen Kriegsausgang würde Österreich-Ungarn diese Gebiete wieder zurückfordern, oder, wie es der Thronfolger leutselig formulierte: »Irgendwann werden wir doch über sie herfallen müssen«.¹⁵ Der alte Kaiser war deshalb wohl zu Recht skeptisch hinsichtlich der Erfolgchancen eines solchen Arrangements. In diesem Zusammenhang fielen seine oft zitierten, aber meist falsch datierten Worte: »Jetzt werde die Monarchie eben anständig zugrunde gehen«.¹⁶

In letzter Minute schlug Deutschland ein Junktim vor: Österreich-Ungarn sollte Italien doch noch ein Angebot machen, dafür werde es acht deutsche Divisionen erhalten, um in Galizien den herbeigesehnten demonstrativen Erfolg zu erzielen. Das Ergebnis war der Durchbruch von Tarnow-Gorlice am 2. Mai, der sich zu einem Selbstläufer entwickelte und erst Anfang August mit der Eroberung Russisch-Polens endete, der größte Einzelerfolg des gesamten Weltkrieges. Politisch kam die Offensive zwar zu spät, um Italien noch zu einem Umdenken zu veranlassen, aber sie entfaltete ein hinreichendes Abschreckungspotenzial, um Rumänien damals noch vom Kriegseintritt abzuhalten – und sie überzeugte Bulgarien, sein Schicksal mit den Mittelmächten zu verbinden. Während die Italiener keine entscheidenden Erfolge zu erzielen vermochten, ermöglichte der bulgarische Kriegseintritt im Ok-

14 Renzi 1987; Rusconi 2005; Torrey 1998.

15 HHStA, Nachlaß Berchtold 5, Tb., 06.01.1915.

16 Höbelt 2009, 148.

tober 1915 die Niederwerfung Serbiens und Montenegros. Das kalkulierte Risiko, den Feldzug im Norden mit aller Kraft fortzusetzen und an die italienische Front vorerst bloß Truppen vom Balkan zu verschieben, hatte sich bezahlt gemacht.¹⁷

Österreich-Ungarn wurde im zweiten Kriegsjahr von einer Welle unerwarteter Erfolge emporgetragen; an die Stelle der düsteren Prophezeiungen des Winters 1914/15 trat die Siegeszuversicht des Winters 1915/16. Diese gehobene Stimmung wurde im Juni 1916 abrupt beendet, als die russische Armeegruppe unter General Alexej Brussilow die österreichischen Stellungen im Osten überraschend auf breiter Front überrannte, ohne große zahlenmäßige Überlegenheit oder das Trommelfeuer der schweren Artillerie, das Angriffe in der Regel einzuleiten pflegte. Die Österreicher verloren im Sommer 1916 an die 400.000 Gefangene, die in russische Kriegsgefangenschaften gingen. Diese Krise konnte nur mit massiver deutscher Unterstützung unter Kontrolle gebracht werden. Selbst ein türkisches Korps wurde im Herbst 1916 nach Galizien entsandt (und verstärkt durch muslimische Freiwillige aus dem Kosovo).¹⁸

Ursache der Schlappe war nicht zuletzt das unkoordinierte Vorgehen der beiden Mittelmächte in den Monaten zuvor: In einer klassischen ›Parallelaktion‹ hatte Conrad einen Schlag gegen Italien geführt, die deutsche Oberste Heeresleitung (OHL) die Schlacht um Verdun begonnen. Die politischen Führungen in beiden Reichen nutzten mit Freuden die Gelegenheit, ihren politisch ambitionierten Generalstabschefs die Flügel zu stützen. Conrad und das Armeeoberkommando (AOK) wurden einem einheitlichen, selbstverständlich deutschen Oberkommando im Osten unterstellt. In Österreich erhoffte man sich davon nicht zuletzt eine stärkere Berücksichtigung der Ostfront seitens der Verbündeten. Inzwischen hatten die österreichischen Niederlagen des Sommers Rumänien am 27. August 1916 doch noch zum Kriegseintritt verleitet. Die neuerliche Krise führte das Duo Hindenburg und Ludendorff, das eben erst ›Ober Ost‹ übernommen hatte, binnen weniger Wochen als ›3. OHL‹ (Oberste Heeresleitung) an die Spitze des deutschen Heeres.

Rumänien wurde im einträchtigen Zusammenwirken aller vier Mittelmächte noch 1916 geschlagen: Der Feldzug wurde jüngst sogar als »Vorspiel zum Blitzkrieg« bezeichnet.¹⁹ Doch die Krisen des Jahres 1916 blieben nicht ohne Folgen für den Erwartungshorizont der deutschen Führung. Nicht Hybris und Überheblichkeit, sondern im Gegenteil allzu pessimistische Einschätzungen führten um den Jahreswechsel 1916/17 zu der folgenschweren Fehlentscheidung, den ›Sirenenklängen‹ der deutschen Marineführung nachzugeben. Sie versprach, mit einem uneingeschränkten U-Boot-Krieg Großbritannien binnen eines halben Jahres in die Knie zwingen zu können – selbst auf die Gefahr hin, damit den Kriegseintritt der USA zu

17 Höbelt 2006; Tunstall 2010.

18 Jerabek 1982; Dowling 2008; Kerchnawe 1928, 92f.

19 Barrett 2013.

provozieren. Die neue Führungsgarnitur in Österreich-Ungarn, Kaiser Karl I. und sein Außenminister Graf Ottokar Czernin, machten ihre Skepsis deutlich, vermochten die Entscheidung aber nicht mehr aufzuhalten.²⁰

Am 1. Februar 1917 begann der uneingeschränkte U-Boot-Krieg. Die USA brachen sofort die Beziehungen zu Deutschland ab und erklärten am 6. April den Krieg. Ob die USA tatsächlich Massenheere über den Atlantik schicken würden, war anfangs noch fraglich. Entscheidend aber war: Der Kriegseintritt der USA rettete die Entente vor dem Bankrott. Die *Federal Reserve* hatte eben erst das Anlegerpublikum vor alliierten Schatzscheinen gewarnt. Mit der Kriegserklärung war die Entente dieser Sorgen ledig. Der Krieg kostete die Londoner City ihre Vorrangstellung vor der Wall Street, aber er konnte mit voller Kraft weitergeführt werden.²¹ Die U-Boote versenkten im April 1917 zwar bis zu einem Dutzend Schiffe pro Tag, aber die deutschen Planer hatten die Flexibilität der Wirtschaft unterschätzt. Der Ausfall an Schiffsraum wurde zum Teil allein schon durch schnelleres Entladen wettgemacht. Das paradoxe Fazit lautete: Das deutsche Kaiserreich hatte Österreich-Ungarn 1915/16 vor dem Untergang bewahrt; es hatte Österreich-Ungarn 1917 dafür in eine Konfrontation mit den USA manövriert, die von den Eckdaten her kaum zu gewinnen war.

Ihre besondere Note erhielten der U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA durch die Russische Revolution, die am 15. März zum Sturz des Zaren führte, aber bald eine Eigendynamik entwickelte, die zum Ausscheiden Russlands aus dem Krieg führte. Mehr noch: Deutsche Unterstützung in der 12. Isonzoschlacht ab dem 24. Oktober 1917 führte zu einem Beinahezusammenbruch der italienischen Armee, der unter dem Namen Caporetto berühmt-berüchtigt geworden ist. Es konnten 300.000 Gefangene gemacht und 3.000 Geschütze erbeutet werden. Zwei Wochen später ergriff Lenin in Russland die Macht (›Oktoberrevolution‹) und leitete prompt Verhandlungen über einen Sonderfrieden ein, der am 3. März 1918 in Brest-Litowsk unterzeichnet wurde. Ein letztes Mal schien sich für die Mittelmächte doch noch ein siegreiches Ende des Krieges abzuzeichnen.

Bislang war der Erste Weltkrieg an der Westfront durch stabile Fronten, im Osten durch ein von Jahr zu Jahr wechselndes Auf und Ab gekennzeichnet gewesen. Mit dem Frieden von Brest-Litowsk verkehrte sich dieses Muster ins Gegenteil. Im Westen gerieten die Fronten in Bewegung, sobald die Deutschen versuchten, das *window of opportunity* zu nutzen, um mit erstmals erreichter zahlenmäßiger Überlegenheit noch rasch entscheidende Erfolge zu erringen, bevor die amerikanischen Reserven der Entente endgültig das Übergewicht verschafften. Im Osten hingegen herrschte allenfalls Kleinkrieg, z. B. in der Ukraine, wo die Österreicher mit Gewalt auf den Lebensmittellieferungen bestanden, die ihnen im sogenannten

20 Horcicka 2012.

21 Cooper 1976.

›Brotfrieden‹²² zugesagt worden waren. Im Monat nach dem Frieden von Brest-Litowsk begann im Westen die ›Kaiserschlacht‹ (Deutsche Frühjahrsoffensive 1918) – mit dem höchsten Einsatz des gesamten Krieges; für die Österreicher war es der Monat mit den geringsten Verlusten während des gesamten Krieges.

Österreich-Ungarn unternahm im Juni 1918 (*La battaglia del Solstizio*, Sonnwendtschlacht) noch einmal eine problematische Offensive gegen Italien, einen Vorstoß über die Piave, der scheiterte – am Hochwasser, aber auch an Planungsfehlern.²³ Als letzte Offensive der Mittelmächte überhaupt gilt eine Offensive in Albanien im August (Vieri-Berat). Österreichisch-ungarische Truppen hielten wenige Wochen vor dem Zusammenbruch immer noch ein Gebiet besetzt, größer als je zuvor, das von der Piave bis zum Asowschen Meer reichte. Doch die eigentlichen Entscheidungen fanden spätestens ab dem Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges anderswo statt; das galt auch für die Niederlagen, die den Kollaps noch im Jahr 1918 einläuteten: Der »schwarze Tag des deutschen Heeres«²⁴ bei Amiens am 8. August, der Zusammenbruch der bulgarischen Front in Mazedonien Mitte September; das darauffolgende Eingeständnis der deutschen OHL am 28./29. September, dass der Krieg verloren war. Der italienische Sieg von Vittorio Veneto am 28. Oktober war kein solcher perfider Propagandatricks, als der er oft hingestellt wurde, aber er traf ein bereits in Auflösung befindliches Reich.

Der totale Krieg: Etappe und Technik

Der Weltkrieg war der erste Krieg, der im Zeichen der allgemeinen Wehrpflicht ausgefochten wurde. Nur Preußen hatte damit schon 1866 und 1870/71 Erfahrungen gesammelt; die anderen europäischen Mächte (bis auf England) zogen erst wegen dieser Erfahrungen nach. Die Einziehung der gesamten ›wehrfähigen‹ männlichen Bevölkerung ging freilich mit einem zweiten Phänomen Hand in Hand, nämlich mit der zunehmenden Technisierung des Krieges. Beide Entwicklungen mögen unter das Stichwort ›totaler Krieg‹ fallen, aber sie waren in einem gewissen Sinne doch auch gegenläufig: Im Rahmen der Mobilmachung hatte man Facharbeiter und Spezialisten, wie z. B. Bergleute, an die Front geschickt und bemerkte zu spät, dass sie im Hinterland an entscheidender Stelle fehlten. Spätestens ab 1917 setzte in allen Staaten eine rückläufige Bewegung ein: Von der Rüstungsindustrie bis zu den Erntehelfern benötigte man Arbeitskräfte. Zwischen das zivile ›Hinterland‹ und die ›Feldarmee‹ aber schob sich die ›Etappe‹, ein militarisierter Bereich von In-

22 Frieden vom 9. Februar 1918 zwischen den Mittelmächten und der Ukrainischen Volksrepublik (1917-1920).

23 Fiala 1967; Minniti 2000, 55.

24 Ludendorff 1919, 547.

frastruktureinrichtungen (Nachschub und Transportwege, Etappenlager, Lazarette, Reparaturwerkstätten etc.), der im Laufe des Krieges immer größere Dimensionen annahm, oder in angelsächsische Termini übersetzt: Das Verhältnis von *head and tail* der Truppe verschob sich immer mehr zugunsten des Letzteren.

In dieser Beziehung kam Österreich-Ungarn einerseits und den angelsächsischen Mächten andererseits sogar eine gewisse Pionierrolle zu: Bei den Briten und Amerikanern waren es die Anforderungen zum Teil weit entfernter überseeischer Kriegsschauplätze, die ungeheure Ressourcen verschlangen. 1918 standen ungefähr gleich viel Briten im Orient wie an der Westfront, auch wenn die Kampftruppen in Mazedonien, Palästina und Mesopotamien (zusammen keine 20 Divisionen) nur einen Bruchteil derjenigen ausmachten, die zwischen der Somme und dem Ärmelkanal konzentriert waren, nämlich rund 60 Divisionen. Vor allem aber kannten weder die USA noch Großbritannien vor Kriegsausbruch die allgemeine Wehrpflicht. Ihre Soldaten mussten zuerst einmal ausgebildet werden, bevor man sie an die Front schicken konnte. Österreich-Ungarn befand sich in einer tendenziell ähnlichen Lage, weil nur eine Minderheit seiner ›Jungmänner‹ auch tatsächlich zum Wehrdienst herangezogen worden war. Die Problematik der Bewirtschaftung des ›Menschenmaterials‹ sei am österreichisch-ungarischen Beispiel kurz skizziert. Präzise Angaben fehlen uns leider, die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie hatten andere Sorgen als die Abgleichung der Statistik. Im Detail ergeben sich deshalb noch viele Probleme, doch in groben Umrissen lässt sich ein plausibles Bild zeichnen. Die Habsburgermonarchie zählte bei Kriegsbeginn rund 54 Millionen Einwohner; die wehrfähige männliche Bevölkerung im Alter von 18 bis 50 Jahren wurde auf knapp über elf Millionen geschätzt. Über zwei Millionen von ihnen waren im Laufe der Friedensjahre von vornherein als ›untauglich‹ bezeichnet worden; einige von diesen wurden im Laufe des Krieges nachgemustert. Dafür gab es eine immer größere Anzahl von Männern, die im Hinterland gebraucht wurden und daher als unabkömmlich galten. *Per saldo* wurden daher wohl rund acht Millionen Männer im Laufe des Krieges auch tatsächlich eingezogen. Freiwillige, von den Tiroler Standschützen bis zur Polnischen Legion, setzten politische Signale, fielen aber statistisch nicht ins Gewicht.²⁵

Den Kern des Heeres bildeten anfangs die zwei Jahrgänge von ›Präsenzdienern‹ (die Friedensarmee von ca. 440.000 Mann) und zehn Jahrgänge ausgebildeter Reservisten – das waren zusammen nicht einmal zwei Millionen der ›Armee im Felde‹. Ergänzt wurde dieser harte Kern vom Landsturm, der alle ›Altgedienten‹ im Alter von 32 bis 42 Jahren umfasste – und die Ersatzreservisten, die schon nach zehn Wochen Ausbildung nach Hause geschickt worden waren. Das war ein Reservoir von über drei Millionen Menschen, die zwischen Julikrise und Mai 1915 erfasst

25 Weltkriegsstatistik 2014, 143–147; ÖStA, Kriegsarchiv, (Franz) Schweinitzhaupt, XXX. Manuskript, Beilage 1.

wurden. Ein Teil von ihnen wurde von Anfang an in Landsturmeinheiten formiert, der Großteil jedoch in sogenannten Marschbataillonen zusammengefasst, für die freilich Kader und zum Teil auch Waffen fehlten. Österreich-Ungarn und Russland kämpften bis 1916 beide mit einem Mangel an Gewehren.²⁶ Die Marschformationen sollten die Verluste bestehender Regimenter ausgleichen; hin und wieder kam es aber auch vor, dass in Krisensituationen eigene Marschbrigaden gebildet, schlecht ausgebildet und ausgerüstet trotzdem an die Front geschickt und ›verheizt‹ wurden.²⁷

Die Stärke des Heeres stieg bis Mitte 1915 auf rund fünf Millionen Mann an – und blieb bis Kriegsende auf diesem Stand, mit einer leicht fallenden Tendenz 1917/18. Von den acht Millionen Eingezogenen zählten bis Kriegsende wohl über drei Millionen zu den ›Totalverlusten‹, den Toten und Vermissten, Kriegsgefangenen und Invaliden. Ein Spezifikum Österreich-Ungarns war der hohe Anteil an Kriegsgefangenen, an die zwei Millionen. Davon kehrte allerdings ein Drittel nach dem Frieden von Brest-Litowsk noch vor Kriegsende zurück; dafür wurden in den Tagen um den Waffenstillstand von Villa Giusti (3./4. November 1918) noch einmal 400.000 von den Italienern gefangen genommen. An Gefallenen weist die Statistik auf den ersten Blick ›nur‹ eine halbe Million aus. Dazu kommt jedoch eine Dunkelziffer von mehreren Hunderttausend, die in Gefangenschaft starben, und an die 100.000, die an Krankheiten starben: Nacheinander forderten Cholera, Typhus und Tuberkulose ihren Zoll. Mehr als eine halbe Million wurde als ›nicht mehr verwendungsfähig‹ aus der Armee entlassen.

Um die Verluste auszugleichen, wurde die Wehrpflicht ausgedehnt, Ende 1915 auch schon auf die 18-Jährigen, 1916 auf die 42- bis 50-Jährigen: Damit konnte noch einmal rund eine Million Männer eingezogen werden. Danach musste der Ersatz zunehmend ausbleiben. Allenfalls konnte man die schon einmal als untauglich Befundenen noch einmal ›durchkämmen‹, wie es im damaligen Jargon hieß. Ein durchaus kaisertreuer Adelige beschrieb das Ergebnis: »Man wird in späteren Jahren nicht glauben, was für Menschen derzeit als kriegsdiensttauglich bezeichnet werden. Halbe Zwerge, schwer Tuberkulöse, ja bei einem Buckeligen wurde der Buckel nur als Schönheitsfehler erklärt und er assentiert.«²⁸ Kaiser Karl I. rechnete schon als Thronfolger damit: »Im März 1917 das letzte Marschbataillon [...] Bis dahin muß Friede geschlossen werden.«²⁹ Dieses Problem war freilich nicht auf Österreich-Ungarn beschränkt, noch dazu, wo sich überall die Erfordernisse der ›Heimatfront‹, sprich der Kriegswirtschaft, bemerkbar machten. Auch die Briten, die später mit der Wehrpflicht eingesetzt hatten, rechneten mit einer Schrump-

26 Hecht 1969, 115, 153; Komjathy 1966, 228, 237 (08.03.1915).

27 Hecht 1969, 64ff., 127ff.

28 Státní Oblastní Archiv Zámrsk (Staatliches Gebietsarchiv von Zámrsk, CZ), Tagebuch Baron Oskar Parish v. Senftenberg, 26.05.1917.

29 HHStA, Nachlaß Berchtold 5, Tb., 21.08.1916; Hecht 1969, 293.

fung der Armee spätestens 1918/19; in Österreich-Ungarn behalf man sich wie in Deutschland und Frankreich schon 1917 mit einer Reduktion der Divisionen von zwölf auf neun Bataillone.³⁰

In der zweiten Hälfte des Krieges, ab Herbst 1916, hatte die Armee nicht mehr viel Ersatz zu erwarten; aber im Unterschied zu der Westfront nahmen auch die Verluste ab. Die höchste monatliche Zahl an Gefallenen, zwischen 30.000 und 40.000, hatte die k.u.k. Armee in der Anfangsphase des Krieges zu beklagen, von September bis November 1914, in einem Stadium des Krieges, das im Rückblick noch relativ wenig ›industrialisiert‹ erscheint. Es war aber von einem selbstmörderischen Offensivgeist geprägt; den Höchststand an Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, brachte mit über 180.000 der Juni 1916 aufgrund der Brussilow-Offensive. Doch 1917 ging der Krieg im Osten zu Ende; nach Caporetto herrschte von Dezember 1917 bis Mitte Juni 1918 auch an der Italienfront weitgehend Ruhe. Dafür wurde bis Ende 1917 fast eine Million Mann ›enthoben‹ oder gleich in Rüstungsbetriebe abkommandiert.³¹

Der ›Verpflegsstand‹ der Armee betrug meist über fünf Millionen, im Oktober 1918 immer noch viereinhalb Millionen. Eine Division umfasste ca. 10.000 bis 15.000 Mann. Es stellt sich die Frage, wieso Österreich-Ungarn nie mehr als 72 Infanterietruppendivisionen ins Feld stellte. Zum einen: von den fünf Millionen befanden sich zu jedem Zeitpunkt fast zwei Millionen im Hinterland. Anfangs war fast eine Million Mann in Ausbildung, über eine halbe Million befand sich im Krankenstand oder laborierte an Verwundungen. Im Laufe der Zeit dürfte der Anteil der Rekruten abgenommen haben, die Krankenstände nahmen zu. Die Epidemien der Frühzeit hatte man in den Griff bekommen, dafür machten sich Entkräftung und zum Schluss auch die sogenannte ›Spanische Grippe‹ bemerkbar. Die Zahl der hospitalisierten Kranken überschritt 1917/18 mehrfach die Zahl von 100.000 pro Monat.

Zum anderen war auch die ›Armee im Felde‹ mit ihrer maximalen Stärke von dreieinhalb Millionen – zum Schluss immerhin noch 2,6 Millionen Mann – nicht gleichbedeutend mit der Kampftruppe. Denn dazu zählten mehrere Hunderttausend Arbeiter und viele Tausend weibliche Hilfskräfte, dann ›Traintruppen‹³² und Verpflegungsabteilungen, Eisenbahn-, Telefon- und Telegrafeneinheiten, die alle zusammen schon bei Kriegsbeginn über eine Viertelmillion Menschen ausmachten. Die schwierigen Verkehrsverhältnisse des Kriegsschauplatzes in den Alpen oder auf dem Balkan dürften bald noch mehr Kräfte beansprucht haben; so wurden bis 1918 beispielsweise 13 Bergführerkompanien aufgestellt. Dazu kamen – als Zeichen des Erfolgs – die Besatzungstruppen: in Polen (Generalgouvernement

30 Clayton 2003, 121f.

31 Weltkriegsstatistik 2014, 164f.; Plaschka 1974, I 44.

32 Das ›Militärfuhrwesen-Korps‹ würde heute als ›Nachschub und Transport‹ bezeichnet werden.

Lublin, bis zu 60.000 Mann), in Serbien (20.000-70.000), in Montenegro (allein dort 40.000 Mann), in Albanien (wo viele Tausend Malariakranke anfielen), in Rumänien (über 30.000), zum Schluss im Veneto und in der Ukraine (wo allerdings reguläre Divisionen Verwendung fanden). Als Gefahrensignal musste hingegen die Notwendigkeit der Schaffung eigener »permanenter Assistenzbataillone« gegen Unruhen im Hinterland ab Juni 1918 betrachtet werden.³³ Soweit die sogenannte »Etappe«. Doch auch die Fronttruppe löste sich immer mehr in Spezialwaffengattungen auf. Die viel zitierte »Königin der Waffen«, die reguläre Infanterie, sah sich damit konfrontiert, so Militärpraktiker und Theoretiker der Waffengattung, mit ihren seit dem späten 19. Jahrhundert unveränderten »Feurgewehren« bloß noch als »Geschützbedeckung« Verwendung zu finden, dabei aber disproportional hohe Verluste hinnehmen zu müssen. Am Ende dieser Entwicklung stand dann die US-Armee des Zweiten Weltkrieges, in der die reguläre Infanterie nur mehr zehn Prozent der Mannschaften stellte, aber zu Lande 90 Prozent der Verluste hinnehmen musste.³⁴ Die »Etappe« wiederum beklagte sich über die schlechte Versorgungslage. Eine Besonderheit der altösterreichischen Militärstatistik erlaubt uns zur Abwechslung einen relativ präzisen Einblick in diese Entwicklung: Österreich-Ungarn zählte nämlich tatsächlich die Anzahl der »Feurgewehre« seiner Feldarmee, dabei ausgenommen wurden MGs und Geschützbedienungen, technische Truppen und »Train«, aber auch Offiziere. Nach dieser Statistik entfielen 1914 auf 1.000 »Feurgewehre« bloß anderthalb MGs und drei Geschütze, Ende 1916 vier MGs, zwei Minenwerfer und fünf Geschütze, im Oktober 1918 bereits 25 MGs, acht Minenwerfer und zwölf Geschütze.³⁵ Die Zahl der »Feurgewehre« war aufgrund dieser Anforderungen in stetigem Rückgang begriffen: Sie betrug bei Kriegsbeginn ca. 1,1 bis 1,2 Millionen, erreichte diesen Stand noch einmal im Frühjahr 1916 und ging dann bis Herbst 1918 auf nicht viel mehr als 600.000 zurück. Ungefähr ebenso viel, wenn nicht mehr, machten gegen Kriegsende die Bedienungsmannschaften der MGs, Minenwerfer und Geschütze aus.³⁶

Zu unterscheiden ist hier zwischen dem allgemeinen Trend der Spezialisierung und Technisierung, der Infanterieverbände ohne Zusatzqualifikationen nicht mehr länger zum ausschlaggebenden Faktor machte; und dem spezifischen Rückstand Österreich-Ungarns in der Anfangsphase des Krieges. Zwar wurde in dieser Zeit noch in erster Linie mit Divisionen gerechnet, die Habsburgermonarchie fiel aber in der Ausnützung ihrer Wehrkraft hinter Deutschland und Frankreich deutlich zurück. 1918 fiel dieser Rückstand nicht mehr so ins Gewicht. Die Mittelmächte

33 ÖULK VI, 68; Kerchnawe 1928, 88, 98, 272, 289; Plaschka 1974, II 25.

34 Lieb 2014, 127.

35 Berechnet nach General-Major Klose, Die österreichisch-ungarische Armee im Weltkrieg 1914-1918. Ihre Gliederung und Stärke (Manuskript, Kriegsarchiv, CA 5), 139.

36 ÖULK VI 45-57; auf ein Geschütz kamen im Durchschnitt 40 Mann (vgl. Ortner 2007, 380), die MG-Abteilung zu zwei MGs bestand ursprünglich aus 36 Mann.

konnten es sich leisten, einen gewissen Prozentsatz ihrer Heere im Osten zurückzubehalten oder während der Winterstreiks sogar ins Landesinnere zu verlegen. Zur Entscheidung im Westen, an der Marne oder an der Piave, hätten diese schwach technisierten Verbände – ohne Artillerie und mit Beutewaffen aus gegnerischen Beständen ausgerüstet – wenig beigetragen.³⁷

Ein Vielvölkerstaat im Krieg

Das Fehlen von Reservekadern war das eine Manko der k.u.k. Armee; als die zweite große Hypothek galt der multinationale Charakter des Reiches und seiner Armee. Die Habsburgermonarchie ist deshalb sowohl als ›Völkerkerker‹ im Negativen als auch als Vorläufer der Europäischen Union bezeichnet worden. Ähnliche zeitgeistige Pendelausschläge bestimmen auch die Geschichtsschreibung ihrer bewaffneten Macht: Schon während des Krieges schob die militärische Führung die Schuld an überraschenden Niederlagen gern auf die Unverlässlichkeit, ja den ›Verrat‹ slawischer, insbesondere tschechischer Truppen. Die Politik griff diese Vorwürfe gerne auf: vor 1918 die Deutsch-Österreicher, um ihre führende Stellung im Staate zu rechtfertigen, nach 1918 die Tschechoslowakei, um der ›Entösterreicherung‹ eine historische Tiefendimension zu verleihen. In letzter Zeit macht sich im Zuge der Dekonstruktion nationaler Identitäten hingegen ein Trend in der historischen Forschung bemerkbar, diese Debatte als böswillige Propaganda abzutun und den Einfluss der multinationalen Zusammensetzung auf die Kampfkraft und Moral der Truppe in Abrede zu stellen.³⁸

Keine dieser Hypothesen vermag restlos zu überzeugen: Zum Verrat bedarf es eines vorherigen Einverständnisses mit dem Feind, das schwer herzustellen ist. Umgekehrt ist es genauso wenig plausibel, dass es ohne Wirkung auf das Zusammengehörigkeitsgefühl der Truppe blieb, wenn Offiziere und Mannschaften sich nicht oder kaum verständigen konnten. Der aktive Offizier der Friedenszeit war angehalten gewesen, die Regimentssprachen zu erlernen; für den Reserveoffizier galt das nicht. Die aktiven Offiziere des Jahres 1914 aber waren bald entweder gefallen oder im Zuge der Expansion der Armee befördert worden. Auf der Ebene der Kompanie, wo die soziale Interaktion stattfand, gab es bald nur noch Reserveoffiziere. Sie kommandierten Mannschaften, die keinen jahrelangen Drill hinter sich hatten, sondern nur eine kurze Zeit oft unzureichender Ausbildung. Ob man die Schuld jetzt auf die Truppe schob, die unter diesen Umständen keinen besonderen Elan entwickelte, oder auf das ›System‹, das keinen adäquaten Offiziersnachschub zur Verfügung stellte, auf alle Fälle ergaben sich hier potenzielle Schwächen.

37 Plaschka 1974, II, 107f.

38 Lein 2012; differenzierter Reiter 2012.

Das Aufrechnen von tatsächlichen oder vermeintlichen Vor- und Nachteilen, Bevorzugungen und Diskriminierungen gehörte zum Standardrepertoire des Nationalitätenkonfliktes schon in Friedenszeiten. Verwaltung war in einem Vielvölkerstaat zwangsläufig immer mit einem Hauch von Fremdherrschaft behaftet. Politik vor 1914 war trotz des allgemeinen Wahlrechts immer noch weitgehend ein ›Elitensport‹ geblieben. Der Kampf um den Sprachgebrauch von Bürokratie und Gerichten war das tägliche Brot von Beamten und Studenten, die Beamte werden wollten, er betraf nicht die Masse der ›Arbeiter und Bauern‹. Der Krieg verschob die Parameter: Die Bürokratie entschied jetzt über Tod oder Leben, Frontkommandos oder Enthebungen, im Zuge der Bewirtschaftung über Hunger und Heizmaterial, Brotrationen und Kohlenzufuhr. Alle Dissonanzen wurden mit ethnischen Ressentiments aufgeladen, die nationalen Reibungsflächen wurden auf diese Weise potenziert.

Dabei lässt sich das Bild der Gewinner und Verlierer keineswegs in ein einfaches Schema pressen. So wurde der sogenannte ›Blutzoll‹, der Prozentsatz der Gefallenen, bald zu einem makabren Argument im Streit zwischen Tschechen und Deutschen in der österreichischen Reichshälfte. Was beide Seiten dabei übersahen: Der Prozentsatz lag in der anderen Reichshälfte, bei Ungarn und Kroaten noch viel höher, weil es dort weniger Befreiungen für Kriegsindustrie, Eisenbahnen etc. gab; viel niedriger hingegen in Galizien, weil die russische Besatzung dort 1914/15 weitgehend die Rekrutierung der Ersatzreservisten unterbunden hatte.³⁹ Dafür hatte Ostgalizien natürlich den Nachteil, als Kriegsschauplatz weit mehr von Zerstörungen betroffen zu sein. Waren die landwirtschaftlichen Regionen »rigoros ausrekrutiert« worden, war dort wiederum die Versorgungslage in der Regel besser, wie z. B. in Kroatien, dem politisch nur eine marginale Rolle zukam.⁴⁰ Wien und das Sudetenland waren politisch besonders gut vernetzt, zählten dafür aber – zusammen mit dem Küstenland – zu den klassischen ›Hungerleiderregionen‹ von eher strukturschwachen Zonen am Rand der industriellen Entwicklung.

Hinsichtlich der inneren Politik im Krieg hat sich eine Klischeevorstellung herausgebildet: Von der Reformunfähigkeit der Monarchie enttäuscht, hätten sich die Völker des Reiches in einer Art ›Abschiedssymphonie‹ von Österreich-Ungarn abgewendet. Dieses larmoyante Bild hält einer näheren Überprüfung nicht stand. Es war vielmehr von vornherein klar, dass Sieg oder Niederlage im Krieg zu Umwälzungen im Inneren führen würde. Daraus ergab sich eine intensive Debatte über die ›inneren Kriegsziele‹, eine Reform der Verfassung, die keiner klaren Leitlinie folgte: Die hehren Prinzipien von Dualismus oder Trialismus (ein weiterer ›Ausgleich‹ mit den slawischen Bevölkerungsteilen), Föderalismus oder nationaler Autonomie wurden immer nur bemüht, soweit es den eigenen nationalen Interessen zugutekam. Spätestens ab 1916 war überdies klar, dass Sieg oder Niederlage nicht von der

39 Weltkriegsstatistik 2014, 166-180.

40 Landwehr 1931, 23 u. 56.

Habsburgermonarchie abhingen, sondern vom Ringen der Weltmächte. In dieser Situation kam es für die politischen Eliten aller Nationen darauf an, eine Politik der ›zwei Eisen im Feuer‹ zu betreiben, also für alle Fälle gerüstet zu sein und sich alle Optionen offenzuhalten.⁴¹ Vor allem aber galt es zu vermeiden, dass die Regierung zur hergebrachten Methode des *divide et impera* greifen und innerhalb einer Nation kaisertreuer ›Gutgesinnte‹ gegen potenzielle ›Verräter‹ ausspielen konnte. Anders ausgedrückt: nationale Solidarität war Trumpf.

Die Reform, die am ausgiebigsten diskutiert wurde, war die ›austro-polnische Lösung‹: Das eroberte russische Kongress-Polen würde mit Galizien zu einer ›dritten Reichshälfte‹ verschmelzen; ohne Galizien, das mit Böhmen, Mähren u.a. zu Cisleithanien zählte, gäbe es im Wiener Reichsrat wieder eine deutsche Mehrheit (allerdings nur unter Einschluss der Sozialdemokraten). Eine deutsch-polnische Achse favorisierte diese Lösung, Tschechen und Südslawen waren vehement dagegen. Das Ringen um die ›austro-polnische Lösung‹ erwies sich als eine unendliche Geschichte mit vielen überraschenden Wendungen.⁴² Gescheitert war das ursprüngliche Konzept 1915/16 in erster Linie an zwei Widerständen: zum einen an der Skepsis der Ungarn, die auf ihrer Parität mit Österreich bestanden und einen polnischen Trialismus genauso ablehnten wie einen südslawischen. Zum anderen an der Skepsis des reichsdeutschen Verbündeten, der seine Ostgrenze nicht einem Österreich mit slawischem Übergewicht anvertrauen wollte.

Der Dualismus Österreich-Ungarns wurde oft zum Sündenbock für den letztendlichen Zerfall der Monarchie erklärt.⁴³ Dieser Vorwurf beinhaltet zumindest ein starkes Element von Übertreibung. Es waren schließlich nicht die Slowaken oder Rumänen, die den Startschuss zur Auflösung der Monarchie gaben. Die Tschechen erhoben 1917 die Forderung nach Autonomie der Slowaken in der ungarischen Reichshälfte, nicht weil es sich dabei um ein lang gehegtes Anliegen handelte, sondern als ›Verhinderungsprojekt‹, das ihnen aus der Verlegenheit half, von der österreichischen Regierung in die Pflicht genommen zu werden. Die Serben der Monarchie zogen Ungarn als kleineres Übel dem Aufgehen in einem ›Groß-Kroatien‹ vor. Allenfalls ein Teil der Kroaten wurde durch die Selbstblockade des Dualismus, die eine großkroatische Perspektive verhinderte, vielleicht tatsächlich schon vor 1918 dem Gedanken einer südslawischen Einigung unter der serbischen Dynastie in die Arme getrieben.

Die Regierungen Kaiser Karls haben nicht erst im Oktober 1918 mit dem ›Völkermanifest‹ geliebäugelt, sondern nationale Autonomie als Verhandlungsgrundlage schon 1917 befürwortet. Das Problem war, dass keine Seite – mit Ausnahme vielleicht der Sozialdemokraten – ohne Hintergedanken auf dieses Angebot eingehen

41 Rees 1992; Velek 2012, 174.

42 Lemke 1977; Höbelt 2012.

43 So jüngst noch bei Rauchensteiner 2013, 1064.

wollte. Die Deutschen befürworteten eine nationale Autonomie in Böhmen, nicht in der Steiermark;⁴⁴ die Tschechen forderten sie für die Slowaken, aber wollten sie den Sudetendeutschen nicht zugestehen etc. Die Monarchie war ›unreformierbar‹, weil eine allgemein akzeptierte Maxime für Reformen nicht existierte und sich die Rückkehr zum Status quo daher als der einzig gangbare Weg erwies. Selbst die ›austro-polnische Lösung‹ verfügte im Abgeordnetenhaus wohl über eine Mehrheit, aber sicher keine Zweidrittelmehrheit. Das hieß: Jede Reform war nur auf dem Weg des Oktroi möglich, des Staatsstreichs von oben, wie ihn Ministerpräsident Graf Stürgkh 1915/16 zwar allen versprach, aber immer wieder hinausschob, und wie ihn Kaiser Karl nach langem Zögern im April 1917 verwarf, als er den Reichsrat wieder einberief. Eine ›Lösung‹ des Nationalitätenproblems konnte das sogenannte ›Völkermanifest‹ daher weder 1918 noch davor bedeuten; es kam ihm allerdings das Verdienst zu, den Zerfall der Monarchie in evolutionäre Bahnen gelenkt zu haben.⁴⁵

Die Blockade und die Bewirtschaftung

Der Erste Weltkrieg war ein Wirtschaftskrieg. Das war auf den ersten Blick nichts Neues. Immer schon hatte es geheißen, zum Kriegsführen brauche man drei Dinge: Geld, Geld und wiederum Geld – Geld, das erst einmal erwirtschaftet werden musste. Um Geld, nämlich Gold und Devisen, ging es auch diesmal, wie das Beispiel des drohenden Bankrottes der Entente 1917 bewies. Die Finanzierungslücke in den Bilanzen war die Achillesferse der Entente. Den Mittelmächten blieb dieses Problem weitgehend erspart. Ihnen war von einem relativ frühen Zeitpunkt an nicht bloß die finanzielle, sondern auch die physische Möglichkeit von Importen versperrt durch die sogenannte englische ›Blockade‹ (sogenannt, weil sich der Terminus ›Blockade‹ völkerrechtlich nur auf die Absperrung eines einzelnen Hafens aus nächster Nähe bezog).

Die Blockaden, die während des Ersten Weltkriegs von den Kriegsparteien verhängt wurden, erfassten auch Rohstoffe und Lebensmittel, die ausdrücklich nicht als Konterbande galten. Diese Praxis, die schon im August 1914 einsetzte – lange vor dem Beginn des Kreuzerkriegs durch U-Boote –, widersprach allen völkerrechtlichen Normen; aber sie war effektiv, weil der einzige Neutrale, der in dieser Beziehung ein Machtwort hätte sprechen können, nämlich die USA, einem Konflikt mit Großbritannien bewusst ausweichen wollte.⁴⁶ Sie war effektiv, eben weil die Weltwirtschaft sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer enger verflochten hat-

44 Die alte Untersteiermark umfasst heute eine der fünf historischen Landschaften Sloweniens.

45 Rumpler 1966.

46 Coogan 1981.

te. (Noch die Kontinentalsperre der napoleonischen Ära sollte ganz im Gegenteil Exporte des Gegners unterbinden, nicht seine Importe.) Das liberale England war während des Krieges weniger von staatlicher Bewirtschaftung betroffen als andere Kriegsteilnehmer; doch man kann die englische Blockade als Bewirtschaftung im globalen Maßstab begreifen, als eine forcierte ›Entglobalisierung‹ – auf Zeit.

Im Zweiten Weltkrieg zielte die Blockade in erster Linie auf Erdöl, daneben vielleicht noch auf einige wenige Spezialmetalle. Im Unterschied dazu entwickelte sich im Ersten Weltkrieg weniger der industrielle Sektor zur Achillesferse der Mittelmächte, als vielmehr die Landwirtschaft, denn seit den 1880er Jahren ›lebte‹ Europa zu einem gewissen Teil von überseeischen Getreidezufuhren. Wiederum war es Österreich-Ungarn, oder besser gesagt Österreich, die ›westliche Reichshälfte‹, das in besonderem Maße davon betroffen war. Ungarn, im Frieden die Kornkammer der Monarchie, fand im Wesentlichen sein Auskommen, Österreich nicht. An der Nahrungsmittelmisere, an den sinkenden Erträgen, waren allgemeine Faktoren beteiligt, wie sie für alle Kriegführenden galten: Die Landwirtschaft litt überall an einem Mangel an Arbeitskräften, Pferden und Kunstdünger. Daneben gab es Faktoren, die Österreich härter trafen als andere: Das landwirtschaftliche Überschussgebiet Ostgalizien, Österreichs Anteil an den berühmten Schwarzerdeböden der Ukraine, ging verloren bzw. war lange Zeit ein Kriegsgebiet.

Und schließlich gab es als hausgemachten Faktor auch noch die gut gemeinten Eingriffe der Politik. Außenminister Czernin beschrieb sie nach Kriegsende als die Hungerblockade, die von der Regierung gegen die eigenen Völker errichtet worden sei.⁴⁷ Ausgangspunkt war ein sozialpolitischer Aspekt, dem immer noch die Vorstellung von einem kurzen Krieg zugrunde lag. Die Regierung dekretierte am 28. November 1914 Höchstpreise für Getreide und Mehl als Grundnahrungsmittel. Diese Höchstpreise erwiesen sich angesichts der Inflation bald nicht mehr als kostendeckend; das Angebot wich auf den Schwarzmarkt aus. Die Regierung erklärte daraufhin – inzwischen schrieb man das Frühjahr 1915 – alle Vorräte für beschlagnahmt und begann mit der Rationierung der Ernte: Die ›Brotkarte‹ wurde eingeführt, ohne Rücksicht auf unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten in Stadt und Land.⁴⁸ Die Konfiskation der vorhandenen Vorräte war effektiv – im Sinne einer einmaligen Notmaßnahme. In diesem Sinne machten sogar die betroffenen Agrarier anfangs gute Miene zum bösen Spiel. Aber sie war das denkbar schlechteste Anreizsystem, um die Bauern zu vermehrter Produktion zu veranlassen: Die Hektarerträge sanken 1915 in Österreich dramatisch, weit mehr als in Ungarn, das höhere Preise zahlte.⁴⁹ Zum Teil wurden einfach Futtermittel angebaut und an die Schweine verfüttert, die erst ein Jahr später der Bewirtschaftung unterlagen. Doch

47 Fremdenblatt 12.12.1918, 5.

48 Löwenfeld-Ruß 1926, 48, 101ff.; Gratz/Schüller 1930, 267ff.

49 Weltkriegsstatistik 2014, 203ff.

sobald auch Vieh requiriert wurde, regte sich zumal in den Alpenländern der erste Widerstand. Korruptionsvorwürfe lagen in der Luft, unterschwellige politische Spannungen machten sich bemerkbar: Die Landbürgermeister waren mit der Organisation der Ablieferungen überfordert; manche Gebietskörperschaften betrieben Autarkiepolitik auf eigene Faust.

1915/16 ließ sich der Ausfall noch durch Importe aus Rumänien kompensieren, das infolge der Sperren der Meerengen über keinen anderen Abnehmer mehr verfügte;⁵⁰ sobald Rumänien im August 1916 der Monarchie den Krieg erklärte, fiel auch dieser Rettungsanker aus. Der Winter 1916/17 wurde als der ›Rübenwinter‹ berühmt-berüchtigt. Jetzt war guter Rat teuer. Die neue Führung unter Kaiser Karl, Franz Joseph I. war am 21. November 1916 verstorben, stand vor einem Dilemma: Experten riefen hinter vorgehaltener Hand immer öfter nach einer Liberalisierung, nach Produktionsanreizen; auch die Militärs experimentierten in ihren Besatzungszonen mit solchen Ideen; der neue Ministerpräsident Ernst von Seidler (Juni 1917 bis Juli 1918) kam selbst aus dem Ackerbauministerium, die Beschwerden der Agrarier leuchteten ihm ein. Doch die Regierung war um ihr soziales Image bemüht, führte den Mieterschutz ein und strengte Prozesse gegen prominente ›Schieber‹ (Schwarzmarktlieferanten) an; der Unmut der Arbeiter in der Kriegsindustrie schreckte sie mehr als die passive Resistenz der schweigenden Mehrheit auf dem Lande.

Das Zauberwort in puncto Anreizsystem hieß nach einem Professor der Hochschule für Bodenkultur ›System Sedlmayer‹. Es bezeichnete den Übergang vom Konfiskations- zum Kontingentierungssystem. Das heißt: Den Landwirten sollte nicht mehr, wie bisher, ein gewisses Quantum für den Eigenverbrauch belassen und der Rest requiriert werden, sondern sie sollten ein gewisses Quantum abliefern, den Rest aber am freien Markt verkaufen dürfen. Das Problem war die Übergangszeit: Auch die beste Reform konnte, dem Anbauzyklus entsprechend, erst ab der nächsten Ernte Früchte tragen. Wieder behielt die kurzfristige Perspektive die Oberhand, die Vorstellung, es bedürfe ja doch nur mehr einer letzten Kraftanstrengung. Eine Enquete im Herbst 1917 sprach sich letztendlich doch gegen einen Kurswechsel in der Ernährungspolitik aus. Man regte dafür eine ›Fleischaktion‹ und eine Reduzierung des Viehbestands an. Gegen den Arbeitskräftemangel stellte die Armee ›Erntemarschkompanien‹ auf; Ansätze zu einer Mechanisierung der Landwirtschaft sollten gefördert werden.⁵¹

Vor allem aber: Man wollte den Druck auf Ungarn erhöhen, mehr Nahrungsmittel an Österreich zu liefern, notfalls mithilfe der Drohung, Österreich werde sonst seinerseits keine Kohle mehr liefern. Doch in Ungarn hatte Kaiser Karl im

50 Komjathy 1966, 270ff. (08.07.1915), 392ff. (09.09.1916), 410, 429f. (10.01.1917).

51 Komjathy 1966, 476f. (22.03.1917), 515 (29.06.1917); Kerchnawe 1928, 137f., 147, 158f. u. 169; Landwehr 1931, 109f.; Gratz/Schüller 1930, 73.

Mai 1917 eben erst den Ministerpräsidenten Graf Istvan Tisza entlassen, den ›starken Mann‹, der als Einziger vielleicht in der Lage gewesen wäre, derlei unpopuläre Maßnahmen umzusetzen. Erst im Januar 1918 fand sich ein ungarischer Minister, der bereit war, als *ultima ratio* 50.000 Soldaten in die Komitate (Selbstverwaltungsdistrikte) zu schicken, um versteckte Reserven ausfindig zu machen.⁵² Eine Kürzung der Brotationen führte damals gerade zu einer spontanen Streikbewegung in Österreich, während Czernin in Brest-Litowsk den ›Brotfrieden‹ mit der Ukraine (9. Februar 1918) verhandelte und damit Hoffnungen weckte, die bitter enttäuscht wurden.⁵³ Die Krise erreichte im Mai und Juni 1918, vor der Ernte, einen neuen Höhepunkt. Wiener zogen in Scharen aufs Land, um die Felder zu plündern; das Ernährungsamt sah sich zu einem Akt der Flusspiraterie gezwungen und beschlagnahmte die Ladungen deutscher Schiffe auf der Donau.⁵⁴

Industriell hatte sich Österreich-Ungarn in der ersten Kriegshälfte gut geschlagen. Seine Stahlproduktion nahm als einzige 1915/16 sogar noch zu, was vielleicht mehr auf ungenutzte Kapazitäten und die restriktive Politik des Eisenkartells im Frieden schließen lässt. Die Kohleproduktion begann erst ab Herbst 1917 bedenklich abzunehmen. Die Bewirtschaftung wurde ›Zentralen‹ übertragen. Vielfach waren dies nicht öffentliche Körperschaften, sondern private Vereinigungen unter staatlicher Aufsicht, oft an bestehende Kartelle angelehnt, die mit Hoheitsrechten ausgestattet wurden und die Verteilung knapper Rohstoffe zu organisieren hatten. Gegen das Handelsmonopol der Zentralen, gegen Bewirtschaftung und ›Kriegssozialismus‹, erhob sich der Unmut des Mittelstandes, der im Zuge der Kriegswirtschaft auf der Strecke blieb. Die Regierung lavierte und gab doch zu: »Ganz wird selbst im Frieden die schärfere Betonung des gemeinwirtschaftlichen Gedankens nicht mehr verschwinden können.«⁵⁵ Das alte Österreich administrierte den ›Kriegssozialismus‹ mit einem Hauch von schlechtem Gewissen, mit einer Träne im Knopfloch.

Die zweite Achillesferse der österreichischen Kriegswirtschaft, neben der Hungerblockade von außen und von oben, war das Verkehrswesen: Die Monarchie war, abgesehen von der Donau, durch einen fast völligen Mangel an Wasserstraßen gekennzeichnet. Die gesamte Last des Verkehrs in einem noch dazu vielfach gebirgigen Binnenland ruhte auf den Eisenbahnen, die bis zu einem Drittel der produzierten Kohle verbrauchten; dabei nahm die Abnutzung des Materials zu: Niemand hatte zu Kriegsbeginn daran gedacht, ausreichend neue Lokomotiven in Auftrag zu geben. Ein plastisches Beispiel war die 12. Isonzoschlacht; sie war ein fulminanter militärischer Triumph, hatte aber einen Verkehrsinfarkt im Hinterland zur Folge, weil sie fast die Hälfte des rollenden Materials beanspruchte. Auf den Strecken

52 Landwehr 1931, 143ff.; Gratz/Schüller 1930, 60 u. 76f.

53 Plaschka 1974, I, 61ff.; Meckling 1969, 273ff.; Dornik/Lieb 2011, 106ff. u. 285ff.

54 Healy 2004, 59; Landwehr 1931, 191-196.

55 StPAH Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Hauses der Abgeordneten des österreichischen Reichsrates, XXII. Session, 1174 (25.09.1917).

stauten sich lange Reihen von Zügen, die oft erst nach Monaten ins Hinterland zurückkehrten.⁵⁶ Der Produktionsrückgang war inzwischen auch auf dem industriellen Sektor deutlich. Österreich-Ungarn brach 1918 nicht in erster Linie aus wirtschaftlichen Ursachen zusammen; aber es hätte den Krieg 1919 kaum mehr weiterführen können.

Geheimdiplomatie und Friedenschancen

Österreich-Ungarn hatte seine Kriegsziele militärisch bereits 1915 im Wesentlichen erreicht: Serbien war niedergeworfen, Polen erobert worden. Es war der ungarische Ministerpräsident Tisza, der die Euphorie mit dem Hinweis dämpfte: Trotz aller Heldentaten werde »das Erschöpfungsmoment früher bei uns eintreten als beim Feinde«.⁵⁷ Fazit: Wir können die Feinde nicht zum Frieden zwingen, wir müssen sie dazu überreden. Die Euphorie wurde durch die Verluste des Sommers 1916 ohnedies gedämpft: Von den Hauptstädten der österreichischen Kronländer gingen zwei verloren, Görz im Südwesten (6. Isonzoschlacht) und Czernowitz im Nordosten infolge der Brussilow-Offensive. Der k.u.k. Finanzminister bzw. Außenminister Stephan Burián bemühte sich daher in Berlin um eine »Integritätsklausel«; Deutschland solle sich verpflichten, beim Friedensschluss auf der Unversehrtheit des Territoriums seines Verbündeten zu bestehen.

Die »Integritätsklausel« erhielt bald auch noch eine zweite Bedeutung, denn die neue Führungsmannschaft um Kaiser Karl und seinen Außenminister Czernin war nach den Erschütterungen des Jahres 1916 überzeugt, dass Österreich-Ungarn den Krieg nicht mehr länger durchhalten könne. Ihnen schwebte ein Friede vor auf der Basis des *status quo ante bellum*, auf der Grundlage einer Rückkehr zu den Vorkriegsgrenzen – ein Friede ohne Annexionen und Reparationen, wie es die Sozialdemokraten bald darauf auf ihre Fahnen schrieben. Die Balkanfragen gedachte man in Wien über *regime change* in Serbien, sprich einen Dynastiewechsel, zu lösen, sich eine Zeitlang freilich auch an Rumänien schadlos zu halten.⁵⁸ An die Adresse des deutschen Verbündeten gerichtet, konnte man sich dabei sogar auf ein Bismarck-Wort berufen: Der Zweibund sei »ein Verteidigungsbündnis, keine Erwerbsgenossenschaft«. Oder, wie Czernin einmal zitiert wurde: »Annahme: Entente stellt Friedensangebot auf dem Status quo ante: Ihr sagt Weiterkämpfen. Wir sagen Schluss. Dann Bündnisfall hinfällig«.⁵⁹

56 Wegs 1979, 106-109; Landwehr 1931, 138.

57 HHStA, Geheime Kabinettsakten 20, fol. 186 (Tisza 04.12.1915).

58 Fried 2014, 202.

59 Fischer 1964, 540; Meckling 1969, 102ff.

Annexionswünsche der deutschen Obersten Heeresleitung (z. B. in Bezug auf Belgien) stellten bei der Umsetzung dieses Programms das eine Problem dar; das noch größere freilich war, dass die Entente einen solchen Frieden ohne Sieger und Besiegte soeben erst weit von sich gewiesen hatte. Um hier Bewegung in die Sache zu bringen, versuchte Karl, die Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich anzuregen; er wäre bereit, die Deutschen dafür mit Galizien oder Österreichisch-Schlesien territorial zu entschädigen. Freilich: Es gab kein Indiz, dass Frankreich auf dieser Basis tatsächlich zum Frieden bereit gewesen wäre. Anders ausgedrückt: Österreich-Ungarn hatte seinen ›dritten Balkankrieg‹ gewonnen, Serbien eine Lektion erteilt und wollte die Partie im Stile eines Kabinettkrieges des vergangenen Jahrhunderts gerne beenden; Deutschland, vor allem aber die Westmächte, wollte das Ringen um die Hegemonie in Europa bis zum bitteren Ende durchkämpfen. Wenn die Entente dabei noch hartnäckiger auf einem Siegfrieden bestand, so deshalb, weil sie – vermutlich zu Recht – annahm, dass eine Behauptung Deutschlands gegen ›eine Welt von Feinden‹ als Sieg interpretiert würde. Ab Mitte 1917 musste sich der Impuls noch verstärken, das Potenzial der USA in die Waagschale zu werfen, um Deutschland niederzuhalten, das mit dem Kollaps des Zarenreiches der Hegemonie in Europa so nahe gekommen war wie nie zuvor.

Die Friedensfühler, die Kaiser Karl 1917 ausstreckte, entsprachen dem erprobten Instrumentarium der Geheimdiplomatie unter Ausnutzung des frontüberschreitenden Netzwerks verwandtschaftlicher Verbindungen innerhalb der Hocharistokratie und der Herrscherhäuser. Die Vermittler verstanden es auch, über den heiklen Punkt hinwegzuhelfen, dass keiner den ersten Schritt machen wollte, weil er als Zeichen der Schwäche gedeutet werden konnte. Das Resultat freilich war ein grandioses Missverständnis: Franzosen und Österreicher gaben sich beide der Hoffnung hin, der jeweils andere wäre unter bestimmten Bedingungen zu einem Sonderfrieden bereit. Für einen Universalfrieden ergab sich zu keinem Zeitpunkt dieser Sondierungen eine wirkliche Chance. Auf das Angebot eines Status quo-Friedens wartete man vergebens.⁶⁰

Mit dem Zusammenbruch Russlands ergab sich eine andere, rein hypothetische Perspektive. Der Zweibund zwischen Deutschland und Österreich war exklusiv gegen Russland gerichtet gewesen. Wenn man die Unabhängigkeit der Ukraine ernst nahm, grenzte die Monarchie seit dem Vertrag von Brest-Litowsk nicht einmal mehr an Russland. An der Auseinandersetzung zwischen Deutschland und den angelsächsischen Seemächten war Österreich-Ungarn nicht interessiert. War jetzt der Zeitpunkt gekommen, tatsächlich einen Sonderfrieden anzupeilen? Um alle Missverständnisse zu vermeiden: Wir wissen, dass Karl – bei aller Kritik an den preußischen Militärs – einen Bruch des Bündnisses eben nur für den Fall ins Auge fasste, dass Deutschland jenes Angebot ausschlug, das nie eintraf, nämlich den Uni-

60 Steglich 1964; Stevenson 1988, 139ff.

versalfrieden auf der Basis des *status quo ante bellum*. Um die strukturellen Voraussetzungen von Kriegführung und Diplomatie auszuleuchten, lohnt es sich dennoch, der Frage nachzugehen, warum die Habsburgermonarchie eine solche Alternative nicht wirklich auszuloten imstande war.

Denn aus dem Krieg einfach auszusteigen erwies sich als kaum ›operationalisierbar‹. Deutschland musste eine Trennung im entscheidenden Moment als Verrat empfinden; doch selbst für die Entente brachte ein Ausscheiden Österreichs aus dem Krieg allenfalls dann Vorteile, wenn dadurch auch Bulgarien und die Türkei zum Ausscheiden gezwungen würden. Dann aber bedeutete Österreichs Ausstieg de facto einen Seitenwechsel. Ein solches *renversement des alliances* war in der europäischen Politik keine Seltenheit: Sachsen hatte einen solchen Partnertausch 1635, Russland 1762, Österreich 1813 mit Erfolg in Szene gesetzt, von der Schaukelpolitik Savoyen-Piemonts ganz zu schweigen (doch auch diese endete 1943 unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts in einer faktischen Auflösung des Staates).⁶¹ Absolutistisch regierte Staatswesen oder sehr abgehobene Oligarchien wie das England des 18. Jahrhunderts konnten sich solche Schachzüge erlauben; für Reiche, die mit unberechenbaren Volksstimmungen zu rechnen hatten, selbst solche mit einem autoritären Einschlag wie Österreich-Ungarn, stellte eine solche Rosskur ein äußerst riskantes Experiment dar.

Das Resultat des Krieges stand frühestens im Juli 1918 fest. Für das Dreivierteljahr davor galt: Zu einem Zeitpunkt, als sich die Waagschale wiederum zugunsten der Mittelmächte zu neigen schien, war für eine Abkehr vom deutschen Bündnis realpolitisch nicht überzeugend zu argumentieren. Darüber hinaus aber war der ›deutsche Kurs‹ eng mit der Machtverteilung im Inneren der Monarchie verknüpft. Ein außenpolitischer Kurswechsel signalisierte für die Mehrheit der Eliten auch einen bedrohlichen innenpolitischen Umschwung hin zur slawischen Opposition. Der harte Kern dieser slawischen (das heißt tschechisch-südslawischen) Opposition wiederum polemisierte zwar gerne gegen das deutsche Bündnis, war aber keineswegs an einem Sonderfrieden interessiert, der zum Erhalt der Monarchie und zur Negation ihrer Selbstständigkeitsbestrebungen führen musste. Die innenpolitische Basis für eine Außenpolitik des *sacro egoismo*, jenseits nationaler Sentimentalitäten, war daher denkbar schmal. Die Aufregung über das Bekanntwerden des Briefwechsels von Kaiser Karl mit seinem Schwager in der belgischen Armee (›Sixtus-Affäre‹) im Frühjahr 1918 unterstrich diesen Befund noch.

Den Zerfall des Reiches vermochte die Bündnistreue genauso wenig aufzuhalten wie es – vermutlich – ein Seitenwechsel vermocht hätte. Österreich-Ungarn ging

61 Prager Frieden von 1635 zwischen Kursachsen und den Reichsständen als Episode des Dreißigjährigen Krieges; Ausstieg des neuen Zaren Peter III. aus der ›antipreußischen‹ Allianz im Frieden von St. Petersburg; 1813 beendet Österreich sein Bündnis mit Napoleon; im ersten und zweiten der Weltkriege wechselt Italien die Bündnispartner.



Abb.1 Österreich-Ungarn als Doppelmonarchie

auch nicht am Unverstand der Entente zugrunde, die in dieser Frage trotz diverser Zusagen an die Adresse der Südslawen oder der Tschechen noch zu keiner einhelligen Auffassung gelangt war und vom schnellen Kriegsende im Herbst 1918 überrascht wurde. Die ›großen Vier‹, die Staatsmänner der Entente, die in Versailles, St. Germain und Trianon eine ›neue Weltordnung‹ entwarfen, waren nicht so allmächtig, wie sie sich gaben: Sie konnten an der Schraube drehen und ein Plebiszit in Südkärnten veranstalten – und in Teschen oder Eger nicht. Aber am prinzipiellen Ergebnis, an der Gründung von National- oder auch bloß Pseudo-Nationalstaaten als andere ›Vielvölkerstaaten‹ auf dem Gebiet der Monarchie, vermochten sie nichts zu ändern; selbst wenn sie es gewollt hätten, sobald die normative Kraft des Faktischen nicht mehr gegeben war, weil die k.u.k. Armee kapituliert hatte.

Der führende Kopf der österreichischen Sozialdemokratie Otto Bauer (1881-1938) hat es in seinem oft missverstandenen Werk *Die Österreichische Revolution* durchaus zutreffend formuliert: Die ›Österreichische Revolution‹, das war die nationale Revolution der nichtdeutschen Bourgeoisie, ermöglicht durch den Sieg der Entente-Armeen.⁶²

62 Bauer 1976, 633-635.

Abkürzung für Primärquellen

HHStA = Haus-, Hof- und Staatsarchiv

Klose = Klose, Konrad (Oberst): Die österreichisch-ungarische Armee im Weltkrieg 1914-1918. Ihre Gliederung und Stärke (Manuskript, Kriegsarchiv, CA 5).

Schweinitzhaupt = Schweinitzhaupt, Franz: XXX. Manuskript (Kriegsarchiv)

StPAH XXII = Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Hauses der Abgeordneten des österreichischen Reichsrates, XXII. Session.

Literaturverzeichnis

- Barrett 2013 = Barrett, Michael: Prelude to the Blitzkrieg. The 1916 Austro-German Campaign in Romania, Bloomington 2013.
- Batakovic 2006 = Batakovic, Dusan T./Pasic, Nicola: Les radicaux et la 'Main Noire'. Les défis à la démocratie parlementaire serbe 1903-1917, in: *Balkanica* 37 (2006), 143-169.
- Bauer 1976 = Bauer, Otto: Die Österreichische Revolution (Arbeitsgemeinschaft für die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, Werkausgabe Bd. 2), Wien 1976.
- Cabrio 2008 = Cabrio, Franco: Uomini e mitragliatrici nella grande guerra, Bd. 1, Novale 2008.
- Clark 2013 = Christopher Clark: The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914, London 2013.
- Clayton 2003 = Clayton, Anthony: Paths of Glory. The French Army 1914-18, London 2003.
- Coogan 1981 = Coogan, John W.: The End of Neutrality. The United States, Britain, and Maritime Rights 1899-1915, Ithaca 1981.
- Cooper 1976 = Cooper Jr., John Milton: The Command of Gold Reversed. American Loans to Britain, 1915-1917, in: *Pacific Historical Review* 45 (1976), 209-230.
- Dornik/Lieb 2011 = Dornik, Wolfram/Lieb, Peter: Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917-1922, Graz 2011.
- Dowling 2008 = Dowling, Timothy C.: The Brusilov Offensive, Bloomington 2008.
- Ferguson 1999 = Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999.
- Fiala 1967 = Fiala, Peter: Die letzte Offensive Altösterreichs, Boppard 1967.
- Fischer 1964 = Fischer, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18 (4. Aufl.), Düsseldorf 1964.
- Fried 2014 = Fried, Marvin B.: Austro-Hungarian War Aims in the Balkans during World War I, London 2014.
- Gratz/Schüller 1930 = Gratz, Gustav/Schüller, Richard: Der wirtschaftliche Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Die Tragödie der Erschöpfung, Wien-New Haven 1930.

- Healy 2004 = Healy, Maureen: Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I, Cambridge, 2004.
- Hecht 1969 = Hecht, Rudolf: Fragen zur Heeresergänzung der gesamten bewaffneten Macht Österreich-Ungarns während des Ersten Weltkrieges (unveröffentlichte phil. Diss.), Wien 1969.
- Höbel 2006 = Höbel, Lothar: ›So wie wir haben nicht einmal die Japaner angegriffen‹. Österreich-Ungarns Nordfront 1914/15, in: Groß, Gerhard P. (Hg.), Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn 2006, 87–119.
- Höbel 2009 = Höbel, Lothar: Franz Joseph I. – Der Kaiser und sein Reich. Eine politische Geschichte, Wien-Köln-Weimar 2009.
- Höbel 2012 = Höbel, Lothar: Die austro-polnische Lösung – eine unendliche Geschichte, in: Heeresgeschichtliches Museum, Wien (Hg.): Der Erste Weltkrieg und der Vielvölkerstaat, Wien 2012, 35-54.
- Höbel 2014 = Höbel, Lothar: Austria-Hungary and the Balkan Wars, 1912-13, in: Bled, Jean-Paul/Deschodt, Jean-Pierre (Hg.): Les guerres balkaniques 1912-1913, Paris 2014, 131-144.
- Horcicka 2012 = Horcicka, Vaclav: Austria-Hungary, Unrestricted Submarine Warfare, and the United States' Entrance into the First World War, in: International History Review 34 (2012), 245-269.
- Jerabek 1982 = Jerabek, Rudolf: Die Brussilowoffensive. Ein Wendepunkt der Koalitionskriegführung der Mittelmächte (unveröffentlichte phil. Diss.), Wien 1982.
- Kerchnawe 1928 = Kerchnawe, Hugo et al.: Die Militärverwaltung in den von österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Gebieten, Wien-New Haven 1928.
- Komjathy 1966 = Komjathy, Miklos (Hg.): Protokolle des Gemeinsamen Ministerrates der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1914-1918), Budapest 1966.
- Kronenbitter 2003 = Kronenbitter, Günther: ›Krieg im Frieden‹. Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906-1914, München 2003.
- Landwehr 1931 = Landwehr v. Pragenau, Ottokar: Hunger. Die Erschöpfungsjahre der Mittelmächte 1917/18, Wien 1931.
- Lein 2011 = Lein, Richard: Pflichterfüllung oder Hochverrat. Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg, Wien, 2011.
- Lemke 1977 = Lemke, Heinz: Allianz und Rivalität. Die Mittelmächte und Polen im Ersten Weltkrieg (bis zur Februarrevolution), Wien 1977.
- Lieb 2014 = Lieb, Peter: Unternehmen *Overlord*. Die Invasion in der Normandie und die Befreiung Westeuropas, München 2014.
- Löwenfeld-Ruß 1926 = Löwenfeld-Ruß, Hans: Die Regelung der Volksernährung im Krieg, Wien 1926.
- Ludendorff 1919 = Ludendorff, Erich: Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919.
- Meckling 1969 = Meckling, Ingeborg: Die Außenpolitik des Grafen Czernin, Wien 1969.

- Michels 2008 = Michels, Eckard: Paul von Lettow-Vorbeck: Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008.
- Minniti 2000 = Minniti, Fortunato: Il Piave, Bologna 2000.
- ÖULK 1930–38 = Österreichisches Bundesministerium für Heerwesen, Kriegsarchiv (Hg.): Österreich-Ungarns letzter Krieg (bearbeitet unter der Leitung von Edmund Glaise-Hors-tenau), 7 Textbände, 7 Beilagenbände und 1 Registerband, Wien 1930-1938.
- Ortner 2007 = Ortner, Christian M.: Die österreichische Artillerie von 1867 bis 1918. Technik, Organisation und Kampfverfahren, Wien 2007.
- Prost/Winter = Prost, Antoine /Winter, Jay: Penser la Grande Guerre. Un essai d'historiographie, Paris 2004.
- Plaschka 1974 = Plaschka, Richard Georg/Haselsteiner, Horst/Suppan, Arnold: Innere Front. Militärassistenten, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918, 2 Bde., Wien 1974.
- Rauchensteiner 2013 = Rauchensteiner, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie, Wien 2013.
- Rees 1992 = Rees, Louis H.: The Czechs during World War I, New York 1992.
- Reiter 2012 = Reiter, Christian: Der Fall des k.u.k. Infanterieregiments 36. Zur Desertionsproblematik der Tschechen an der Ostfront in den Kriegsjahren 1914/15 (unveröffentlichte phil. Diss.), Wien 2012.
- Renzi 1987 = Renzi, William A.: In the Shadow of the Sword. Italy's Neutrality and Entrance into the Great War, 1914-1915, New York 1987.
- Rumpler 1966 = Rumpler, Helmut: Das Völkermanifest Kaiser Karls vom 16. Oktober 1918. Letzter Versuch zur Rettung des Habsburgerreiches, Wien 1966.
- Rusconi 2005 = Rusconi, Gian Enrico: L'azzardo del 1915. Come l'Italia decide la sua guerra, Bologna 2005.
- Steglich 1964 = Steglich, Wolfgang: Die Friedenspolitik der Mittelmächte, Wiesbaden 1964.
- Stevenson 1988 = Stevenson, David: The First World War and International Politics, Oxford 1988.
- Torrey 1998 = Torrey, Glenn: Romania and World War I. A Collection of Studies, Iasi-Oxford-Portland 1998.
- Tunstall 2010 = Tunstall, Graydon A.: Blood on the Snow. The Carpathian Winter War of 1915, Lawrence 2010.
- Velek 2012 = Velek, Lubos: Die tschechischen bürgerlichen Parteien im Weltkrieg 1914-1918, in: Heeresgeschichtliches Museum, Wien (Hg.): Der Erste Weltkrieg und der Vielvölkerstaat, Wien 2012, 165-178.
- Wegs 1979 = Wegs, Robert J.: Die österreichische Kriegswirtschaft 1914-1918, Wien 1979.
- Weltkriegsstatistik 2014 = Rumpler, Helmut/Schmied-Kowarzik, Anatol (Hg.): Weltkriegsstatistik Österreich-Ungarn 1914-1918, Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. XI/2), Wien 2014.

Militärischer Raum und seine neue Geographie

Das Tempo der industriellen Entwicklung hat auch den Raum verändert: In einer zunehmenden ›Raum-Zeit-Kompression‹, wie es einmal vom britischen Geographen David Harvey bezeichnet wurde, beginnt die Welt technisch zu schrumpfen. Der Zeitzeuge Karl Marx (1818-1883) spricht angesichts der Beschleunigung der Entwicklung sogar von einer ›Vernichtung des Raumes durch die Zeit‹: Einmal um die Welt zu reisen nimmt nicht mehr Jahre in Anspruch, sondern kann in nur 80 Tagen bewerkstelligt werden. Die Zukunftsvision aus Jule Vernes bekanntestem Buch des Jahres 1873 wurde von der Realität dann nicht nur eingeholt, sondern in kurzer Zeit danach auch immer wieder unterboten: 1892 – und nur 20 Jahre nach Erscheinen von *Le Tour du monde en quatre-vingts jours* – verkürzte sich die letzte Weltreise des US-amerikanischen Unternehmers G. F. Train, der Romanvorlage Vernes, auf nur noch 60 Tage. Diese ›Schrumpfung‹ als Verdichtung von und Beschleunigung auf Verkehrswegen wirkte sowohl asymmetrisch – nicht alle Weltteile wurden gleichmäßig in eine globale Zirkulation von Menschen, Waren und Ideen einbezogen – wie auch expansiv, weil – wie sich in militärischen Belangen deutlich zeigte – ehemalige Peripherien überhaupt zum ersten Mal nicht nur für den ›Kapitalismus‹, sondern für den Krieg erschlossen werden konnten. Im militärischen Sprachgebrauch bezeichnet Raum einen Geländeabschnitt, und Raumgewinn gilt als ein Maßstab militärischen Erfolges. Insofern war die Expansion der Militärzonen und die Projektionsfähigkeit westlicher Militärmacht eindrücklich: Kriege konnten im Betrachtungszeitraum nicht nur über Wasser, sondern auch unter der Wasseroberfläche, in der Luft und im alpinen Hochgebirge geführt werden. Und die großen Eisenbahnlinien, die Kontinente verbanden, fanden ihre regionale Entsprechung in den feinen Verästelungen der Schmalspurbahnen. Der technisch-logistische Fortschritt ermöglichte den Industrienationen eine bis dato nicht dagewesene Fähigkeit zur Machtprojektion in globalen Dimensionen und im topographischen Raum. In und für eine bestimmte Geographie entwickelte sich dann ein bestimmter Militärapparat (›Militärzone‹), der von Europa und Nordamerika aus neue Weltstandards setzte und zur Speerspitze des Imperialismus wurde: Eine erste ›Globalisierungswelle‹ war nicht nur mit Handel, Migration und Wissenschaft auf den Weg gebracht, sondern folgte den Kriegsflaggen. Besonders deutlich wurde das mit der sogenannten ›Kanonenbootpolitik‹ der Seemächte, die mit kleineren Schiffen die

Küsten und unteren Flussregionen der Gegner in Übersee zumindest kurzfristig zur Durchsetzung eigener Wirtschafts- und Machtinteressen mit schwerem Geschütz und Landungsmanövern beherrschen konnten.

Die Schrumpfung der Welt

Neue Raum-Zeit-Bedingungen der Globalisierung und die Antiquiertheit von Grenzen und ›Totalem Krieg‹

HANS-HEINRICH NOLTE

Die Globalisierung des 19. Jahrhunderts und ihre ersten ›Beschleuniger‹

Im sogenannten ›langen 19. Jahrhundert‹¹ revolutionierten Dampfmaschine und Eisen den Weltverkehr und damit die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Beziehungen der Welt. Wir nennen den Vorgang meist Globalisierung.² Innerhalb eines Jahrhunderts wurde die Transportgeschwindigkeit verzehnfacht – am Anfang des 19. Jahrhunderts gab es kein Verkehrsmittel, das schneller war als ein Pferd, aber schon 1848 konnte man mehr als 100 Stundenkilometer schnell fahren. So wie sich die Geschwindigkeit beim Transport von Menschen verzehnfachte, verringerten sich die Kosten des Gütertransports.³ In dieser Epoche wurden die globalen Bezüge zwischen den Teilen der Weltwirtschaft verändert: Die Dominanz des europäisch-amerikanischen Zentrums stieg an, die Abhängigkeit der peripheren Gebiete nahm zu.⁴ Nach der Aufteilung Afrikas auf der Berliner Konferenz (1885), den britisch-russischen Grenzziehungen in Asien und der Kolonialisierung Koreas war die globale politische und militärische Herrschaft der europäischen Mächte bzw. der USA fest etabliert und schloss auch halbperiphere Mächte wie Russland oder Japan ein.

Diese Globalisierung veränderte nicht nur das tägliche Leben und die Arbeit der Menschen,⁵ sondern auch die Handlungsbedingungen der ›Großen Mächte‹.⁶ Zugleich wurde mit einer wachsenden Friedensbewegung deutlich,

1 Osterhammel 2009, Nolte 2009; Mann 2009.

2 Fässler 2007.

3 Einführend Roth 2010. 1848 fuhr zum ersten Mal eine Eisenbahn schneller als 100 km/h; die Firth of Forth-Brücke in Schottland wurde 1889 schon auf 100 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit angelegt. 1860 kostete der Tonnenkilometer auf der Eisenbahn in England ein Zwanzigstel des Transports auf der Straße, nach Roth 2010 u. Schlögel 2009.

4 Wirtschaftliche und soziale Daten nach Mitchell 1992, Maddison 2007, Findlay/O'Rourke 2007.

5 Komlosy 2014.

6 Kennedy 1989.

dass die Globalisierung auch das Bild in Frage stellte, das man am Ende des 19. Jahrhunderts vom Krieg hatte: Der Krieg sei eingeehrt und finde zwischen uniformierten Soldaten (Kombattanten) statt und die Zivilisten seien dadurch kaum betroffen.⁷ Man versuchte im Rahmen der Weiterentwicklung des Völkerrechts,⁸ diese Art Krieg durch Regelungen rechtlich zu sichern. In einem Kreis solcher Regelungen einigte man sich schließlich 1907 auf die Haager Landkriegsordnung (HLK): Eine internationale Konvention, die durch die beitretenden Staaten als Gesetz angenommen, aber nur mit schwachen Sanktionen ausgestattet wurde. In Deutschland geschah das durch Veröffentlichung im Reichsgesetzblatt von 1910.⁹ Insbesondere auf global-kolonialer Ebene aber fehlte eine völkerrechtliche Sanktionsgewalt vollständig. Die Grundforderung der HLK war die Schonung von Kriegsgefangenen und Zivilbevölkerung, denn: »Die Kombattanten haben kein unbeschränktes Recht in der Wahl der Mittel zur Schädigung des Feindes«.¹⁰

Die Einschränkungen betrafen, auch rechtlich, nur die Unterzeichnerstaaten, nicht also Sioux, Herero, Truppen des Sultanats Kano oder der Burenrepubliken. Im Kampf gegen letztere hatten die Briten im Zweiten Burenkrieg (1899-1902) die Zivilbevölkerung gerade in Internierungslager (*concentration camps*) verbracht. Auch ob die Mächte sich innerhalb der Gruppe der Unterzeichnerstaaten an die Regeln halten würden, auf welche man sich geeinigt hatte, war von Anfang an zweifelhaft – oder, wie Carl von Clausewitz in seinem 1832 posthum erschienenen Traktat *Vom Kriege* nach den Volksaufständen der napoleonischen Kriege schrieb:

»Nachdem alle diese Fälle gezeigt haben, welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei [...] ist nicht zu erwarten, dass sie dieselben in künftigen Kriegen unbenutzt lassen, sei es, dass die Gefahr der eigenen Existenz ihnen drohe, oder ein heftiger Ehrgeiz sie treibe«.¹¹

Trotz seiner Antiquiertheit im Verständnis des Krieges war der Versuch, jenen »ritterlich«, kritischer gesehen »feudal« oder vom Beruf des Kriegers her gesehen »soldatisch« zu gestalten, ein wichtiger Schritt in der Entwicklung des internationalen Rechts.

Hatte Clausewitz mit »heftigem Ehrgeiz« an das napoleonische Frankreich oder seine Berliner Berufs- und Standes-Kollegen gedacht? Der preußische Generalstab

7 Vgl. etwa zu Jan Blochs Buch (das Zar Nikolaj II. gelesen hatte) bei Sapper 2008, 8-10, 303-312; und zu Fedor F. Martens siehe Aust 2013, 166-181.

8 Systematisch Hobe 2008; historisch Kleinschmidt 2013.

9 Reichsgesetzblatt 1910, 82-304.

10 Reichsgesetzblatt 1910, 140, § 22.

11 Clausewitz 1980, 413.

gehörte zu den ersten, welche die militärische Bedeutung der Eisenbahnen ins Kalkül nahmen – der wichtige Truppenübungsplatz Zossen bei Berlin war mit einer eigenen Strecke zum Üben für das Militär ausgestattet. Während der König von Hannover im Deutschen Krieg 1866 mit seiner Armee in den Süden marschierte, um Anschluss an Österreichs Truppen zu suchen, sammelte Preußen mit der Eisenbahn genügend Truppen, um den Hannoveranern in Thüringen den Weg zu verlegen und sie bei Langensalza strategisch zu schlagen. Auf die preußischen Siege folgte die (klein-)deutsche Einheit – die Eisenbahn, später hieß sie Reichsbahn, wurde zu einer nationalen Sache.

Ähnlich war die nationale Bedeutung der Eisenbahn in den USA.¹² Die Regierung der USA beschloss staatliche Hilfe für den Bau einer transkontinentalen Eisenbahn – die Bahn erhielt alles Land in einem Streifen von zehn Meilen zu beiden Seiten der Strecke und außerdem einen Bonus für jede fertig gestellte Meile. 1869 kam der erste Zug aus Kalifornien in New York an. Er hatte sechseinhalb Tage gebraucht.¹³

Der Bau der *Union-Pacific* und der anderen transkontinentalen Eisenbahnen in den USA (sowie später in Kanada) hatte weltwirtschaftliche Folgen, die den Rahmen der amerikanischen Nation sprengten. Unter Lincolns Regierung hatte jeder amerikanische Bürger (im *Homestead-Act*) das Recht erhalten, auf dem bis dahin von der indigenen Bevölkerung, den ›Indianern‹ besiedelten Land eine Farm gründen zu dürfen. Allein in den sechziger Jahren wurden über 600.000 neue Farmen in der Prärie angelegt. Die Aufsiedlung ging einher mit einer Reihe von landwirtschaftlichen Erfindungen – am wichtigsten war die des Mähbinders, der schnell zum Mähdrescher entwickelt wurde. Mehrere Arbeitsgänge der traditionellen Landwirtschaft wurden in einem vereinigt.¹⁴

Diese Zunahme der Produktion von Getreide war nur möglich durch eine Veränderung des Weltmarktes. Das Dampfschiff brachte eine ähnlich radikale Veränderung der Transportkosten zur See wie die Eisenbahn zu Lande. Die Frachtkosten zwischen Odessa, New York und Liverpool sanken zwischen 1852 und 1913 auf ein Drittel. Deshalb wurden immer mehr Länder in den globalen Getreidehandel einbezogen – konkurrierten 1850-54 Süd-Russland, die Donau-

12 Vgl. Junker 2003, Grandner/Gräser 2009; einführend auch Nolte 2006.

13 Muzzey 1953, 340-342. Subventionen US-Eisenbahnen in US-\$/Meile: *prairie* 16.000; *wastelands* 32.000, *rockies* 48.000 und *landgrants* (als ›urbares Land‹).

14 Muzzey 1953, 342-344. Mechanisierung und Aufsiedlung des Westens, Getreide-Produktion in 1000 *Bushel* (Hohlmaß, bei Getreide 35,4 Liter)

	TECHNIK	WEIZEN	MAIS
1840	westeuropäisch	84,8	377,5
1860	Mähbinder	173,1	838,8
1880	Mähdrescher	502,3	1.706,7

hären und die USA um den britischen Getreidemarkt, so kamen bis 1913 Kanada, Indien, Australien und Argentinien hinzu. Die Weizenimporte Großbritanniens wurden verfünzfach.¹⁵ Um die Änderung in metrischen Tonnen anzudeuten – im Stichtjahr 1750 exportierte England 2,7 Millionen Tonnen Getreide, 1913 importierte es fast zehn Millionen Tonnen.

Deutschland erlebte im Kaiserreich den vielleicht größten Aufschwung seiner Geschichte: demographisch, ökonomisch, wissenschaftlich, militärisch. Zwischen 1871 und 1910 wuchs die deutsche Bevölkerung von 41 auf 67 Millionen, also um mehr als die Hälfte, zugleich wurde sie urbanisiert.¹⁶ Die Regierung errichtete 1878 hohe Außenzölle und förderte die Integration der verschiedenen Teile der Volkswirtschaft. Das ›Bündnis von Roggen und Stahl‹ entstand, aber die deutsche Landwirtschaft war trotz Zollschutz nicht in der Lage, die Ernährung der wachsenden Bevölkerung zu sichern. Deutschland war vor dem Ersten Weltkrieg nicht viel weniger von Getreideimporten abhängig als Großbritannien – es importierte 1913 allein 7,5 Millionen Tonnen Weizen.¹⁷

Da die deutsche Produktion von Roggen und Weizen bei 18,3 Millionen Tonnen lag, importierte das Deutsche Reich also fast ein Drittel seines Bedarfs an Brotgetreide. Die wichtigsten Handelspartner waren Russland, Rumänien, Kanada und die USA; wobei auch das Getreide aus Russland und Rumänien, über See geliefert wurde – von Odessa und den Donauhäfen durch das Mittelmeer nach Bremen oder Hamburg.

Sowohl England als auch Deutschland waren für die Versorgung mit Brotgetreide also auf Importe angewiesen, die der Billigkeit der Frachtraten wegen über See gingen. Das war wirtschaftlich vernünftig, denn zu diesem Zeitpunkt war das Getreide auf dem Weltmarkt wesentlich preiswerter als das mit hohen Subventionen innerhalb der Grenzen Deutschlands produzierte, während Großbritannien mit den ›Getreidegesetzen‹ (*cornlaws*) auf hohe Außenzölle verzichtet hatte. Großbritannien und Deutschland waren beide stärker in die Weltwirtschaft integriert, als die verbreitete Kategorie ›Volkswirtschaft‹ deutlich machte.

Die Grundlagen für Kriegsführung hatten sich in wirtschaftlicher und sozialer

15 Von 5,1 auf 77,9 Millionen *Quarter* (ein englisches *Quarter* hat 2,9 Liter).

16 Hardach 1977; zu Deutschlands Aufstieg: Zwischen 1851 und 1913 wurde das Pro-Kopf-Einkommen verdreifacht, die Industrieproduktion versechsfacht. 1870 wohnten 36 Prozent der Deutschen in Städten, 1910 sind es 60 Prozent.

17 Getreideproduktion und Import 1913 in Mio. Tonnen, obere Zeile Produktion, untere Importe aller Getreidearten. Berechnet nach den Tabellen bei Mitchell 1992.

Deutschland			Vereinigtes Königreich*		Frankreich		
Weizen	Roggen	Kartoffel	Weizen	Kartoffel	Weizen	Roggen	Kartoffel
5,1	12,2	54,1	1,6	3,9	8,7	1,3	13,6
8,7	**	-	9,9	-	1,6	**	-

*Roggen nicht ausgewiesen, Hafer z. B. 1,4; ** Roggen nicht eigens ausgewiesen, sondern bei Weizen.

Hinsicht – wie diese erste Skizze zeigen soll – grundlegend verändert. In den Generalstäben wurde dieser Wandel auch wahrgenommen. In der Planung der Kriegsführung wurde dies zwar auch diskutiert. Letztendlich blieb die Vorstellung, wie die Kriege der Zukunft zu führen sind aber in antiquierten Kategorien einer ›Vernichtung‹ des Gegners verhaftet, also – um mit Clausewitz zu sprechen – ging es um eine ›Wehrlosmachung‹ des Gegners. Mit den neuen technischen Mitteln und deren Zerstörungspotential auf beiden Seiten war die ›alte‹ Suche, der ›Traum‹ von der einen Entscheidungsschlacht in einem Offensivkrieg bald einem Abnutzungskrieg gewichen, wie es der Erste Weltkrieg oder davor schon der Amerikanische Bürgerkrieg (1861-1865) gezeigt hat.

Die Antiquiertheit der Grenzen: der preußische Generalstab und der Schlieffenplan

Der schnelle Angriff im Westen war Plan des Chefs des preußischen Generalstabs – es gab ja keine ›deutsche‹ Armee, sondern Kontingente der Teilstaaten des Reiches – Alfred Graf von Schlieffen (1833-1913). Dieser ging davon aus, dass Deutschland im Kriegsfall in einen Zweifrontenkrieg verwickelt werden würde. Sein Plan sah vor, dass die deutschen Truppen in dem Fall durch Belgien hindurch westlich um Paris herum in den Rücken der französischen Armee vorstoßen und diese in einem gigantischen Cannae, einer riesigen Kesselschlacht, vernichten sollten.¹⁸

Es war ein Plan von einem Generalstab, der 1866 die Schlachten von Langensalza und Königgrätz mit Eisenbahnzügen gewonnen hatte. Schlieffen hat bei der Fertigstellung seines Plans 1905 berechnet, dass etwas über zwei Millionen Mann, 118.000 Pferde und 400.000 Tonnen Rüstungsmaterial in etwas über 20.000 Zügen in den ersten 20 Tagen der Mobilisierung an die Front gebracht werden würden, aber eben nicht gleichmäßig verteilt, sondern auf den rechten Flügel. 660 Züge sollten an jedem Tag über jede der in Aussicht genommenen Eisenbahnstrecken laufen, also ein Zug von 50 Wagen Länge alle zwei Minuten. Die Züge mussten selbstverständlich auch wieder zurück gefahren werden. Im Endeffekt waren es etwas über eine Million Soldaten, die so an ihre Abmarschstationen transportiert wurden.

Der militärstrategische Grundfehler Deutschlands in der Eröffnungsphase des Kriegs, wie sich im Nachhinein deutlich zeigte, lag in der Entscheidung für den Schlieffenplan, der auf der Verletzung der durch Preußen und dem Deutschen Reich garantierten Neutralität Belgiens beruhte.¹⁹ Hätte das Reich an beiden Fronten

18 Nolte 1991b, vgl. allgemein Förster 1996. Die Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) gilt bis heute als Paradebeispiel einer Umfassungsschlacht und steht als Redewendung für eine vernichtende Niederlage.

19 Vgl. Wallach 2001, 50-58.

auf Verteidigung gesetzt, die Carl von Clausewitz als »stärkere Kriegsform [...] als der Angriff« bestimmt hatte,²⁰ dann hätte es im Westen nur die Linie Metz-Vogesen halten müssen und die militärischen Mittel besessen, um die Katastrophe des wichtigsten Bündnispartners Österreich-Ungarn zu Anfang des Krieges in Galizien zu verhindern oder doch einzuschränken. Diese Spekulation scheint nicht müßig zu sein, denn in unserem Kontext spannend ist die Entscheidung des preußischen Generalstabs – und ihm folgend dann des Deutschen Reichs – die Staatsgrenze zwischen Lüttich und Aachen, zwischen Brüssel und Köln, zwischen Belgien und Deutschland für obsolet zu erklären. Der sichere ›Eisenbahn- und Aufmarschkorridor‹, und damit militärlogistische Überlegung, war wichtiger, als das Völkerrecht und die Respektierung der Neutralität von Nachbarstaaten – so wurde etwa auch das Großherzogtum Luxemburg ›präventiv‹ besetzt. Entscheidend für die Planer in Berlin war die Eisenbahn Berlin-Köln-Lüttich-Paris, über die nach dem Beginn des deutschen Angriffs Zug um Zug rollte. Wie wir wissen, ist der Schlieffenplan trotz des erfolgreichen, schnellen Vormarsches durch Belgien misslungen.²¹ Wichtig in unserem Kontext ist aber, dass der Vormarsch von über einer Million Soldaten durch ein erbittertes, weil vertragsbrüchig überfallenes Land, zu vielen Zwischenfällen führte, die von deutscher Seite mit Massenerschießungen geahndet wurden: der ›deutsche Hunne‹ und der ›Rape of Belgium‹ war geboren.²² Die Unterscheidung von zivil und militärisch wurde konkret und im Krieg infrage gestellt – allerdings war diese Unterscheidung, einem pazifistischen Kritiker des Kaiserreichs zufolge, schon 1893/4 in Friedenszeiten im politisch-militärischen Dualismus Deutschlands zwischen Parlament, also demokratisch gewählter Volksvertretung, und der ›alternativlosen militärischen Notwendigkeit‹ einer Land- und Seemacht, die zum ›global player‹ aufsteigen wollte, verloren gegangen.²³

Fernblockade, U-Boot-Krieg und Demarkationslinien im Wasser

Der preußische Generalstab stand mit seiner Geringschätzung der Abmachungen und Verträge des 19. Jahrhunderts nicht allein – angesichts der technischen Möglichkeiten des beginnenden 20. Jahrhunderts. Ab August 1914 stoppte Großbritannien deutsche Handelsschiffe auf hoher See und nahm sie als Preisen, nachdem sie die Mannschaften in die Boote hatte aussteigen lassen. Das war legitim: Auf der zweiten Haager Friedenskonferenz 1907 hatten die Mächte sich geeinigt, dass ein Kriegsschiff ein feindliches Handelsschiff auf hoher See stoppen und

20 Clausewitz 1980, 613-864 u. 626 (Zitat).

21 Herwig 2011.

22 Lipkes 2007.

23 Vgl. Wehler 1977, bes. 109-125.

beschlagnahmen durfte.²⁴ Schiffe von Neutralen durften keine Rüstungsgüter für den Gegner transportieren, waren aber sonst nicht eingeschränkt.²⁵ Großbritannien und Frankreich entschlossen sich darüber hinaus zu einer Blockade. Seit dem 18. Jahrhundert versuchten die schwächeren Seemächte, den Hegemon (also Großbritannien) an Regeln zu binden, insbesondere die Regel, dass eine Blockade nur legitim war, wenn die blockierende Macht eine Sperrlinie vor den feindlichen Häfen und Küsten aufrecht erhalten konnte. Dort hätte die deutsche Marine britische Blockadekreuzer also angreifen können. Diese Regel wurde 1909 in einem Vertragsentwurf auch als erster Punkt festgelegt.²⁶ Da das britische Oberhaus den Vertrag jedoch nicht ratifizierte, erlangte er keine Qualität als internationales Recht.²⁷ Die Entente richtete die Blockade zwischen den Orkney-Inseln und dem neutralen Norwegen ein und verhinderte auch, dass deutsche Handelsschiffe sie im norwegischen Hoheitsgewässer umgingen. Diese Fernblockade war für die deutsche Marine viel schwerer anzugreifen; sie ist de facto während des gesamten Krieges nicht angegriffen worden.

Die USA stellten sich auf den Standpunkt, dass die britische Fernblockade eine seit dem 18. Jahrhundert gewohnheitsmäßige Norm des Völkerrechts brach und damit ihre Schifffahrtsinteressen und ihre Exporte unrechtmäßig beschnitten wurden.²⁸ Sie protestierten in London dagegen,²⁹

1. dass die Briten die Liste der Waren, die sie als Kontrabande einstuften, kontinuierlich erweiterten und auch Weizen auf die Liste setzten;
2. dass die Briten die Blockade nicht, wie der Regel entsprechend, in der Nähe der Häfen durchführten, sondern in großer Entfernung davon;
3. dass die Briten auch Schiffe für Häfen neutraler Staaten südlich ihrer Blockadelinie, also für die Niederlande, Norwegen, Schweden und Dänemark beschlagnahmen.

Trotz des Protestes war die britische Blockade effektiv. Zugleich fokussierte sie amerikanischen Außenhandel und Kapitalströme und bereitete damit den Boden für amerikanisches politisches Engagement in England und Frankreich.³⁰ Auch zeigte

24 Convention relating to the status of enemy-merchant ships at the outbreak of hostilities, 18.X.1907, <http://avalon.law.yale.edu/20th.century/hague06.asp>, Letzter Zugriff: 01.11.2014.

25 Convention concerning the rights and duties of neutral powers in Naval War, 18.X.1907, <http://avalon.law.yale.edu/20th.century/hague06.asp>, Letzter Zugriff: 01.11.2014.

26 Declaration concerning the Laws of Naval War [26.II.1909], <http://www1.umn.edu/humanities/instreet/1909bhtm>, Letzter Zugriff: 02.11.2014.

27 ICRC Treaties <https://www.icrc.org/ihl/INTRO/225?OpenDocument>, Letzter Zugriff 02.11.2014.

28 Vgl. zur Rechtmäßigkeit der Durchsetzung ökonomischer Interessen in der Außenpolitik Coolidge 1908, 172-183.

29 Muzzey 1953, 471f.

30 Escher 1954, 119.

sich, dass Großbritannien mit der Politik zur Gewinnung der amerikanischen Eliten erfolgreich gewesen war,³¹ die es spätestens seit dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 betrieben hatte.³² Die USA entschieden sich, wie Detlef Junker schreibt, zu einer »parteiischen Neutralität«, die sich »in den unterschiedlichen Reaktionen der USA auf die rechtswidrige Hungerblockade des Deutschen Reiches durch Großbritannien einerseits und die deutsche Kriegszone um die englischen Inseln sowie den deutschen U-Boot-Krieg andererseits« zeigte.³³

Der Streit um die »*shipping interests and international shipping rights*« zwischen den USA und Großbritannien wurde in den Hintergrund gedrängt, als das Deutsche Reich eine neue Waffe einsetzte: das U-Boot. Es gehörte zu den Regeln, dass ein ziviles Schiff nur versenkt werden durfte, nachdem der Mannschaft die Möglichkeit gegeben worden war, die Rettungsboote zu besteigen. Aber die U-Boote besaßen eigentlich nur eine Waffe: den Torpedo; das Bordgeschütz war schwach. Als Großbritannien dazu übergang, die Handelsschiffe zu bewaffnen, waren die U-Boote aufgetaucht diesen oft unterlegen und gingen deshalb dazu über, auch Handelsschiffe ohne Warnung zu versenken. Am 4. Februar 1915 erklärte Deutschland einen großen Teil des Atlantiks zur Kriegszone, in der die U-Boote ohne Einschränkungen operieren würden.

Am 7. Mai 1915 wurde das britische Passagierschiff *Lusitania*, das Waffen an Bord hatte, vor der Südküste Irlands torpediert – 1.198 Männer, Frauen und Kinder ertranken, darunter 124 Amerikaner. Die USA protestierten und Deutschland erklärte sein Bedauern. Außerdem verpflichtete es sich (inoffiziell), in Zukunft keine Handelsschiffe zu versenken, ohne den Mannschaften und Passagieren die Möglichkeit zu geben, sich mit den Booten zu retten. Nach über einem Jahr zog Deutschland dieses Zugeständnis jedoch zurück und erklärte am 31. Januar 1917 den uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Zugleich erklärte es de facto die östliche Hälfte des Atlantiks von den Kapverden bis Island zum Sperrgebiet. Die USA brachen die Beziehungen zu Deutschland ab, und beschlossen, ihre Handelsschiffe zu bewaffnen. Am 16. März versenkten deutsche U-Boote drei amerikanische Handelsschiffe, wobei amerikanische Staatsbürger umkamen; am 17. März 1917 erklärten die USA Deutschland den Krieg.

Fasst man die zwei Vorgänge zusammen, so hat Großbritannien 1914 eine Linie quer über die Nordsee gezogen und entlang dieser Linie Waren für Deutschland und gegebenenfalls auch Schiffe konfisziert. Das war ein schwerer Eingriff in die Wirtschaftsinteressen der Vereinigten Staaten und diese haben in London protestiert.

31 Zur Sicht »von unten« vgl. Zinn 1995, 350-367.

32 Coolidge 1908, 228-244; vgl. auch das kulturell und rassistisch argumentierende Werben von Sir Dilke um die Sympathie der Oberschichten der USA in: Nolte 2014. Zur Auseinandersetzung mit solcher »Umarmung« in den USA vor allem mit und nach dem Ersten Weltkrieg siehe Saldern 2013.

33 Junker 2003, 43.

Am 31. Januar 1917 hat Deutschland eine Linie quer über den Atlantik gezogen und angekündigt, dass jedes amerikanische Handelsschiff in diesem riesigen Gebiet versenkt werden würde, ohne auf das Leben der Seeleute oder der Passagiere Rücksicht zu nehmen. Deutschland erklärte also, es habe das Recht, in diesem Gebiet amerikanische Zivilisten zu töten.

Wie oben skizziert waren die Wirtschaften der kriegführenden Länder längst in eine globale Arbeitsteilung einbezogen. Es waren keine ›Volkswirtschaften‹, keine ›Nationalökonomien‹ mehr. Gelang es dem Feind, die gegnerische Volkswirtschaft vom globalen Zusammenhang abzuschneiden, konnte das den Krieg entscheiden. Der Versuch der Staatengemeinschaft, in der Zweiten Haager Konferenz 1907 und im Londoner Protokoll von 1909 den Wirtschaftskrieg einzuhegen, verlor seine Gültigkeit, weil – zuerst die Briten – sich über derartige Regeln hinwegsetzten. Getreide wurde zur Kontrabande erklärt und amerikanische Firmen konnten keinen Weizen mehr nach Deutschland exportieren – die USA verloren ein Geschäft und Deutschland begann zu hungern.³⁴

Diese globalen Verflechtungen schlugen sich lokal in bedrohlichen Versorgungskrisen nieder. Zwar konnte Deutschland Brotgetreide von den neutralen Nachbarn und später den eroberten Teilen Polens und Südosteuropas einführen, aber die Verteilung machte Probleme. Die Preise stiegen, insbesondere, wenn man auf dem Schwarzmarkt handelte. Noch stärker als die Preise für Brotgetreide stiegen die für Fleisch. In der Folge verfütterten viele Bauern 1916 Kartoffeln und Getreide an Schweine. Für die armen Leute hieß das, dass sie Tierfutter essen mussten – der Winter 1916/17 wurde zum ›Steckrübenwinter‹. 1913 hatte der Tagesdurchschnitt eines durchschnittlichen Erwachsenen bei 3.400 Kalorien gelegen, bei Kriegsanfang wurde er auf 2.240 Kalorien berechnet und 1917 sank er auf 1.000 Kalorien pro Kopf, was für ein dauerhaftes Überleben nicht ausreicht. Die Blockade wirkte sich aber weniger auf das kämpfende Heer aus, als auf die schwächsten der zivilen Gesellschaft – die Alten, Kranken und Kinder. Die Sterberate in den Sanatorien Preußens stieg zwischen 1913 und 1918 von neun auf 29 Prozent, es gibt Schätzungen, dass insgesamt etwa 700.000 Alte und Kinder während des Krieges in Deutschland an Unterernährung gestorben sind.

Bekanntlich scheiterte auch der unbeschränkte U-Boot-Krieg. Auf der deutschen Seite gab es gar nicht genug U-Boote, die auf dem Atlantik westlich von Irland operieren konnten, um so viele Schiffe zu versenken, dass Englands Ernährung infrage gestellt werden würde. Vor allem aber wurde nicht ein einziger der amerikanischen Truppentransporter versenkt, welche den amerikanischen Beitrag zur alliierten Kriegführung nun auf dem europäischen Kriegsschauplatz zum Einsatz brachten. Nach den Berechnungen des amerikanischen Historikers Paul Kennedy lagen die USA mit 17 Milliarden US-Dollar sogar an dritter Stelle des

34 Krumeich 2014, 64-66, 85f.

Rüstungsaufkommens – nach dem Britischen Empire mit 23 Milliarden und Deutschland mit 20 Milliarden US-Dollar. Jedenfalls reichte der Beitrag der USA, um die Mittelmächte trotz des Ausscheidens Russlands zu besiegen.³⁵

Die Erklärung des uneingeschränkten Einsatzes der deutschen U-Boote war also nach den Regeln der Staatsraison, beziehungsweise des machiavellistischen Umgangs mit der Macht, falsch und nach dem Einmarsch in Belgien der zweite schwere strategische Fehler der deutschen Führung. Diese agierte gerade nicht nach der von Carl von Clausewitz hervorgehobenen Einsicht, dass der Krieg ein Mittel der Politik sei, sondern sie behandelte die Politik als Mittel des Krieges.

Völkerrechtliche Konsequenzen

Über den Ersten Weltkrieg wird – im neuen Zeitabstand und mit neuen Zugangsweisen – diskutiert. Auch ›in der richtigen Chronologie der Ereignisse‹, wo auf den ersten noch nicht der zweite der Weltkriege folgen sollte, der die Geschichtsschreibung in ihrem Rückblick auf die Ereignisse zwischen 1914 bis 1918 prägte.³⁶ Zu den Ergebnissen dieser Diskussion gehören meines Erachtens, dass einige Thesen wie ›Der Griff nach der Weltmacht‹ aus den Quellen nicht zu belegen sind. Trotzdem wurde Deutschland nicht nur in Versailles, sondern auch in der Bundesrepublik lange für den einzigen Schuldigen am Ausbruch des Krieges gehalten: Hier wurden die beiden Weltkriege in der Schulddebatte zusammengebracht. Das überzeugendste Argument für die These von der deutschen Alleinschuld war stets der Einmarsch in das neutrale Belgien. Kaum war der Krieg begonnen, da hatten die deutschen Armeen schon Lüttich und Brüssel erobert und standen vor den Toren von Paris. Das musste von langer Hand vorbereitet gewesen sein. Die These, dass Deutschland 1914 zur Weltmacht werden wollte, gab der Verletzung des Völkerrechts einen Sinn, den diese – so lange wir unsere Aussagen an die Quellen binden – wohl nicht besaß. Die Kritik der neuen deutschen Eliten an den ›alten‹ verschärft sich aus dieser Perspektive – denn wenn sie nicht einmal ›ein großes Kriegsziel‹ hatten, waren sie wirklich nur Militaristen, welche das Lebensglück von Millionen, besonders aus den Unterschichten,³⁷ ihrem Ehrgeiz opferten, oder sogar bloßer ›Nervosität‹. Diese schwang im September 1914, im Zeichen deutscher Siege, dann in der Tat in jene Kriegszielbewegung um, welche nachweislich Hegemonie anstrebte.³⁸

Bedenkt man die völkerrechtliche Komponente des deutschen militaristischen Handelns, muss sich die Kritik notwendigerweise verschärfen. Völkerrecht war

35 Kennedy 1989, 274.

36 Stichwörter: Krumeich 2014; Erneuerung der Diskussion bei Clark 2013 und Münkler 2013; Diskussionen: Quentmeier/Stupperich/Wernstedt 2014 und Bley/Kremers 2014.

37 Anschaulich Stupperich/Stupperich 2014.

38 Ullrich 1997, 397-455.

1914 kein Kanon einklagbaren Rechts, da es keine den Nationen übergeordnete Richter gab, die die Kraft zu Sanktionen gehabt hätten. Es gab ein Schiedsgericht in Den Haag, aber das agierte nur, wenn es von zwei Parteien angerufen wurde, die sich dem Schiedsspruch unterwerfen wollten. Es ging beim Völkerrecht also darum, Vertrauen zu schaffen. Großbritannien hat durch die Fernblockade das Völkerrecht zu seinen Gunsten gedehnt und sich dabei mit dem Bruch des Völkerrechts durch Deutschland beim Einmarsch in Belgien legitimiert. Und das ist der entscheidende Punkt: Völkerrecht war und ist eine ziemlich empfindsame Pflanze. Wer seine Grenzen überschreitet, zieht fast automatisch den Gegner hinter sich her. Und am Schluss ist es der Schwächere, der durch den Abbau der mühsam aufgebauten Normen am meisten leidet. Im Fall des Ersten Weltkriegs war der Schwächere Deutschland.

Als Zwischenresümee kann festgehalten werden, dass die Globalisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alle Teile der Welt vernetzt hatte – Reisegeschwindigkeiten wurden dezimiert, Frachtkosten wurden gedrittelt, die Zeit zur Übermittlung von Informationen, wenn auch nur entlang der Telegrafienlinien und Untersee-Kabel, wurde von Monaten und Wochen auf wenige Minuten reduziert. Die Militärs ergriffen die neuen technischen Möglichkeiten mit Begeisterung, bauten Übungseisenbahnen und Unterseeboote, entwickelten Panzer und konstruierten spezielle Flugzeuge für den Luftkampf. Sie forschten zu neuen Methoden, wie man Giftgas einsetzen konnte. Aber: Sowohl der geplante Hunger durch Blockaden, als auch die Tötung von Zivilisten auf Hoher See verdeutlichte, dass der Krieg nicht mehr allein gegen Soldaten, sondern gegen Zivilisten geplant und geführt wurde. Die Unterscheidung zwischen Zivilisten und Militärs war aber die Grundlage der Haager Landkriegsordnung von 1907 gewesen. Bedeutete die Auflösung dieser Unterscheidung im ›neuen Krieg‹ nicht, dass Krieg in einem ›soldatischen Sinn‹, also nur zwischen Kombattanten, eigentlich nicht mehr geführt werden konnte? Der Zweite Weltkrieg und seine Luftbombardements sollten diesen Eindruck noch einmal verstärken, auch weil ein ›Rassenkrieg‹ auf Schritt und Tritt einem weltanschaulich hochgeladenen Frontenkrieg folgte. Dem lagen auch neue Grenzlogiken zugrunde, wie im Folgenden weiter ausgeführt wird.

Das Ende der ›alten‹ Imperien und der Sieg des Sprachnationalismus

Die siegreichen Politiker der Entente reagierten auf die im Ersten Weltkrieg gesunkene Bedeutung von Grenzen mit noch mehr Grenzen, die zumindest ökonomisch noch antiquierter waren.³⁹ Das ist, wie der Züricher Historiker Jörg

³⁹ Zu den wirtschaftlichen Problemen Ostmitteleuropas zwischen den Weltkriegen Aldcroft/Morewood 1995.

Fisch⁴⁰ herausgearbeitet hat, dem (ungeplanten) Zusammenwirken von zwei Personen geschuldet, deren Kooperation man nicht erwartet hätte: Woodrow Wilson, Hochschullehrer und Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sowie Vladimir Iljitsch Uljanow genannt Lenin, Berufsrevolutionär und Vorsitzender des Rats der Volkskommissare der Russischen Sowjetrepublik.⁴¹ Sie brachten – in unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Zusammenhängen, aber beide wohl mindestens zum Teil aus taktischen Gründen – das Selbstbestimmungsrecht der Völker zeitweise auf den ersten Platz der weltpolitischen Agenda.

In den Pariser Vorortverträgen nach dem ›Großen Krieg‹ zwischen den Siegermächten und den Besiegten wurde der Raum zwischen Deutschland, Italien und Russland neu geordnet. So lange es nicht gegen Deutschland, Österreich oder Ungarn ging, war das leitende Konzept der deutsche Begriff der Sprachnation und nicht der westeuropäische der Partizipationsnation.⁴² Unter Partizipationsnation wird verstanden, dass der Staat durch die Teilnahme führender Gruppen der Gesellschaft (und schließlich sogar die Teilnahme einer ohne Zensus gebildeten, den Staat umfassenden Wählerschaft) an den politischen Entscheidungen (ohne entscheidenden Einfluss der Sprachzugehörigkeit) integriert, also durch Aktion der Bürger konstituiert wird. Die Sprachnation wird dagegen nach ›objektiven‹ Kriterien von Politikern und Intellektuellen festgelegt und der Sprecher damit zum Objekt von Eliten (z. B. ein Deutscher aus Mähren, der vielleicht gern zu Österreich gehört hätte statt zur Tschechoslowakei, wird nach dem Kriterium seiner Sprache als Deutscher eingestuft und damit für Expansionsziele des Deutschen Reiches verfügbar).⁴³ Weshalb wurde Sprachnationalismus zum Gliederungsprinzip für Ostmitteleuropa? Die Auflösung Österreich-Ungarns etwa gehörte keineswegs zu den Zielen der Entente bei Kriegsbeginn, wohl aber die Rückführung des Elsass nach Frankreich – was gerade kein sprachnationales Ziel war, denn im Elsass sprachen viele Menschen deutsch. Es war vielmehr ein Ziel des auf Partizipation gegründeten Nationenbegriffs – das Elsass hatte vor 1871 zu Frankreich gehört, und die Elsässer hatten an der Politik des Landes teilgenommen. Viele deutsch sprechende Elsässer hatten nach der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg für Frankreich votiert.

Vielleicht darf man zusammenfassen, dass in Versailles alle Lösungen unterstützt wurden, die eine Schwächung Deutschlands und seines Bundesgenossen Österreich-Ungarn versprachen – sowohl das Verbot des Anschlusses der 1918 ausgerufenen Republik Deutsch-Österreich an die Weimarer Republik aus Staatsraison als auch

40 Fisch 2010.

41 Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, kurz UdSSR, wurde am 30. Dezember 1922 gegründet. Lenin erlitt am 26. Mai 1922 einen ersten Schlaganfall und ist nach dem vierten Schlaganfall am 21. Januar 1924 gestorben. Vgl. als Übersicht Nolte 2012.

42 Nolte 2005a, 287-328; Nolte 2009, 45-64.

43 Texte in Jeismann/Ritter 1993; einführend Nolte/Eschment/Vogt 1994, 7-22 u. 215-217 (Auswahl-Bibliographie).

die Gründungen neuer, kleiner Nationalstaaten, die mit dem Primat der Sprache begründet wurden. Durch das Konzept des Selbstbestimmungsrechts der Völker wurde diese Politik zur politischen Norm.

Eine Utopie: das Selbstbestimmungsrecht der Völker

Die USA waren, nach den Erfahrungen des amerikanischen Bürgerkriegs, skeptisch gegenüber der Idee, dass die Grenzen eines Staates aufgrund des Wunsches der Bewohner geändert werden sollten: Ein Selbstbestimmungsrecht der Völker macht ja keinen Sinn, wenn es nicht auch ein entsprechendes Sezessionsrecht gibt. Während des Krieges schlossen die beteiligten Mächte Verträge, in denen sie die Länder des Gegners ganz ohne Rücksicht auf Geschichte oder Sprache aufteilten – so erhielt, um ein anderes Beispiel zu geben, Italien am 29. April 1915 für den Eintritt in den Krieg sowohl den italienischsprachigen Süden Tirols (Trient) als auch den deutschsprachigen Teil bis zum Brenner zugesichert, und ihm wurde sowohl Dalmatien versprochen, das historisch zu Venedig gehört hatte, wo die Mehrheit aber kroatisch sprach, als auch die Litorale an der oberen Adria (Österreichisch-Illyrisches Küstenland), die nie zu einem italienischen Staat gehört hatte, in der es in der wichtigsten Stadt Triest aber eine italienische Mehrheit gab.

Das änderte sich im Kontext der Oktoberrevolution. Das Parteiprogramm der Bolschewiki hatte schon 1903 die Forderung aufgenommen, dass alle Völker Russlands das Selbstbestimmungsrecht haben sollten.⁴⁴ Entsprechend hieß es später in der Verfassung der Russischen Föderation von 1918, dass der Beitritt der Völker freiwillig zu erfolgen habe, und in allen drei Verfassungen der UdSSR – von 1923, 1936 und 1977 – heißt es identisch, dass jede Unionsrepublik das Recht auf freien Austritt hat, also nicht nur das Selbstbestimmungsrecht, sondern auch das Sezessionsrecht. Das unterschied die UdSSR von fast allen anderen Staaten der Welt, in deren Verfassungen in aller Regel die Einheit und Unteilbarkeit des Landes festgelegt wird, also ein Sezessionsverbot.⁴⁵

In der Oktoberrevolution benutzte Lenin das seit 1903 im Parteiprogramm festgelegte Selbstbestimmungsrecht als ideologische Waffe gegen den Zarismus. Die Bolschewiki versprachen allen Völkern des Imperiums die Möglichkeit der Sezession, und von Finnland bis Polen haben einige Völker sie auch erfolgreich durchgesetzt. Der Unterschied zu den Westmächten ist deutlich, denn keine von ihnen hat in der Kriegszeit oder bei deren Ende den beherrschten Nationen das Recht auf Sezession zugestanden, weder Großbritannien gegenüber Irland oder Indien noch Frankreich gegenüber Algerien. Auch das Elsass kam ohne Abstimmung an die Republik.

44 Meissner 1962, 115 u. 244, 118 (hier § 9).

45 Auszüge aus den Verfassungen in Nolte/Schalhorn/Bonwetsch 2014.

Wilson's Plan: die 14 Punkte

Als die USA in den Krieg eintraten, war ihnen die Materie der Nationalitätenkämpfe ziemlich fremd, sogar einem Professor der Rechtswissenschaften und der Nationalökonomie wie Woodrow Wilson. Sezession wurde in Amerika abgelehnt, und die USA dachten beispielsweise nicht daran, die Bevölkerung der von Dänemark 1917 gekauften dänischen Antillen in einem Plebiszit um ihre Meinung zu fragen. Aber Wilson wollte, dass die USA und er selbst als ihr Präsident in der internationalen Debatte um die Nachkriegsordnung die erste Rolle spielen sollten. Entsprechend antwortete Wilson in einer Rede im Kongress am 8. Januar 1918 auf Aufforderungen der Mittelmächte zu Friedensgesprächen mit dem Verweis auf die gleichzeitigen Friedensverhandlungen zwischen den Mittelmächten und Sowjetrussland in Brest-Litovsk 1918, nachdem diese von russischer Seite abgebrochen worden waren. Wilson billigte den bolschewistischen Delegierten (unter ihnen Trotzki) »*true spirit of modern democracy*« zu und schloss aus den von den Mittelmächten geforderten Bedingungen, dass diese zu keinerlei Zugeständnis bereit seien. Er definierte die Bedingungen, für welche die USA standen, in den berühmten 14 Punkten.⁴⁶

Die 14 Punkte boten ein ausgewogenes Programm zwischen der Förderung von nationaler Autonomie und der Übertragung globaler Rechte und Pflichten an eine über den Nationen stehende Behörde. Freiheit von Handel und Schifffahrt, Abrüstung und Beginn einer Debatte über den Kolonialismus werden auf der globalen Ebene angesiedelt und allgemeingültig formuliert. Danach werden einige konkrete Punkte nationaler Forderungen behandelt. Die Rückgabe von Elsass-Lothringen an Frankreich wird konkret gefordert, ebenso wie die Verlegung der

46 Wilsons 14 Punkte, gekürzt:

1. Öffentlichkeit aller Verträge
2. Freiheit der Schifffahrt »im Frieden wie im Krieg«
3. Abbau aller Handelshemmnisse
4. Abrüstung
5. Berücksichtigung des Willens der kolonisierten Völker
6. Selbstbestimmung für die Völker Russlands »*independent determination of her own political development*«
7. Wiederherstellung Belgiens
8. Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich
9. Anpassung der Grenzen Italiens »*along clearly recognizable lines of nationality*«
10. Den Völkern Österreich-Ungarns »*should be accorded the freest opportunity of autonomous development*«
11. Wiederherstellung und Garantie der von den Mittelmächten eroberten Staaten Südosteuropas
12. »*autonomous development*« für die nichttürkischen Völker des Osmanischen Reichs
13. Unabhängiges Polen der Territorien »*inhabited by indisputably Polish populations*« mit Zugang zum Meer
14. Ein Völkerbund, der großen und kleinen Nationen Sicherheit gibt.

Nachweis: http://en.wikisource.org/wiki/Fourteen_Points_Speech, Letzter Zugriff: 09.04.2014.

Grenze Italiens auf die Sprachgrenze. Wilson fordert nur für zwei Nationen die Wiederherstellung als souveränen Staat: für Belgien und Polen, wobei er das Territorium Polens an die Gebiete mit polnischer Mehrheit bindet. Entgegen dem Frieden von Brest-Litovsk fordert er die Selbstbestimmung für die Völker Russlands. Für die Völker Österreich-Ungarns und des Osmanischen Reiches fordert er autonome Entwicklung, was mit einer föderalen Lösung durchaus vereinbar war. Der Begriff ›Selbstbestimmung‹ (im Sinne von ›*determination*‹) kommt nur einmal vor, als Kampfbegriff gegen die Mittelmächte. Sonst spricht Wilson, zum Beispiel für die Völker Österreich-Ungarns, von ›autonomer Entwicklung‹.

In den Diskussionen der Friedenskonferenzen übernahm Wilson dann die in Europa geläufige Terminologie ›Selbstbestimmung‹ – obgleich der US-amerikanische Außenminister Lansing ihn warnte, dass die Vorstellung der Selbstbestimmung der Völker zur Grundlage vieler unerfüllbarer Forderungen auf dem geplanten Friedenskongress werden würde: »Sie wird Hoffnungen wecken, die nie erfüllt werden können«.47

Genau das war der Fall. Unter Berufung auf die Selbstbestimmung der Völker, also einer eher an Lenin anknüpfenden Interpretation der Hoffnungen, welche die amerikanische Führung machte, forderten ›große und kleine Völker‹ zwischen der sowjetischen Grenze und Deutschland eigene Staaten; von Estland bis Albanien und von Finnland bis Litauen. Die größeren, wie etwa Polen, forderten zusätzlich von Anfang an Territorien, in denen sie keine Mehrheiten hatten – in Übereinstimmung mit Wilsons 14-Punkte-Programm forderte Polen einen Korridor zur Ostsee, aber entgegen den 14 Punkten kämpfte es um die Westukraine. Die Tschechoslowakei forderte im Westen gegen Deutschland und Österreich die historischen Grenzen Böhmens und Mährens, innerhalb derer auch über drei Millionen Deutschsprachige lebten, und im Osten aufgrund sprachlicher Mehrheiten das alte Oberungarn, die heutige Slowakei. In Österreich forderten viele, das Land solle Teil der Weimarer Republik werden, aber als eine Abstimmung in Salzburg eine große Mehrheit für diesen Anschluss erbrachte, verboten die Siegermächte weitere Abstimmungen und legten im Friedenschluss fest, dass ›Deutsch-Österreich‹ unabhängig bleiben und den Namen ›Republik Österreich‹ annehmen müsse. Hier verschwammen nationalstaatliche Vorstellungen, historische Grenzen und ›*imagined communities*‹ im Sinne Benedict Andersons zu einem neuen Patchwork.

Den Siegermächten war durchaus klar, dass das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu einem bunten Teppich von Staaten in Ostmitteleuropa führen musste.48 Sie sahen auch, dass dieser Staatenteppich sich nicht aus eigener Kraft gegen die Mächte an seinem Rand, gegen Deutschland, Italien und die Sowjetunion, würde verteidigen können. Die Siegermächte förderten deshalb Staaten wie Jugoslawi-

47 Zitat nach Fisch 2010, 154.

48 Augustynowicz 2010. Vgl. schon 1946 bei István Bibó (1992).

en⁴⁹ oder die Tschechoslowakei, in denen einige ›Völker‹ zusammengefasst wurden, die also, wie die besiegten Imperien vor ihnen, multinationale Staaten waren. Der Homogenisierungsdruck wurde hier von neuen nationalen Eliten (Serben oder Tschechen) mit dem Hinweis auf ihre Sprachnationen legitimiert und am Beispiel Frankreichs modelliert. Aber gleich, ob sie wie die Tschechoslowakei – bei liberaler Lösung der Bildungspolitik mit deutschen Schulen und deutscher Universität – am Einheitsstaat festhielten, oder ob sie (nach einem gescheiterten Versuch den Einheitsstaat einzuführen) regionale Autonomien akzeptierten wie Jugoslawien – die Minderheiten wurden nicht integriert. Dabei spielte gewiss mancher Hochmut und manche Inkonsequenz⁵⁰ der neuen Eliten eine Rolle, aber doch eben auch, dass die Eliten der Minderheiten (zum Beispiel der Deutschen, Ungarn und Slowaken in der Tschechoslowakei und der Kroaten und Bosniaken in Jugoslawien) stets die Hoffnung hegen konnten, bei einer Änderung der allgemeinen Machtverhältnisse selbst wieder zur Mehrheit zu gehören oder diese bilden zu können. Die Siegermächte in Versailles förderten Bündnisse zwischen den neuen Staaten, aber diese zerstritten sich schon in den Gründungsphasen über Grenzprovinzen (wobei der Streit zwischen Polen und der Tschechoslowakei über das Olsagebiet politisch der wichtigste war, weil er zur Verhinderung eines Bündnisses der beiden stärksten Staaten Ostmitteleuropas beitrug und zur de facto Teilnahme Polens an der Aufteilung der Tschechoslowakei nach dem Münchener Abkommen von 1938 führte).

Gerade die deutsche Öffentlichkeit hat vor allem den zweiten Teil der 14 Punkte zur Kenntnis genommen, als Versprechen der Selbstbestimmung der Nationen interpretiert und dann sogar fordernd gegen Wilson gewendet, so, als habe Deutschland sich mit Blick auf die Zusicherung des 14-Punkte-Plans ergeben und habe ein Anrecht auf das ›Selbstbestimmungsrecht der Völker für Deutsche‹. Wie skizziert, steht das in den 14 Punkten gar nicht, nicht einmal die Aufteilung Österreich-Ungarns war mit einer Formulierung wie ›*autonomous development*‹ für die USA beschlossene Sache. Aber die zukünftige Stellung Österreichs wurde durch das Interesse Frankreichs an der Schwächung Deutschlands bestimmt, und Oberschlesien wurde entgegen den Mehrheiten der Abstimmung geteilt, weil das neue Polen das Industriegebiet für ein Essential seiner Staatsgründung hielt. Am 17. September 1919 sprach Wilson die Realität in San Francisco aus: »Es war nicht das Privileg der Friedenskonferenz, irgendeinem Volk das Selbstbestimmungsrecht zu gewähren, außer jenen, die zu den Territorien der besiegten Imperien gehört hatten«.⁵¹

49 Calic 2010; Sundhaussen 2007; Nolte 2017.

50 Es bleibt letztlich unverständlich, warum ein so kluger Hochschullehrer und Politiker wie Tomáš Garrigue Masaryk auf der Inklusion der Deutschen in Böhmen und Mähren in die neue Tschechoslowakei ohne Einschränkungen bestand oder nicht wenigstens deren ›kantonale‹ Autonomie sicherte, vgl. Nolte 1996.

51 Zitat nach Fisch 2010, 156.

Das Scheitern der Versailler Friedensregelung

Vor allem aber scheiterte Wilson bei dem 14. Punkt, der Schaffung des Völkerbundes. Er setzte zwar in den Verhandlungen die Gründung durch, und er setzte sogar durch, dass in Paragraph 10 der Verfassung des Völkerbundes – des *Covenant of the League of Nations* – die Mitglieder des Bundes die Verpflichtung übernehmen, die territoriale Unversehrtheit und Unabhängigkeit der anderen Mitglieder zu schützen.⁵²

Wilson's Konzept entsprach auch nach der Erweiterung der amerikanischen Autonomieforderung auf Selbstbestimmung für kleine ›Volksnationen‹, sofern sie vorher von den besiegten Imperien beherrscht worden waren, dem Miteinander von Globalisierung und Nationalisierung: Wenn auf der einen Seite kleine Nationen aus dem Bereich der Feinde das Recht auf Selbstbestimmung erhalten, dann muss auf der anderen Seite freier Handel, Abrüstung und freie Schifffahrt von einer übernationalen Institution garantiert werden, sowie auch die Verpflichtung, dass die Mitglieder des Bundes für die Unversehrtheit aller Nationen eintreten. Wilson scheiterte jedoch am Senat der USA – der seine Opposition gerade an Paragraph 10 festmachte: Wenn alle Mitglieder verpflichtet waren, für angegriffene Bundesmitglieder einzutreten, dann musste das bedeuten, dass unter Umständen amerikanisches Militär erneut nach Europa geschickt werden musste. Am 10. September 1919 lehnte der Senat der USA den Beitritt zum Völkerbund wegen der Einschränkung der nationalen Souveränität ab. Die Abstimmung wurde am 19. März 1920 wiederholt, aber auch diesmal fehlten sieben Stimmen an der notwendigen Zweidrittel-Mehrheit. Dann gewannen die Republikaner die Wahlen von 1920 »mit unvorhergesehener Mehrheit, und sie beeilten sich, Isolation zum Prinzip der Partei zu machen«.⁵³

Einerseits wurden also mehrere kleine Nationen wie die Esten oder Letten nun souverän, andererseits musste aber die Verteidigung dieser Vielfalt durch den Bund ohne die USA auskommen. Die USA waren nicht nur die nach Produktionszahlen und technischen Innovationen ökonomisch bedeutendste Macht der Zeit, sie hatten auch die finanzielle Konkurrenz mit Großbritannien durch den Ersten Weltkrieg gewonnen; New York war zum Hauptfinanzplatz der Welt geworden. Ohne die USA verlor der Paragraph 10 de facto seine Bedeutung.

Es entstand so eine Lücke zwischen dem allgemeinen Aggressionsverbot des Völkerbundes und der Realität, da die größeren Mächte keine Strafe fürchten mussten, wenn sie das Verbot missachteten. Diese Lücke hätte vielleicht geschlossen

52 Information Section of the League 1938, *Covenant* (Seiten 11-31), § 10 des Völkerbundvertrags: »The Members of the League undertake to respect and preserve as against external aggression the territorial integrity and existing political independence of all Members of the League. In case of such aggression, the Council shall advise upon the means by which this obligation shall be fulfilled«.

53 Nevis/Steeke *Commager* 1943, 454.

werden können, wenn der Staat mit dem zweitstärksten Potential, Deutschland, nach seinem Beitritt zum Völkerbund eine verlässliche und kontinuierliche Friedenspolitik betrieben hätte.⁵⁴ Deutschland und Italien entschlossen sich jedoch dazu, die Lücke in der globalen Verfassung zu nutzen, um diese zu sprengen. Sie bekannten sich zu einer Politik, die den Krieg höher schätzte als den Frieden, und traten 1933 bzw. 1937 aus dem Völkerbund aus.

Die zwei Jahrzehnte zwischen dem ersten und dem zweiten der Weltkriege werden in der Geschichtsschreibung einmütig als Phase besonders ausgeprägter Krisenhaftigkeit beschrieben. Die ›Zwischenkriegszeit‹ war auch keine Zeit des Frieden, denn in Europa fanden weiterhin kriegerische Konflikte statt – und die militärischen Planer bereiteten sich auf einen nächsten ›großen‹ Krieg vor.

Die Debatte über den ›totalen‹ Krieg zwischen den Kriegen

Die militärpolitische und militärtechnische Debatte der Zwischenkriegszeit wurde in den Generalstäben der großen Mächte geführt. Auch hier wurden Grenzen neu gezogen, denn die Überlegungen gingen immer mehr davon aus, dass zukünftige Kriege ›total‹ sein würden und sich weder an Grenzen noch an die Unterscheidung zwischen zivil und militärisch halten würden.⁵⁵ Timo Baumann und Daniel Segesser beschreiben unter anderem drei Diskussionsstränge: Panzer, Luftwaffe und Theorie des totalen Kriegs.⁵⁶

(1) Viele Militärtheoretiker verstanden Panzer als Unterstützung der Infanterie, womit sie an die Unbeweglichkeit des Schützengrabenkriegs gebunden blieben. 1920 plädierte ein Oberst der *Royal Tank Corps*, J. Fuller, dafür, die Panzer als ›gepanzerte Ritter‹ zu verstehen, also eine Art neue Kavallerie, welche den Schützengrabenkrieg aufheben werde. Die Diskussion um die Rolle der Panzerwaffe wurde in den Militärjournalen Frankreichs und Großbritanniens weiter geführt. Während die Mehrheit der Militärs daran festhielt, Panzer zur Unterstützung der Infanterie einzusetzen, plädierte zum Beispiel Liddell Hart dafür, sie als Stoßtrupp zu nutzen, der weit in das Hinterland des Gegners einbrechen sollte (wobei er auf viele Zivilisten treffen musste).

In Frankreich schlug Charles de Gaulle den Aufbau einer Panzerarmee als ›*Armée de choc*‹, also als ›Vorstoßarmee‹ vor, die im Kriegsfall schnell über Heidelberg und Mainfranken hinweg zur Unterstützung der mit Frankreich verbündeten Tschechoslowakei vorrücken könnte.

54 Diese Möglichkeit wird mit dem Namen Stresemanns verbunden, vgl. Birkelund 2003.

55 Chickering/Förster 2003.

56 Baumann/Segesser 2003, 197-222.

De Gaulle konnte sich in Frankreich nicht durchsetzen; Frankreich setzte vielmehr auf den Ausbau der Verteidigung seiner Ostgrenze in der Maginotlinie. Wir wissen im Nachhinein, dass diese Entscheidung den Zusammenbruch Frankreichs im Jahr 1940 mit bewirkt hat – die besten französischen Verbände lagen an den Festungen, während die deutsche Wehrmacht in einem Panzervorstoß quer durch die Ardennen in den Rücken dieser Verbände gelangte – wenn man so will, funktionierte der Schlieffenplan auf der Straße, nicht der Schiene.

In der Wehrmacht hatte sich in den dreißiger Jahren – auch hier gegen innere Opposition – die Fraktion (unter General Guderian) durchgesetzt, welche Panzer als eigenständige Waffe einsetzen wollte.⁵⁷ Entsprechend wurde nach 1933 die Panzerüstung in Deutschland ausgerichtet, und in der recht kurzen Phase des deutschen ›Blitzkriegs‹ auch erfolgreich eingesetzt – bis Warschau, bis Dünkirchen, und bis vor die Tore von Moskau. In der Schlacht vor Moskau allerdings ging der Panzerkrieg von deutscher Seite zu Ende, weil 80 Prozent der Panzer bis dahin ausgefallen waren und der Nachschub keine neuen nachführen konnte.⁵⁸

(2) Zur Luftwaffe: Im Jahr 1921 publizierte das italienische Kriegsministerium die Schrift Giulio Douhets, *Il dominio del aria*. Douhet vertrat die These, dass Lufthoheit den kommenden Krieg entscheiden werde und dass der Luftkrieg als ›guerra integrale‹ geführt werden würde, sowohl gegen die feindlichen Truppen als auch gegen die feindliche Zivilbevölkerung. Die urbanen Zentren des Feindes sollten aus der Luft zerstört werden, um seine Moral zu brechen; dazu müssten strategische Bomber gebaut werden, welche dann Brandbomben, Explosionsbomben und Gas abwerfen würden. Die Vernichtung der Städte des Feindes und seiner Industrie werde den Krieg abkürzen und das Leben von Soldaten schonen.⁵⁹

Douhets Thesen wurden sofort in der militärischen Literatur diskutiert, blieben aber Theorie. Erst in den 1930er Jahren entstand angesichts der deutschen Bedrohung eine neue Debatte in England, in der mehrere Luftwaffenoffiziere für den Aufbau einer strategischen Luftwaffe plädierten, die industrielle Zentren des Gegners angreifen könne. Einen gezielten ›Krieg‹ auch gegen die Zivilbevölkerung nach dem Vorschlag Douhets lehnten sie ab – sie polemisierten sogar, völlig überzeugend, gegen diejenigen, die für diese Art Kriegsführung plädierten, als »Baby-Killers«.⁶⁰

Durchsetzen konnten sich die Befürworter des Aufbaues einer strategischen Bomberwaffe jedoch nach Guernica (Guernika) 1937 im Spanischen Bürgerkrieg.⁶¹ 1933 kündigte Deutschland den Vertrag von Versailles und begann mit dem Aufbau einer Luftwaffe. Obwohl man im neuen Ministerium unter Göring Douhets

57 Nehring 1974.

58 Reinhardt 1972; Nolte 1991a, 40-50.

59 Künzi, 2003, 320.

60 Baumann/Segesser 2003, 209.

61 Maier 2003, 285-294.

Konzept als kennzeichnend für den Faschismus lobte und den Aufbau einer strategischen Bomberwaffe forderte, kam es nie dazu. Die neue Luftwaffe wurde im Spanischen Bürgerkrieg als *Legion Condor* erprobt, und am 26. April 1937 bombardierten deutsche und italienische Bomber die Stadt Guernika im Baskenland – mit dem offiziellen Ziel, den Rückzug der republikanischen Truppen zu stoppen. Eine Staffel Sturzkampfbomber und italienische Bomber führten den Angriff aus, der vor allem die Zivilbevölkerung traf und internationale Bestürzung und Diskussion erregte, nicht zuletzt durch das berühmte Bild Picassos. Der deutsche Angriff traf vor allem Zivilisten (die zurückweichenden republikanischen Truppen waren noch gar nicht da). Aber die deutschen Bomber waren Sturzkampfbomber, also darauf angelegt, Punktziele – eben Brücken und Straßenzüge – anzugreifen.

In der angelsächsischen Welt wurde Guernika zum Symbol des faschistischen Kriegs, der keine Rücksicht auf Zivilisten nimmt. Die Regierungen der USA und Großbritanniens verurteilten den Angriff als völkerrechtswidrig – was er fraglos war – nahmen die Wirkung des Angriffs aber auch zum Anlass, um nun selbst mit dem Aufbau einer strategischen Luftwaffe zu beginnen. Die britischen und amerikanischen Langstreckenbomber bestimmten ab 1942 den Kriegsverlauf mehr und mehr. Nachdem sich zeigte, dass die deutsche Industrie aus der großen Höhe, in welcher die strategischen Bomber angriffen, nicht ausgeschaltet werden konnte, gingen Briten und Amerikaner ab 1943 systematisch und bewusst zum *Area-Bombing* über, also dazu, Flächen in Städten zu bombardieren, ohne nach der Unterscheidung von zivilen und militärischen Zielen zu fragen.

Wieso entschieden die ›Angelsachsen‹ sich zu einer Art von Luftkrieg, die sie selbst im Fall von Guernika als völkerrechtswidrig verurteilt hatten? Neben den militärischen haben auch moralische Gründe eine Rolle gespielt. Die Briten hörten seit Beginn des Ostfeldzugs große Bereiche des deutschen Polizeifunks ab⁶² und waren darüber informiert (auch wenn sie es geheim hielten⁶³), dass mit dem Vorrücken der Wehrmacht ab Juni 1941 ein Genozid an Millionen Juden verbunden

62 National Archives (USA): German Police Decodes. Die britische Abwehr hat einen großen Teil des deutschen Funkverkehrs zwischen dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin und den Einsatzgruppen und Polizeieinheiten an der Ostfront 1941/2 abgehört und entschlüsselt. Darunter waren eindeutige Mitteilungen deutscher SS- und Polizeieinheiten über Massenmorde an Juden und Kommunisten. London hörte also mit, wenn die SS-Reiterstaffel aus Litauen oder Weißrussland nach Berlin funkte. Nach dem Kriegsbeitritt der USA wurden dieser die Entschlüsselungen (*decodes*) mit der Maßgabe übergeben, sie nie an ein Archiv zu übergeben. Der amerikanische Historiker Paul Breitmann fand die *decodes* und setzte in einem Prozess durch, dass er sie benutzen durfte, da die Sperrfristen lange überschritten waren. Vgl. zur Geschichte der *decodes* kurz: Nolte 2005b, 171-176 (mit Textbeispiel).

63 Die Gründe für die Geheimhaltung waren vielfältig: neben dem Schutz der Informationsart dürfte der britische Wunsch, in der Palästinafrage keinem zusätzlichen Druck ausgesetzt zu werden, entscheidend gewesen sein. Nachrichten über die mit dem deutschen Überfall auf die UdSSR einsetzende vollständige Ermordung der Juden erhöhten den Druck, jüdische Flüchtlinge nach Palästina zu lassen oder wenigstens mehr im Commonwealth aufzunehmen. Nur so wird das hinhaltende Verhalten gegenüber den über andere Kanäle zu den Westmächten gebrachten Informationen über deutsche Massenverbrechen erklärbar, vgl. Wyman 1998; zeitnah: Lustiger 1995.

war.⁶⁴ Die klassische Legitimation der *Air Ministry*, die in einer hypothetischen Wendung an die Deutschen zum Ausdruck kam – »you showed the world how to do it« – bezog sich unmittelbar auf die deutschen Luftangriffe auf Rotterdam und Coventry,⁶⁵ hatte aber einen weiteren Hintergrund.

(3) Auch die Diskussion darüber, ob die Grenzen zwischen Zivilisten und Militärs nach dem Ersten Weltkrieg überhaupt noch eine Rolle spielen würden, war international. Giulio Douhet wurde in diesem Zusammenhang schon erwähnt, aber die Voraussage, dass zukünftige Kriege total sein würden, war nicht an die neuen Waffen gebunden. 1924 brachte die Regierung Poincaré ein Gesetz im französischen Parlament ein, das vorsah, dass im Kriegsfall die gesamte französische Bevölkerung ohne Unterschied von Alter oder Geschlecht dienstverpflichtet werden solle, und der Sekretär des Nationalen Verteidigungsrats, Bernard Serrigny, warb für dieses Gesetz in der wichtigen *Revue des Deux Monde* mit dem Argument dass jeder Krieg der Zukunft ein »*guerre totale*« sein werde, der keine sozialen Grenzen mehr berücksichtigen werde.⁶⁶ Erich Ludendorff, zusammen mit Hindenburg quasi Diktator der letzten Kriegsjahre im Kaiserreich und Hauptverantwortlicher für das Ausmaß der deutschen Niederlage, war entschlossen, allen anderen die Schuld an der Niederlage zuzuschieben und übernahm die These, dass die deutsche Armee nur wegen eines ›Dolchstoßes‹ in den Rücken verloren habe.⁶⁷ Er behauptete die Notwendigkeit der Militärdiktatur. Den Terminus ›totale Mobilisierung‹ brachte 1930 Ernst Jünger in die deutsche Debatte. 1935, also schon in der Phase der NS-Diktatur, publizierte Ludendorff sein Buch *Der totale Krieg*. Um den modernen Krieg zu führen, müsse eine vollständige moralische Einheit des Volkes – er spricht von ›seelelicher Geschlossenheit‹ – erreicht werden, außerdem die totale Mobilisierung der Wirtschaft, des Militärs und eine einheitliche Führung: Krieg erfährt jetzt den Vorrang vor Politik, wohl auch weil Ludendorff zu diesem Zeitpunkt ohne politischen Einfluss war. Die nationalsozialistische Führung begann den Zweiten Weltkrieg in der Vorstellung, man werde in vielen kurzen Feldzügen die Gegner niederwerfen, ohne die deutsche Gesellschaft allzu sehr zu belasten. Nach den schnellen Siegen in Polen und Frankreich schien dieses Konzept aufzugehen. Erst die deutsche Niederlage vor Moskau 1941 machte deutlich, dass der Krieg anders verlaufen werde, und erst nach Stalingrad 1942/3 rief Reichspropagandaminister Goebbels den ›totalen Krieg‹ aus.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass die ungewöhnliche Vernichtungskraft der kommenden Kriege und die Wendung des Kriegs gegen die Zivilisten

64 Altman 2008.

65 Overy 2005, 291.

66 Baumann/Segesser 2003, 213.

67 Chickering 2003, 151-178.

von einem Teil der militärischen Eliten schon vor Ausbruch des ersten, dann aber klar in der Zwischenkriegszeit vorhergesehen wurden. Dass sowohl die Spannung der gegenläufigen Prozesse der Globalisierung und Nationalisierung als auch die grundlegenden Veränderungen der Raum-Zeit-Verhältnisse für Wirtschaft, Technik und Ideologie in den Eliten unverstanden blieben, erhöhte die Gefährlichkeit dieser absehbaren Katastrophe.

Zusammenfassung 1: Nationalisierung und Globalisierung

Die Globalisierungswelle im Militär führte schon im Ersten Weltkrieg dazu, dass Zivilisten – Hungernde in Deutschland, Mannschaften auf Handelsschiffen, Überraschte durch schnelle Vorstöße – zu Opfern des Kriegs wurden. Eine klassische Selbstwahrnehmung des soldatischen Berufsethos im 19. Jahrhundert, das Verteidigen von Zivilisten, war immer weniger aufrecht zu erhalten.

Desto größere Bedeutung kam der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens zu. Die Aufteilung der bestehenden Staaten in immer kleinere Nationalstaaten – (heute bis hin zum Kosovo) erhöhte das Risiko, dass diese keinen wesentlichen Beitrag zur Staatensicherheit leisten können, sei es zum Widerstand gegen ökonomische Übervorteilung durch die Mächtigen, sei es gegen militärische Expansion. Diese Schwäche des Nationalstaaten-Systems kann durch effektive, also zu Strafmaßnahmen gegen alle staatlichen Rechtsbrecher legitimierte und ermächtigte, globale Institutionen ausgeglichen werden. Außerdem können gute Unionen die Gefahren der Zersplitterung einschränken. Beides misslang. So lange keine wirksame Friedenssicherung auf globaler Ebene errichtet war, blieb die Friedenssicherung Aufgabe der Großmächte. Von den fünf, die das Konzert der Mächte gebildet hatten, waren jedoch nur zwei im Völkerbund aktiv (sieht man von den jeweils wenigen Jahren der Mitgliedschaft Deutschlands und der Sowjetunion ab).

Versuche, absehbare Katastrophen juristisch und staatspolitisch einzuhegen, scheiterten nicht zuletzt am Nationalismus der jeweiligen Hegemonialmächte – Großbritannien unterzeichnete nicht das Londoner Protokoll von 1909, das Nahrungsmittel von der Festlegung der Kontrabande ausnahm; die USA wurden 1919 nicht Mitglied des Völkerbundes, (obwohl sie zur Kleinstaatlichkeit Ostmitteleuropas wesentlich beigetragen hatten), weil Paragraph 10 die nationale Souveränität einschränkte. Wilson erweckte lange den Eindruck, als träten die USA für das Selbstbestimmungsrecht der Völker einschließlich des Sezessionsrechts ein.

Die etwas schwächeren oder sogar halbperipheren Mächte im Konzert waren, das muss man festhalten, oft diejenigen, welche beschlossene Rechtssätze am schärfsten missachteten. Es ist nicht dasselbe, ob man der Kriegsmarine gestattet, zivile Seeleute der gegnerischen Seite zu töten, oder ob man die Blockaderegeln

ausdehnt. Deutschland hat wohl nicht den ersten Weltkrieg begonnen, aber es hat durch seinen Militarismus zum Abbau des internationalen Rechts während des Ersten Weltkriegs entscheidend beigetragen.

Zusammenfassung 2: Raum-Zeit-Verhältnisse

Im 19. Jahrhundert wurden die Raum-Zeit-Verhältnisse tiefgreifend verändert.⁶⁸ Die Bevölkerungen von Staaten wuchsen (unterschiedlich), die produzierten Warenmengen wurden vervielfältigt, die Produktionsorte konzentriert, die Transportkosten gedrittelt und die Reisegeschwindigkeiten verzehnfacht. Die Eliten diskutierten über diese Veränderungen. Einige Politiker, Generalstäbe und Marineleitungen suchten sie für imperiale oder nationale Ziele zu nutzen. Andere Politiker und Pazifisten wiederum trachteten danach, Kriegführung an Normen internationalen Rechts zu binden. Ihre Grundvorstellung, die Trennung von zivil und militärisch, wurde jedoch zunehmend durch die Instrumente des industriellen Kriegs unterlaufen – schnelle Vormärsche großer Heere mit der Eisenbahn, Fernblockaden zur Aushungerung des feindlichen Hinterlands mit gepanzerten sowie maschinengetriebenen Kriegsschiffen, und die Aussicht auf Bombardierungen aus der Luft ließen Tendenzen hin zum totalen Krieg immer deutlicher hervortreten. Nach 1918 setzten die Siegermächte und die verbündeten Nationalbewegungen eine Aufteilung Ostmitteleuropas durch. Diese führte zu kleinen und oft militaristischen, aber militärisch wenig leistungsfähigen Staaten (wegen der geringen industriellen Tiefe ihrer Ökonomien). Der Völkerbund verfügte, nachdem die USA aus nationalistischen Gründen nicht beigetreten waren, jedoch nicht über die Mittel, um die hergestellte politische Ordnung gegen expansionistische Mächte zu verteidigen – weder gegen Italien in Afrika und Japan in der Mandschurei noch gegen Deutschland in Ostmitteleuropa ab 1938 oder die UdSSR ebendort ab 1939.

Es war nicht gelungen, so die Schlussfolgerung, die globale politische Verfassung den veränderten Raum-Zeit-Verhältnissen anzupassen.⁶⁹

Literaturverzeichnis

- Aldcroft/Morewood 1995 = Aldcroft, Derek H./Morewood, Steven: Economic Change in Eastern Europe since 1918, Aldershot 1995.
 Altman 2008 = Altman, Ilja A.: Opfer des Hasses. Der Holocaust in der UdSSR 1941-1945. Mit einem Vorwort von Hans-Heinrich Nolte. Zürich 2008.

68 Wallerstein 1995; Schlögel 2003, besonders 19-78; Komlosy 2011, 17-100.

69 Zu den konkreten Problemen der Übergänge Imperien – Nationen – Unionen vgl. Nolte 2017.

- Augustynowicz 2010 = Augustynowicz, Christoph: Geschichte Ostmitteleuropas (Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte 2), Wien 2010.
- Aust 2013 = Aust, Martin: Das Zarenreich in der Völkerrechtsgeschichte 1870-1914, in: Aust, Martin (Hg.): Globalisierung imperial und sozialistisch, Frankfurt 2013, 166-181.
- Baumann/Segesser 2003 = Baumann, Timo/Segesser, Daniel Marc: Shadows of Total War in Military Journals, in: Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): The Shadows of Total War, Cambridge 2003, 197-222.
- Bibó 1992 = Bibó, István: Die Misere der osteuropäischen Kleinstaaterei, Frankfurt/Main 1992.
- Birkelund 2003 = Birkelund, John P.: Gustav Stresemann. Patriot und Staatsmann. Eine Biografie, Hamburg 2003.
- Bley/Kremers 2014 = Bley, Helmut/ Kremers, Anorthe (Hg.): The World during the First World War, Essen 2014.
- Calic 2010 = Calic, Marie-Janine: Geschichte Jugoslawiens, München 2010.
- Chickering 2003 = Chickering, Roger/Loser, Sore: Ludendorffs Total War, in: Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): The Shadows of Total War, Cambridge 2003, 151-178.
- Chickering/Förster 2003 = Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): The Shadows of Total War, Cambridge 2003.
- Clark 2012 = Clark, Christopher: The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914, (Oxford 2012) London 2013.
- Clausewitz 1980 = Clausewitz, Carl von: Vom Kriege, (19. Auflage v. 1832), hrsg v. Werner Hahlweg, Bonn 1980.
- Coolidge 1908 = Coolidge, A.C.: The United States as a World Power, London 1908.
- Escher 1954 = Escher, Franklin: A Brief History of the United States, New York 1954.
- Fässler 2007 = Fässler, Peter E.: Globalisierung. Ein historisches Kompendium, Köln 2007.
- Findlay/O'Rourke 2007 = Findlay, R./O'Rourke, K.: Power and Plenty. Trade, War, and the World Economy in the Second Millennium, Princeton 2007.
- Fisch 2010 = Fisch, Jörg: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Domestizierung einer Illusion, München 2010.
- Förster 1996 = Förster, Stig: Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Kriegs, in: Burkhardt, Johannes u. a. (Hg.): Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg, München 1996, 115-158.
- Hardach 1977 = Hardach, Gerd: Deutschland in der Weltwirtschaft 1870-1970, Frankfurt/Main 1977.
- Herwig 2011 = Herwig, Holger: The Marne 1914. The Opening of World War I and the Battle that changed the World, New York 2011.
- Hobe = Hobe, Stephan: Einführung in das Völkerrecht, Tübingen-Basel (9. Auflage) 2008.
- Kleinschmidt 2013 = Kleinschmidt, Harald: Geschichte des Völkerrechts in Krieg und Frieden, Tübingen 2013.

- Information Section of the League 1938 = Information Section of the League (Hg.):
Essential Facts about the League of Nations, Geneva 1938, Covenant, 11-31. § 10 des
Völkerbundsvertrags.
- Jeismann/Ritter 1993 = Jeismann, Michael/Ritter, Henning (Hg.): Grenzfälle. Über neuen und
alten Nationalismus, Leipzig 1993.
- Junker 2003 = Junker, Detlef: Power and Mission: Was Amerika antreibt, Freiburg 2003.
- Grandner/Gräser 2009 = Grandner, Margarete/Gräser, Marcus (Hg.): Nordamerika.
Geschichte und Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert, Wien 2009.
- Kennedy 1989 = Kennedy, Paul: The Rise and Fall of the Great Powers, New York 1989.
- Komlosy 2011 = Komlosy, Andrea: Globalgeschichte. Methoden und Theorien, Wien 2011.
- Komlosy 2014 = Komlosy, Andrea: Arbeit. Eine globalgeschichtliche Perspektive. 13. bis 21.
Jahrhundert, Wien 2014.
- Krumeich 2014 = Krumeich, Gerd: Der Erste Weltkrieg. 101 Fragen, München 2014.
- Künzi 2003 = Giulia Brogini Künzi, Total Colonial Warfare, in: Chickering, Roger/Förster,
Stig (Hg.): The Shadows of Total War, Cambridge 2003, 313-326.
- Lipkes 2007 = Lipkes, Jeff: Rehearsals. The German Army in Belgium, August 1914, Leuven
2007.
- Lustiger 1995 = Lustiger, Arno (Hg.): The Black Book of Polish Jewry (New York 1943,
sponsored by Eleanor Roosevelt and others,) Neuauflage bei Syndikat, Bodenheim 1995.
- Maddison 2007 = Maddison, A.: Contours of the World Economy, Oxford 2007.
- Maier 2003 = Maier, Klaus A.: The Condor Legion, in: Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.):
The Shadows of Total War, Cambridge 2003, 285-294.
- Mann 2009 = Mann, Michael (Hg.): Die Welt im 19. Jahrhundert (Globalgeschichte Bd. 6),
Wien 2009.
- Meissner 1962 = Meissner, Boris (Hg.): Das Parteiprogramm der KPdSU 1903 bis 1961, Köln
1962.
- Mitchell 1992 = Mitchell, B. R.: International Historical Statistics. Europe New York (3.
Auflage) 1992.
- Münkler 2013 = Münkler, Herfried: Der Große Krieg, Berlin 2013.
- Muzzey 1953 = Muzzey, David Savile: A History of our Country, Boston et al. 1953.
- Nehring 1974 = Nehring, Walther K.: Die Geschichte der deutschen Panzerwaffe, Stuttgart
1974.
- Nevis/Steeke Commager 1943 = Nevis, Allan/Steeke Commager, Henry: The Pocket History
of the United States, New York (3. Auflage) 1943.
- Nolte 1991a = Nolte, Hans-Heinrich: Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Hannover
1991.
- Nolte 1991b = Nolte, Heinrich: Vom Cannae-Mythos (Zur Kritik der Geschichtsschreibung
Bd. 5), Göttingen 1991.

- Nolte 1996 = Nolte, Hans-Heinrich: Die demokratische Nation als Mythos, in: Saldern, Adelheid von (Hg.): Mythen in Geschichte und Geschichtsschreibung aus deutscher und polnischer Sicht, Münster 1996, 172-182.
- Nolte 2005a = Nolte, Hans-Heinrich: Weltgeschichte. Imperien, Religionen und Systeme, Wien 2005.
- Nolte 2005b = Nolte, Hans-Heinrich: Partisanenkrieg ohne Partisanen. Ein Konstrukt, in: Nolte, Hans-Heinrich (Hg.): Auseinandersetzungen mit den Diktaturen (Zur Kritik der Geschichtsschreibung Bd. 9), Gleichen 2005, 171-176.
- Nolte 2006 = Nolte, Hans-Heinrich (Hg.): Geschichte der USA (Teil I), Schwalbach 2006.
- Nolte 2009 = Nolte, Hans-Heinrich: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2009.
- Nolte 2012 = Nolte, Hans-Heinrich: Geschichte Russlands, Stuttgart (3. Auflage, Reclam 18960) 2012.
- Nolte 2014 = Nolte, Hans-Heinrich: Zur Reichweite von Kulturkreiskonzepten. Europa und Russland – von Rückert und Dilke bis Danilevski und Spengler, in: Nitschke, Peter (Hg.): Der Prozess der Zivilisationen. 20 Jahre nach Huntington, Berlin 2014, 65-86.
- Nolte 2017 = Nolte, Hans-Heinrich: Kurze Geschichte der Imperien, Wien et al. 2017.
- Nolte/Eschment/Vogt 1994 = Nolte, Hans-Heinrich/Eschment, Beate/Vogt, Jens: Nationenbildung östlich des Bug, Hannover 1994.
- Nolte/Schalhorn/Bonwetsch 2014 = Nolte, Hans-Heinrich/Schalhorn, Bernhard/Bonwetsch, Bernd (Hg.): Quellenbuch zur Geschichte Russlands (Reclams Universalbibliothek 19269), Stuttgart 2014.
- Osterhammel 2009 = Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009.
- Overy 2005 = Overy, Richard: Allied Bombing and the Destruction of German Cities, in: Chickering, Roger/Förster, Stig/Greiner, Bernd (Hg.): A World at Total War, Cambridge 2005, 277-296.
- Quentmeier/Supperich/Wernstedt 2014 = Quentmeier, Manfred/Stupperich, Martin/Wernstedt, Rolf (Hg.): Krieg und Frieden 1914-1924, Schwalbach 2014.
- Reinhardt 1972 = Reinhardt, Klaus: Die Wende vor Moskau, Stuttgart 1972.
- Roth 2010 = Roth, Ralf: Verkehrsrevolutionen, in: Sieder, Reinhard/Langthaler, Ernst (Hg.): Globalgeschichte 1800-2010, Wien 2010, 471-502.
- Roth/Schlögel 2009 = Roth, Ralf /Schlögel, Karl (Hg.): Neue Wege in ein neues Europa. Geschichte und Verkehr im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2009.
- Saldern 2013 = Saldern, Adelheid von: Amerikanismus. Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert, Stuttgart 2013.
- Sapper 2008 = Sapper, Manfred: Jan Bloch. Unternehmer, Publizist, Pazifist, in: Osteuropa 8-10 (2008), 303-312.
- Schlögel 2003 = Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003.

- Stupperich/Stupperich 2014 = Stupperich, Amrei/Stupperich, Martin: Soziale Auswirkungen des Ersten Weltkriegs in Deutschland als Thema eines kompetenzfördernden und quellorientierten Unterrichts, in: Quentmeier, Manfred/Stupperich, Martin/Wernstedt, Rolf (Hg.): Krieg und Frieden 1914-1924, Schwalbach 2014, 160-192.
- Sundhaussen 2007 = Sundhaussen, Holm: Geschichte Serbiens, Wien et al. 2007.
- Ullrich 1997 = Ullrich, Volker: Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt/Main 1997.
- Wallach 2001 = Wallach, Jehuda L.: Völkerrecht und Schlieffenplan, in: Wette, Wolfram/ Ueberschär, Gerd R. (Hg.): Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, 50-58.
- Wallerstein 1995 = Wallerstein, Immanuel: Konzepte von Zeit und Raum, in: Wallerstein, Immanuel (Hg.): Die Sozialwissenschaften ›kaputtdenken‹, Weinheim 1995, 153-180.
- Wehler 1977 = Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Ludwig Quidde. Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus, Frankfurt/Main 1977.
- Wyman 1998 = Wyman, David S.: The Abandonment of the Jews. America and the Holocaust, (Erstauflage 1985), New York 1998.
- Zinn 1995 = Zinn, Howard: A People's History of the United States, New York 1995.

Bizarrer Kriegsschauplatz

Der Gebirgskrieg in den Alpen 1915-1918

ALEXANDER JORDAN

Berge im Krieg – ein kurzer historischer Rückblick

Die Umweltbedingungen und das Terrain haben von jeher die Planung, den Ablauf und die Führung von militärischen Aktionen beeinflusst. Im Laufe der Geschichte sind viele Schlachten in gebirgigem Gelände gekämpft worden, weil die Überhöhung einmal der Verteidigung, ein andermal dem Angriff förderlich war. Schon kleine Erhebungen und Hügel bieten taktische Vorteile, ohne größere Risiken eingehen zu müssen. Ein Blick in die militärische Geschichte vergangener Jahrhunderte zeigt, dass diese Faktoren vielfach in der Gebirgskriegsführung entscheidend waren und immer noch sind. Die erste Überschreitung eines hohen Gebirgsstockes, die heute noch einem breiteren Publikum bekannt ist, war der Übergang Alexanders des Großen über den kleinen Kaukasus.¹ Im November 331 vor Christus überquerte er, von Kandahar kommend, die Gipfel Zentral-Afghanistans. Seine Männer waren durch Kälte, Höhenkrankheit und Schneeblindheit stark geschwächt, und bevor er in wirtlichere Gegenden um Kabul (1.800 m Seehöhe) absteigen konnte, verlor er eine Vielzahl seiner Krieger.

Die europäischen Gebirge hingegen wurden zuerst für das römische Reich strategisch bedeutend.² Während der Herrschaft des *Imperium Romanum* waren Teile der Alpen und einige Dutzend Alpenpässe über 2.000 Meter erschlossen worden. Viele der Straßen waren gepflastert und ihre Spuren sind heute noch gut zu erkennen. Unter den vielen Gefechten, die an und um diese Alpenpässe geschlagen wurden, ist die Alpenüberquerung Hannibals wohl die bekannteste Aktion. Mit rund 30.000 Mann Fußvolk, 8.000 Reitern und 37 Elefanten zog der karthagische Feldherr Hannibal über die Alpen nach Italien, um einem römischen Angriff auf Afrika zuvorzukommen. Später im Mittelalter war die Taktik stark von der Entwicklung des gepanzerten Ritters geprägt, der in der offenen Feldschlacht den

1 Vgl. Barry 1989; Bertinaria 1993.

2 Siehe einen Überblick in Reichl-Ham 2012.

Fußsoldaten überlegen war. Einsätze im Gebirge waren nicht geeignet diese Stärken auszuspielen, wie beispielsweise die Schlacht bei Roncesvalles im Jahr 778 zeigte: Die leichtbewaffneten und mobilen Basken konnten die berittenen Franken, denen es an Bewegungsraum fehlte, besiegen.

Die Schlacht am Morgarten 1315 stellte ebenfalls eine bewusste Ausnutzung der Geländetopographie dar. Mit großen Steinen und ihren neuartigen Halbarten (Helbarden) überraschten die Schwyzer die im engen Gelände benachteiligten Ritter Leopolds I. und ließen ihnen kaum Raum zur Gegenwehr.³ Die Schweiz blieb immer wieder Schauplatz von kriegerischen Gebirgsoperationen. Im Mai 1800 führte Napoleon I. etwa 37.000 Mann über den großen Sankt Bernhard Pass mit 2.469 Metern Höhe. Er wollte die feindlichen österreichischen Truppen im Rücken angreifen, was ihm bei Marengo auch gelang. Napoleon und die französischen Revolutionsarmeen sind in diesem Zusammenhang deswegen so bedeutsam, da mit ihnen ein neues System der Kriegführung anhub. Während der Periode der Lineartaktik, die der napoleonischen Kriegstechnik unmittelbar vorausgegangen war, wurde schwieriges Terrain von allen Kriegsparteien sorgsam gemieden. Je ebener das Gelände, desto besser schien es als Schlachtfeld geeignet. Hindernisse waren nur willkommen, um einen oder beide Flügel der vorgehenden Truppe zu decken. Das Aufbrechen der starren Formationen führte dazu, dass in jeder Defensivstellung nun nach einem Hindernis vor der Front gesucht wurde. Es sollte den Schützenketten und ebenso den Reserven Deckung bieten. Die Formierung der französischen Truppen in geöffneter Ordnung und in Kolonnen erlaubte nicht nur schnelle und flexible Bewegungen in jede Richtung, sondern gab ihnen sogar die Möglichkeit, unebenes Gelände zu ihrem Vorteil auszunutzen, während ihre Gegner zur gleichen Zeit in solchem Gelände völlig hilflos waren. Einst ›ungangbares Gelände‹ musste in der Militärterminologie neu bewertet werden. Allerdings fand diese Neubewertung sowohl bei den französischen als auch bei den anderen Militärbefehlshabern in Europa in unterschiedlichen Geschwindigkeiten statt.

Trotz der enormen militärischen Erfolge Napoleons und seiner modernen Armee musste dieser im Gebirgsland Tirol empfindliche Niederlagen einstecken. Im April 1809 zogen 15.000 Mann österreichische Truppen von Kärnten nach Tirol gegen die mit Frankreich verbündeten Bayern. Bereits vor deren Eintreffen kam es zu Kämpfen im Pustertal und im Sterzinger Moos, wo der ›Sandwirt‹ Andreas Hofer erste militärische Erfolge gegen die Bayern erzielen konnte. Er siegte mit seinen Tirolern am 25. und 29. Mai am Bergisel. Nach dem Znaimer Waffenstillstand vom 12. Juli besetzten wiederum französische Truppen Tirol; Hofer rief den Landsturm auf, siegte am 13. August erneut am Bergisel und regierte vom 15. August bis zum 21. Oktober von Innsbruck aus das Land. Eine ausgeklügelte Strategie gab es bei den drei siegreichen Bergiselschlachten nicht. Andreas Hofer gab angeblich

3 Vgl. Hess 2003.

die Parole aus: »balds die Boarn trefft, drauhaun und nur nit aualassn« (»wenn ihr auf die Bayern trefft, draufhauen und nicht auslassen«), was sich bewährte. Ihm ist allerdings erspart geblieben größere, strategische Truppenansammlungen aufzustellen und verschieben zu müssen, und es bleibt zu bezweifeln, ob ihm dies überhaupt gelungen wäre.⁴ Hofer handelte ganz praktisch, basierend auf den Erfahrungen, die er als Bewohner der Alpen gemacht hatte. Selbst den Militärtheoretikern und Spezialisten war es zu diesem Zeitpunkt noch nicht gelungen für den Fall des Krieges im Gebirge unumstößliche, allgemeine Lehrsätze zu formulieren. Schon der spanische Militärschriftsteller Santiago y Rubio schrieb Mitte des 19. Jahrhunderts, dass der Krieg in den Bergen diejenige Art der Kriegsführung sei, »[...] von welcher es am schwersten ist sich eine richtige Vorstellung zu machen, und die ein äußerst sorgfältiges Studium erfordert«.⁵ Der Stein der Weisen lag also in der Erfahrung. Die sorgfältige Auswertung von Einzelfällen führte zu Ergebnissen, die aber kaum universelle Gültigkeit hatten. Einen frühen Versuch dieser punktuellen Verarbeitung stellten die Arbeiten des bayerischen Generals Ritters Josef von Xylander dar.⁶

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden dann mit der Erschließung der Bergwelt die Grundlagen für den Gebirgskrieg der Jahre 1915-1918 gelegt.⁷ Die zivile Ausgestaltung des Verkehrsnetzes sowie der aufkommende Alpinismus und die Ausbreitung von Berg- und Wintersport waren dafür verantwortlich.⁸ Neben kleineren Gebirgsbahnen wurden immer leistungsfähigere Vollbahnen durch die Alpen gebaut, so etwa 1853 die Semmering-, 1867 die Brenner-, 1882 die Arlberg- und 1884 die Gotthardbahn. Nun war die Verschiebung größerer Truppenmassen, die für die modernen Kriege unerlässlich waren, schnell und einfach möglich.

So brachte schließlich der Erste Weltkrieg die umfangreichsten Truppenbewegungen in den Bergwelten Europas mit sich. Die Gebirgsfronten erstreckten sich, nach damaligen Berechnungen, auf einer Gesamtlänge von über 9.700 Kilometern. Diese Zahl beinhaltet die Fronten in Tirol, Kärnten und im Karstgebiet, in Italien, in den Karpaten, die unzähligen Gebirgsrücken Serbiens, Montenegros, Albaniens, Bosniens und der Herzegowina, Mazedoniens, Kaukasiens, aber ebenso die Gebirge Persiens und der asiatischen Türkei und schlussendlich die Vogesenfront. An all diesen Fronten standen sich Armeen gegenüber, die nicht nur gegeneinander, sondern zugleich gegen einen mächtigen, gemeinsamen Feind kämpften: den permanenten »Gegner« Natur.⁹ Eine Äußerung des Alpinisten und Kriegsteilnehmers Hermann

4 Weiterführend Kolnberger 2010.

5 Santiago y Rubio 1858, 3. Siehe auch Gasser 2004.

6 Vgl. Xylander 1862. Seine Lehrbücher der Taktik erschienen 1862 in der dritten Auflage, die früheste stammte bereits aus dem Jahr 1822 (und weiter 1839).

7 Zur Entwicklung des Alpinismus vgl. Günther 1998; Bätzing 2003. Speziell für die Entwicklung aus Bayern heraus vgl. Mailänder 2006.

8 Zu diesem Wechselspiel vgl. Schaumann 1967.

9 Ein Aufsatz der Alpinismus, Raum und Umwelt im Blick behält: Keller 2009.

Czant, ein Pionier auf dem Gebiet der Interdependenz von zivilem und militärischem Alpinismus, fasste zusammen, was das Gebirge von gewöhnlichem Gelände unterscheidet und was es besonders im Winter zum Schrecken werden lässt – selbst ohne militärische Kampfhandlungen:¹⁰

»Die steilen Formen erschweren die Bewegung und ermüden den Ungeübten rasch, der nicht Schwindelfreie stürzt leicht ab und findet den Tod in den Felsen, trügerische Wächten brechen durch, das Eis der Gletscher schließt in seinen glatten, steilen Flächen und seinen Spalten tausend Gefahren in sich, Steinschlag, Wettersturz, starke atmosphärische Entladungen, plötzlich einfallender Nebel, tiefer Schnee, Bergkrankheit, Schneeblindheit, diffuses Licht, Augenblendungen, Hautverbrennungen durch die ultravioletten Strahlen, endlich die Hauptschrecken des winterlichen Gebirges: die Lawinen und der Schneesturm, das sind in den Hauptzügen die Eigenheiten des Gebirges, mit denen jeder rechnen muss, der es besonders im Winter betritt.«¹¹

Wie der Erste Weltkrieg in die Alpen kam

Italien erklärte am 3. August 1914 seine Neutralität, da es von Österreich das Dreibund Übereinkommen missachtet sah, wonach die Unterzeichnerstaaten einander konsultieren müssten, ehe sie irgendwelche kriegerischen Handlungen unternähmen. Von diesem Zeitpunkt an begannen sich die Entente- wie auch die Mittelmächte intensiv auf diplomatischer Ebene um Italien zu bemühen.¹² Zur Jahreswende 1914/15 begann Italien aber immer unverhohlener, im Gegenzug für die Neutralität, österreichische Gebiete zu fordern: Tirol bis zum Brenner, Görz und Gradiska sowie Teile von Dalmatien. Deutschland drängte dabei seinen Partner Österreich auf die italienischen Forderungen einzugehen. Letztlich erklärte Italien am 23. Mai 1915 seinem ehemaligen Bundesgenossen Österreich-Ungarn den Krieg und neben der bereits bestehenden österreichisch-ungarischen Südfront auf dem Balkan und der Ostfront kam nun eine dritte Front hinzu: die so genannte Südwestfront.¹³ Die militärische Führung der Donaumonarchie musste, genau wie Deutschland, mit dem Albtraum eines Mehrfrontenkrieges zurechtkommen.¹⁴ Als

10 Hermann Czant (1876-1937) war Alpinist, Skipionier und k.u.k. Offizier. Er konstruierte alpine Geräte, organisierte 1912 die 1. Internationale Wintersportausstellung in Wien, verfasste erste militärisch-alpine Bücher und bildete Soldaten im (winterlichen) Gebirgsdienst aus.

11 Czant 1929, 14.

12 Siehe Afflerbach 2002 und 2006; Bosworth 1983; Komjáthy 1966, 159ff.; Jordan 2008, 66ff. und Thompson 2008, 18ff.

13 Hierzu auch der Sammelband von Hürter 2007.

14 Vgl. Hillgruber 1968.

Italien den Krieg erklärte, hatte die Habsburgermonarchie an ihrer Alpengrenze keine ernst zu nehmenden Truppenstärken konzentriert. Sogar die artilleristische Ausrüstung und der normale Stand der Besatzung der Grenzforts waren vermindert, weil alle Kräfte an der russischen Front gebraucht wurden. Nur Landsturmformationen und Arbeiterabteilungen waren relativ kurzfristig abkömmlich. Um keinen Anlass zur Provokation zu geben und um das einvernehmliche Verhältnis mit Italien, zumindest bis Mai 1915, nicht zu gefährden, hatte man schon 1914 den Ausbau einer Verteidigungslinie nahe der Grenze und insbesondere Sprengungen und große Erdbewegungen zur Herstellung von Befestigungsanlagen verboten.¹⁵ Die neue Front der Donaumonarchie hatte auf der Landkarte eine Ausdehnung von rund 775 Kilometern.¹⁶ Resultierend aus den Geländeformen und den extremen Höhenunterschieden errechneten österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere allerdings eine tatsächliche Länge der Stellungslinie von etwa 3.500 Kilometern (ohne Einschluss der Isonzofront).¹⁷ Die neue Front gliederte sich topographisch in höchst unterschiedliche Abschnitte. Etwa 90 Prozent verliefen im Gebirge und konfrontierten die Kämpfer auch mit extremen Hochgebirgsabschnitten, die eigentlich nur geübten Alpinisten zugänglich waren.¹⁸

Von der Schweiz bis zu den Julischen Alpen bei Tarvis lief die österreichisch-(ungarisch-) italienische Grenze durch eine gebirgige Zone, in der die durchschnittliche Kammhöhe zwischen 2.700 und 3.200 Metern schwankte, wobei die Hauptübergänge immer tiefer lagen.¹⁹ Für die Verteidigung Tirols und deren Organisation waren die Beschaffenheit und Gliederung des Landes, sowie dessen Bahn- und Straßennetz von entscheidender Bedeutung. Durch den Alpenhauptkamm in Nord- und Südtirol geteilt, waren diese zwei Teile nur am Brenner (Straße und Schiene) und am Reschenscheideck (Straße) zu jeder Jahreszeit fahrbar verbunden. Der westliche Tiroler Abschnitt war der längste, ununterbrochene hochalpine Frontabschnitt der Geschichte, mit einer Durchschnittshöhe von circa 2.980 Metern.²⁰ Die oberen Regionen der Gebirge waren meist kahl und zerklüftet, über 2.500 Meter hohe Erhebungen trugen Gletscher und ewigen Schnee (Permafrostzone). Die geringe Ausdehnung des kultivierbaren Bodens hatte eine geringe Besiedelung zur Folge, die sich zumeist auf die tieferen Lagen beschränkte. In vielen Gebieten herrschte daher Mangel an Unterkunftsmöglichkeiten und Lebensmitteln. Die Gangbarkeit war äußerst eingeschränkt und selbst für die Infanterie war das Abweichen von

15 Laut einem Befehl Kaiser Franz Josephs an General Rohr vom 26.08.1914, in: Ö.U.L.K. (II) 1931, 295.

16 Nach: Schaumann/ Schubert o.J., 21.

17 Vgl. Golowitsch 1985, 14.

18 Vgl. Mang 2012. Schon der italienische Generalstabschef Cadorna geht in seinen Erinnerungen auf die speziellen topographischen Probleme der italienischen Front ein. Vgl. Cadorna 1924, 85ff.

19 Einer der ganz seltenen, zeitgenössischen Artikel zum Frontverlauf vornehmlich aus topographischer Sicht in: Filippi 1918.

20 Vgl. Lichem 2001.

den Wegen mancherorts erschwert oder ganz unmöglich. Sehr zerklüftetes und unwegsames Gebiet trennte die Grenze in einer Breite von über 50 Kilometern von der lombardischen und venezianischen Tiefebene. Von den Julischen Alpen bis zum Meerbusen von Triest wurden die Berge niedriger. Doch auch hier war die Besiedelung dünn und das Klima oft rau. Zwischen Görz (Gorizia) und Laibach (Ljubljana) betragen die höchsten Erhebungen nur wenig über 1.000 Meter. In der Gegend von Villach, Klagenfurt und Laibach verbreitern sich die Täler zu weiten Becken. Das mittlere und untere Isonzotal, Görz und Triest, ist durch vielfach durchfurchtes Hügelland getrennt, das in die venezianische Ebene übergeht und Schauplatz der 12. Isonzoschlacht 1917 wurde.

Für Konflikte vor dem Ersten Weltkrieg galt die Einschätzung, dass die Gebirgsgegenden in den meisten Fällen nur als Durchzugsland anzusehen sind. Die Gebirge, und hier insbesondere die winterlichen Hochgebirge, sollten lediglich Schauplatz untergeordneter militärischer Aktionen sein. Die Kämpfe spielten sich an den Passstraßen und auf den sie unmittelbar begleitenden Höhen ab. An ein längeres Verweilen inmitten des Gebirges wurde nicht gedacht. Der österreichische Kriegsminister und Feldzeugmeister Freiherr von Kuhn konstatierte 1870:

»Den Fall abgerechnet, dass Gebirgszonen als strategische Vertheidigungslinien mit ganzer Kraft angegriffen und forcirt werden müssen, dürften Gebirgsländer nur in seltenen Fällen der Schauplatz des großen Krieges sein. [...] Selbst zu Durchzügen und Rokirungen [Positionswechsel] werden Gebirgsländer, wenn sie zonenartig das Kriegstheater in zwei oder mehrere Kriegsschauplätze theilen, von ganzen Armeen oder großen Heereskörpern selten benützt werden, weil dies immer ein sehr gefährliches Manöver ist und entweder einen vom Beginne an verfehlten Operationsplan, oder ein für die Operationen nachtheiliges Eingreifen der Diplomatie in den Gang des Krieges voraussetzt.«²¹

Kuhns Abhandlung über den Gebirgskrieg sollte sich langfristig in der Monarchie als Standardwerk etablieren. Er stand mit seiner Meinung nicht allein, sie wurde von einem Großteil der österreichisch-ungarischen Armeeführung bis 1914 vertreten. Diese, damals dominierende, Auffassung wurde von Generalmajor Freiherr von Lempruch bestätigt. Er war als späterer Kommandant des ›Verteidigungsrayons I (Ortler)‹ ein Spezialist des Hochgebirgskrieges:

»Noch im Jahre 1914 las ich in einem Verteidigungselaborat unter anderem: Für die Festhaltung des Ortlergebietes genügt die verlässliche Verhinderung feindlicher Einbrüche über das Stilfserjoch selbst. Zu diesem Zwecke reicht eine Postierung am eigentlichen Joche sowie die schwache Besetzung der nächstliegenden, beherr-

21 Kuhn 1870, 2f.

schenden Höhen aus; am Cevedale-Pass genügt eine schwächere Sicherheitsbesatzung. Das gesamte restliche Gelände – Felsen, Gletscher und Abgründe zwischen 3100 und 3900 m Seehöhe – kommt für militärische Operationen irgendwelcher Art überhaupt nicht in Frage.²²

Der Weltkrieg brach letztendlich mit dieser Tradition. Das Hochgebirge war durch den allgemeinen Verkehr besser erschlossen und an den Grenzen durch militärische Weganlagen zugänglicher gemacht worden. Alpinismus, Touristik und Wintersport hatten dazu geführt, dass es selbst in den höchsten, schroffsten und unter ewigem Eis liegenden Gebirgsteilen kaum mehr unzugängliche Stellen gab.

Die Kämpfe im Alpenraum

Österreich-Ungarn konnte Italien an der neuen Südwestfront zunächst kaum Truppen entgegenstellen. Die Elitetruppe Tirols, die Kaiserjäger und die Landesschützen (ab 1917 Kaiserschützen), standen noch in Galizien oder Serbien und wurden dort Großteils aufgerieben.²³ Dem Landesverteidigungskommando mit dem General der Kavallerie Viktor Graf Dankl an der Spitze standen nur die kurzfristig aufgebotenen und schlecht ausgerüsteten Standschützen, der Landsturm und das zu Hilfe entsandte Deutsche Alpenkorps zur Verfügung.

Landsturm und Standschützen war gemein, dass sie grundsätzlich nur zur Verteidigung des Landes herangezogen werden durften. Der Landsturm diente im Kriege der Unterstützung des Heeres und der Landwehr und deckte Hilfsleistungen technischer und administrativer Natur sowie im Sanitätsbereich ab. Das milizartige Aufgebot der Standschützen ging – ebenso wie das Zugeständnis nicht außerhalb des eigenen Landes kämpfen zu müssen – auf das Landlibell Kaiser Maximilians I. von 1511 zurück. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1868 wurde es allerdings stark verwässert. Als Besonderheit wurden die Kommandanten und Offiziere der Standschützen aus den eigenen Reihen gewählt und vom Kaiser in Funktion und Rang bestätigt. Dort fanden sich vornehmlich für den Frontdienst Untaugliche und Männer unter 20 bzw. über 42 Jahren.

Die deutschen Gebirgstruppen waren eine »Kriegsgeburt«.²⁴ Da der schmale Alpenstreifen in Südbayern nur wenig Verteidigungsmöglichkeiten bot, war bei einem eventuellen Angriff aus dem Süden von der Armeeführung vorgesehen, den Gegner auf die schwäbisch-bayerische Ebene vordringen zu lassen, um ihn hier zu

22 Lempruch 1925, 4.

23 Zur österreichischen Gebirgstruppe und deren Ausrüstung – die auch für das Deutsche Alpenkorps wichtiges Vorbild wurde – vgl. das Werk von Ortner/Hinterstoisser/Schmidl 2006.

24 Jordan/Mönch 2014, 84-89.

bekämpfen. Am 18. Mai 1915 wurde schließlich das Deutsche Alpenkorps unter dem Befehl des bayerischen Generalleutnants Konrad Krafft von Dellmensingen aufgestellt.²⁵ Es bestand hauptsächlich aus dem Königlich Bayerischen Infanterie-Leibregiment (die sogenannten ›Leiber‹), weiteren Jäger-Regimentern, Gebirgsartilleristen und Unterstützungstruppen (ca. 23.000 Mann). Dabei durften die Deutschen nur innerhalb Österreich-Ungarns kämpfen und keinesfalls die italienische Grenze überschreiten, da Italien dem Deutschen Reich erst am 27. August 1916 den Krieg erklärte. Die bedrohliche Lage kommt in einer Bemerkung des Chefs des Generalstabes Conrad von Hötzendorf an General Dankl zum Ausdruck: »Also, nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen, daß du mir wenigstens die Brennerlinie hältst.«²⁶

Die ersten Kriegswochen im Mai und Juni 1915 waren an vielen Schauplätzen der Tiroler Bergwelt vom ›Krieg der Bergführer‹ geprägt. Patrouillen, Gruppen und Züge zwischen zwei und vierzig Mann klärten auf und besetzten Höhenstellungen zur Beobachtung und Verhinderung der Umgehung von Talstellungen und Sperrforts. In den Dolomiten wurde zu dieser Zeit der Mythos des Sextener Bergführers Sepp Innerkofler geboren, der bei der Erstürmung des Paternkofels am 4. Juli 1915 getötet wurde.²⁷ Eine große österreichisch-ungarische Unternehmung war erst für 1916 ins Auge gefasst worden, mit dem Ziel den in Venetien und am Isonzo stehenden italienischen Truppen in den Rücken zu fallen. Diese Südtirol-Offensive war ein Alleingang des k.u.k. Generalstabschefs Franz Conrad von Hötzendorf, der auch ohne Unterstützung des deutschen Verbündeten zuschlagen wollte.²⁸ Der Zeitplan des präzise geplanten Aufmarsches geriet schon früh im März 1916 durch heftige Schneefälle durcheinander. Dem zerklüfteten und schwer gangbaren Gelände wurde in der Planung zu wenig Rechnung getragen. Der Überraschungseffekt ging verloren. Obwohl rund 10.000 Tonnen Munition und mehr als 3.000 Tonnen technisches Material in die Bereitstellungsräume Folgaria und Lavarone – südöstlich von Trient – befördert worden waren, fehlte es schon sehr früh an Artillerieunterstützung. Der Kampf um einzelne Berggipfel und Felsennester ermöglichte nur ein langsames Vorrücken. Statt schnell in die Täler vorzustoßen, wurde versucht, die beherrschenden Höhenzüge zu sichern. Am 8. Juni lief sich der Angriff am Südrand des Beckens von Asiago im Feuer der italienischen Artillerie fest. Die österreichischen Angriffskräfte hatten sich als zu schwach erwiesen. Da an der Ostfront Anfang Juli die russische Brussilow Offensive einsetzte, wurde ein Teil der k.u.k. Truppen verlegt und ein Großteil des gewonnenen Gebietes musste wieder aufgegeben werden. Während auf die etwa 200.000 Mann der Angriffsverbände

25 Grundlegend dazu Hebert 1988; Voigt 2014, 37ff. und Müller 2014, 8-43.

26 Broucek 1980, 270.

27 Vgl. Jordan 2008, 233ff.

28 Vgl. Rauchensteiner 2013, 522-538; siehe auch Artl 2015 und Jordan 2017.

rund 30.000 Mann an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten entfielen, lagen die italienischen Verluste mehr als doppelt so hoch (davon ca. 40.000 Gefangene).

Einer der ungewöhnlichsten Schauplätze der Kriegsgeschichte war der Marmolata Gletscher in den Fassaner Alpen. Die heutige Vorstellung vom ›Krieg in Fels und Eis‹ ist geprägt von den Quellen, die uns das Kriegstreiben im Inneren des Gletschers also in Spalten, Schründen und Eis-Schluchten, vor Augen führen.²⁹ Getrieben von der ständigen Angst vor Lawinen und feindlichem Feuer entwarf der Kaiserjäger Oberleutnant Dipl.-Ing. Leo Handl einen Plan, wie das Gletscherinnere als dauernde Befestigung in die Kämpfe miteinbezogen werden könnte. Unter seiner Leitung entstand eine Stadt im Eis, mit Kampf-, Versorgungs- und Unterkunftsstollen, die bis zu 40 Meter unter der Gletscheroberfläche lagen. Der Höhenunterschied zwischen unterem und oberem Gletschertor betrug über 1.000 Meter. So waren die meisten Soldaten und Trägerkolonnen vor feindlichem Artilleriefeuer geschützt, denn gerade das Durchkommen der Träger bis in die vordersten Stellungen war überlebenswichtig. Auf dem Marmolata Gletscher waren etwa 700 Mann stationiert, die täglich zwei Tonnen Verpflegung und Brennmaterial benötigten. Hinzu kamen noch Munition, Werkzeuge, Bauholz und Beleuchtungsmittel für Kavernen und Gletscherstollen.³⁰ Doch trotz aller Vorsichtsmaßnahmen forderten die Lawinen immer wieder ihren Tribut, vor allem in den tieferen Lagen unterhalb der Gletscher.

Die zunehmende Erstarrung der Fronten führte an der österreichisch-ungarischen Südwestfront ebenso wie an der West- und Ostfront zur Ausbildung einer besonderen Kampfweise: dem Minenkrieg. Dieser war keine Erfindung der Neuzeit. Schon römische Truppen erlitten beispielsweise während des Gallischen Krieges 52 v. Chr. große Verluste bei der Belagerung von Avaricum. Die Gallier, die zahlreiche Bergarbeiter in ihren Reihen hatten, gruben einige Tunnel, die sie mit Holz und Pech anfüllten und anzündeten, um die Belagerungstürme zum Einsturz zu bringen.³¹ Im Mittelalter und bei Festungsbelagerungen in der frühen Neuzeit wurde diese Art der Kriegsführung häufiger angewendet. Im Ersten Weltkrieg griff man diese Ideen auf und begann, sich gegenseitig zu unterminieren, da die oberirdischen Kampfhandlungen beiderseits kein erfolgreiches Weiterkommen mehr versprachen. Die Akteure des Minenkrieges waren in der Regel Pioniere, die durch Soldaten mit Bergbauerfahrung unterstützt wurden. Die primäre Aufgabe des Minenangriffs war die Vorbereitung eines Infanterieangriffs durch Sprengen einer Bresche in die feindliche Stellung. Das von dem ehemaligen preußischen Generalleutnant Max Schwarte herausgegebene Handbuch zur Entwicklung der Technik im Weltkrieg beleuchtet im Rahmen der Pioniertruppe die Minen:

29 Bartoli/Fornaro/Rotasso 2003.

30 Vgl. z. B. Handl 1957; Jordan 2008, 289ff.

31 In: Caesar 1962, 323.

»Der – zunächst nicht beabsichtigte – Anfang des Minenkrieges war die Sprengladung, die der Angreifer vom Sappenkopf [vorderster, feindwärts gerichteter Teil des Laufgrabens] in die trennende Erdwand schob, um den feindlichen Graben einzudrücken, die nächste Stufe der flache enge Stollen bis unter die feindliche Stellung und als Antwort der tiefere Verteidigungsstollen. Mit der Überraschung entfiel die Hauptwirkung; sie wieder zu erreichen durch unerkanntes Arbeiten wurde das Streben beider Gegner.«³²

Daraus entstand ein wahrer Krieg unter der Erde, mit dem Ziel, die gegnerischen Stellungen nach dem Untergraben mit Unmengen von Explosivstoff zu sprengen. Den frischen Trichter versuchte man sofort zu besetzen und Gelände zu gewinnen. Eindrückliche Beispiele für diesen Minenkrieg waren der Col di Lana, der kleine Lagazuoi und auch die zwei Platten des Pasubio. Noch heute sind die Wunden dieser immensen Gesteinsabbrüche an den Bergen zu erkennen.³³

Spezialisten für den Gebirgskrieg

Im Laufe der Kampfhandlungen im Gebirge zeigte sich, dass für Kämpfe im alpinen Gelände des Schwierigkeitsgrades V und VI besonders ausgebildete Einheiten benötigt wurden.³⁴ Dies waren im Wesentlichen: Bergführerkompanien, Hochgebirgskompanien und die Alpinen Referenten. Ergänzt wurden diese durch Sturmbataillone, Bergführer-Sturmkompanien, Alpine Detachements und Hochalpine Detachements.³⁵ Die Mitglieder dieser Einheiten wurden primär nach ihrer alpinistischen sowie soldatischen Qualifikation aus allen Truppenkörpern ausgewählt.

Die Bergführerkompanien unterstanden immer dem zuständigen Abschnittskommandanten und durften dessen Befehlsbereich nicht entzogen werden. Ihre Hauptaufgabe war, der Fronttruppe für schwierige Bewegungen im Hochgebirge die notwendigen Führer zu stellen. Ein geschlossener taktischer Einsatz der Kompanie durfte nur in Ausnahmefällen erfolgen, um das qualifizierte und kaum ersetzbare Alpinpersonal vor Verlusten zu bewahren.

Die Hochgebirgskompanien waren als leichte, bewegliche Einheiten geschaffen worden und somit nicht abschnittsgebunden. Sie hatten im schwierigen Gelände zu

32 Schwarte 1920, 152f.

33 Sowohl zu den Minensprengungen als auch zu den Eisstollen vgl. Angetter 2009.

34 Stufe VI entspricht nach heutiger Ansicht dem Grad »Äußerst schwierig«. Die Kletterei erfordert weit überdurchschnittliches Können und hervorragenden Trainingsstand. Große Ausgesetztheit, oft verbunden mit kleinen Standplätzen. Passagen dieser Schwierigkeit können in der Regel nur bei guten Bedingungen bezwungen werden.

35 Vgl. Schaumann 1986.

jeder Jahreszeit den Aufklärungsdienst zu versehen und traten dort auch als Kampfgruppe auf. Jede Hochgebirgskompanie hatte einen Hand-Maschinengewehr-Zug, eine angemessene Ausstattung mit Lasttieren und eine eigene Telefonausrüstung mit Mannschaft.

Der Alpine Referent war der Berater des Kommandanten in allen Belangen. Er hatte beispielsweise Gutachten abzugeben bei der Untertunnelung von Eisflächen, beim Bau von Angriffsgräben sowie bei allen anderen Einrichtungen in den Hochregionen. Dem Alpenen Referenten oblag auch die Befehlsgewalt, zu bestimmten Zeiten Abschnitte wegen alpiner Gefahren zu sperren. Dies zielte vor allem auf die Vermeidung von Lawinenopfern. Aufgrund von Unwissenheit und teilweiser Überheblichkeit der Kommandanten wurden die Ratschläge des Alpenen Referenten nicht immer befolgt, was sich beispielsweise bei dem Lawinenunglück 1916 auf der Marmolata verheerend auswirkte, als das österreichische Lager Gran Poz verschüttet wurde. Trotz wiederholter Nachsuche beim Divisionskommando Karersee um Räumung des Reservelagers wurde dem Wunsch des Lagerkommandanten und des Alpenreferenten nicht entsprochen und vom Divisionskommandant sogar ein kriegsgerichtliches Verfahren angedroht. Etwa 300 Mann wurden von 200.000 Tonnen Schnee begraben. Einige der Toten konnten erst im Juli 1917 im Tal geborgen werden.³⁶

Die Hochalpinen Detachements wurden teils spontan aus den bereits in den Höhenstellungen kämpfenden Truppen rekrutiert. Sie agierten in Form blitzschneller, äußerst beweglicher und völlig autarker Patrouillen, also in der Art heutiger Kommandounternehmen von Spezialkräften.³⁷ Ende 1916 wurden erstmals alpine Sturmbataillone nach dem Muster der Westfront aufgestellt. Es gab hierbei Spezialisten für jede Art von Einsatz: Flammenwerfer, Handgranatenwurf, Scharfschützen, Spezial-Nahkämpfer, Extrem-Alpinisten usw. Zu den alpinen Sondereinheiten zählten auch Pioniertruppen, die Kriegsstraßen, Karrenwege, Kavernen, Sprengstollen und Unterstände errichteten.³⁸ Sie wurden unterstützt von Seilbahnbautrupps und Tragetierrains. Diese wirkten im Hinterland der hochalpinen Front, in Karstlandschaften, Felswänden, Lawinenkesseln und häufig unter feindlichem Beschuss. Zahlreiche Tragtierstaffeln erlagen dem Feuer des Gegners, stürzten ab, erfroren oder wurden von Lawinen verschüttet. Aufgrund ihrer gewachsenen Bedeutung soll noch die Gebirgsartillerie genannt werden. Auch die Artillerie sah sich mit ganz neuen Problemen konfrontiert. Das wohl fundamentalste war der Transport der Geschütze. So konnte z. B. das Standardgeschütz der k.u.k. Gebirgsartillerie, die 7,5 cm Gebirgskanone M.1915, bei einem Gewicht von etwa 620 Kilogramm in sieben Teillasten zerlegt und auf Tragtiere verladen werden. Besonders die Traglasten der

36 Vgl. Jordan 2008, 295ff.

37 Vgl. Langes 1933, 134ff.

38 Vgl. Benkel 1991.

Haubitzen waren selbst für starke Tiere sehr schwer. Ein ausnehmendes Problem war die große Exaktheit mit der die Artilleristen schießen mussten. Einerseits waren die Ziele sehr klein, oftmals nur Felsennester, die nur mit erhöhtem Munitionsverbrauch getroffen werden konnten, andererseits war die Munition ständig knapp und unter Umständen das nächste Depot viele Kilometer tiefer im Tal. Die Windrichtung konnte im Gebirge kaum vorhergesagt werden und änderte sich ständig, ja konnte sogar auf der einen Seite des Tales ganz anders sein als auf der gegenüberliegenden Seite, was ein korrektes ›Richten‹ der Geschütze unmöglich machte.³⁹

Eine letzte Gruppe der Spezialisten sei noch genannt, weil viele Soldaten ihnen ihr Leben zu verdanken hatten: die Diensthunde. Ihre Aufgaben waren vielfältig. Es gab Meldehunde, Sanitätshunde, Polizeihunde und nicht zu vergessen die Rattenfängerhunde. Die entscheidende Tätigkeit der Sanitätshunde an der Südwestfront war allerdings das Auffinden von durch Lawinen verschütteten Soldaten. Eine schwierige Aufgabe war es dabei, den Hunden in der Ausbildung das Bellen abzugewöhnen, weil Hundegbell eigene Stellungen verriet und sofort das feindliche Feuer anzog. Bis Ende Juli 1917 standen im Verlauf des Krieges 1.553 Hundeführer und 1.086 Hunde aller Kategorien in Verwendung.⁴⁰

Annäherung des Militärs an die Ausnahmerecheinung ›Gebirgskrieg‹

Trotz aller Spezialisierung während des Weltkrieges ging das Militär nur zögerlich voran bei der Umsetzung der alpinistischen Realitäten und Erfahrungen in der Ausbildung. Mangel an Erfahrung war 1914 noch die Ursache für ein generelles Manko in der sogenannten ›Gebirgskriegs-Literatur‹ gewesen: Die Anforderungen der Winteralpinistik waren im militärischen Bereich nur rudimentär entwickelt und literarisch nicht umgesetzt. Pioniere waren in dieser Beziehung die Österreicher Hermann Czant und Mathias Zdarsky, in Deutschland Wilhelm Paulcke. Besonders Paulcke war seit seiner Militärdienstzeit ab 1893 permanent bemüht, die Militärs für die alpinistischen Probleme, vor allem im Winter, zu sensibilisieren.⁴¹ Die (empirischen) Erkenntnisse und Wandlungen im Gebirgskrieg fanden und finden, wie überall im militärischen Bereich, ihren Widerhall in Ausbildungsvorschriften und Dienstbehelfen. Der Erfahrungsschatz, der filtrierte wurde aus Beobachtungen im Kampf beziehungsweise Manövern im Gelände und auch durch die Analyse kriegsgeschichtlicher Beispiele, floss so wieder in die Ausbildung ein. Neben vielen kleineren Veröffentlichungen, die meist unter Regie der Tiroler Militärkommandos

39 Ein interessanter, aber kritisch zu lesender Aufsatz vom Führer der damaligen Bayerischen Gebirgs-Kanonen-Batterie Nr. 8, Hauptmann Günther Rüdel, in: Rüdel 1921. Weitere Erfahrungen, die mit der Aufstellung der bayerischen Gebirgsartillerie gemacht wurden in: Hebert 1988, 128-130.

40 Vgl. Angetter 1995, 240.

41 Vgl. seine Autobiographie: Paulcke 1936 und den Überblicksaufsatz: Paulcke 1935.

verfasst wurden, ist der Dienstbefehl *Der Gebirgskrieg*, herausgegeben vom k.u.k. Armeeoberkommando, ein zentrales Dokument.⁴²

Erstmals ausgegeben 1917, erneuert 1918, sollte er »[...] keine Vorschrift, keine Instruktion, sondern eine Sammlung von Erfahrungen« sein.⁴³ Er bestand aus acht Bändchen, die von Zivilalpinisten und auch Militärs erarbeitet worden waren. Unter anderem ging die *Anweisung für den Gebirgskrieg* (Op. Nr. 1386) des Alpinen Referenten Walther Schmidkunz in die Abfassung mit ein. Der Kriegsteilnehmer und spätere Autor sowie Verleger Schmidkunz prägte nach dem Krieg lange Zeit maßgeblich die öffentliche Wahrnehmung der Alpen und des Bergsteigens. Das Dienstbuch wurde aber auch kritisiert, wie etwa von dem auf diesem Gebiet sehr aktiven Schriftsteller und Offizier Hermann Czant, der den militärtechnischen Teil – im Gegensatz zum alpinistischen – oberflächlich behandelt sah. Eine Kritik, die für den Entwurf von 1918 nicht gerechtfertigt ist und eventuell aus einer gewissen Trotzreaktion herrührt, da er seine zahlreichen Eingaben zu diesem Thema an das Kriegsministerium nicht genügend umgesetzt sah.⁴⁴

Die Planung aller Kampftätigkeiten ist im Gebirge abhängig von der topographischen Begrenzung und den Einschränkungen durch das Klima. Berge ermöglichen häufig nicht den Gebrauch von ausreichenden Truppenstärken, die an und für sich bei einem initialen Angriff auf den Gegner von Nöten wären. Natürliche Hindernisse und die schwierige Nachbringung von Reserven erleichtern die Defensive. Um die Berggipfel kann eine komplexe Verteidigungsstruktur angelegt werden, gestaffelt in mehreren Schichten auf verschiedenen (Meeres-) Höhen. Während auch in der Ebene hintereinander gestaffelte Verteidigungsanlagen gebaut werden, kommt in den Bergen eben diese zweite Dimension der Ausdehnung nach oben hinzu. Gleichzeitig bietet das Gelände dem Verteidiger ein größeres Überraschungsmoment und ermöglicht ihm, die Dislokation seiner Truppen, deren Einteilung und die zukünftigen Pläne besser geheim zu halten.⁴⁵ All dies lässt, überspitzt, eine Transmutation des Verteidigers hin zum Angreifer erkennen. Der Dienstbefehl weist explizit noch einmal darauf hin, dass für den Kampf im Gebirge »[...] nur allgemeine Anhaltspunkte gegeben werden [...]« können, weil kein Kriegsschauplatz »[...] gleich viele Überraschungen und Möglichkeiten [...]« bietet.⁴⁶

42 Dienstbefehl: *Der Gebirgskrieg*, herausgegeben vom k.u.k. Oberkommando, Wien 1918. Zu den anderen wichtigen Behelfen zählen z. B.: *Der Gebirgskrieg im Winter* (Juli 1915) und *Merkblatt für den Gebirgskrieg im Winter* (Sept. 1915) herausgegeben vom Landesverteidigungskommando Tirol; *Alpine Weisungen* (August 1915) herausgegeben vom Heeresgruppen-Kommando in Tirol; *Anleitung für den militärischen Gebirgsdienst* (Dez. 1916) herausgegeben vom Alpinen Referat des 20. Korpskommandos; *Anleitung für den alpinen Dienst* (März 1917) herausgegeben von der Abteilung V. des Kriegsministeriums; *Provisorische Lawinenschutzbauten* (August 1917) und *Beschreibung der alpinen Ausrüstung* (Nov 1917) herausgegeben vom Alpinen Referat des Militärkommandos Innsbruck.

43 Ebenda.

44 Vgl. Czant 1929, 29f.

45 Vgl. DB GK 1918 H2, 36.

46 DB GK 1918 H2, 6.

Fundamentalen Aussagen widmete sich auch die Ausbildung beim deutschen Alpenkorps. Hier hieß es etwa: »Im Gebirge braucht der Soldat ein leistungsfähiges Herz und gesunde Lungen. Es ist nicht notwendig, in Gebirgstruppen nur Leute aus Gebirgsgegenden einzustellen; geeignet ist jeder körperlich entsprechend leistungsfähige Mann«. Geradezu plakativ und in Verkennung aller Realität wird ergänzt: »Es gibt keine Geländeschwierigkeiten, auch im Hochgebirge nicht, die unüberwindbar wären. Selbst die Witterung (Schneefall, Vereisung, Nebel) schafft keine Unmöglichkeiten«. ⁴⁷ Wie bei allen militärischen Operationen ist auch in den Bergen die Geländeanalyse unerlässlich, das »[...] Studium der Karte genügt nicht«. ⁴⁸ Es muss genau beobachtet werden, wo Deckungsmöglichkeiten oder Tarnmöglichkeiten bestehen, wo es Hindernisse gibt, die man eventuell ausnutzen kann, ob Schlüsselpunkte im Gelände vorhanden sind, die taktische Vorteile versprechen, wo die Wirkungsfelder der Artillerie verlaufen und wo sich mögliche Einbruchschneisen befinden, auf denen sich der Feind nähern könnte. Die Geographie und das Klima beeinflussen entscheidend, in welchem Umfang ein Kommandant seine Taktik ändern beziehungsweise anpassen muss. Häufige Problemfelder sind hier die Konzentration der Angriffs- bzw. Verteidigungskräfte auf engem Raum sowie die schwierige Wahrung der Befehlsstrukturen und Befehlsketten, da die Kommunikation im Gebirge leicht unterbrochen beziehungsweise die rechtzeitige Befehlszustellung nicht gewährleistet werden kann. Daher eröffnet sich der »[...] Selbständigkeit des einzelnen [...]« ein großer Spielraum. ⁴⁹

In den Bergen kann, wie anderswo auch, jene Partei eher einen Überraschungsangriff starten, die das Gelände besser kennt und eine größere Mobilität – beeinflusst durch besseres Training und Ausrüstung – an den Tag legt. Die Ausnutzung der vertikalen Geländekomponente erhöht bei Angriffen die Überraschungseffekte, wenn das Gelände zuvor entsprechend analysiert wurde.

Im Gebirgsgelände gibt es wenige leicht zugängliche Annäherungsmöglichkeiten, und wenn, dann verlaufen sie normalerweise entlang von Senken, Tälern, Bächen oder Kämmen. Diese Eigenart erlaubt es dem Verteidiger, im schwierigen, unzugänglichen Gelände mit Kräften zu sparen und diese an gefährdeten Angriffsstellen zu konzentrieren. Eine typisch offensive Taktik koordiniert etwa den Angriff der Hauptstreitmacht entlang der leichter zugänglichen Annäherungswege mit unterstützenden beziehungsweise flankierenden Aktionen kleinerer Detachements über schwieriges und daher, für den Angegriffenen, unerwartetes Terrain. In der Folge wird beim Erfolg einer der getrennt kämpfenden Abteilungen durch den »[...] Besitz eines wichtigen Teiles der feindlichen Stellung schon der Gesamterfolg angebahnt sein«. ⁵⁰

47 BayKA, AK Bund 57 Akt 2.

48 DB GK 1918 H2, 6.

49 DB GK 1918 H2, 10.

50 DB GK 1918 H2, 29.

Während der Durchführung der Aktion mussten die Gruppenführer in der Lage sein, Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung zu steuern, korrekte Abstände beizubehalten und die Feuerkraft zu kontrollieren. In den Bergen konzentrierten sich Soldaten hauptsächlich auf den Boden unter ihren Füßen und die Oberflächenbeschaffenheit des Terrains. Die Führer mussten jedoch sichergehen, dass ihre Soldaten immer aufmerksam blieben, gegebene Befehle verstanden und Signalen und Aufträgen folgten. Stets musste beachtet werden, dass nur scheinbar geringfügige Verschiebungen selbst von kleinen Formationen wie von Zügen und Kompanien, im Gebirge Stunden in Anspruch nehmen könnten.⁵¹ Es zeigte sich also, dass die Natur der Gebirgskriegsführung im Allgemeinen erforderte, dass Kommandanten die ›Philosophie‹ der Auftragstaktik verfolgten. Auftragstaktik war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert Bestandteil der Gefechtslehre deutscher Streitkräfte. Dies bedeutet, dass der militärische Vorgesetzte ein definiertes Ziel und die dafür geforderten Kräfte sowie einen zeitlichen Rahmen vorgibt. Mit diesen Vorgaben setzen die Unterführer den Auftrag in eigener Weise relativ selbstständig um. Dies sichert eine große Flexibilität in der Auftragsdurchführung und trägt zur Entlastung höherer Führungsebenen bei. Diese Art der Befehlsgebung erfordert natürlich Untergebene, die Entscheidungen im Rahmen des Angriffskonzeptes und in der Absicht des Kommandanten schnell treffen können. Im Dienstbehelf Gebirgskrieg hieß es hierzu:

»Die Schwierigkeit, die oft ganz getrennten Kolonnen zu leiten und nachträglich zu verstärken, erheischt für die einzelnen Kolonnen eine größere Selbständigkeit. Die Unterführer werden im Gebirge häufig in die Lage kommen, selbständige, wichtige Entschlüsse zu fassen, welche großes Verständnis für die Gesamthandlung erfordern. Den Unterkommandanten (Kolonnenkommandanten) sind daher bei ihrer Entsendung Befehle zu geben, die sie befähigen, dauernd entsprechend den Absichten des Befehlshabers, der sie entsendet hat, zu handeln. An keiner Stelle kommen so, wie im Gebirge, der Wert des Einzelnen, Selbsttätigkeit und persönlicher Einfluss der Unterführer zur Geltung.«⁵²

Selbst wenn sich die Situation ändert, der Kontakt zum Vorgesetzten nicht hergestellt werden kann und sofortiges Handeln unumgänglich ist, müssen sie fähig sein, die wesentlichen taktischen Ziele des ursprünglichen Auftrages eigenständig weiter zu verfolgen.

Diese organisatorische Frage der Auftragsformulierung und Kompetenzverteilung hat ihre Gültigkeit natürlich nicht nur im Falle von Angriffsunternehmungen, sondern auch bei der Verteidigung. In den Bergen hängt die Stärke der Verteidigung,

51 Vgl. BayKA, AK Bund 57 Akt 2.

52 DB GK 1918 H2, 14f.

wesentlich mehr als in tieferen Lagen, von der richtigen Auswahl und dem nachhaltigen Gebrauch der Schlüsselpositionen ab. Diese neuralgischen Punkte liefern dem Verteidiger genau das, wonach der Angreifer strebt: ausgezeichnete Beobachtungs- und Kampfstellungen. Die Inbesitznahme solcher Punkte war sehr ausgeprägt im ersten Kriegsjahr 1915. Vor allem das Gebiet um Sexten mit dem Drei Zinnen Plateau steht exemplarisch für dieses Ansinnen.⁵³

Eine typische Eigenheit des Gebirgskrieges sind die extremen Auswirkungen des Geländes auf Bewegungen, Märsche und Transport. Obgleich viele der allgemeinen Anforderungen für Märsche in den Bergen dieselben sind wie im Manöver beziehungsweise wie im Flachland, wird im Wesentlichen der Ablauf komplizierter. Schwer zugängliches Gelände beschränkt die Zahl der Wege und die Marschgeschwindigkeit. Stets ist Vorsicht geboten beim Überqueren des schwierigen Terrains. Nachtmärsche, die beim Einrücken in die vordersten Stellungen unumgebar sind, werden im Hochgebirge zu gefährlichen Unternehmungen. Bei Fußmärschen ist in den Bergen nicht die reine Strecke entscheidend, sondern die Zeit. In gut gangbarem Terrain kann man für 400 Höhenmeter etwa eine Stunde Zeitbedarf annehmen, wenn man von einem durchschnittlich trainierten Soldaten mit mittlerem Sturmgepäck und Kampfausrüstung inklusive Waffe ausgeht.⁵⁴ Der 21-jährige Freiwillige Schütze Karl Mayrhofer gibt in seinem Brief an die Eltern Zeugnis von dem beschwerlichen Leben in einer Hochgebirgsstellung am Schrötterhorn (3.386 Meter) im Ortler-Abschnitt nahe Sulden und zeigt damit auch die Imponderabilien, die strenge Zeitvorgaben der Befehlshaber zunichtemachen können:

»Schon früh am Morgen hatte ein starkes Unwetter unsere Hütte eingeschneit, und um hinaus zu kommen, mussten wir fest schaufeln. Nachdem wir, genauso wie die vom nächsten Stützpunkt, Proviant und Brennholz brauchten, rückte ich mit zwei Mann aus. Bis zum Gürtel im Schnee watend, kamen wir, auf die ständig wechselnden Wächten und verschneiten Gletscherspalten achtend, zum Fassungsdepot. Unser Gesicht war einer Eismaske gleich, als wir am Kompaniestand anlangten. Wir machten eine lange Rast, [...]. Nachdem wir uns mit Signalraketen versorgt hatten, gingen auch wir los, die Spuren der Vorausgegangenen suchend; umsonst hofften wir auf Wetterbesserung. Armdick fast war der Telephondraht mit Eis bedeckt und die alten Spuren waren nicht mehr zu finden. Mühselig bahnten wir uns den Weg, denn am Suldnerkogel blies ein Sturm so stark, dass wir zu ersticken drohten und wiederholt, im Schnee liegend, verschnauften mussten. [...] Jeder trug schwer. Ich schleppte drei Holzscheite. [...] Stets rutschten kleine, aber

53 Hierzu kann ein Artikel des späteren Generals der Gebirgsjäger Valentin Feuerstein herangezogen werden, der diese Region speziell auf die historisch belegbaren Erfahrungen und Schlüsse untersuchte: Feuerstein 1925.

54 Vgl. z. B. Rabensteiner 1961, 83.

schwere Schneelawinen auf uns herunter. Wir legten alles ab [...] und dann langten wir, bis zum Zusammenbruch matt, in der Hütte an. Dort wurden wir von unseren Kameraden ausgezogen, denn wie Blech so starr waren unsere Kleidungen. [...] Lange noch hielt dieser Sturm an und erst drei Tage später konnten wir wieder aus der Hütte heraus«. ⁵⁵

Diese ›Verlangsamung‹ des gesamten Ablaufs musste von den Kommandeuren einkalkuliert werden, sowohl für die Versorgung vor Ort als auch für das ›in Stellung bringen‹ der Truppen. Auf schmalen Fußsteigen oder ganz ohne Weg war die einzige mögliche Formation für den Marsch die Reihenkolonne, also Soldat hinter Soldat, im ›Gänsemarsch‹. Die Zeitdifferenz vom Anfang bis zum Ende so einer Bataillons-Kolonne konnte leicht zwei Stunden betragen. Daher wurde meist versucht, die Marschkolonne aufzuteilen. Wenn man parallel verlaufende Täler oder Berghänge zur Verfügung hatte, so war dies ein praktikables Unterfangen, das allerdings hohe Anforderungen an die Unterführer stellte, weil die Verbindung oft schwer zu halten war. Ein Umstand, an den man im Zeitalter mobiler, drahtloser Kommunikationsmittel kaum mehr denkt. Die Ausbilder des Alpenkorps schrieben dazu noch:

»Bei der Zeitdauer, die schriftliche Meldungen im Gebirge brauchen, gewinnen alle Nachrichtenmittel an Bedeutung. Blinkverbindung von Höhenpunkt zu Höhenpunkt ist an sich die leichtest einzurichtende Verbindung. Jahreszeit und Witterung schalten dieses Nachrichtenmittel tages-, oft wochenlang mehr oder weniger vollständig aus; damit wird der Wert der Blinklampe erheblich eingeschränkt«. ⁵⁶

Die relativ hohe Motorisierungsrate in den alpinen Verbänden brachte eigene Probleme mit sich. Das Fahren in den Bergen war extrem schwierig. Nicht so sehr die Steigung, als vielmehr die schlechten Wegeverhältnisse, ganz besonders die schmalen Wege, die scharfen Kehren und die nicht selten sumpftartige Bodenbeschaffenheit bereiteten beim Einsatz des Kraftfahrzeugs im Gebirgskrieg Schwierigkeiten. Um am Ziel anzukommen und nicht abzustürzen, mussten die Fahrer die Grenzen ihrer Ausrüstung kennen. Besondere Brisanz erhält dieser Punkt, wenn man bedenkt, dass die Lastwagen teilweise mit Eisenreifen ausgerüstet waren. Oft fehlte die Zeit, die Fahrer in einem Training und mit praktischen Übungen im Gebirgsgelände schrittweise an das komplizierte Gelände und die Wetterbedingungen zu gewöhnen.

55 Golowitsch 1985, 419ff.

56 BayKA, AK Bund 57 Akt 2.

Der k.u.k. Dienstbehelf thematisierte abschließend auch den Rückzug:

»Ein *allgemeiner* Rückzug im Gebirge infolge *lokaler* Einwirkung des angreifenden Gegners ist meist nicht notwendig. Er beweist ein Versagen der Führung oder Minderwertigkeit der Truppe. [...] Jeder Führer muss sich darüber klar sein, dass ein nicht von langer Hand vorbereiteter Rückzug im Gebirge unter dem unmittelbaren Druck des Feindes zu einer vernichtenden Niederlage führen muss.«⁵⁷

Wahrscheinlich standen die Autoren dieser Zeilen noch unter dem Eindruck der österreichisch-ungarisch-deutschen Siege in der 12. Isonzoschlacht und hatten noch die Erstürmung des Monte Matajur, des Kolovrat Rückens oder des Monte Stol und den Zusammenbruch der italienischen Verteidigung vor Augen. Diese letzte Isonzoschlacht war eine der erfolgreichsten Operationen auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz. Bis Ende August 1917 hatte das italienische *Commando Supremo* in elf Offensiven versucht, die Front am Isonzo zu durchbrechen. Gelungen war jedoch nur ein Geländegewinn von zwölf Kilometern, der mit insgesamt 300.000 Toten und 700.000 Verwundeten erkaufte wurde. In dieser Situation versuchte nun die k.u.k. Armee einem weiteren Angriff zuvorzukommen und die ›Karsthölle am Isonzo‹ zu verlassen. Von den Becken bei Flitsch und Tolmein sollte in zwei kräftig vorgetragenen Talstößen möglichst bis zum Tagliamento vorgedrungen werden. Nach nur sechs Tagen hatten sie diesen erreicht und weitere zehn Tage später, am 10. November, standen die österreichisch-ungarischen Truppen an der Piave, ein Vormarsch von etwa 150 Kilometern. Hier lief sich der Angriff fest, da die italienischen Soldaten von frischen, alliierten Einsatztruppen (sechs französischen und sechs britischen Divisionen) verstärkt wurden.

Das Ende auf dem Gebirgskriegsschauplatz

Eine letzte österreichisch-ungarische Offensive fand im Juni 1918 statt. Aufgrund der unterschiedlichen Vorstellungen der beteiligten Heeresgruppenkommandanten kam es zu keiner echten Schwerpunktbildung und zu einer Verzettelung der wenigen Reserven. Ein Ablenkungsangriff vom Tonalepass bis an die Schweizer Grenze (Deckname ›Lawine‹) begann am 13. Juni, scheiterte aber an der heftigen italienischen Abwehr. Das schwer gangbare Grappa-Massiv sowie der Hochwasser führende Piave machten ein Vorankommen fast unmöglich. Mit der Räumung der letzten Brückenköpfe südwestlich des Piave bis zum 6. Juli galt die Offensive als gescheitert. Der Zerfall der Armee und des Reiches bahnte sich an.

57 DB GK 1918 H2, 46 (Hervorhebung im Original).

Nach der gescheiterten österreichischen Junioffensive eröffnete Italien Ende Oktober im Gebiet des Monte Grappa den Gegenstoß. In einer umfassenden Offensivbewegung wurde ab 1. November das Trentino in die letzte große Schlacht mit einbezogen. Schon am 30. Oktober hatte Österreich um einen Waffenstillstand ersucht, der von Italien für den 4. November ab 15 Uhr gewährt wurde. Das Armeeoberkommando (AOK) teilte hingegen allen österreichisch-ungarischen Truppen mit, dass in der Nacht vom 3. auf den 4. November ab Mitternacht alle Waffen niederzulegen seien. So kam es dazu, dass die schnell vorrückende italienische Armee am 4. November über 350.000 Angehörige der k.u.k. Armee ohne Gegenwehr gefangen nehmen konnte. In den Darstellungen über den Waffenstillstand wird meist von einem Rätsel und vom Verrat Italiens berichtet. In Wahrheit waren die Einzelheiten und Durchführungsbestimmungen für den Waffenstillstand exakt und völlig klar definiert. Das Verschulden lag eindeutig beim österreichischen AOK, das den Termin falsch ausgelegt hatte und der Armeewitz ›AOK heißt Alles-ohne-Kopf‹ scheint seine Berechtigung gehabt zu haben.

Der Bergkrieg war beendet. Es war ein grausames Sterben gewesen und der Tod im Gebirge hatte besonders viele Facetten. Beide Seiten hatten unter extremsten, unwirtlichen Bedingungen schier Unglaubliches auszuhalten vermocht.⁵⁸ Mit dem Waffenstillstand, der in der Villa Giusti bei Padua geschlossen wurde, war der ›Tod des Doppeladlers‹ besiegelt. Die Waffenruhe galt nicht nur für die Südwestfront, sondern für alle österreichisch-ungarischen Truppen. Italien hatte sein Ziel erreicht und besetzte noch vor dem Zuspruch durch die Friedensverträge die von ihm beanspruchten Gebiete. Währenddessen zog ein Strom von Kriegsheimkehrern in die Heimat zurück, die doch so anders war als bei ihrem Auszug. Hunger und Revolution prägten das Bild in den Städten. In den ländlichen Gebieten und hier vor allem in Tirol fand man sich schneller wieder in das Alltagsleben ein. Die Männer nahmen ihre oft landwirtschaftlichen Berufe wieder auf, bestellten die Felder und hatten ihr Auskommen. Aber auch hier hatte der Krieg die Landschaft verändert und Weichen für die weitere Erschließung der Berge gestellt. Die Gletscher waren erstmals erforscht worden und langsam entwickelte sich daraus eine neue Wissenschaft. Unzählige neue Wege und Kriegsstraßen waren gebaut worden und Seilbahnen machten die entlegensten Regionen zugänglich. Später entwickelten sich daraus die bekannten Wintersportzentren. Selten wird heute noch an dieses blutige Kapitel der ›Entzauberung der Berge‹ gedacht.

58 Einen guten Einblick gibt Brandauer 2007; vgl. auch die Zeugnisse von Vincenzo d'Aquila und Paolo Monelli, in: Englund 2011.



Abb. 1 Stellungen am Monte Piano in den Dolomiten (2324 m Seehöhe, Südtirol); Aufnahme des Autors 2006.



Abb. 2 Stellungen am Monte Piano in den Dolomiten, im Hintergrund die Hohe Gaisl (ital. Croda Rossa d'Ampezzo); Aufnahme des Autors 2006.



Abb. 3 Österr. Sperrwerk Plätzwiese mit Monte Cristallo (3221 m Seehöhe) im Hintergrund; Aufnahme des Autors 2006.

Quellenverzeichnis

- BayKA, AK Bund 57 Akt 2 = Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abteilung Kriegsarchiv, Alpenkorps (=AK) Bund 57 Akt 2: ›Anhaltspunkte für Ausbildung im Gebirgskriege‹ herausgegeben vom Kommando des Alpenkorps, Ia Nr. 371 op. vom 09.03.1918.
- DB GK 1918 H2 = Dienstbehelf: Der Gebirgskrieg, herausgegeben vom k.u.k. Oberkommando, Heft 2: Taktik, Wien 1918.

Literaturverzeichnis

- Afflerbach 2002 = Afflerbach, Holger: Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 92), Wien-Köln-Weimar 2002.
- Afflerbach 2006 = Afflerbach, Holger: Vom Bündnispartner zum Kriegsgegner. Ursachen und Folgen des italienischen Kriegseintritts im Mai 1915, in: Kuprian, Hermann/Überegger, Oswald (Hg.): Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung/La Grande Guerra nell'arco alpino. Esperienze e memoria, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 23, Innsbruck 2006, 15-32.

- Angetter 1995 = Angetter, Daniela: Dem Tod geweiht und doch gerettet. Die Sanitätsversorgung am Isonzo und in den Dolomiten 1915-1918, Frankfurt/Main-Berlin-Bern 1995.
- Angetter 2009 = Angetter, Daniela: Geologische Aspekte in der Kriegführung des Ersten Weltkriegs, in: Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt 149 (Festschrift Tillfried Cernajsek), Wien 2009, 291-300.
- Artl, Gerhard: Die ›Strafexpedition‹ Österreich-Ungarns. Südtiroloffensive 1916, Brixen 2015.
- Bätzing 2003 = Bätzing, Werner: Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft, München 2003.
- Barry 1989 = Barry, Gregory: Mountain and Arctic warfare. From Alexander to Afghanistan, Wellingborough 1989.
- Bartoli/Fornaro/Rotasso 2003 = Bartoli, Mario/Fornaro, Mario/ Rotasso, Gianrodolfo: La città di ghiaccio. Guida ai musei e agli itinerari della grande guerra in Marmolada, Trento 2003.
- Benkel 1991 = Benkel, Manfred: Gebirgspioniere. Die Geschichte einer Spezialtruppe 1915-1990, Osnabrück 1991.
- Bertinaria 1993 = Bertinaria, Pierluigi: Guerre et montagne dans l'Antiquité, in: Roulet, Louis-Eduard/Derck, Engelberts (Hg.): La guerre et la montagne (XVII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte, Band 1), Bern 1993, 41-56.
- Bosworth 1983 = Bosworth, Richard: Italy and the Approach of the First World War, London-Basingstoke 1983.
- Brandauer 2007 = Brandauer, Isabelle: Menschenmaterial Soldat. Alltagsleben an der Dolomitenfront im Ersten Weltkrieg 1915-1917, Innsbruck 2007.
- Broucek 1980 = Broucek, Peter: Aus den Erinnerungen eines Kundschaftsoffiziers in Tirol 1914-1918, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 33 (1980), 263-276.
- Cadorna 1924 = Cadorna, Luigi: Mémoires du Général Cadorna. La Guerre sur le front italien jusqu'à l'arrêt sur la ligne de la Piave et du Grappa: 24 mai 1915 – 9 novembre 1917 (Französische Übersetzung, Bd. 1), Limoges 1924.
- Caesar 1962 = G. Julius Caesar: Der Gallische Krieg. Herausgegeben von Georg Dorminger (Buch VII/ 22) München 1962.
- Czant 1929 = Czant, Hermann: Alpinismus, Massenwintersport und Weltkrieg, München 1929.
- Englund 2011 = Englund, Peter: Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs, erzählt in neunzehn Schicksalen, Berlin 2011.
- Feuerstein 1925 = Feuerstein, Valentin: Dolomitenkämpfe. Ein Beitrag zur Darstellung der Verteidigung Tirols im Weltkriege, in: Militärwissenschaftliche und technische Mitteilungen 56, Wien 1925, Heft 7/8, 368-376 und Heft 9/10, 487-516.
- Filippi 1918 = Filippi, Filippo de: The Geography of the Italian Front, in: The Geographical Journal 51/2/Feb. (1918), 65-75.

- Gasser 2004 = Patrick, Gasser: Das Gebirge als neues Kampfterrain im 19. Jahrhundert. Österreichische Gebirgskriegstheorien vor 1915, in: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 12/Dez. (2004), 7-15.
- Golowitsch 1985 = Golowitsch, Helmut: ›Und kommt der Feind ins Land herein...‹. Schützen verteidigen Tirol und Kärnten 1915-1918 (Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Südtirols 6), Nürnberg 1985.
- Günther 1998 = Günther, Dagmar: Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870-1930), Frankfurt/Main-New York 1998.
- Handl 1957 = Handl, Leo: Südtirols Verteidigung im Gletschereis 1915-1918, in: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 31 (1957), 354-357.
- Hebert 1988 = Hebert, Günther: Das Alpenkorps. Aufbau, Organisation und Einsatz einer Gebirgstruppe im Ersten Weltkrieg, Boppard 1988.
- Hess 2003 = Hess, Michael: Die Schlacht am Morgarten 1315. Ursachen und Folgen der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Schwyz und Habsburg Anfang des 14. Jahrhunderts (Militärgeschichte zum Anfassen 15), Zürich 2003.
- Hillgruber 1968 = Hillgruber, Andreas: Die Erwägungen der Generalstäbe für den Fall eines Kriegseintritts Italiens 1914/15, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 48 (1968), 346-364.
- Hürter 2007 = Hürter, Johannes/Rusconi, Gian Enrico (Hg.): Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 (Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte), München 2007.
- Jordan 2008 = Jordan, Alexander: Krieg um die Alpen. Der Erste Weltkrieg im Alpenraum und der bayerische Grenzschutz in Tirol, Berlin 2008.
- Jordan 2017 = Jordan, Alexander: Die Maioffensive 1916 in Südtirol – ›Strafexpedition‹ oder Materialschlacht unter erschwerten Bedingungen?, in: Stachelbeck, Christian (Hg.): Materialschlachten 1916. Ereignis, Bedeutung, Erinnerung (Zeitalter der Weltkriege, Bd. 17), Paderborn 2017, 141-164.
- Jordan/Mönch 2014 = Jordan, Alexander/Mönch, Winfried: ›Malerische‹ Kriegsbilder vom Hartmannsweilerkopf. Der Erste Weltkrieg in den Vogesen und am Oberrhein 1914/15 (Begleitband zur Sonderausstellung vom 29.11.2014 bis 26.04.2015 im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt), Rastatt 2014.
- Keller 2009 = Keller, Tait: The Mountains Roar. The Alps during the Great War, in: Environmental History 14/April (2009), 253-274.
- Kolnberger 2010 = Kolnberger, Thomas: Der Aktionsraum eines ›Partisanen der Tradition‹. Spanische Guerilla und Tiroler Freiheitskampf in napoleonischer Zeit, in: Kolnberger, Thomas/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der europäischen Neuzeit, Wien 2010, 166-189.
- Komjáthy 1966 = Komjáthy, Miklós (Hg.): Protokolle des Gemeinsamen Ministerrates der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1914-1918), Budapest 1966.
- Kronenbitter 2015 = Kronenbitter, Günther: Die k.u.k. Armee an der Südwestfront, in: Labanca, Nicola/Überegger, Oswald (Hg.): Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914-1918), Wien-Köln-Weimar 2015, 105-127.

- Kuhn 1870 = Kuhn, Franz von: Der Gebirgskrieg, Wien 1870.
- Langes 1933 = Langes, Gunther: Front in Fels und Eis. Der Weltkrieg im Hochgebirge, München 1933.
- Lempruch 1925 = Lempruch, Moritz von: Der König der deutschen Alpen und seine Helden, Stuttgart 1925.
- Lichem 2001 = Lichem, Heinz von: Gebirgskrieg 1915-1918 (hier Bd. 1: Ortler, Adamello, Gardasee), Bozen 2001.
- Mailänder 2006 = Mailänder, Nicholas: Im Zeichen des Edelweiß. Die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt, Zürich 2006.
- Mang 2012 = Mang, Reinhard, Der Alpenraum aus geografischer Sicht, in: Krüger, Dieter/Schneider, Felix (Hg.): Die Alpen im Kalten Krieg. Historischer Raum, Strategie und Sicherheitspolitik, München 2012, 13-23.
- Müller 2014 = Müller, Thomas/Schulz, Gerd M.: Die deutschen Gebirgstruppen. Geschichte, Ausrüstung, vom Alpenkorps bis Afghanistan, Königswinter 2014.
- Ö.U.L.K. (II) 1931 = Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918. Herausgegeben vom Österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv unter der Leitung von Edmund Glaise-Horstenau (Bd. 2), Wien 1931.
- Ortner/Hinterstoisser/Schmidl 2006 = Ortner, M. Christian/Hinterstoisser, Hermann/Schmidl, Erwin: Die k.k. Landwehr-Gebirgstruppen. Geschichte, Uniformierung und Ausrüstung der österreichischen Gebirgstruppen von 1906 bis 1918, Wien 2006.
- Paulcke 1935 = Paulcke, Wilhelm: Die Entwicklung des Skilaufs im deutschen Heere (Sonderdruck aus dem Werk ›Ski Heil‹), Freiburg i. B. um 1935.
- Paulcke 1936 = Paulcke, Wilhelm: Berge als Schicksal, München 1936.
- Rabensteiner 1961 = Rabensteiner, Wolf: Der Soldat im Gebirge. Grundlagen des Gebirgskampfes, Salzburg-Stuttgart 1961.
- Rauchensteiner 2013 = Rauchensteiner, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914-1918, Wien-Köln-Weimar 2013.
- Reichl-Ham 2012 = Reichl-Ham, Claudia: Kriege im Alpenraum. Ein militärhistorischer Rückblick, in: Krüger, Dieter/Schneider, Felix (Hg.): Die Alpen im Kalten Krieg. Historischer Raum, Strategie und Sicherheitspolitik, München 2012, 25-85.
- Rüdel 1921 = Rüdel, Günther: Deutsche Gebirgsartillerie, in: Dickhuth-Harrach, Gustav: Im Felde unbesiegt. Der Weltkrieg in Einzeldarstellungen (Bd. 2), München 1921, 129-140.
- Santiago y Rubio 1858 = Santiago y Rubio, Pasqual: Abhandlung über den Gebirgskrieg. Durch kriegsgeschichtliche Beispiele vermehrt von H. Leemann, Zürich 1858.
- Schaumann 1967 = Schaumann, Walther: Alpinismus und Armee. Kurze Übersicht der historischen Entwicklung des zivilen und militärischen Bergsteigens bis 1914, in: Österreichische Militärische Zeitung 7 (1967), 323-329.
- Schaumann 1986 = Schaumann, Walter: Die Gebirgstruppen des Königreichs Italiens – Alpine Sonderformationen in Österreich Ungarn, in: Vonbank, Elmar (Hg.): Alpenfront (Ausstellungskatalog des Vorarlberger Landesmuseums 134), Bregenz 1986, 73-77.

Schaumann/Schubert o.J. = Schaumann, Walther/ Schubert, Peter: Süd-West-Front.

Österreich-Ungarn und Italien 1914-1918, Klosterneuburg-Wien o.J.

Schwarte 1920 = Schwarte, Max (Hg.): Die Technik im Weltkriege, Berlin 1920.

Thompson 2008 = Thompson, Mark: The White War. Life and Death on the Italian Front 1915-1919, London 2008.

Voigt 2014 = Voigt, Immanuel: Das Alpenkorps an der Dolomiten-Front 1915. Mythos und Realität, Bozen 2014.

Xylander 1862 = Xylander, Josef von: Lehrbuch der Taktik. Teil 2: Taktische Verbindungslehre, (sowie Teil 3: Terrain-Lehre), München 1862.

Heeresfeldbahnen

Die ›Kapillaren‹ des militärischen Nachschubs

YVAN STAUS

Den Ersten Weltkrieg charakterisieren Materialschlachten: Wie kein anderer zuvor wurde dieser Krieg von der Logistik als systematische Bereitstellung und Transport von Mensch und Material geprägt. Eisenbahnen wurden zum Rückgrat dieser Nachschubsysteme. Dieser Beitrag hat sich zur Aufgabe gestellt, die Bedeutung der schmalspurigen Feldbahnsysteme als oftmals unterschätzter Teil des Militärbahnwesens gegenüber den großen und überregionalen Breitspurlinien hervorzuheben, also die fein und feinst verästelten ›Kapillaren‹ gegenüber den ›Arterien‹ sozusagen. Es sind diese Schmalspurlinien, die als frontnächste Transportwege Mensch und Material auch tatsächlich bis in die unmittelbaren Kampfzonen befördern. Dazu steht ihre technisch-organisatorische Bedeutung für den unmittelbaren Kampfeinsatz im Zentrum der Darstellung.

Schon der Begriff der Heeresfeldbahnen ist nicht eindeutig: Im militärischen Sprachgebrauch umreißt er einerseits alle Eisenbahnen (Rollmaterial und Strecken), die militärisch genutzt werden, andererseits bezeichnet er speziell die schmalspurigen, sehr leichten Eisenbahnen mit einer Spurweite unter 1.000 Millimeter.¹ Letztere kommen aus der Industrie, wo sie – oft als Decauville- oder Industriebahnen bezeichnet – in Bergwerken und großen Industrieanlagen als vorwiegend kurze (wie oftmals temporäre) Strecken angelegt wurden. Die gängigste Spurweite der militärischen Feldbahnen beträgt 600 Millimeter. Feldbahnsysteme verfügen – ganz der flexiblen Nutzung für wechselnde wirtschaftlich-technische Notwendigkeiten entsprechend – über einen schnell anlegbaren Unterbau (Bahndamm) und dementsprechend leichten Oberbau (Gleise), was eine nur begrenzte Achsenlast – und damit kleinere Transportkapazitäten – zulässt. Als allgemeines Charakteristikum steht bei den Feldbahnen im engeren Sinne hohe topographische Anpassungsfähigkeit einer geringeren Tonnageleistung gegenüber.

¹ Als Normalspurweite in West- und Mitteleuropa gilt ein Zwischengleisabstand von 1.432 mm. Kleinbahnen haben zumeist ein ›Meterspurmaß‹. Im südlichen Afrika wird die sogenannte ›Kapspur‹ von 1.067 mm verwendet. Die russische Breitspur beträgt 1.520 mm. Ist in Folge von Feldbahnabteilungen oder -truppen die Rede, handelt es sich um spezialisierte Verkehrstruppen, die für den Bau und Betrieb von Militäreisenbahnen mit ihren jeweiligen Spurbreiten zuständig waren.

Eine fehlende bzw. uneinheitliche Dokumentation der Feldbahnen lässt nicht immer eine systematische Gegenüberstellung der verschiedenen nationalen Systeme zu. Trotzdem kann ein »logistischer Lernprozess«, insbesondere im Stellungskrieg im Westen, nachgezeichnet werden, bei dem die Feldbahnen eine wichtige Rolle einnehmen. Erste Versuchs- und Optimierungsprozesse setzten schon vor 1914 ein und gehen mit der Entwicklungsgeschichte und Verbreitung der Eisenbahn einher.

Anfänge: die ersten Feldbahnen

Als erste Feldbahn des industriellen Zeitalters wird zumeist die Bahn von Festiniog in Wales, mit einer Spur von zwei Englischen Fuß, das sind 61 Zentimeter, genannt. Diese Bahn bedient ab 1832 Schieferminen und funktioniert ab 1864 als erste Industriebahn mit Dampftrieb. Sie wird von Fachleuten als ein Modell für den leichten Schienentransport mit hoher Zuverlässigkeit bei mittlerer Geschwindigkeit und sparsamem Betrieb bezeichnet.²

Auf dem europäischen Festland liegt der Ursprung der zivilen Feldbahnindustrie im Agrarsektor: Der Transportbedarf des Familienunternehmens Decauville, deren landwirtschaftlicher Großbetrieb 700 Hektar Land umfasste, stand hier Pate.³ Die Innovation von tragbaren Feldbahnen durch den französischen Ingenieur Paul Decauville geht auf eine jahrelange Entwicklungsarbeit im Umfeld dieses Familienunternehmens zurück und wird auf 1875 datiert.⁴ Decauville entwarf ein komplettes Feldbahnsystem mit modularen Schienenelementen und leichten Wagen mit unterschiedlichen Spurweiten.⁵ Zuerst vor Zugtiere gespannt, werden in Folge passende Dampflokomotiven für den Antrieb konstruiert.

Im Deutschen Reich werden ebenfalls schmalspurige Feldbahnen entwickelt. Gleise und Loren werden ab etwa 1865 hergestellt.⁶ Das als integriertes Transportsystem neuartige *Système Decauville* wird schließlich von den Deutschen Benno Orenstein und Bruno Koppel kopiert. Die breitgefächerten Einsatzmöglichkeiten der vorgefertigten Gleisrahmen und der kostengünstige Einsatz geben dieser zivilen Feldbahntechnik einen ökonomisch-technischen Vorteil gegenüber anderen Systemen. Die zivilen Feldbahnen kommen in etlichen Wirtschaftszweigen, wie der Landwirtschaft, der Torf-, Baustoff-, Bergbau-, Stahl-, Chemie- und Holzwirtschaft, dem Straßen-, Hoch- und Tiefbau und als Treidel- und Waldbahnen zum Einsatz.⁷ Eine frühe, in mehreren Ländern gleichzeitig einsetzende Evaluation militärischer

2 Bailly 1999, 18; Wahl/Metz 2002, 21.

3 Wahl/Metz 2002, 14.

4 Bailly 1999, 15.

5 Goloubinoff 2011, 4.

6 Fach 2012, 13.

7 Fach 2002, 3; Fach 2012, 62 u. 73.

Nutzung der Feldbahntechnik ist Folge dieses augenscheinlichen Erfolgs. Den Nutzen der Normalspurbahnen als, in erster Linie, schnellen Truppentransporter haben die Armeeleitungen sehr bald erkannt.

Die Notwendigkeit militärischer Nachschublinien

Lebensmittel und Viehfutter stellen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts den weitaus größten Teil des Transportbedarfs einer Armee. Während eines Feldzugs versorgt sich ein Heer »aus dem Land«, d. h. durch Requirierung und Plünderung vor Ort (»Fouragieren«), da bis weit ins 19. Jahrhundert sowohl die logistische Infrastruktur als auch das Konzept einer Selbstversorgung über Stützpunkte weitestgehend fehlten.⁸ Im aufkommenden Zeitalter der Masseheere erfordern der Anstieg des Munitionsverbrauchs und der Waffen- und Materialverschleiß den systematischen Aufbau einer durchgehenden Nachschublinie und eines »rückwärtigen Dienstes«, der die Versorgung der Streitkräfte mit Verpflegung, Waffen und Munition, wie auch die Versorgung von verwundeten Soldaten sicherstellt. Ein wesentlicher Impetus ist die rasante Entwicklung der Waffensysteme während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Technisch fortschrittliche Kanonen erweitern progressiv ihre Schussweite. Trotz gesteigerter Zielgenauigkeit muss die Reichweitesteigerung durch höhere Schussfrequenz – und damit höheren Munitionsbedarf – kompensiert werden, weil erst systematisch auf das Ziel eingeschossen werden musste (»Einschießen«).⁹ Ähnliches gilt für die Infanteriebewaffnung.

Die Einführung von Schießwollgranaten Mitte der 1880er Jahre bedingte auch die Veränderung des Festungsbaus, die zu einer Neupositionierung der Artillerie in den Forts oder in Batterien in den erweiterten Festungsperimetern führt.¹⁰ Diese erfordern einen geregelten Nachschub an Material und Munition, eine Aufgabe, die militärischen Feldbahnen zugeordnet wurde. Es entstehen dabei innerhalb eines Festungsgürtels Schienennetze von bis zu 150 Kilometern Länge.¹¹

Zwar hat die Versorgungsfrage auf die strategische Bewegungsfreiheit regulärer Armeen seit jeher einen entscheidenden Einfluss, doch mussten die Heeresleitungen fortan die Eisenbahnen als Nachschublinien in die Friedensplanung ihrer Militärstrategie mit einbeziehen. Feldbahnsysteme sind ein Teil dieser Planung: Systematisch erproben europäische Armeeführungen vor der Einführung eines Feldbahnsystems dessen mögliche Nutzungsmöglichkeiten und Belastungswerte. Großbritannien testet 1874 den taktischen Wert leichter Eisenbahnen, beschließt aber keine Beschaffung.¹²

8 Van Creveld 2000, 62.

9 Macksey 1989, 41. Gleiches gilt für Handwaffen.

10 Gaber 2003, 266; Wahl/Metz 2002, 18.

11 Wahl/Metz 2002, 51f.

12 Taylorson 2007-2008, Bd. 1, 5.

Die französische Armee setzt schon früh das Material der Firma Decauville in Tunesien ein. Sie zeigt sich mit der Leistung der Pferdebahn zwar unzufrieden,¹³ schafft aber ab Sommer 1882 Feldbahnen für den Festungsgürtel des Mutterlandes an.¹⁴ Die 600 mm-Bahnen bleiben umstritten, obwohl diese Spurbreite von Colonel Péchot als Baukastenprinzip (*Système Péchot*) weiterentwickelt wird. Dieser setzt sich 1888 das Ziel, Material und Nachschub für Belagerung und Feldzug an einen gegebenen Punkt und zu einer gegebenen Zeit über den Aktionsradius der Vollbahnen hinaus befördern zu können und die Engpässe des Straßentransports zu überwinden.¹⁵ Das Feldbahnsystem von Péchot setzt sich folgende Kriterien zum Ziel: Schnelligkeit der Trassierung und des Gleisvorbaus, Betrieb mit einer begrenzten Anzahl von Personen, große Flexibilität im Einsatz, die Möglichkeit Ladungen von bis zu 48 Tonnen zu befördern, ohne diese zerlegen zu müssen, und sich dabei auf einen maximalen Achsdruck von 3,5 Tonnen zu beschränken.¹⁶

Wesentliche Eigenschaften industrieller Militärtechnik sind das Präfabrikat und die Standardisierung. Dies gilt zum Beispiel für Péchots Unterwagen mit zwei Achsen und sehr tiefem Schwerpunkt. Zwei aneinandergekoppelte Unterwagen haben eine Transportlast von 10 Tonnen. Die Aufbauten, wie Plattform, Kran, Zisterne usw., können sehr unterschiedlichen Zwecken dienen.¹⁷ Eine hohe Flexibilität und Stabilität bieten auch die vorgefabrizierten Gleiselemente: genormte Gleisjoche unterschiedlicher Länge und von variablem Radius mit stählernen Schwellen in umgedrehter Kastenform.¹⁸ Eine ähnliche militärische Anpassung der Feldbahnen wird von allen interessierten europäischen Armeen unternommen.

Das deutsche Militär testet bereits 1876 Schmalspurwagen mit Pferdehorspann und entscheidet sich schließlich für den militärischen Einsatz der 600 mm-Spur.¹⁹ Österreich-Ungarn und Russland erproben ebenfalls in den 1880er Jahren Feldbahnen und beschaffen Material in 700 Millimeter bzw. 750 Millimeter Spurweite.²⁰

Innerhalb nur eines Jahrzehnts findet das neue System fast überall in Europa eine militärische Anwendung, wenn auch die Beschaffung von Gleisen und Rollmaterial eher langsam vonstattengeht.

13 Deroux 1996, 159; Meignier 2007, 337.

14 Meignier 2007, 35.

15 Goloubinoff 2011, 6.

16 Wahl/Metz 2002, 26.

17 Goloubinoff 2011, 6.

18 Bailly 1999, 23.

19 Wahl/Metz 2002, 18; Knipping 2004, 13.

20 Stanfel 2008, 10-13; Knipping 2004, 23.

Die Vorkriegserfahrungen bis 1914

In den Kriegen Preußens gegen Österreich von 1866 und gegen Frankreich von 1870/71 zeigt der Eisenbahntransport erstmals seinen zentralen Schwachpunkt in der Logistikkette auf: Es ist leichter, Nachschub zum Endbahnhof zu bringen, als ihn weiter bis zu den Truppen zu befördern. Dass Moltkes Truppen im Deutsch-Französischen Krieg hunderte Kilometer ohne Kontakt zu den Kopfbahnhöfen weitermarschieren, zeugt nur davon, als wie unbedeutend der Nachschub aus vorab eingerichteten Depots im Deutschen Reich zu diesem Zeitpunkt noch gilt.²¹

In Übersee werden Eisenbahnen – alternativ zu den Flusssystemen – von den Kolonialmächten Europas benutzt, um ihre Einflusszonen ins Hinterland auszuweiten und entlang dieser logistischen Linien zu sichern. Die Feldbahnen dienen der ›Befriedung‹ eines Gebietes, der Niederschlagung von Aufständen sowie dem Halten und Entsetzen von Stützpunkten und Städten. Zum militärischen Nutzen kommt meist ein ziviler Gebrauch der Feldbahnstrecken hinzu. Hierbei spielt die Frage der Schienenspurweite eine nur untergeordnete Rolle. Die Vorteile der Feldbahntechnik liegen, wie in den kolonialen Mutterländern, in ihrem schnellen wie relativ kostengünstigen und sehr anpassungsfähigen Bau.

Feldbahnen kommen vor allem in den afrikanischen Kolonien zum Einsatz. In Nordafrika sind sie Teil der französischen Eroberungsstrategie: Da gegnerische Truppen sich beim Vordringen der Kolonialtruppen zurückziehen, um kurz darauf wieder zurückzukehren, müssen Garnisonen vor Ort bleiben – und diese über weite Strecken versorgt werden.²² Bereits 1882 wird in Tunesien eine Feldbahnstrecke zwischen Sousse und Kairouan von fast 70 Kilometern Länge vor Ort improvisiert.

Die Entscheidung für eine leichte Feldbahn kann auch kolonialpolitisch motiviert sein. In Marokko etwa verbietet der deutsch-französische Vertrag von 1911 den Bau von Normalspurbahnen, nicht aber den Schmalspurbetrieb. In Deutsch-Südwestafrika (Namibia) hingegen besteht ein privates Eisenbahnmonopol. Da die Feldbahnen nicht unter diese Restriktionen fallen, ist dies der Ursprung für die weiträumigen 600 mm-Schienenetze, die als Komplett-System aus Europa verschifft werden.²³

Kolonialmächte und ihre Armeen können also zahlreiche Erfahrungen über den Bau und den Betrieb von Feldbahnen in den außereuropäischen Besitzungen sammeln. Diese Kolonialbahnen sind allerdings nicht provisorisch angelegt und es stellt sich die Frage nach dem Wert der gewonnenen Erfahrungen für eine mobile Kriegsführung. Das Beispiel von Deutsch-Südwestafrika illustriert hier eindrücklich die Vor- und Nachteile der Feldbahntechnik, denn bei der

21 Van Crefeld 2009, 9, 29, 35, 53, 72, 84 u. 91.

22 Strachan 1983, 79.

23 Bailly 1999, 95; Baltzer 1916, 196; Wahl/Metz 2002, 77; Bühler 2003, 76; Röhr 1967, 11 u. 62.

Niederschlagung des Aufstandes der Herero und Nama (1904-1908) zeigte sich schnell die Leistungsgrenze dieser einspurigen Feldbahnstrecke, die dennoch eine kontinuierliche militärische Präsenz und eine überlegene Logistik gegenüber den schlecht ausgerüsteten Aufständischen ermöglichte.²⁴

Als Fazit bleibt, dass die Generalstäbe in Europa die Erfahrung aus ihren Kolonialkriegen sehr unterschiedlich in die jeweiligen nationalen militärischen Handbücher und Strategien einfließen ließen. Das auch, weil die augenscheinliche militärische Überlegenheit des ›Westens‹ es mit sich brachte, dass die gewonnenen Erfahrungen manchmal als von den Militärs in Europa als ›koloniale Abenteuer‹ abgetan wurde. Großbritannien schaffte keine militärischen Feldbahnen an, obwohl es über ein gut funktionierendes ziviles Schmalspurschiennetz v. a. in Indien verfügte. Frankreich und Deutschland planten eine unterschiedlich starke Nutzung dieses Transportsystems für militärische Zwecke. Trotzdem: Der koloniale Einsatz hatte gerade auf die technische Entwicklung entscheidenden Einfluss genommen. So entwickelte das deutsche Heer ab 1901 leistungsstärkere Lokomotiven für den Schmalspurbahnbetrieb.²⁵

Auch wurde die Integration mit anderen Waffenentwicklungen vorangetrieben: Das lag etwa bei Schnellfeuerwaffen mit hohem Munitionsverbrauch wie dem Maschinengewehr vor, das durch massiven Feueinsatz und Mobilität gekennzeichnet ist und den daraus resultierenden Nachschubproblemen. Die Erfahrungen der deutschen Armee mit Maschinengewehren in ihren kolonialen Schutzgebieten wies auf die Bedeutung eines schnellen Transports hin, denn die neue Waffe – so die Expertise – vermochte ihre Überlegenheit erst dann auszuspielen, wenn sie schnell an den Gegner herangebracht wurde.²⁶

Der Russisch-Japanische Krieg

Der Russisch-Japanische Krieg (1904-1905), zu Land in der Mandschurei geführt, wird von den Beobachtern der europäischen Mächte als industrieller Krieg unter gleichwertigen Gegnern wahrgenommen. Er zeigte – wie andere militärische Konflikte um die Jahrhundertwende – bereits Charakteristika des Ersten Weltkriegs: verdeckte Feuerstellungen, Schützengräben und ein in Teilen als Stellungskrieg geführter Kampf sind auch die Konsequenz neuer Transportkapazitäten. Feldbahnen

24 Die 600 mm-Otaviabahn war von der Otavi Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft mit einem Schienengewicht von 15 statt 9,5 kg/m errichtet worden und konnte den militärischen und zivilen Verkehrszuwächsen genügen, siehe Baltzer 1916, 312; Röhr 1967, 59. Die Frage, ob es sich hier um einen ›kolonialen Völkermord‹ handelt, soll hier außen vor bleiben. Das deutsche Auswärtige Amt hat die Ereignisse 2015 erstmals als Völkermord bezeichnet.

25 Gottwaldt 1998, 23.

26 Kuß 2010, 177-178.

kommen sowohl auf russischer als auch auf japanischer Seite zum Einsatz. Die Eisenbahn als Massentransportmittel ermöglicht es, Artillerie- und Infanteriefeuerraumsperrend auf große Zonen zu legen, sodass Frontlinien entstehen.²⁷

Eisenbahnen versorgen die Front mit Munition und Nachschub und ermöglichen den Abtransport von Verwundeten. Schon die Pferdebahnen sind dem alternativen Straßentransport hinsichtlich Geschwindigkeit und Tonnage überlegen.²⁸ Allerdings zeigt der Russisch-Japanische Krieg bereits, dass Feldbahnen nicht für einen Bewegungskrieg geeignet sind. Der Vorbau der Feldbahnen war zu langsam: Anstelle der erhofften sechzehn Schienenkilometer pro Tag werden von den Russen effektiv nur zwei bis drei gelegt.²⁹

Die strategischen Pläne für einen kommenden ›großen‹ europäischen Krieg ändern sich trotz dieser Erfahrungen nicht, weil die Generalstäbe an in Friedenszeiten kalkulierten Einsatzplänen festhalten werden.

Vorbereitung auf einen ›großen‹ europäischen Krieg

Die Normalspurbahnen sind ein entscheidender Teil dieser Mobilmachungs- und Angriffspläne geworden, und die Kontrolle der strategischen Bahnnetze steht im Zentrum dieser detaillierten Planungen, die mit klar definiertem Zeit- und Transportaufkommen an Mensch und Material operieren. An die Stelle von Improvisationsvermögen und Flexibilität treten somit Effizienz und Geschwindigkeit, um die Massenheere über große Entfernungen zu bewegen. Die Armeen Frankreichs und des Deutschen Reichs setzen auf Offensivkraft und gehen von einem kurzen, von großen Manövern und Angriffstaktik charakterisierten Krieg großer Armeeverbände aus. Großbritannien hatte eine andere Ausgangsbasis: seine Truppen waren über das ganze Empire verteilt und die kleine britische Berufsarmee war schlecht auf einen kontinentaleuropäischen Krieg vorbereitet. Auf logistische Vorbereitungen wurde weitgehend verzichtet (u. a. war auch kein Einsatz von Feldbahnen vorgesehen).³⁰

Die Normalspurbahnen fördern zwar die operative Beweglichkeit, schränken aber zugleich die räumliche Flexibilität der Operationen ein, weil in vorher festgelegten Bewegungskorridoren geplant werden muss.³¹ Dem gegenüber stehen die Feldbahnen, deren Einsatz den Erfordernissen vor Ort entsprechend geplant und zum Teil improvisiert werden muss. Schon die Versorgung im Krim-Krieg (1853-1856) über eine Bahnstrecke (gebaut 1855) hatte aufgezeigt, wie komplex

27 Storz 1992, 154; Linnenkohl 1990, 137 u. 171.

28 Wolmar 2012, 116f.

29 Knipping 2004, 23f.

30 Brown 1998, 18, 25.

31 Militärgeschichtliches Forschungsamt 1983, 358.

die Kontrolle und die Organisation schon einer einzigen dieser Transportarterien sein konnten.³² Alle Militärmächte gründen zu diesem Zwecke spezialisierte Eisenbahntruppen, um die Effizienz eines wahrscheinlichen, militärischen Eisenbahneinsatzes zu steigern: die Beweglichkeit der eigenen Truppen sollte optimiert und jene des Feindes konterkariert werden.³³

Die deutschen Eisenbahntruppen wachsen bis 1914 auf drei Regimenter und zwei Bataillone an.³⁴ Frankreichs Spezialtruppe besteht aus vierzehn Eisenbahnkompanien sowie zehn Feldeisenbahnabteilungen, von denen neun den großen Netzen und eins den Sekundärbahnlinien zugeordnet sind.³⁵ Russland, Italien und Österreich-Ungarn unterhalten ebensolche Eisenbahntruppen. Diese sind aufgrund ihrer übergeordneten Bedeutung direkt den zentralen Heeresleitungen in den jeweiligen Generalstäben unterstellt.

Die strategischen Vorgaben und der Transport bis an die Front

Die Vorbereitungen und strategischen Überlegungen der verschiedenen Militärmächte in den jeweiligen obersten militärischen Führungsebenen unterscheiden sich allerdings erheblich. Die Aufgaben der militärischen Feldbahnen im Deutschen Reich beruhen auf der Überzeugung, dass ein kommender Krieg von Technisierung und Bewegung geprägt sein werde. Die Feldbahnen sollen vorübergehend die Vollbahnen ersetzen und somit erlauben, die Truppen mit ausreichendem Nachschub während des Vormarsches zu begleiten: im Osten bis zur Umspurung auf russische Breitspurtrassen und im Westen bis zur Wiederherstellung der (vermutlich) zerstörten Normalspurbahnen in Belgien und Frankreich. Zusätzlich sollen vom zivilen Eisenbahnnetz unerschlossene Gegenden durch militärische Feldbahnen versorgt werden können.³⁶ Angesichts eines erwarteten Zweifrontenkriegs bzw. der Belagerung von Paris bereitet sich gerade die deutsche Armeeführung auf den intensiven Einsatz provisorischer Feldbahnen vor.³⁷

Den Mittelmächten – Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Osmanisches Reich – steht die ›Entente‹ von Russland, Frankreich und Großbritannien gegenüber. Russland setzt auf Feldbahntechnik in Grenzfestungen und besitzt 1914 elf mobile Feldbahnparks. Frankreichs Heer sieht in der Versorgung von

32 Macksey 1989, 14.

33 Fach 2002, 7.

34 Schmidt-Richberg 1968, 183.

35 Röhl 1914.

36 Fach 2002, 96.

37 Zum Vergleich: das verbündete Österreich-Ungarn hatte drei Bataillone Bahntruppen, verfügte aber nur über ungenügende Reserven an Feldbahnmaterial für den Pferde- und Dampfbetrieb, siehe Heinze 2008, 44.

Fronttruppen jenseits der letzterreichbaren Normalspurbahnlinien die eigentliche Aufgabe eines im Kriegsfall aufzubauenden Feldbahnsystems. In Paris wird davon ausgegangen, dass eine tief in Deutschland vorrückende Offensivarmee mit Nachschub versorgt werden muss. Bei der systematischen Anschaffung von Feldbahngerät bleibt der Generalstab inkonsequent:³⁸ Es handelt sich um Festungsmaterial, das auf den Transport schwerer Festungsartillerie ausgerichtet ist, um den Nachschub der Batterien zu gewährleisten – das beschaffte Material eignet sich nur bedingt für den Einsatz bei der Feldarmee.³⁹ Auch die französische Führung rechnet mit einem schnellen Sieg entlang von Hauptbewegungslinien existierender Breitspurbahnen.

Großbritannien setzt in seiner Vorkriegskalkulation auf Lastkraftwagen, um die letzten Kilometer zwischen Bahnhof und Front logistisch bewältigen zu können.⁴⁰ 1912 wechselt die britische Armee bei der Munitionsversorgung auf Divisionsebene von Pferdebespann auf Motorkraftwagen. Allerdings ist die Anzahl der verfügbaren Kraftwagen anfangs noch gering.⁴¹ Großbritanniens Armee war zwar nicht die einzige Streitkraft, die vor dem ›Großen Krieg‹ Lastwagen einführte. Der Unterschied lag aber im beigemessenen Stellenwert. Auch das deutsche Heer schafft 1907 eine eigene Kraftfahrabteilung bei den Verkehrstruppen, die aber bis 1914 eine Versuchstruppe bleibt.⁴² Man hat die Nützlichkeit von Kraftfahrzeugen zwar erkannt, doch verfügt das Heer 1914 nur über 4.000 Lastkraftwagen, wohingegen – so die Kalkulation – 18.000 notwendig wären. Die Motorisierung der britischen Truppen, die auch zivile Busse englischer Großstädte als sogenannte ›*Battle Buses*‹ einsetzte, war da fortgeschrittener.⁴³

Die Realität des Krieges und der praktische Einsatz von Feldbahnen

Feldbahnen stellen trotz Vereinfachung der Technik und Reduzierung der Dimensionen ein eigenes, komplexes System dar. Es liegen also – im Sinne von Clausewitz – ›Friktionen‹, d. h. ein Potential von Reibungsverlusten und Problemen vor. Zunächst muss das Feldbahnmaterial vorhanden sein und Strecken müssen geplant und gebaut werden. Ein entsprechend geschultes Fachpersonal muss den Betrieb, die Instandhaltung und die Reparaturen gewährleisten. Der Übergang von und zu anderen Transportsystemen muss logistisch bewältigt werden und die Kontrolle des Betriebs gegeben sein.

38 Knipping 2004, 23.

39 Bailly 1999, 94.

40 Knipping 2004, 375.

41 Brown 1998, 34; Henniker 1937, IX.

42 Militärgeschichtliches Forschungsamt 1983, 184.

43 Van Crefeld 2009, 137.

Die Feldbahnen sind nur in Ausnahmesituationen unmittelbar operativ an Kriegshandlungen einbezogen, etwa beim Vorfahren von Gasbehältern oder bei der Montage von Feldartillerie auf die Feldbahnwagen.⁴⁴ Die Feldbahnen befördern im regulären Einsatz hingegen alles, was an der Front benötigt wird: Soldaten, Waffen, Munition, Lebensmittel, Futter, Maschinen und Baustoffe. Verwundete, Tote und abgelöste Truppen sowie leere Behälter jeglicher Art werden im Pendelverkehr in die rückwärtige Zone gefahren. Dort besteht in der Regel ein Umschlagplatz als logistischer Knotenpunkt. Dieser ist zugleich Normalspurbahnhof, Werkstatt, Vorratslager und Truppenunterkunft. Manche Netze erreichen eine Länge von 200 bis über 300 Kilometern und bestehen aus Hauptstrecken an die Front und Verbindungsstrecken zu Nebenlinien. Den Feldbahnen fällt dabei die Aufgabe zu, diesen ›Hub‹, der sich zu einer ›Kleinstadt an der Front‹ auswachsen konnte, mit den vorgeschobenen Formations- und Verteilerpunkten und Depots im Frontabschnitt zu verbinden. Ab diesem wird oft auf Benzin- oder Dieselmotorbetrieb gewechselt, um dem Feind den Streckenverlauf nicht durch Rauch, Dampf oder Funkenflug zu verraten.⁴⁵ Im vordersten Frontsektor mit den Schützengräben befinden sich Förderbahnen: Diese leichtesten, schmalspurigen Strecken sind oft nur provisorisch und werden nach Bedarf von den Truppen – oft per Handschub – betrieben. Wie an diesen Etappen deutlich wird, kann erst nach mehrmaligen Umladen entlang der Nachschublinie Mensch und Material an die vorderste Kampflinie geführt werden.

Der Angriff im Westen

Für die unterschiedlichen Transportmittel werden – je nach Heeresleitung und Kriegsplan – verschiedene, spezifische Rollen vorgesehen. Bei der deutschen Offensive im Westen bedeutet das zunächst, dass die Normalspurbahnen, Kraftwagen und Pferde Priorität besaßen, während die Feldbahnen keine Bedeutung hatten.

1914 sind die Armeen so groß, dass auch im Idealfall die zentrale Versorgung auf dem Nachschubwege aus rückwärtiger Stellung schwierig ist. Beim Vormarsch der deutschen Truppen liegt die Hauptaufgabe der Eisenbahntruppen in der Wiederherstellung der zerstörten feindlichen Vollbahnstrecken. Diese kann aber mit dem Vormarsch der Truppen, insbesondere der vorstoßenden Truppenteile, nicht mithalten.⁴⁶ Die 1. und 2. Armeen lassen den von den Endbahnhöfen abhängigen Train und seinen pferdebespannten Wagen als Zubringer bei ihrem Vormarsch weit hinter sich. Auch die vorhandenen Lastkraftwagen des deutschen Heeres können das logistische Manko nicht ausgleichen.⁴⁷ Das (auch logistische) Scheitern des

44 Wolmar 2012, 172.

45 Fach 2002, 97, 109.

46 Van Crefeld 2009, 128.

47 Macksey 1989, 57.

Schlieffenplans mündete in einem Stellungskrieg und führte zur Einsicht, dass an der Westfront eine verstärkte Nutzung von Feldbahnen nötig war.

Bei der Stellungsschlacht an der Marne (1. Schlacht an der Marne, 5. bis 12. September 1914) beträgt die Distanz der deutschen Kampftruppen an vorderster Linie zu den Kopfbahnhöfen schließlich 168 Kilometer, was dem Nachschub und somit ihrer Kampfkraft klare Grenzen aufzeigt.⁴⁸

Auf der gegnerischen Seite beruht die französische Überlegenheit auch auf der hohen logistischen Kapazität des Heeres.⁴⁹ Gerade an der Marne 1914 spielte die logistische Komponente eine entscheidende Rolle. Dennoch wurde aus technisch-operativer Sicht im Vergleich zum Verbrauch seit 1870 das Transportwesen für den Nachschub nur unwesentlich weiterentwickelt und angepasst.

Nach der Marneschlacht kommt es zu einer Pattsituation, da die enorme Feuerkraft keinen entscheidenden Flankenangriff erlaubt und zu einer stehenden Front von 760 Kilometern Länge führt.⁵⁰ Zur Versorgung der Front gilt es nun die nötigen Infrastrukturen dahinter aufzubauen.⁵¹ Der »stecken gebliebene Feldzug« führt zu einer weiteren Steigerung des hohen Munitionsverbrauchs – und zur Verfestigung eines Krieges aus Stellungen.

Übergang zum Stellungskrieg

Die Westfront, zeitweise auch die östlichen und südlichen Fronten und andere Schauplätze des Ersten Weltkrieges, wurden von einem Stellungskrieg bestimmt. Sieht die Militärtheorie vor 1914 in den Schützengräben nur nebensächliche Elemente und verurteilt das übertriebene Festhalten an Positionen, ist der Stellungskrieg eben gerade durch unbedingtes Halten und Erobern von durch gegnerische Truppen beherrschtes Terrain charakterisiert.⁵² Geprägt ist diese Kriegsführung von Schützengrabensystemen sich gegenüberstehender Armeen. Sie bestehen neben der vordersten Hindernisbarriere aus in der Tiefe gestaffelte Stellungssystemen – also mehreren Schützengräben, die mit Verbindungsgräben untereinander vernetzt sind. Der Zweck der Gräben ist es, Schutz zu bieten, Menschenleben zu schonen und Truppenteile für andere Operationen freizubekommen.⁵³ Sie dienen sowohl dem Angriff, der Verteidigung als auch der Versorgung (z. T. mittels sehr schmaler oder einspuriger Förderbahnen).

48 Strachan 2004, 426.

49 Macksey 1989, 57; Militärgeschichtliches Forschungsamt 1983, 500.

50 Mosse 1999, 8; Strachan 1983, 133.

51 Henniker 1937, 39.

52 Cazals 2012, 153.

53 Strachan 2004, 427.

Beim Stellungskrieg verfolgt der Angreifer den Durchbruch der gegnerischen Linie, um ein dahinterliegendes operatives Ziel zu erreichen. Für den Verteidiger gilt lange der Vorsatz, das Gelände unter allen Umständen mit allen Mitteln und ohne Rücksicht auf Verluste zu halten. Für Offensive und Defensive wird dann ein ausreichender Nachschub an Menschen, Waffen, Munition und Material zum alles entscheidenden Faktor. Die Herausforderung für den Angreifer beim Stellungskampf ist es, dass die immer stärker werdende Artilleriemassierung es zwar erlaubt eine Lücke in die vorderste gegnerische Linie zu schießen, das Vorrücken der Angreifer aber wegen der erheblichen Tiefe der Verteidigungsstellungen meist länger dauert als das Heranbringen der Reserven der Verteidiger für den Gegenangriff. Die Generale setzen dabei zusehends auf immer höhere Feuerkraft und Artilleriekonzentration, um einen Durchbruch zu erzielen.⁵⁴ Auch der Munitionsverbrauch ist weitaus größer als erwartet. Die Vorstöße sind vorerst nicht nachhaltig, da der nachrückende Nachschub, größtenteils per Pferde- und Menschenkraft bewegt, diesem Kraftakt nicht folgen kann. Insbesondere das Nachrücken der Artillerie über das zerstörte und zerbombte Kampfgebiet erweist sich als schwierig. Die hohe Mobilität, die trotzdem den Stellungskrieg kennzeichnet, besteht darin, eine hohe Konzentration an Geschützen zu erreichen und diese mit einem genügenden Vorrat an Munition auszustatten, um das Vorbereitungsfeuer einer Offensive möglichst kurz und das Überraschungsmoment maximal zu halten. Dieser Kampf benötigt die Präsenz von Feldbahnen mit Zubringerlinien. Beim Vorrücken gelingt es den Angreifern jedoch meist nicht, die Feldbahnstrecken schnell genug vorzubauen, um den vorrückenden Truppen zu folgen: Transportleistung und -geschwindigkeit der Waffen und des Nachschubs entscheiden somit über den Ausgang jeder Offensive mit.⁵⁵

Der Verbrauch ist erheblich und steigt im Laufe des Krieges noch an. Die sogenannte ›Tausendschuss-Reserve‹, mit der die deutschen Armeen 1914 in den Krieg ziehen, genügt nur für sechs bis acht Wochen. Zum Munitionsverbrauch kommt der Austausch der Handwaffen und insbesondere der Artillerie, die durch das intensive Feuern schnell verschleifen. Zum Nachschub gehört auch das Baumaterial der Stellungen. Der Tagesbedarf an Versorgung, der 1914 für jede Frontdivision 55 Tonnen betrifft, steigt innerhalb von zwei Jahren durch den Zuwachs von Verbrauchsmaterialien um das Dreifache. Gleichzeitig mit diesem Bedarf wachsen die Transportanforderungen. Zu den Feldbahnnetzen und -leistungen an der stagnierenden Westfront bestehen unterschiedliche und oft lückenhafte Angaben. Zum deutschen Feldbahnnetz, das an der Westfront wohl das dichteste und längste ist, finden sich nur allgemeine Angaben: Durchschnittlich gibt es 10-15 Kilometer Feldbahnschienen pro Frontkilometer. Ende 1915 bestehen im deutschen Militärbetrieb auf sämtlichen Fronten neben ungefähr 14.000 Kilometer Voll- und Kleinbahnen

54 Horne 2010, 102. Zit nach: Michel Goya, *La Chair et l'acier*, Paris 2004, 228.

55 Jager 2007, 67; Strachan 1983, 138; Müller 2009, 238.

mehr als 3.000 Kilometer Feld- und Förderbahnen im Operations- und Etappengebiet.⁵⁶ 28 Feldbahn-Betriebskompanien bestehen neben 127 Betriebskompanien für Normalspurbahnen.⁵⁷ Der Bestand Frankreichs bei Kriegsende liegt bei 800 Feldbahnlokomotiven sowie 6.000 Wagen aller Art und nahezu 4.000 km Streckennetz. Die USA betreiben zum Zeitpunkt des Waffenstillstands 2.240 Kilometer Feldbahnen, davon 1.740 Kilometer erbeutete deutsche Strecken.⁵⁸ Das Netz Großbritanniens und des Commonwealth wird erst 1917 und 1918 aufgebaut. Die Angaben zur Gesamtstreckenlänge dazu sind sehr widersprüchlich und liegen zwischen 1.300⁵⁹ und 5.900⁶⁰ Kilometern.

Anpassungen des Feldbahneinsatzes

Für alle kriegführenden Länder gilt es nun, ihre unterschiedlichen Vorbereitungsmaßnahmen bezüglich der Feldbahnen an die hohe Kriegsnachfrage anzupassen. Das deutsche Heer ist am besten für einen Feldbahneinsatz ausgerüstet, muss aber stets nachrüsten. Angesichts des einsetzenden Stellungskriegs 1914/1915 verfügt es nicht über genügend Material, um alle notwendigen Feldbahnen zu bauen.⁶¹

Frankreich erweitert ab Kriegsbeginn drastisch seinen Vorrat an Feldbahnmaterial.⁶² Ende 1914 werden 200 Lokomotiven bestellt, um die kommende Frühjahrsoffensive zu unterstützen. Nach deren Fehlschlag werden die Feldbahnen für den Stellungskrieg eingesetzt. Da die Produktionskapazitäten der französischen Hersteller begrenzt sind, werden ziviles Material requiriert und zusätzlich Bestellungen von 295 Péchot-Lokomotiven und schließlich von Hunderten Decauville-, Baldwin- und anderen Lokomotiven in Großbritannien und den USA in Auftrag gegeben.⁶³ Frankreichs Heer baut gleichzeitig ein eigenständiges Feldbahnpersonal auf.

Nachrüsten muss auch Österreich-Ungarn. Einerseits ist der aus Sparsamkeitsgründen leichte Oberbau der Pferdebahnen mit 7 kg/m zu leicht, andererseits fehlt es an Material. Nur wenig 700 mm-Material kann requiriert werden, da diese Spurweite außerhalb des österreichisch-ungarischen Heeres nur wenig Anwendung findet. Deshalb greift die Armee schließlich auf das im Deutschen Reich angebotene, alte 600 mm-Feldbahnmaterial zurück. Ab Ende 1916 wird neues Material angeschafft und zuletzt nur mehr die 600 mm-Spurweite benutzt.⁶⁴

56 Reichsarchiv 1933, 443.

57 Gottwaldt 1998, 123.

58 Dunn 2009, 144.

59 Gottwaldt 1998, 121.

60 Hughes 2010, 7.

61 Knipping 2004, 218.

62 Wolmar 2012, 168.

63 Strachan 1983, 88.

64 Stanfel 2008, 12, 44 u. 120.

Großbritannien muss auf Grund des Kriegsvorganges seine *British Expeditionary Force* (BEF) in ein Massenheer umwandeln.⁶⁵ Die Nachschublinien sind zum Teil improvisiert und sehr personalintensiv. Die britischen Kampftruppen müssen selbst den Nachschub per Lkw, Pferdewagen und Arbeitskommandos nach vorne bringen. Die Anforderungen der britischen Großoffensive an der Somme 1916 übersteigen schließlich die Leistungsgrenzen der verfügbaren Lastkraftwagen. Der Bedarf an Nachschub ist enorm: Pro Frontmeile verbraucht die 4. Armee täglich 1.934 Tonnen Nachschub, aber sie kann nur auf 4.700 Lkw zurückgreifen.⁶⁶ Eine halbe Million Männer sind insgesamt für die Versorgung eingeteilt und fehlen dadurch für den Fronteinsatz.⁶⁷ Die Straßeninfrastruktur leidet mangels genügender Vorbereitung: die Oberfläche der Wege ist bereits nach zwei Wochen intensiver Nutzung unbrauchbar.⁶⁸ Das Scheitern der Offensive führt daraufhin zu einem radikalen Umdenken: Feldbahnen werden nun für die taktische Versorgung angeschafft.⁶⁹

Die Durchorganisation der britischen Nachschublinien liegt hauptsächlich bei einem Verantwortlichen, dem Geschäftsmann mit Eisenbahnerfahrung und Politiker Eric Geddes. Am 10. Oktober 1916 wird er zum Generaldirektor des Transports in Frankreich ernannt (und nach dem Krieg Großbritanniens erster Transportminister). 30 Feldbahnbetriebskompanien werden aufgestellt und entsprechendes Roll- und Gleismaterial geordert. Großbritannien setzt wie die anderen Kriegsparteien auf eine hohe Standardisierung und die Präfabrikation des Kriegsmaterials – gerade auch aus Kostengründen, denn die Lokomotiven werden nach Standarddesigns einfach und billig für einen kurzen, intensiven Einsatz konzipiert und produziert.⁷⁰

Feldbahnen sind somit die Lebensader der Grabensysteme des hunderte Kilometer langen Stellungskriegs im Westen von Ende 1914 bis 1918, als die Front wieder in Bewegung kommt. Es ist die tragbare, mobile Wesensart der Feldbahntechnik, die eigentlich für einen Bewegungskrieg gedacht war, der ihr Effizienz im Frontbereich verschafft: Sie erlaubt die notwendigen, schnellen Reparaturen und Richtungsänderungen dieser verwundbaren Netze. Die Feldbahnen können beim Halten einer Verteidigungslinie mitentscheidend sein. Zum Beispiel wird die deutsche Front im Juli-August 1916 zwischen Montauban, Combles und Péronne eingedrückt, aber die Feldbahnen schaffen so viel Material heran, dass der Angriff zum Stehen gebracht wird.⁷¹

65 Englander 1984, 93. An Stelle der ursprünglichen BEF mit sechs Divisionen tritt eine Armee mit 60 Divisionen und fast vier Millionen Mann.

66 Brown 1998, 124ff. Zeitweise müssen täglich 20.000 Tonnen an die Front gebracht und verteilt werden, siehe Davies 1967, 37.

67 Englander 1984, 94.

68 Davies 1967, 31 u. 34.

69 Brown 1998, 161.

70 Davies 1967, 41 u. 139.

71 Gottwaldt 1998, 111.

Der Lernprozess im Stellungskrieg ist umfassend. Ein Durchbruch kann vorerst nicht zu einem strategischen Sieg verwandelt werden. Der Vorbau der selbsttragenden Feldbahnen ist trotz leichter Technik zu schwerfällig; andere Transportlösungen fehlen aber bislang.

In den Weiten des Ostens

Wegen der geographischen Weite in einem weniger dicht besiedelten Gebiet bleibt der Krieg im Osten ›in Bewegung‹. Die Eisenbahnnetze der Mittelmächte und Russlands sind zu dünn, um den industrialisierten Krieg in entlegenen Regionen zu führen. Die Kontrolle der bestehenden Bahnstrecken wird deshalb umso wichtiger, und die Vorstöße verlaufen notgedrungen parallel zu den Eisenbahnlinien in Korridoren. Die Verbindung zwischen den Spitzenbahnhöfen und der Front muss aufrechterhalten werden, sonst kommen die Operationen zum Erliegen.⁷²

Um eine solche Lücke aufzufüllen, hat das deutsche Heer den Einsatz von schmalspurigen Feldbahnen als Nachschubbahnen vorgesehen, da ihr Bau einfacher ist und über die Endpunkte der deutschen Linien weitergeführt werden kann. Schließlich ist ihr Bau flexibel und kann den geographischen Richtungswechseln der Militäroperationen besser gerecht werden. Im Osten sollen also die Feldbahnen die technischen Verlängerungen der strategischen Vollbahnen bilden.⁷³

Die Deutschen bauen zuerst eine Langstrecken-Feldbahn, als die 9. Armee im November 1914 in den Raum zwischen Reichsgrenze und Warschau vorstößt. Die Inbetriebnahme der Feldbahn Montwy-Strykow, noch vor dem Endausbau, schafft große Probleme und bleibt eine kapazitätsschwache Verbindung. Von November 1914 bis Mitte Januar 1915 transportiert sie lediglich 51 Prozent Nutzlast für den Einsatz bei 49 Prozent Eigenbedarf (Kohle, Baumaterial usw.). Bis zum 24. Februar 1915, als eine zivile landwirtschaftliche Nutzung beginnt, sinkt der militärische Nutzlastenanteil sogar auf 25 Prozent. Auf diese schlechten Erfahrungen reagiert die Militärführung: Die Anforderungen an Trassierung, Unterbau, Bahnhofsgestaltung und Speisewasserzufuhr werden so erhöht, dass die Feldbahnen fortan technisch gesehen eigentlich Kleinbahnen sind.⁷⁴ Feldbahnstrecken von zum Teil 120 Kilometern Länge sollen weiterhin den Vormarsch der deutschen Truppen unterstützen. Der Vorbau der Strecken bleibt zu langsam für den Feldzug, die Kapazitäten trotz äußerster Beschränkungen zu gering, und wegen der großen Distanzen können die Siege der Mittelmächte von 1915 keine strategischen Ziele erreichen. Die schier endlose Weite der osteuropäischen Tiefebene bietet viel Raum für einen

72 Heinze 2008, 56.

73 Peschard 1927, 55f.

74 Knipping 2004, 90ff.

russischen Rückzug und lässt Vorstöße deutscher Truppen immer wieder ins Leere laufen.⁷⁵ Das trifft auch auf die gegnerische Seite zu, denn der russische General Brussilow kann 1916 den Durchbruch der österreichisch-ungarischen Linie aus logistischen Gründen nicht ausnutzen: Als seine vorderen Einheiten etwa 65 Kilometer von den Kopfbahnhöfen entfernt liegen, kann der Nachschub per Pferdewagen nicht mehr gewährleistet werden.⁷⁶

Feldbahnen sind für weiträumige und schnelle Feldzüge kein geeignetes logistisches Rückgrat. Außerhalb der Offensiven beweisen die Feldbahnen jedoch ihren Nutzen. Das deutsche Heer ist ab Herbst 1915 im Besitz von 160.000 Quadratkilometern Land und die Militärverwaltung beabsichtigt dessen Kriegs-Bewirtschaftung. Hierfür werden elf Kilometer Normalspurbahnen neu gebaut, 7.500 Kilometer russische Breitspurbahnen umgespurt und 2.900 Kilometer Feldbahnen errichtet.⁷⁷

Die übrigen Kriegsschauplätze

Diese Kriegsschauplätze sind sehr unterschiedlich und die Feldbahnen dienen erneut als Versorgungsstrecken sowohl von festen Stellungen, als auch von vorstoßenden bzw. zurückfallenden Truppen. Zwei Beispiele illustrieren stellvertretend die Bedeutung derartiger Verbindungen.

Auf dem Balkan müssen Feldbahnen die langen Distanzen zu den etablierten Kommunikationswegen, vor allem zu den Vollbahnen, überbrücken. Bislang dienen in dieser infrastrukturell schwachen, gebirgigen Gegend nur Ochsenkarren dem Transport.⁷⁸ Wegen der Geländebedingungen werden an der Salonikifront Seilbahnen in Kombination mit den Feldbahnen eingesetzt. Die Stellungen der Mittelmächte sind über 100 Kilometer von der Vollbahnlinie Belgrad-Saloniki entfernt und ein Netz leichter Verkehrsmittel, das im April 1918 über 325 Kilometer Feldbahnen und 163 Kilometer Seilbahnen verfügt, dient der Versorgung der mazedonischen Front.⁷⁹ Die Alliierten ihrerseits bauen von Süden her Feldbahnverbindungen, die bis zu 130 Kilometer lang sind.⁸⁰

In Deutsch-Südwestafrika bilden die 600 mm-Feldbahnen feste Verkehrsinfrastrukturen. Die deutschen Truppen benutzen dieses Netz für ihren Nachschub ins Landesinnere. Sie sind an die Bahntrassen gebunden, da die benötigten Wassermengen für die Dampfloks nur per Bahn transportiert werden können. Die Bahnstrecke

75 Strachan 2006, 22.

76 Macksey 1989, 75.

77 Heinze 2008, 68.

78 Gottwaldt 1998, 96.

79 Knipping 2004, 187.

80 Davies 1967, 107.

wird zum Teil abgebaut, um den Vormarsch und die Versorgung des Feindes zu erschweren. Da die Alliierten ebenfalls auf Bahnen angewiesen sind, beginnen sie sofort mit dem Bau einer Bahn, diese in der »Kapsurbreite«. ⁸¹

Betrieb und praktische Wirkung der Feldbahnen

Die hohen Anforderungen an die Feldbahnen bringen es mit sich, dass die Einsatzbedingungen oft nicht ideal sind. Bei zunehmender Länge der Strecke sinkt zudem ihre Kapazität, also der ›Grenznutzen‹. ⁸² Dies wirft die Frage auf, welche praktischen Dienste der Feldbahnbetrieb leistet und welche Grenzen ihm gesetzt sind.

Die Betriebsart

Nicht nur die Schienenlegung, gerade der effektive Eisenbahnbetrieb ist mitentscheidend für die Transportleistung der Netze und basiert auf Methoden und Kenntnissen des Normalspurbahnbetriebes aus Friedenszeiten. ⁸³ Details über jeden Wagen und jede Ladung werden an die Kontrollzentrale weitergegeben. ⁸⁴ Ein Verkehrsplan gibt den Einsatz aller Verkehrswege und Beförderungsmittel und damit die Streckenbelegung vor. ⁸⁵ Die Strecke wird dazu in Blöcke geteilt; oft fahren mehrere Züge im gleichen Blockabschnitt hintereinander. Starke Steigungen werden durch Zugteilung gemeistert. Diese Vorgangsweise erlaubt es, auch bautechnisch steile Streckenabschnitte auf kurze Anstiege zu verkürzen. ⁸⁶ Die Streckenführung vermeidet die Frontnähe und Feindeinsicht. Benzollokomotiven ersetzen den Dampfbetrieb, um starke – und damit positionsverratende Rauchentwicklung zu vermeiden. Viele Züge verkehren deswegen nachts. ⁸⁷ Material und Strecken werden fortlaufend gewartet, um einen reibungslosen Betrieb aufrecht zu erhalten. Dazu gehört auch, nur so viel Nachschub vorzuführen, wie entladen werden kann, damit keine Flaschenhalssituation und exponierte Depots entstehen können. ⁸⁸ Zur Materialschlacht gehört letztlich noch der Abbau der Feldbahnen im Falle eines Rückzugs – oder deren Zerstörung.

81 Röhr 1967, 117 u. 127.

82 Wolmar 2012, 171f.

83 Henniker 1937, 281.

84 Davies 1967, 71.

85 Macksey 1989, 85.

86 Gottwaldt 1998, 39; Dunn 2009, 66.

87 Wolmar 2012, 172.

88 Reichsarchiv 1928, 97.

Die Realität des Kriegseinsatzes bedeutet aber oft, dass der Disponibilität von Mensch und Material Grenzen gesetzt sind. Der wachsende Einsatz geht zusehends auf Kosten der Standardisierung und somit der Langlebigkeit des Materials. Davon sind alle europäischen Mächte betroffen. Das Rollmaterial aller Armeen erfährt durch Requirierung zivilen Materials und Bestellungen bei unterschiedlichen Herstellern eine immer höhere Typenvielfalt, die teilweise inkompatibel ist. Die Verwendung von Beutematerialien und von Ersatzstoffen entsprechen immer weniger den vorgesehenen Militärnormen.⁸⁹ Diese Situation vergrößert schließlich den Anteil an betriebsunfähigen Lokomotiven im Fuhrpark, weil Ersatzteile bald fehlen.

Die Einbettung der Feldbahnen in die Nachschublinie

Alle am ›Großen Krieg‹ beteiligten Armeen verfügen über eine Vielzahl an Verkehrsmitteln. Feldbahnen können nur einen Teil des Transportbedarfs abdecken. Besonders im unmittelbaren Bereich der vorderen Frontsektoren trifft das zu, wo neben Kraftwagen vor allem Packtiere und Pferdewagen sowie die Soldaten selbst Transportdienste übernehmen. Wie bedeutend dieser Einsatz ist, zeigt der Pferdebestand des deutschen Heers, der von 160.000 im Frieden auf 1,5 Millionen im Laufe des Krieges ansteigt.⁹⁰ Seil- und Förderbahnen erfüllen besondere Transportansprüche nicht nur im Hochgebirge. Dies gilt auch für Kraftwagen, deren Anzahl und Verfügbarkeit allerdings begrenzt ist. Ihr Einsatz erlaubt rasche Verschiebungen von Reserven und die wertvolle, schnelle Mobilität der schweren Artillerie. Damit die Feldbahn an der Front ihr Leistungssoll erfüllen kann, muss sie deswegen Teil einer durchorganisierten, vielfältigen Infrastruktur sein.

Die Schlacht von Verdun von 1916 illustriert eine solche Spezialisierung der Verkehrsmittel zu unterschiedlichen Zwecken. Sowohl die deutschen Angreifer als auch die französischen Verteidiger stehen bei ihrer Vorbereitung vor gewaltigen logistischen Aufgaben. Die Deutschen bereiten die Offensive mit 1.400 Geschützen und hohen Munitionsvorräten durch den Neubau von Vollbahnabschnitten, den Ausbau einer Kleinbahn und die Anlage von Feld- und Förderbahnen vor.⁹¹ Die französischen Truppen greifen auf alle verfügbaren Transportmittel zurück. Eine Straße von Bar-le-Duc nach Verdun erlangt besondere Bedeutung. Fast 9.000 Kraftfahrzeuge, darunter 3.500 Lkw verkehren täglich auf dieser Straße. Sehr strikte Regeln verhindern eine Unterbrechung des Verkehrsflusses. Dabei werden den verschiedenen zur Verfügung stehenden Wagentypen unterschiedliche Transportaufgaben zugeteilt. Fußgängern, Pferdetransporten und der Artillerie ist etwa die

89 Stanfel 2008, 54.

90 Englander 1984, 109.

91 Macksey 1989, 73; Heinze 2008, 68.

Benutzung der Straße verboten. Da diese ›Voie Sacrée‹ – die ›heilige Straße‹ der Vaterlandsverteidigung – später eine national-patriotisch, nahezu mythische Überhöhung im Nachkriegsfrankreich erfuhr, sind die Leistungen und das Zusammenspiel mit anderen Transportstrecken und -mitteln aus dem Blickfeld geraten. Außer dieser Straße bestehen die Wege der Pferdewagen und Fußgänger, sowie eine Kleinbahn ab Bar-le-Duc und das Festungsfeldbahnnetz. Die Verpflegung der Festungstruppen erfolgt über die Schmalspur- und die Feldbahnen.⁹² Erst die gleichzeitige, intensive wie koordinierte Benutzung aller Verkehrsmittel dieses logistischen Korridors, gibt den Franzosen die Mittel zur Verteidigung Verduns in die Hand. Diese bemerkenswerte Leistungssteigerung ist aber nicht selbstverständlich und bereits das Resultat eines Lernprozesses.

Fortschritt und Entscheidung

Gegen Ende des Krieges erschwert die weiterhin fehlende Mobilität und Kapazität der Nachschubwege per Eisenbahn die Planung für die Generalstäbe beider Seiten. Die Vorbaugeschwindigkeit der Feldbahnen liegt unter den erhofften Sollwerten. Zu viele Hindernisse und Belastungen stellen sich dem Streckenbau und -erhalt in den Weg. Die Briten vertrauen bei der Ypern-Offensive von 1917 erstmals auf eine starke Unterstützung durch Feldbahnen. Der Nachschub gerät dennoch in Schwierigkeiten, weil mehrere Gegebenheiten die Effizienz der Feldbahnen mindern: Morast, Kommunikationsprobleme, ständige Änderung der Frontlinie, Verwendung von unpassendem Rollmaterial beim Übergang von Feld- auf Förderbahnen, fehlender Unterhalt des Ballasts, zu wenig Personal und Material.⁹³ Die mehrmonatige Paeschendaele-Schlacht (oder 3. Flandern- bzw. Ypern-Schlacht von 1917) illustriert, dass sich zu großes Vertrauen in die Feldbahnen zum Nachteil wenden konnte. Die deutsche Artillerie konzentriert sich auf die feindlichen Feldbahnlinien und kann somit den britischen Nachschub behindern. Hier wäre ein gleichzeitiger Einsatz von Kraft- und Pferdewagen von Vorteil gewesen.⁹⁴ Außerdem sind die einzelnen Feldbahnsysteme nicht vernetzt und erlauben keine Verschiebung von Vorräten. Die Förderbahnen sind überlastet und ungleich ausgebaut. Die Wege können teilweise nicht vom Lkw-Verkehr entlastet werden.⁹⁵

Die Belastung der Infrastrukturen im Krieg ist enorm, weswegen die Nutzlast der Feldbahnen an allen Fronten zum Teil dramatisch abnimmt. Nach Aufbau des britischen Feldbahnnetzes liegt der Nutzlastanteil im Dezember 1917 bei 83 Prozent:

92 Davies 1967, 28; Doumenc 1984, 376.

93 Davies 1967, 54.

94 Brown 1998, 172.

95 Davies 1967, 67.

auf vier Lastenzüge kam ein Materialzug für den Unterhalt des Bahnsystems.⁹⁶ Dies wirft die Frage auf, ob ein massenhafter Einsatz der Feldbahntechnik die logistische Lösung für den Gewinn einer Schlacht darstellen kann. Die gewaltigen Vorbereitungen der deutschen Armee bei ihrer Frühjahrsoffensive von 1918 sind hierfür ein gutes Beispiel: Zwischen Oktober 1917 und März 1918 werden 397 Kilometer Vollbahnen, 273 Kilometer Kleinbahnen in Meterspur und 931 Kilometer 600 mm-Feldbahnen gebaut und ausgiebig Material und Bahntruppen angeschafft.⁹⁷ Doch die Kampftruppen schreiten – wie bereits 1914 – schneller voran als ihr Nachschub. Franzosen und Briten können hingegen ihre Feldbahnen nutzen. Die deutsche Seite hingegen besitzt im Frühjahr 1918 keine Transportinfrastruktur mehr, die ihren Angriff nachhaltig unterstützen könnte.

Die Überwindung des Stellungskriegs

Die Alliierten lernen aus den Fehlern der eigenen und feindlichen Offensiven von 1917-18 und machen entsprechende Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Logistik. Nicht zuletzt ist das der Grund für ihre militärischen Erfolge im Herbst 1918.⁹⁸

Bereits zuvor kommt es auf beiden Seiten zu taktischen und technischen Weiterentwicklungen, die auf eine Verstärkung sowohl des Angriffs als auch der Verteidigung im Stellungskrieg hinauslaufen. Die deutsche Armee bringt zwar taktische Innovationen hervor, wie die Sturmtruppen, aber ihre Produktion von neu entwickelten Waffen und Transportmitteln kann nicht mit denen der Alliierten mithalten. So können bis 1918 nur 35-40.000 Kraftwagen in Dienst genommen werden, wovon 23.000 Lkw wegen Treibstoff- und Gummimangel wenig Einsatzleistung erbringen.⁹⁹ Die Masse der deutschen Geschütze wird auch 1918 noch mit Pferden bewegt. In diesem Zusammenhang muss auch eine Innovation am Schlachtfeld, der Panzer, neu betrachtet werden. Der Panzer vereint Feuerkraft, Bewegung und Schutz miteinander – und ist sein eigenes Transportmittel, das ein Vorbereitungsfeuer überflüssig macht, um die vorderen Stellungen zu überrennen. Als fahrende Artillerie begleitet es dann auch den weiteren Vorstoß. Trotzdem wird das Potential der ›Tankwaffe‹ zur Überwindung des Stellungskriegs zu diesem Zeitpunkt noch nicht voll erkannt und die ersten Erfolge von 1916-1917 werden operativ nicht voll ausgenutzt. Außerdem fehlt noch die Kombination von raumgreifendem Panzerangriff und gesichertem Nachschub.¹⁰⁰

96 Henniker 1937, 280.

97 Gottwaldt 1998, 121.

98 Brown 1998, 179 u. 184; Müller 2009, 238 u. 242; Strachan 2004, 430.

99 Linnenkohl 1990, 279ff.; Showalter 2000, 83.

100 Neugebauer 2007, 32.

Lösung bietet der richtige Einsatz der einzelnen Systeme. Einen solchen Lernprozess vollzieht der britische Generalstab nach der 3. Ypern-Schlacht hin zu einem Logistik-Management. Demgemäß werden alle Kraftwagen, die von ihren Einheiten entbehrt werden können, zu einer Reserve zusammengeführt. Die nötigen Transporte werden durch Feldbahnen verrichtet und die Straßen repariert, um über ein intaktes Straßennetz für den Kampfeinsatz zu verfügen.¹⁰¹ Dem Feldbahnsystem werden klare Einsatzradien vorgegeben: Feldbahnen sollen auf einer Distanz von höchstens 19-24 Kilometern eingesetzt werden. Bis die Front stabilisiert ist, sollen die Bahntruppen sich auf den Bau von Vollbahnen konzentrieren. In der Praxis rückten die Soldaten aber (wieder) so schnell vor, dass deutsche Feldbahnsysteme in ihre Hände fallen und Feldbahnen weiter genutzt wurden. Allerdings können die britischen Truppen nun ihre Versorgung und den Angriff gerade auch in solchen Abschnitten aufrechterhalten, wo der deutsche Rückzug auch ›geordnet erfolgte‹, also Zeit blieb, keine nutzbare Infrastruktur für die Briten zurückzulassen. Die Briten führten in diesem Falle ihre Reserve an Straßentransportmitteln ins Feld, um diese strategische Lücke zu schließen.¹⁰²

Es war die Motorisierung der alliierten Armeen, die ihnen schließlich die notwendige, operative Beweglichkeit verlieh und den Ausschlag gab.¹⁰³ Diese betraf alle Armeen der *Entente*. Frankreichs Heer verfügte bis 1918 insgesamt über fast 90.000 Motorwagen aller Art.¹⁰⁴ Die *American Expeditionary Force* (AEF) verfügte am 1. April 1918 über immerhin 37.959 Kraftwagen und baute auf einen hohen Motorisierungsgrad.¹⁰⁵ Die Kfz-Abteilung der italienischen Armee allein wuchs zwischen 1915 und Oktober 1918 von 500 auf 3.000 Offiziere und von 9.000 auf 115.000 Unteroffiziere und Soldaten an.¹⁰⁶ Die Mittelmächte konnten diesem exponentiellen Zuwachs logistischer Übermacht nichts mehr entgegenstellen.

Die Verfügbarkeit der Kfz-Transporttechnik, gekoppelt an eine angepasste Verwendung – Motorisierung der schweren Artillerie, Gruppierung und Integrierung spezialisierter Reparatur- und Versorgungsdienste¹⁰⁷ – ergibt schließlich jenen logistischen Vorteil, der 1918 kriegsentscheidend wurde. Der Motortransport hängt aber weiterhin von der Belastbarkeit der Straßen ab. Im November 1918 rücken die Alliierten (erneut) schneller vor, als die beschädigten Verkehrswege wiederhergestellt werden können. Dies wird als ein Grund gesehen, wieso Marschall Foch, Oberbefehlshaber der Alliierten, schließlich einem Waffenstillstand zustimmt und

101 Brown 1998, 190ff.

102 Davies 1967, 96 u. 100; Henniker 1937, 450f.; Brown 1998, 197.

103 Sonnenberger/Jehle 2007, 244.

104 Showalter 2000, 83.

105 Abily 2010, 80. Da dieser aber noch weit hinter der Vorgabe von 108.000 Wagen liegt, kauft die US-Armee alle erhältlichen Wagen in Europa auf.

106 Bovio 1984, 168.

107 Van Creveld 1991, 160f.

von einer Eroberung des Feindeslandes absehen muss.¹⁰⁸ Durch ihre strukturellen Sachzwänge hat die Logistik also in hohem Maße über Sieg und Niederlage mitentschieden.

Nach dem Krieg

Der Waffenstillstand vom 11. November 1918 bedeutet nicht das Ende der militärischen Feldbahnen. Sie werden aber nie mehr so starke Verwendung finden wie im Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs. Das jetzt überzählige Material wird überallhin in die Welt verkauft. Heeresfeldbahnen dienen weiterhin in Depots und Festungen, wie in der französischen Maginot-Linie ab 1930.¹⁰⁹ Im Zweiten Weltkrieg werden sie von der Wehrmacht im geringfügigen Umfang und kurze Zeit beim sogenannten ›Sitzkrieg‹ an der Westfront 1939-1940, sowie beim Feldzug gegen die Sowjetunion eingesetzt. Die Entwicklung des Flugwesens macht zu diesem Augenblick die Eisenbahnen jedoch weit anfälliger als noch 1914-1918.

Wie nach dem Ende des ersten der Weltkriege kommt den Heeresfeldbahnen in Deutschland auch nach 1945, wie in den befreiten Gebieten Belgiens und Frankreichs nach 1918, schließlich die Aufgabe zu, die Trümmerfelder des Krieges zu räumen.¹¹⁰

Literaturverzeichnis

Abily 2010 = Abily, Léon: Les Etats-Unis dans la Grande Guerre, Rennes 2010.

Bailly 1999 = Bailly, Roger: Decauville. Ce nom qui fit le tour du monde, Le Mée-sur-Seine 1999.

Baltzer 1916 = Baltzer, F.: Die Kolonialbahnen mit besonderer Berücksichtigung Afrikas, Berlin 1916.

Bovio 1984 = Bovio, Oreste: Le ferrovie italiane nella prima guerra mondiale, in: Canini, Gérard (Hg.): Les Fronts invisibles. Nourrir, fournir, soigner. Actes du colloque international sur la logistique des armées au combat pendant la Première Guerre mondiale, Nancy 1984, 155-170.

Bremm 2013 = Bremm, Klaus-Jürgen: Armeen unter Dampf. Die Eisenbahnen in der europäischen Kriegsgeschichte 1871-1918, Hövelhof 2013.

108 Henniker 1937, VII, XIX. Anmerk.: Ferdinand Foch (1851-1929) wurde erst am 6. August 1918 zum *Maréchal de France* befördert; davor wurde er zum Oberbefehlshaber über die gesamte Westfront ernannt.

109 Truttmann/Lisch 2009, 262; Wahl/Metz 2002, 13 u. 190.

110 Taylorson 2007-2008, Bd. 2, 98; Fach 2012, 86ff.; Gottwaldt 1998, 245 u. 382.

- Brown 1998 = Brown, Ian Malcolm: British logistics on the Western front 1914-1919, Westport 1998.
- Bühler 2003 = Bühler, Andreas Heinrich: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913 (ISSA Wissenschaftliche Reihe), Frankfurt/Main 2003.
- Cazals 2012 = Cazals, Rémy: Tranchées et boyaux, in: Nicolas Offenstadt (Hg.): Le Chemin des Dames. De l'événement à la mémoire (tempus), Paris 2012, 139-154.
- Davies 1967 = Davies, W. J. K.: Light Railways of the First World War. A History of Tactical Rail Communications on the British Fronts 1914-1918, Newton Abbot 1967.
- Deroux 1996 = Deroux, Gilbert: Technique ferroviaire et art militaire. Innovations et influences réciproques, in: Revue d'histoire des chemins de fer 15 (1996), 145-166.
- Doumenc 1984 = Doumenc, André: Les transports automobiles pendant la guerre de 1914-1918, in: Canini, Gérard (Hg.): Les Fronts invisibles. Nourrir, fournir, soigner. Actes du colloque international sur la logistique des armées au combat pendant la Première Guerre mondiale, Nancy 1984, 371-380.
- Dunn 2009 = Dunn, Richard: Narrow Gauge to No Man's Land. U.S. Army 60 cm Gauge Railways of the First World War in France, Los Altos 2009.
- Englander 1984 = Englander, David: Manpower in the British Army 1914-1918, in: Canini, Gérard (Hg.): Les Fronts invisibles. Nourrir, fournir, soigner. Actes du colloque international sur la logistique des armées au combat pendant la Première Guerre mondiale, Nancy 1984, 93-102.
- Fach 2002 = Fach, Rüdiger: Günter Krall, Heeresfeldbahnen der Kaiserzeit, Nordhorn 2002.
- Fach 2012 = Fach, Rüdiger: Frank Steuber, Feldbahnen im Dritten Reich, Freiburg 2012.
- François 2013 = François, Guy: L'artillerie lourde à tracteurs (A.L.T.), in: Tranchées 14 (2013), 24-35.
- Gaber 2003 = Gaber, Stéphane: La première ligne dans le système fortifié Séré de Rivières du nord-est, in: Annales de l'Est 53/6/2 (2003), 261-276.
- Goloubinoff 2011 = Goloubinoff, Véronique: Les petits trains de la Grande Guerre. La voie de 0,60 m militaire en 1914-1918, Ivry-sur-Seine 2011, in: ECPAD, URL: <http://www.ecpad.fr/wp-content/uploads/2011/04/les-petits-trains-de-la-grande-guerre.pdf>. Letzter Zugriff: 20.06.2014.
- Gottwaldt 1998 = Gottwaldt, Alfred B.: Heeresfeldbahnen. Bau und Einsatz der militärischen Schmalspurbahnen in zwei Weltkriegen (Anmerk.: Paul Dost ist der Autor des Teiles über den Ersten Weltkrieg), Stuttgart 1998.
- Groß 2006 = Groß, Gerhard P.: Im Schatten des Westen. Die deutsche Kriegführung an der Ostfront bis Ende 1915, in: Gerhard P. Groß (Hg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung (Zeitalter der Weltkriege 1), Paderborn u.a. 2006, 49-64.
- Heinze 2008 = Heinze, Dieter: Räder rollen für den Krieg. Die militärische Nutzung der Eisenbahn von den frühen Anfängen bis 1989, Leipzig 2008.

- Henniker 1937 = Henniker, A. M. (Hg.), *Transportation on the Western Front 1914-1918* (History of the Great War), London 1937.
- Horne 2010 = Horne, John: *Vers la guerre totale. Le tournant de 1914-1915*, Paris 2010.
- Hughes 2010 = Hughes, I. G.: *Hunslet 1215. A War Veteran's Story* (The Oakwood Press X99), Usk 2010.
- Jager 2007 = Jager, George: *Sinews of Steel. Canadian Railway Troops on the Western Front 1914-1918*, in: *Canadian Army Journal* 10/3 (2007), 65-79.
- Knipping 2004 = Knipping, Andreas: *Eisenbahnen im Ersten Weltkrieg*, Freiburg 2004.
- Kuß 2010 = Kuß, Susanne: *Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts* (Studien zur Kolonialgeschichte, 3), Berlin 2010.
- Lepage 1996 = Lepage, Pierre: *De la mobilisation à la concentration. Le plan de transport français en août 1914*, in: *Revue d'histoire des chemins de fer* 15 (1996), 73-87.
- Linnenkohl 1990 = Linnenkohl, Hans: *Vom Einzelschuss zur Feuerwalze. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg*, Koblenz 1990.
- Macksey 1989 = Macksey, Kenneth: *For Want of a Nail. The Impact on War of Logistics and Communications*, London 1989.
- Meignier 2007 = Meignier, Alain: *Le chemin de fer militaire à voie de 60. Vie et œuvre du colonel Péchot*, Colmar 2007.
- Militärgeschichtliches Forschungsamt 1983 = Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): *Abschnitt IX, Grundzüge der militärischen Kriegsführung 1648-1939* (Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939, Bd. 6), München 1983.
- Mosse 1999 = Mosse, George L.: *De la Grande Guerre au totalitarisme. La brutalisation des sociétés européennes* (Histoires), Paris 1999.
- Müller 2009 = Müller, Rolf-Dieter: *Militärgeschichte*, Köln 2009.
- Peschaud 1926 = Peschaud, Marcel: *Politique et fonctionnement des transports par chemin de fer pendant la guerre* (Histoire économique et sociale de la guerre mondiale. Série française 22), Paris 1926.
- Peschaud 1927 = Peschaud, Marcel: *Les chemins de fer allemands et la guerre*, Paris 1927.
- Puig 1996 = Puig, Pascal: *Le Meusien. Utilisation d'une voie métrique par l'armée française 1914-1918*, in: *Revue d'histoire des chemins de fer* 15 (1996), 88-116.
- Reichsarchiv 1928 = Reichsarchiv (Hg.): *Das deutsche Feldeisenbahnwesen 1, Die Eisenbahnen zu Kriegsbeginn* (Der Weltkrieg 1914 bis 1918, Bd. 1), Berlin 1928.
- Reichsarchiv 1933 = Reichsarchiv (Hg.): *Die militärischen Operationen zu Lande* (Der Weltkrieg 1914 bis 1918, Bd. 9), Berlin 1933.
- Rohde 1984 = Rohde, Horst: *Faktoren der deutschen Logistik im Ersten Weltkrieg*, in: *Canini, Gérard (Hg.): Les Fronts invisibles. Nourrir, fournir, soigner. Actes du colloque international sur la logistique des armées au combat pendant la Première Guerre mondiale*, Nancy 1984, 103-122.

- Röhr 1967 = Röhr, Gustav: Die Feldspurbahnen Südwestafrikas. 1000 km auf 600 mm Spur, Krefeld 1967.
- Röll 1914 = Röll, Freiherr von: Feldbahnen für militärische Zwecke, in: Freiherr von Röll, Enzyklopädie des Eisenbahnwesens 5, Berlin-Wien 1914, 54-58.
- Schmidt-Richberg 1968 = Schmidt-Richberg, Wiegand: Von der Entlassung Bismarcks bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1890-1918) (Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648-1939, Bd. 5), Frankfurt/Main 1968.
- Showalter 2000 = Showalter, Dennis E.: Mass Warfare and the Impact of Technology, in: Chickering, Roger (Hg.): Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front 1914-1918 (Publications of the German Historical Institute), Cambridge 2000, 73-94.
- Sonnenberger/Jehle 2007 = Sonnenberger, Franz/Jehle, Manfred (Hg.): Zug der Zeit – Zeit der Züge. Deutsche Eisenbahn 1835-1985. Bd. 1, Berlin 2007.
- Stanfel 2008 = Stanfel, Dieter: K. u. K. Militär-Feldbahnen im Ersten Weltkrieg. Die k. u. k. Lokomotivfeldbahn Nr. 1, Österreich-Ungarns Feld- und Rollbahnen, Hövelhof 2008.
- Stone 1975 = Stone, Norman: The Eastern Front 1914-1917, London 1975.
- Storz 1992 = Storz, Dieter: Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg (Militärgeschichte und Wissenschaften 1), Herford 1992.
- Strachan 1983 = Strachan, Hew: European Armies and the Conduct of War, London 1983.
- Strachan 2004 = Strachan, Hew: Stratégie, in: Audouin-Rouzeau, Stéphane/ Becker, Jean-Jacques (Hg.): Encyclopédie de la Grande Guerre 1914-1918. Histoire de culture, Paris 2004, 421-435.
- Strachan 2005 = Strachan, Hew: The First World War, New York 2005.
- Strachan 2006 = Strachan, Hew: Die Ostfront. Geopolitik, Geographie und Operationen, in: P. Groß, Gerhard (Hg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung (Zeitalter der Weltkriege 1), Paderborn 2006, 11-26.
- Taylorson 2007-2008 = Taylorson, Keith: Narrow Gauge at War (Bd. 1-2), Norfolk 2007-2008.
- Truttmann/Lisch 2009 = Truttmann, Philippe/ Lisch Frédéric: La muraille de France ou la ligne Maginot. La fortification française de 1940, sa place dans l'évolution des systèmes fortifiés d'Europe occidentale de 1880 à 1945, Thionville 2009.
- Van Creveld 1991 = Van Creveld, Martin: Technology and War. From 2000 B.C. to the Present, London 1991.
- Van Creveld 2000 = Van Creveld, Martin: World War I and the Revolution in Logistics, in: Chickering, Roger (Hg.): Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front 1914-1918 (Publications of the German Historical Institute), Cambridge 2000, 57-72.
- Van Crefeld 2009 = Van Creveld, Martin: Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton, Cambridge 2009.

Wahl 2002 = Wahl, Jean-Bernard/Metz, Jean: Chemins de fer militaires à voie de 60. Du système Péchot à la ligne Maginot, Ostwald 2002.

Winter 2000 = Winter, Jay (Hg.): The Great War and the Twentieth Century, New Haven 2000.

Wolmar 2012 = Wolmar, Christian: Engines of War. How Wars Were Won and Lost on the Railways, London 2012.

Seemacht in Übersee

Kanonenbootpolitik als Praxis des Imperialismus

CORD EBERSPÄCHER

Mit der Ausbreitung von Handel und Machtpolitik nach Afrika, Amerika und Asien im Zuge der europäischen Expansion erreichte die Frage der Beherrschung des Raums über See eine völlig neue Bedeutung. Die Räume, die zunächst erkundet und dann stückweise den eigenen Interessen entsprechend erschlossen wurden, übertrafen in ihren Dimensionen alle Erfahrungshorizonte. Dabei liefen die entscheidenden Kommunikationslinien über See. Ohne ihre Kriegs- und Handelsschiffe wären weder die Kolonialreiche Portugals und Spaniens noch die Reiche der großen Handelskompanien der Niederländer und Briten denkbar gewesen.

Doch die Möglichkeiten dieser »hölzernen Welt«¹ waren begrenzt. Zwar hatten die Schiffe der frühen Neuzeit eine enorme Reichweite, aber einer effektiven Machtausübung wurden durch die limitierten Möglichkeiten von Kommunikation, Navigation und Manövrierfähigkeit Grenzen gesetzt. Gerade das Operieren in Küsten- und Binnengewässern war mit den seegängigen Schiffen unter Segeln kaum möglich.

Die »Kanonenbootpolitik«, wie im Anschluss noch erläutert wird, ist ein Produkt der späten Neuzeit, speziell des 19. Jahrhunderts. Der Einsatz von Seestreitkräften im Rahmen imperialistischer Machtentfaltung ist auf das Engste mit der Industrialisierung und den damit neu gewonnenen technischen Möglichkeiten verbunden. Dieses neue Zeitalter der Machtprojektion über See gab den Staaten, die über die richtigen Mittel verfügten, die Macht, an jedem Punkt des Globus zuzuschlagen, der noch über das Wasser erreichbar war. Dabei genügte im besten Fall die bloße Anwesenheit eines Kriegsschiffes, um Aufstände zu unterdrücken oder politische Entscheidungen zu erzwingen – Kanonenbootpolitik sollte im Regelfall unterhalb der Schwelle zur kriegerischen Auseinandersetzung bleiben.

Was ist Kanonenbootpolitik?

So klar der Begriff der Kanonenbootpolitik und seiner Epoche scheint, so schwierig ist er zu fassen. Obwohl er bis heute immer wieder gerne verwendet wird und

1 Zum Begriff »the Wooden World« siehe Keegan 1990, 1.

jeder Autor damit offenbar klare Vorstellungen verbindet, sind Definitionen Mangelware.² Der niederländische Historiker Anselm J. van der Peet wies noch 1999 auf diese Schwierigkeiten hin: »Soviel der Begriff auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen gebraucht wird, so schwierig lässt er sich in eine klare Definition fassen.«³ Auffällig ist die fast vollständige Abwesenheit des Begriffs in den meisten Lexika; das Stichwort ›Kanonenbootpolitik‹ fand als »Demonstration militärischer Macht zur Durchsetzung politischer Ziele« erst 1992 Aufnahme in den *Duden*.⁴ So erwähnt *Meyers Lexikon* von 1926 lediglich, dass Kanonenboote im Auslandsdienst verwendet werden.⁵ Der *Große Herder* führte 1933 den Einsatz in den Kolonien an.⁶ Das Gleiche gilt für *Meyers Lexikon* von 1939, den *Großen Brockhaus* von 1955 und die *Brockhaus Enzyklopädie* von 1970.⁷ Erst die *Brockhaus Enzyklopädie* von 1990 erwähnt den Begriff kurz unter dem Stichwort »Kanonenboot« im Rahmen »machtpolit. Demonstrationen«.⁸ Die Abwesenheit des Begriffs *gunboat diplomacy* gilt weitgehend auch für den angloamerikanischen Raum, beispielsweise für die *Encyclopedia Britannica*. Lediglich die *Encyclopedia Americana* erwähnt den Begriff als eine Praxis zwischen 1880 und 1900 und nennt als Beispiel unter anderem die Niederschlagung des Boxeraufstands.⁹ Es bleibt zu erwähnen, dass die britische *Everyman's Encyclopedia* von 1972 den Begriff zwar ebenfalls nicht kennt, aber unter den Einsatzgebieten namentlich den Nil und den Jangtse erwähnt, wo Kanonenboote wertvolle Dienste in der ersten Hälfte des Jahrhunderts geleistet hätten.¹⁰

Der Begriff der ›Kanonenbootpolitik‹ bzw. *gunboat diplomacy* wird auch ohne feste Definition besonders im angloamerikanischen Raum häufig verwendet. Obwohl sich verschiedene Autoren bemüht haben, das ›Zeitalter der Kanonenbootpolitik‹ einzugrenzen, ist aus der Verwendung des Begriffs deutlich zu ersehen, dass er zeitlich nur schwer festzulegen ist – möglicherweise dauert dieses Zeitalter in abgewandelter Form bis heute an. Anthony Preston und John Major setzen mit ihrer Untersuchung im Krimkrieg ein und schildern die zentrale Rolle des Kanonenboots in der überseeischen Politik Großbritanniens im viktorianischen Zeitalter.¹¹ Sie bieten auch eine der seltenen Definitionen des Begriffs: »The use of warships in

2 Vgl. Wiechmann 2002, 11-12.

3 »Hoewel het begrip vaak gebruikt woord op het gebied van de internationale betrekkingen, kan het moeilijk gevat worden in en duidelijke definitie«, Peet 1999, 17.

4 Wiechmann 2002, 3

5 *Meyers Lexikon* (Bde. 7 u. 6), Leipzig 1926, 950.

6 *Der Große Herder* (Bde. 4 u. 6), Freiburg i. Br. 1933, 1015.

7 *Meyers Lexikon* (Bde. 8 u. 6), Leipzig 1939, 807; *Der Große Brockhaus* (Bd. 6) Wiesbaden 1955, 216; *Brockhaus Enzyklopädie* (Bde. 17 u. 9), Wiesbaden 1970, 712.

8 *Brockhaus Enzyklopädie* (Bde. 19 u. 11), Mannheim 1990, 420f.

9 *Encyclopedia Americana*, International Edition 1973 (Bd. 13), 614. Die Ausgabe von 1994 enthält den gleichen Eintrag.

10 *Everyman's Encyclopedia* (Bd. 6), London 1972, 203f.

11 Preston/Major 1967.

peacetime to further a nation's diplomatic and political aims«. ¹² Preston und Major machen an dieser Stelle gleichzeitig darauf aufmerksam, dass die Kanonenbootpolitik nach dieser Definition weder alt noch besonders neu sei, heben aber ihren Schwerpunkt im 19. Jahrhundert hervor.

Sicherlich kam der Kanonenbootpolitik – zumal nach der Einführung des Schiffstyps, der ihr den Namen gab – gerade im 19. Jahrhundert eine besondere Rolle zu. Dieses Jahrhundert gilt entsprechend auch als das klassische Zeitalter der Kanonenbootpolitik. Die Definition von Preston und Major verweist aber auch in das 20. Jahrhundert, denn die Verwendung militärischer Machtmittel zur Erlangung politischer Ziele reicht bis in die Gegenwart. So beginnt James Cable seine Betrachtungen über »Gunboat Diplomacy« mit dem Jahr 1919 und führt sie bis weit in die Zeitgeschichte fort. Cable beklagt die zunehmende Unschärfe des Begriffs, hebt aber gleichzeitig hervor, dass dieses politisch-militärische Konzept mit dem gleichnamigen Schiffstyp verschwunden sei. ¹³ Erst 1999 verwies ein US-amerikanischer Autor auf die bemerkenswerten Parallelen zwischen der Gegenwart und der Lage zum Ende des 19. Jahrhunderts. ¹⁴

Dieses Grundkonzept, nämlich begrenzte militärische Macht unterhalb der Ebene des Krieges zur Erlangung politischer Ziele einzusetzen, scheint in der Neuzeit nicht an Aktualität verloren zu haben. Auch die Einführung neuer Begrifflichkeiten wie »Diplomatie des Zwangs« (*coercive diplomacy*) ¹⁵ grenzt das politische Mittel von der altmodisch und negativ erscheinenden Kanonenbootpolitik ¹⁶ weniger praktisch als rhetorisch ab. Lennart Souchon hob in einer Untersuchung über Seemacht und Außenpolitik 1983 beispielsweise hervor, der »schillernde Begriff ›Kanonenbootpolitik‹ sei »im Deutschen mit spezifischen Assoziationen belastet«:

»Der Einsatz von Seestreitkräften im Rahmen einer ›Kanonenbootpolitik‹ rückt m. E. die Frage der Legalität und der Legitimität in den Vordergrund. Da dieses Problem in den folgenden Untersuchungen nicht zur Debatte steht, könnte die Verwendung des Begriffes ›Kanonenbootpolitik‹ zu Mißverständnissen führen. Er wird daher nicht weiter verwendet«. ¹⁷

12 Preston/Major 1967, 3.

13 Cable 1995, 1ff.

14 Fry 1999, 41.

15 US-Verteidigungsminister William Perry erläuterte 1994 diese Strategie der »Diplomatie des Zwangs« mit Blick auf Konfliktherde wie Haiti, Korea oder Bosnien, die zusammen mit Sanktionen oder diplomatischen Schritten zu »Ergebnissen unterhalb der Schwelle des Krieges« führen sollten, Süddeutsche Zeitung vom 16.08.1994.

16 Paul G. Halpern spricht bereits über den Einsatz von Kanonenbooten auf Euphrat und Tigris während des Ersten Weltkriegs als »classic example of old-fashioned ›gunboat diplomacy‹«, Halpern 1994, 128.

17 Souchon 1983, 13.

Edward N. Luttwak benutzte 1974 in seinem Werk *The Political Uses of Sea Power* den Begriff ›armed suasion‹¹⁸ als Oberbegriff für alle Formen der politischen Anwendung von militärischer Macht, bei der die *coercive diplomacy* lediglich eine Option eines vielseitigen Instrumentariums sei.¹⁹ Bemerkenswerterweise sieht Luttwak für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in dem Führen von begrenzten Kriegen, die Vorteile sorgfältig gegen politische Ziele abwägen, direkte Analogien zu den Kolonialkriegen vor 1914, ohne jedoch den Begriff *gunboat diplomacy* zu erwähnen.²⁰ Eher kurios mutet an, dass eine neuere Studie die Ansicht vertritt, für den »Einsatz von Seestreitkräften im Dienste der Außenpolitik« habe sich »der Begriff ›Naval Diplomacy‹ (Marinediplomatie) durchgesetzt.«²¹ Überzeugender klingt dagegen der Begriff ›Power Projection from the Sea‹, den Anselm van der Peet in seinem Werk über niederländische Kanonenbootpolitik verwendet.²² In den letzten Jahren ist besonders in den USA noch ein weiterer Begriff in Gebrauch gekommen, der eine moderne Form der Kanonenbootdiplomatie umschreibt: [*Military*] *Operations Other Than War* ([M]OOTW). Ein Hauptmann des *U.S. Marine Corps* betonte 1998 die Notwendigkeit eines Konzepts für die Landungstruppen in solchen Operationen, die von humanitärer Hilfe bis zu regelrechter Kriegführung reichen könnten,²³ und ein Oberst der *U.S. Army* wies 1999 im *Military Review* auf die wachsende Bedeutung derartiger Missionen gegenüber der traditionellen Ausrichtung auf einen klassischen Krieg hin.²⁴ In diesem Sinn äußerten sich zahlreiche weitere Artikel, die sich zum großen Teil vor allem auf die praktische Umsetzung dieser Art moderner Kanonenbootpolitik konzentrierten.²⁵ Wie aktuell Kanonenbootpolitik auch als Begriff dennoch ist, belegte noch 1999 eine Werbeanzeige für den Bau von Flugzeugträgern für die *U.S. Navy* der *Newport News Shipbuilding*, welche den Titel »90 000 Tons of Diplomacy« hatte.²⁶

Auch in Deutschland scheint das Thema aktueller denn je zu sein. Mit den Debatten um die Frage der Auslandseinsätze der Bundeswehr besonders seit den 1990er Jahren steht die Frage von Interventionen in Übersee und auch nach der Rolle der Marine bei solchen Operationen wieder auf der Tagesordnung. In bemerkenswerter Analogie zur Rhetorik der Flottendebatten im Kaiserreich wies Generalleutnant Manfred Eisele 1998 darauf hin, dass Deutschland der Blick seewärts fehle, was er angesichts der Bedeutung der Meere als Rohstoffreservoir und der Verletzlichkeit

18 Luttwak 1974, passim.

19 Ebenda, 7.

20 Ebenda, 53.

21 Jopp 1989, 24, Fußnote 24.

22 Peet 1999, 19f.

23 Packard 1998, 28-31.

24 Johnson 1998, 68-74.

25 Glazier 1999, 32-35; Krulak 1999, 50-52; Kuzmick/McNamara 1999, 52-55.

26 PUSNI 1999, 13. Zur historischen Herleitung der modernen Praxis vgl. Dorman/Otte 1995.

der internationalen Schifffahrtswege als Problem skizzierte.²⁷ Die Diskussion über Auslandseinsätze der Bundeswehr wird intern bereits seit Jahren geführt, wie die Arbeiten von Lennart Souchon sowie Erich Vad und Jörg Ringe zeigen.²⁸ Vad und Ringe erörtern in ihrer Arbeit die Fragen von Kanonenbootpolitik und militärischer Interventionsfähigkeit als Optionen für die Sicherheitspolitik der Bundesrepublik Deutschland.²⁹ Kanonenbootpolitik wird hier allerdings fast ausschließlich anglo-amerikanisch gesehen, eine deutsche Kanonenbootpolitik hat gleichsam keine historische Dimension.³⁰ Dies galt auch für weite Teile der Berichterstattung über die Ostasienreise eines Verbandes der deutschen Marine 1997: Die *Wilhelmshavener Zeitung* meldete, dass China bzw. Schanghai zum ersten Mal von einem deutschen Marineverband besucht würde.³¹

Eine genaue zeitliche Eingrenzung ist schwierig, weder lässt sich ein fester Beginn eines Zeitalters der Kanonenbootpolitik festlegen, noch scheint ihr Ende eindeutig – zumal Elemente des Konzepts bis in die Gegenwart fortzuwirken. Um den Begriff handhabbar zu halten, ist eine Eingrenzung allerdings sinnvoll. Hilfreich ist es dabei, zwei Elemente in Verbindung zu bringen: das Zeitalter des Imperialismus mit dem Typus des Kanonenboots.

Kanonenbootpolitik als imperialistische Praxis

Die Kanonenbootpolitik war ein wichtiges Element der Herrschaftspraxis des Imperialismus. Die Präsenz von Kriegsschiffen auch in Friedenszeiten diente der Festigung der Herrschaft in den bereits annektierten Kolonien und der Durchsetzung eigener Vorstellungen gegenüber ganz oder teilweise unabhängigen Staaten oder Gemeinwesen. Sie war damit sowohl ein Element der Kolonialherrschaft wie auch des *informal empire*. Der Aufstieg der Kanonenbootpolitik geht somit einher mit der zunehmenden Kolonialisierung der Welt durch ›den Westen‹ im Verlauf des 19. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte die Anwendung dieser Art der Diplomatie schon fast zur nicht mehr hinterfragten Selbstverständlichkeit geworden war.

Die Länder, in denen Kanonenbootpolitik zur Anwendung kam, waren entsprechend die Teile der Welt, die dem Westen machtpolitisch unterlegen waren – Kanonenbootpolitik ist auch ein Ausdruck militärpolitischer Asymmetrie. Das

27 Nordwest-Zeitung vom 16.05.1998. Bereits zehn Jahre zuvor hatte Karl Friedrich Schinkel ganz ähnlich in Deutschland ein fehlendes »Verständnis für die See« beklagt, Schinkel 1988, 194-199.

28 Souchon 1980 u. Vad/Ringe 1990.

29 Vad/Ringe 1990, 33ff.

30 Eine Ausnahme bildet ein Artikel von Heinrich Walle, der Anfang der 1980er Jahre hinsichtlich der Einsätze des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders direkte Analogien zum Charakter des Nordatlantikverbandes der NATO (STANAVFORLANT) konstatierte, Walle 1983, 32-60.

31 Wilhelmshavener Zeitung vom 25.07.1997.

wird im Besonderen an den Weltregionen deutlich, in denen sie nicht funktionierte. Das waren zum einen die ABC-Staaten Südamerikas, also Argentinien, Brasilien und Chile, die selbst über so starke Marinestreitkräfte verfügten, dass die Präsenz eines Schiffes »gleichbedeutend war mit keinem Schiff«. ³² Wie sich ein Staat vom Status als Objekt der Kanonenbootpolitik emanzipieren und selbst zu einem Anwender dieser Diplomatie werden konnte, zeigt wiederum das Beispiel Japan, das spätestens nach dem Sieg über China 1894/95 nicht mehr durch die Präsenz kleiner Marineverbände oder gar einzelner Schiffe zu beeindrucken war. ³³

Die Herausbildung dieses Systems war eng mit den wachsenden technischen Möglichkeiten verknüpft. Ein wesentliches Element für die charakteristischen Operationsmöglichkeiten der Kanonenboote war der Dampftrieb: »steam provided tactical flexibility«. ³⁴ Die Geburt des eigentlichen modernen Kanonenboots wird oft mit dem Krimkrieg (1853-1856) und den Operationen auf dem Schwarzen Meer in Verbindung gebracht. ³⁵ Tatsächlich kamen während des Krimkriegs erstmals gepanzerte Dampfkanonenboote zum Einsatz, die das Ende der klassischen Segelkriegsschiffsära einläuteten. ³⁶ Dabei hatten diverse Marinen bereits ab den 1820er Jahren ernsthaft begonnen, mit den technischen Möglichkeiten des Dampftriebs zu experimentieren, und dabei auch bereits durchschlagende Erfolge verbucht.

Der entscheidende Durchbruch erfolgte technisch wie politisch wohl im Zuge des Ersten Opiumkriegs in China von 1839 bis 1842 – das auf lange Zeit eines der Felder der Kanonenbootpolitik par excellence bleiben sollte. Das chinesische Vorgehen gegen den britischen Opiumschmuggel und gegen die damit verbundene Kaufmannschaft in Kanton

»called imperatively on our part for stronger measures than had yet been resorted to; and such measures were at once adopted [...] direct object being to ensure the speedy departure of an adequate force for the protection of British subjects and British trade in China, and to demand proper reparation for the violence and insult offered to Her Majesty's representative«. ³⁷

Dafür wurden Schiffe benötigt, die auf Flüssen und an der Küste operieren konnten, und die gleichzeitig entsprechend bewaffnet und geschützt waren. Das erste Schiff dieser Art war der Raddampfer *H.M.S. Nemesis*. Erst 1839 fertiggestellt, kam die *Nemesis* in einem Gefecht vor der Bocca Tigris nahe der Mündung des Perlfusses, dem Zugang zu Kanton, zum ersten Mal zum Einsatz. Der eiserne Rumpf,

32 Wiechmann 2002, 183.

33 Eberspächer 2011, 69.

34 Perret 2000, 10.

35 Beispielsweise noch Perret 2010, 12 u. 17ff.

36 Israel/Gebauer 1988, 13.

37 Hall 1844, 1.

die schwere Bewaffnung mit zwei 32-Pfündern und nicht zuletzt die Kombination aus geringem Tiefgang und Dampftrieb, die das Operieren in Küsten- und Binnengewässern ermöglichten, machten die *Nemesis* für die chinesischen Flottillen praktisch unbesiegt; in chinesischen Augen wurde sie zum ›Teufelsschiff‹. Die chinesische Küste bildete hier den Testfall für den Einsatz solcher Schiffe in ganz Asien – und darüber hinaus.

Auch wenn die Schiffe weiterentwickelt wurden und sich stark veränderten, blieb doch ihr Aufgabenfeld mindestens bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs weitgehend gleich:

»Die heutigen Träger dieses Namens weisen in keiner Weise mehr Ähnlichkeit mit den Kanonenbooten auf, nach welchen sie benannt worden sind. Der einzige Zusammenhang zwischen ihnen kann höchstens darin gesucht werden, daß auch die modernen, als Kanonenboote bezeichneten Fahrzeuge, vorwiegend in flachen Küstengewässern und Flußmündungen ihre Hauptverwendung finden.«³⁸

Deutsche Kanonenbootpolitik in China

Die vorliegende Betrachtung zur Kanonenbootpolitik kann die Breite des Themas selbstverständlich nur in Umrissen wiedergeben. Die Praxis der Kanonenbootpolitik soll deshalb im Folgenden an einem konkreten Beispiel behandelt werden: der deutschen Kanonenbootpolitik in China. Wie bereits ausgeführt, war China über einen langen Zeitraum eine der Regionen, in der Kriegsschiffe besonders oft politisch eingesetzt wurden. China war vor dem Ersten Weltkrieg die bedeutendste deutsche Marinestation in Übersee, es war geradezu selbstverständlich, »daß unsere Hauptmacht an Kriegsschiffen in Ostasien, in den chinesischen Gewässern stationiert ist«.³⁹ Diese sollten für Deutschlands Geltung die Flagge zeigen, »denn in Übersee gilt, wie überall in der Welt, nur die reale Macht«.⁴⁰ Preußen bzw. Deutschland war wie die anderen Großmächte auch an Kanonenbootpolitik interessiert und beteiligt, allerdings in einem leichter zu definierenden zeitlichen Rahmen: Er reicht von den Flottenplänen von 1848 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

In der Kanonenbootpolitik war Deutschland eine verspätete Kolonialmacht einer ›verspäteten Nation‹. Machtprojektion über See gehörte in den 1840er Jahren noch in das Reich der Fantasie, schon allein mangels materieller Voraussetzungen: Anfang der 1840er Jahre bestand die preußische Flotte aus dem Schulschiff *Amazon* und

38 Reventlow 1901, 132.

39 Kühlwetter 1914, 851.

40 Siehe der Artikel: Der Ausbau der deutschen Kriegsmarine, in: Export: Organ des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung Deutscher Interessen im Ausland (Berlin), 14.10.1897, 553-555, hier 554.

einigen Ruderkanonenbooten. Gleichwohl richtete sich auch in dieser Phase der Blick bereits nach Übersee:

»In der Wirtschaftskrise der vierziger Jahre konnte der Sinn für die hohen Aufwendungen der Flotte nach Meinung einsichtiger Leute nur darin bestehen, Deutschland durch Ankurbelung seines Handels wirtschafts- und sozialpolitisch zu konsolidieren, und zwar gegebenenfalls durch den Einsatz maritimer Machtmittel gegenüber den Handelspartnern in der ›Dritten Welt‹.«⁴¹

Noch 1846 veröffentlichte eine Gruppe deutscher Kaufleute in China einen Brief an die preußische Regierung in der Presse. Sie beklagten, dass die anderen Nationen bereits offizielle Vertretungen unterhielten, dagegen »die Deutschen noch bisher allen Schutzes, durch ein von den Chinesen anerkanntes Organ, beraubt gewesen, und sind ganz auf sich selbst angewiesen«, durch die »dem großen Haufen der Chinesischen Bevölkerung so zu sagen eingepflichtete Abneigung gegen alles Fremde« bestehe Gefahr für Leib und Leben, bei Strandung oder Piraterie gäbe es erhebliche Schwierigkeiten, Entschädigung zu erlangen.⁴² Wie schwierig es sein konnte, im Notfall der Vorstellung vom eigenen Recht Geltung zu verschaffen, zeigte noch 1857 der Fall der Plünderung der Mannschaft der oldenburgischen Bark *Texas*.⁴³ Die *Texas* war auf der Reise von Ningbo nach Amoy in einen Taifun geraten, die Mannschaft musste das Schiff aufgeben und wurde von einer chinesischen Dschunke an Bord genommen. Die Dschunke strandete wenige Tage später im Sturm an der Küste und die Besatzungen der Dschunke und der *Texas* wurden von Küstenbewohnern vollständig ausgeplündert. Das oldenburgische Staatsministerium wandte sich an die preußische Regierung, um eine Entschädigung zu erlangen. Diese bat wiederum Großbritannien um Unterstützung und wies ihren Konsul in Kanton, Richard von Carlowitz, an, sich der Sache anzunehmen. Carlowitz sah sich außerstande, etwas zu erreichen. Solange keine preußischen Kriegsschiffe in den chinesischen Gewässern in solchen Fällen militärisch auftreten könnten, habe es gar keinen Zweck, etwas zu unternehmen. Weiterhin gab er seiner Hoffnung Ausdruck, »daß die neulich in den Zeitungen verbreitete Nachricht von dem Herauskommen einer Preußischen Fregatte sich bewahrte.«⁴⁴ Carlowitz hatte bereits 1853 die Entsendung eines preußischen Kriegsschiffes angeregt, die preußische Admiralität aber hatte erklärt, dazu nicht in der Lage zu sein.⁴⁵

41 Petter 1982, 169.

42 Börsen-Halle, 31.10.1846.

43 Eberspächer 2001.

44 Carlowitz an Manteuffel, Macao, 20.04.1858, GStA, Abt. III HA 2.4.1. Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, II Handelspolitische Abteilung, Best. 5090.

45 Martin 1991, 212.

Auch in Deutschland war man sich durchaus der Problematik bewusst. Bereits die Bildung der Bundesflotte von 1848 hatte in Denkschriften und Planungen unter dem Einfluss von Freihandelsideologie und Navalismus gestanden und war auf den Einsatz deutscher Kriegsschiffe in Übersee ausgerichtet. Die Hamburger Marinekommission sah die »Stationirung von Kriegsfahrzeugen in solchen Gegenden« vor, »wo deutscher Handel oder deutsche Einwohner des Schutzes bedürfen, oder wo neue Handelsbeziehungen zu begründen sind«. ⁴⁶ Als Stationen wurden neben Nord- und Südamerika und Westindien auch China und Ostindien aufgeführt. Diese Stationen sollten mit 15 schweren Kriegsschiffen, unterstützt durch Kanonenboote, besetzt werden. Die Kommission hatte keine Zweifel, dass der Aufwand gerechtfertigt sei, schließlich sollten die Kriegsschiffe »nach dem Motto ›der Handel folgt der Flagge‹ die Interessen hinter sich herziehen«. ⁴⁷ Auch Prinz Adalbert von Preußen, einer der eifrigsten Verfechter der Bildung einer Marine, äußerte sich in einer Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte zu der Bedeutung der Marinepräsenz im Ausland: »Ebenso würden wir unserer jungen Flagge in den chinesischen Gewässern diejenige Achtung nöthigenfalls erzwingen können, deren dort die anderen seefahrenden Nationen bereits genießen«. Auch er sah vor, den deutschen Handel durch die Einrichtung von Marinestationen zu schützen, die durch einzelne Fregatten oder gegebenenfalls auch ein Geschwader besetzt werden würden. ⁴⁸ Prinz Adalbert orientierte sich bei dieser Einteilung an den Stationen der Royal Navy. Jene wurde später von der Marine des Norddeutschen Bundes und der kaiserlichen Marine weitgehend umgesetzt. Zunächst blieb von den hochtrabenden Plänen wenig, nach dem Scheitern der Flottenpläne waren »nur noch ein Trümmerfeld guter Absichten und eine Flottille auf der Weser« übrig geblieben, und die Planungen der preußischen Marine sahen bis 1858 keine globalen Aufgaben vor. ⁴⁹

Dies änderte sich erst mit der Entsendung der preußischen Ostasienexpedition. Obwohl diese Expedition unter der Leitung Friedrichs zu Eulenburg in erster Linie diplomatischen Charakter hatte und Handelsverträge mit China, Japan und Siam abschließen sollte, stand ihre Entsendung doch unter den Vorzeichen militärmaritimer Machtprojektion – wenn auch mit deutlich begrenzten Mitteln. Mit der Kabinettsorder vom 15. August 1859 wurde der Abschluss von Handels- und Schifffahrtsverträgen mit China, Japan und Siam zum Hauptzweck des Unternehmens bestimmt, aber der offizielle Expeditionsbericht führte unter den Zielen neben der Einrichtung einer diplomatischen Vertretung auch ausdrücklich das Zeigen der Flagge auf. ⁵⁰ Preußen sollte als Großmacht vertreten werden, Eulenburgs Ins-

46 Zit. n. Petter 1982, 154f.

47 Ebenda.

48 Preußen 1848, 20.

49 Petter 1975, 20 u. 28ff.

50 Die preußische Expedition nach Ostasien nach amtlichen Quellen (Bd. 1), Berlin 1864, XII.

truktionen sahen bei Widerständen auch die Anwendung von Waffengewalt vor.⁵¹ Die Möglichkeiten waren gleichwohl begrenzt, das Geschwader bestand aus vier Schiffen, von denen nur das Flaggschiff, die Dampfkorvette *S.M.S. Arcona*, und die Segelfregatte *Thetis* als Kriegsschiffe anzusehen waren, der Schoner *Frauenlob* und das Segeltransportschiff *Elbe* waren ausschließlich zum Transport von Vorräten und Waren bestimmt. Außerdem hatten fast alle beteiligten Staaten Warenmuster zur Mitnahme geschickt, und selbst die beiden Kriegsschiffe waren dermaßen überladen, dass sie nur eingeschränkt manövrierfähig waren.

Die Eulenburg-Expedition konnte aber für das geforderte staatliche und militärische Engagement als Kolonialmacht nur ein Anfang sein. Der Kapitän der *Elbe*, Leutnant z. S. Reinhold Werner,⁵² betonte in seinem Bericht über die Expedition, der Abschluss der Verträge 1863 sei nur ein erster Schritt, der zweite »ist die Aufstellung eines preußischen oder deutschen Kriegsgeschwaders in den östlichen Gewässern«.⁵³ Werner bemühte sich, zu zeigen, dass es für Deutschland ohne größere Anstrengungen möglich sei, in Ostasien als Großmacht aufzutreten, nicht nur durch die Einrichtung einer Flottenstation, sondern auch durch den Erwerb einer Kolonie – Deutschland solle nur nicht versäumen, zuzugreifen.⁵⁴ Die offiziellen Ansichten wurden von einer regen Stützpunktpropaganda begleitet, noch in den 1860ern erschienen allein 30 kleinere Schriften und zahlreiche Zeitungsartikel über Taiwan,⁵⁵ darüber hinaus machten viele private Protagonisten »zahllose Namen exotischer Landstriche« in Berlin publik.⁵⁶ Für Stützpunktpropagandisten wie den Gerichtsassessor Ernst Friedel erschien die Erwerbung denkbar einfach: »Das nächste preußische Kriegsschiff, welches die ostasiatischen Gewässer berührt, kann den Act der Besitzergreifung durch Einpflanzen eines Flaggenstocks und Aufheißens der preußischen Flagge leicht bewirken«.⁵⁷

Autoren wie Friedel erlangten meistens nur geringes öffentliches Interesse, aber ihre Argumentationen fanden sich in den späteren Kolonialdebatten wieder. Konkretere Formen nahm die Stützpunktpolitik noch einmal 1868 mit einem Gutachten an, das Ferdinand von Richthofen⁵⁸ im Auftrag des deutschen Vertreters in Schanghai über die Zhoushan-Inseln erstellt hatte. Richthofen empfahl die Annexion dieser vor der Mündung des Jangtse gelegenen Inselgruppe, die als Mari-

51 Instruktion des Regenten Prinz Wilhelm an Graf Eulenburg vom 11.05.1860, siehe Stoecker, 1958, 269.

52 Reinhold (von) Werner (1825-1909, 1901 erblicher Adel), später bekannt als Verfasser von *Das Buch von der Deutschen Flotte*.

53 Werner 1863, IX. (im Original gesperrt hervorgehoben).

54 Werner 1863, Teil 2, 16.

55 Stoecker 1958, 70.

56 Petter 1975, 160.

57 Friedel 1867, 182 (im Original ist der ganze Satz zur Hervorhebung gesperrt gedruckt).

58 Ferdinand von Richthofen (1833-1905) hatte an der Eulenburg-Expedition teilgenommen. Er wurde später als Geograph und Chinaforscher bekannt und spielte eine Schlüsselrolle in der Stützpunktdebatte. Auch die spätere Entscheidung für Jiaozhou geht auf ihn zurück.

nestation und Hafenkolonie geeignet erschien und ein deutsches Schanghai und Hongkong in einem werden könne.⁵⁹ Auch hier klang die Erwerbung nicht weiter schwierig: Unbeeindruckt von der Tatsache, dass Großbritannien bereits 1845 mit China vereinbart hatte, dass die Inseln nie an eine andere Macht abgetreten werden dürften,⁶⁰ genügte nach Richthofen ein Diplomat mit genügend Bestechungsgeldern und ausreichenden militärischen Machtmitteln in der Hinterhand, um die Zhoushan-Inseln zu bekommen.⁶¹ Die Vorschläge wurden im Oberkommando der preußischen Marine aufmerksam gelesen und Prinz Adalbert gab dem Kapitän der nach Ostasien auslaufenden *S.M.S. Medusa* die Anweisung, die Lösung der Stützpunktfrage als Hauptaufgabe zu betrachten.⁶² Die Marineführung überzeugte sogar Bismarck so weit von ihren Stützpunktplänen, dass dieser den Gesandten in Peking anwies, mit der chinesischen Regierung über einen Stützpunkt zu verhandeln.⁶³ Diese Initiative war gleichzeitig der Schlusspunkt der ersten Stützpunktdebatte. Die beiden deutschen Kriegsschiffe *S.M.S. Hertha* und *Medusa* zogen sich während des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich vor den überlegenen französischen Kräften nach Japan zurück, wo sie den gesamten Krieg über blieben. Der Gesandte Rehfuës versuchte gar nicht erst, mit dem *Zongli Yamen*, dem chinesischen ›Auswärtigen Amt‹, über einen Stützpunkt zu verhandeln, und Bismarck erteilte nach der Reichsgründung den Kolonial- und Stützpunktbestrebungen eine deutliche Absage.⁶⁴ Damit war die erste deutsche Stützpunktdebatte beendet, erst in den 1890er Jahren wurde wieder ernsthaft über einen Stützpunkt in China nachgedacht.

Gleichwohl sollte der Handel in Übersee durch die Einrichtung von Flottenstationen geschützt werden. Dazu hielt Bismarck allerdings begrenzte Streitkräfte für ausreichend: »Den barbarischen Völkerschaften gegenüber genügen zweckmäßig zusammengesetzte kleinere Flottenabteilungen in den geeigneten Meeren, mit der Weisung, jeden zu Boden zu schlagen, der einem Deutschen ein Haar krümmt; Landerwerb ist dazu nicht erforderlich.«⁶⁵

Nach der Eulenburg-Expedition hatten mit der *S.M.S. Gazelle* 1863 und der *Vineta* 1866 zweimal Kriegsschiffe in den chinesischen Gewässern Flagge gezeigt. Die *Gazelle* hatte während des Deutsch-Dänischen Krieges im April, Mai und Juni 1864 drei dänische Handelsschiffe nahe der chinesischen Küste gekapert. Die chinesischen Behörden protestierten mit Erfolg gegen die Wegnahme dieser Schiffe

59 Stoecker 1958, 72.

60 Schrecker 1971, 6.

61 Petter 1975, 189.

62 Ebenda., 190.

63 Erlass über die Erwerbung eines Marinestützpunktes vom 02.04.1870, siehe Stoecker 1958, 272-274.

64 Der Friede und die preußische Marine (erschieden in: Preußische Jahrbücher 27, 1871, 338-346). Der Autor wurde nicht genannt, aber Bismarck ist als Verfasser zu identifizieren, siehe Steinmetz 1974, 42f.

65 Ebenda, 345.

in ihren Hoheitsgewässern und die *Gazelle* hatte damit dem für die chinesische Außenpolitik verantwortlichen Prinzen Gong die Gelegenheit gegeben, das westliche Völkerrecht zum ersten Mal anzuwenden, um die Fremden bei allzu dreistem Auftreten mit ihren eigenen Methoden zu zügeln.⁶⁶ Die *Vineta* sollte sich an Operationen gegen das ›Piratenunwesen‹ beteiligen, was angesichts ihres Tiefgangs illusorisch war, sie beschränkte sich auf das Zeigen der Flagge. Eine regelmäßige Präsenz preußisch-deutscher Kriegsschiffe kam erst 1869 mit der Entsendung der Korvette *S.M.S. Medusa* zustande, die Einrichtung der Ostasiatischen Station wurde ein Jahr später mit der Entsendung der *S.M.S. Hertha* vervollständigt. Hier ist der Beginn eines konstanten militär-maritimen Engagements in China und damit der Beginn deutscher Kanonenbootpolitik in China zu sehen.

Zunächst blieb die Station ständig durch zwei Schiffe besetzt. Ab 1875 wurde die Station verstärkt und bestand Anfang 1876 aus sechs Schiffen, den gedeckten Korvetten *S.M.S. Hertha* und *Vineta*, den Glatdeckskorvetten *Ariadne* und *Luiße*⁶⁷ sowie den Kanonenbooten *Cyclop* und *Nautilus*.⁶⁸ Als Anlass diente die Meuterei der chinesischen Besatzung des deutschen Schoners *Anna* im Herbst 1875, bei der Kapitän und Steuermann getötet wurden und die Fracht teilweise geplündert wurde. Hintergrund der Verstärkungen war aber nicht nur die weiterhin bestehende Bedrohung des Handelsverkehrs durch chinesische Piraten, sondern in erster Linie eine Revision des Vertragssystems.⁶⁹ Zur Unterstützung der diplomatischen Bemühungen wurde das gesamte deutsche Geschwader unter Kapitän Graf Monts⁷⁰ vor Zhifu im Rahmen einer internationalen Flottendemonstration, an der außerdem englische, französische und amerikanische Schiffe beteiligt waren, zusammengezogen. Großbritannien nahm seinerseits die Margary-Affäre – der britische Konsularbeamte Augustus Margary war 1875 im Grenzgebiet zwischen Yunnan und Birma getötet worden⁷¹ – zum Anlass, um weitere Zugeständnisse von China zu erzwingen. Die Flottendemonstration vor Zhifu und verbales Säbelrasseln reichten als Druckmittel aus, um am 13. September 1876 die Konvention von Zhifu durchzusetzen.⁷²

Die Flottendemonstration vor Zhifu war bereits Teil der Phase der klassischen Kanonenbootpolitik in China. Für neue Zugeständnisse mussten keine Opiumkriege

66 Hana 1990, 188f.; Spence 1995, 250f. Die dänischen Schiffe mussten freigegeben werden und China erhielt eine Entschädigung.

67 Glatdeckskorvetten waren Dreimast-Vollschiffe mit dampfgetriebenem Schraubenantrieb, deren Geschütze noch wie in der Ära der Segelschiffe hinter Stückpforten auf dem Oberdeck aufgestellt waren. Gedeckte Korvetten waren ähnlich gebaut, aber das Kanonendeck war durch ein Oberdeck geschützt.

68 Zur Planung und zu Erwägungen zur Zusammenarbeit mit England siehe Duppler 1985, 233ff.

69 Stoecker 1958, 101ff.

70 Alexander Graf von Monts (1832-1889). Monts war ebenfalls Teilnehmer der Eulenburg-Expedition.

71 Hsu 1980, 82f.

72 Osterhammel 1989, 156.

mehr geführt werden, Kriegsschiffe dienten als Druckmittel der Diplomatie oder übten Polizeifunktionen im kolonialen Stil aus. Bei diesen Aktionen ging es selten um die Klärung eines Falles, sondern um die Zahlung einer Entschädigung, die nach Gutdünken festgesetzt wurde, eine diplomatische Entschuldigung, Bestrafung der zuständigen Beamten und einer zufriedenstellenden Zahl von ›Schuldigen‹.⁷³ Bei erfolgreicher Kanonenbootdiplomatie reichte im Normalfall die Androhung von Gewalt oder im Idealfall die bloße Anwesenheit eines Kriegsschiffs aus. Seit der Zusammenstellung des Geschwaders im Jahr 1875 war die Ostasiatische Station auch entsprechend besetzt, um im Stationsgebiet Präsenz zu zeigen. Die Stärke blieb mit drei bis vier Korvetten und zwei bis drei Kanonenbooten bis 1884 weitgehend konstant.

Deutsche Operationen in Südchina 1882/83

In den Jahren 1882/83 wurde die kaiserliche Marine bei mehreren Zwischenfällen aktiv. Diese zeigen, dass Deutschland zwar bei internationalen Gemeinschaftsaktionen noch die Rolle eines ›Juniorpartners‹ spielte, aber in kleineren Fällen selbst die Initiative ergriff. Im Oktober 1882 strandete die Apenrader Brigg *August* bei den Pescadoren und wurde von den Inselbewohnern geplündert. Der Schaden hielt sich in Grenzen, die Ladung bestand aus braunem Zucker und Papier, darüber hinaus wurden Matten, Säcke und die Segel entwendet sowie »mehrere Effekten« gestohlen.⁷⁴ Drei Wochen später erschien das Kanonenboot *S.M.S. Iltis* mit dem Kapitän der *August* und dem deutschen Konsul aus Amoy (Xiamen) vor den Pescadoren. In Begleitung eines chinesischen Offiziers wurden die um den Tatort liegenden Dörfer untersucht und ein Teil der Ladung gefunden. Damit sah der chinesische Offizier den Strandraub als bestätigt an, man einigte sich auf einen Schadensersatz von 2.400 Dollar, von denen noch 300 nachgelassen wurden.⁷⁵ Der Fall war damit »befriedigend erledigt worden«, nachdem die »Bestrafung von 38 bei der Plünderung beteiligten Insulanern [...] den Gesetzen und Gebräuchen China's gemäß erfolgt« sei.⁷⁶ Ein zu dieser Zeit in Ostasien eingesetzter Marinepfarrer stellte in seinen Erinnerungen im Zusammenhang mit diesem Zwischenfall fest, »daß Deutschland nicht lange fackelt und alles kräftig schützt, was sein ist.«⁷⁷ Diese Reaktion macht deutlich, in welchem Maße selbst unbedeutende Zwischenfälle – die

73 Osterhammel 1989, 157.

74 Hamburgischer Correspondent vom 20.02.1883, Morgenausgabe.

75 Duppler 1983, 275f., bei der Währung handelt es sich um ›Spanische Dollars‹ (Mexikanische Pesos), dem Vorbild nicht nur für den US-Dollar, sondern auch für den chinesischen Yuan, Japanischen Yen und den Hongkong Dollar.

76 Hamburgischer Correspondent von 12.08.1883, Morgenausgabe.

77 Heims 1885, 231.

Iltis hatte wenig mehr getan, als den Kapitän und den Konsul zu transportieren – im Sinne eigenen Geltungsbedürfnisses aufgewertet wurden. Wenn schon bei marginalen Vorkommnissen die Ehre der Nation auf dem Spiel stand, konnte dies leicht dazu führen, dass deutsche Vertreter nur allzu schnell bereit waren, den Schutz des Reiches in Anspruch zu nehmen und ein Kanonenboot anzufordern.

Dies gilt sowohl für den Grundstücksstreit in Shantou 1882 wie auch für den »Pfannenkrieg« von Amoy im gleichen Jahr. In Shantou hatten die örtlichen Behörden ein Grundstück der bankrotten Firma Dircks & Co., auf das auch chinesische Geschäftspartner Anspruch erhoben, bis zur Klärung des Falles beschlagnahmt und diesen Rechtszustand durch aufgestellte Pfähle kenntlich gemacht. Der deutsche Kaufmann Bernhard Schaar, Mitinhaber der Firma und gleichzeitig deutscher Konsul, bat die Fregatte *S.M.S. Elisabeth* um Hilfe – offensichtlich mit Zustimmung des deutschen Gesandten Max von Brandt. Ende November 1882 erreichte die *Elisabeth* Swatau und setzte einen Landungstrupp aus. Die Marinesoldaten marschierten zum strittigen Grundstück, rissen die Pfähle um, errichteten einen Flaggenmast und hissten die deutsche Flagge. Danach blieb die *Elisabeth* noch 24 Stunden vor der Stadt, um gegebenenfalls das Niederholen der Flagge zu verhindern.⁷⁸ Der Vorfall löste heftige Proteste des *Zongli Yamen* aus, und der chinesische Gesandte in Berlin legte Protest ein. Dort wies das Auswärtige Amt in Berlin die Beschwerde zunächst zurück, man war aber äußerst besorgt, dass das Landungsunternehmen einen bewaffneten Konflikt hätte auslösen können. Nach weiteren Informationen erklärte das deutsche Auswärtige Amt, dass es gegen die Landung sei, und teilte Brandt diese Haltung auch mit; Schaar wurde seines Postens enthoben.⁷⁹

Zur gleichen Zeit trafen aber bereits Meldungen über den nächsten Zwischenfall ein: In Amoy hatten die chinesischen Behörden Zuckersiedepfannen eines deutschen Kaufmanns beschlagnahmt. Brandt verhandelte mit dem *Zongli Yamen* über die Herausgabe, aber als keine schnelle Einigung erzielt werden konnte, forderte er den Kommandeur des Ostasiatischen Geschwaders, Kapitän z. S. Louis von Blanc, auf, einzugreifen.⁸⁰ Die deutsche Firma Kapp betrieb in Amoy eine Eisengießerei und stellte Pfannen für Zuckersiedebetriebe auf Taiwan her.⁸¹ Der chinesische *Daotai*⁸² hatte bereits früher gegen die Produktion Protest erhoben, da die Herstellung von Zuckersiedepfannen unter ein chinesisches Monopol fiel. Der deutsche Konsul, Franz von Aichberger, und der Gesandte in Peking hatten allerdings Kapp unterstützt und so waren bereits mehrere Ladungen Pfannen nach Taiwan exportiert worden. Am 20. November 1882 war dann eine Ladung von 49

78 Stoecker 1958, 130f.

79 Hamburgischer Correspondent vom 14.03.1883, Nachmittagsausgabe.

80 Louis von Blanc (1832-1903); Boelcke 1981, 239.

81 Bundesarchiv-Militärarchiv, RM 1/2413, Bericht von Blanc, 03.01.1883.

82 Der *Daotai* (道台) war ein chinesischer Regionalbeamter unter der Ebene des Gouverneurs und zuständig für einen Bezirk. Es gab zudem spezialisierte *Daotais* für die Zölle oder den Salzhandel.

Zuckersiedepfannen auf Befehl des *Daotai* beschlagnahmt worden. Sie wurden im *Likin Yamen*, dem Gebäude für den chinesischen Binnenzoll, untergebracht. Der Protest durch von Aichberger blieb ebenso erfolglos wie eine offizielle Weisung des *Zongli Yamen*. Brandt bat nun das Ostasiatische Kreuzergeschwader um Hilfe und am Heiligabend 1882 trafen die *S.M.S. Stosch* und die *S.M.S. Elisabeth* vor Amoy ein. Am 28. Dezember wies Brandt Aichberger an, noch einmal die Herausgabe der Pfannen zu fordern und bei erneuter Weigerung der chinesischen Behörden den deutschen Kommodore um Unterstützung zu bitten. Aichberger stellte dem *Daotai* nunmehr ein Ultimatum, die Pfannen bis Mitternacht herauszugeben. Gleichzeitig hatte er bereits mit dem Chef des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders, Kapitän Blanc, vereinbart, bei Ablehnung »militärische Maßregeln zu ergreifen, um die Herausgabe der Pfannen zu erzwingen«. ⁸³ Die Pfannen sollten aus dem Zollgebäude geholt und in das Konsulat gebracht werden; falls die Pfannen nicht im Zollhaus seien, sollte das Gebäude als Pfand vorläufig besetzt werden. Der *Daotai* lehnte das Ultimatum bereits vor der gesetzten Frist ab. Blanc gab daraufhin noch am Abend des 28. Dezember 1882 die Anweisungen für den nächsten Morgen: Um 07:00 Uhr sollten zwei Züge Infanterie mit insgesamt 48 Mann, ohne Offiziere und Unteroffiziere, an Land gehen, dazu eine Arbeiterabteilung von 49 Mann und eine Pioniersektion mit Beilen, Brechstangen und Sägen. Die ganze Operation stand unter dem Befehl des Kapitäns des Flaggschiffs *Stosch*, Kapitän z. S. Eugen von Glomsda zu Buchholz. Das Landungskorps sollte zu gleichen Teilen von der *S.M.S. Stosch* und der *Elisabeth* gestellt werden, die Pioniere kamen von der *Stosch*. Dazu befahl Blanc das Tragen eines blauen Anzugs, als Ausrüstung einen Brotbeutel mit zwei Portionen Schiffszwieback und zehn scharfen Patronen pro Mann. Das Arbeiterdetachment (»Arbeitertrupp«) sollte nur mit Seitengewehren bewaffnet werden.

Das Landungsdetachment sollte auf direktem Weg zum Zollamt marschieren und über den begleitenden Dolmetscher die Herausgabe der Pfannen fordern. Würden sie herausgegeben, sollte die Abteilung der Arbeiter die Pfannen in Empfang nehmen und zum deutschen Konsulat bringen. Würden die Pfannen aber nicht gutwillig herausgegeben oder gar ihr Vorhandensein geleugnet, hatte der Landungstrupp Befehl, das gesamte Haus zu durchsuchen. Wenn die Pfannen nicht aufzufinden seien,

»so wird das ganze Etablissement des Likin-Yamen als Pfand mit Beschlagnahme belegt, die sämtlichen Beamten arretiert, etwaige Bewaffnete entwaffnet und sonst im Etablissement vorgefundene Waffen confisciert und in Sicherheit gebracht und durch Aussetzen von Posten sowie Anbringung etwaiger Vertheidigungsmaßregeln das Etablissement gegen einen Kampf vorbereitet«.

83 Bundesarchiv-Militärarchiv, RM 1/2413, Bericht von Blanc, 03.01.1883, alle weiteren Zitate dieses Abschnittes, wenn nicht anders angegeben, stammen aus diesem Bericht.

Vor allem sollte das Eingangstor scharf bewacht werden, nur Frauen und Kindern war das Verlassen zu gestatten. Gleichzeitig war Blanc offensichtlich daran interessiert, die ganze Affäre nicht eskalieren zu lassen: Auf den Booten wurden die Landungsgeschütze entfernt, außerdem untersagte er bei dem Unternehmen jeglichen Waffengebrauch, außer für den Fall, dass der Landungstrupp auf gewaltsamen Widerstand stoßen sollte. Selbst dann sollte »zunächst von dem aufgepflanzten Seitengewehr energisch Gebrauch gemacht werden und erst im äußersten Nothfalle von der Schußwaffe«.

So sorgfältig Blanc in seinen Anweisungen verschiedene Möglichkeiten bedacht hatte, so banal verlief letztendlich der ›Pfannenkrieg von Amoy‹. Am Morgen des 29. Dezember 1882 gingen die Abteilungen an Land und marschierten geradewegs zum Zollamt.⁸⁴ Die Mannschaften der Pinassen sperrten die Straßen ab und der Marsch verlief ohne Zwischenfälle. Der Kommandant des Landungsdetachements fand zwar bei seiner Ankunft am Zollgebäude das Tor verschlossen, aber nach einmaligem kräftigen Klopfen wurde geöffnet. Nun besetzte das Landungskorps das Tor und sämtliche Eingänge. Es war kein einziger höherer Beamter anzutreffen, aber die anwesenden chinesischen Bediensteten zeigten dem deutschen Dolmetscher bereitwillig den Raum, in dem die Zuckersiedepfannen lagerten. Der Fabrikant Kopp identifizierte die Pfannen als sein Eigentum und der Arbeitertrupp übernahm ihren Abtransport zum Konsulat. Die Aktion hatte auf der Straße zahlreiche Neugierige angelockt, es kam aber zu keinerlei Zwischenfällen.

Als am Nachmittag des 29. Dezember schließlich ein Schreiben des *Daotai* eintraf, in dem er nun die Pfannen freigab, um gleichzeitig gegen deren gewaltsame Wegnahme zu protestieren, war die Angelegenheit zunächst für die Marine erledigt; Blanc zog jetzt auch das letzte Landungskorps zurück. Die Marine hatte ihren Teil getan, der Rest blieb Sache der Diplomaten, wie Blanc etwas säuerlich bemerkte: »Die Angelegenheit tritt nun in das Stadium voraussichtlich sehr langwieriger Verhandlungen und habe ich mich entschlossen, bis auf Weiteres mit *S.M.S. Stosch* hier zu bleiben«.⁸⁵ Ende Januar 1883 war Blanc mit der *Stosch* immer noch vor Amoy, da sich die Verhandlungen über das weitere Schicksal der Zuckersiedepfannenproduktion unendlich hinzogen.⁸⁶ Leicht resigniert bemerkte der Geschwaderchef in seinem Bericht an die Admiralität: »Da die Entscheidung in Peking liegt, die bisher von dem Tsungli-Yamen an den Taotai ergangenen Befehle und Instructionen sehr verschiedene Auslegungen erlaubten, so besteht zwischen dem diesseitigen Consulat und dem Taotai noch dieselbe Meinungsverschiedenheit wie vor 9 Monaten«. Der ›Pfannenkrieg von Amoy‹ fand ebenfalls nicht die Billigung der Reichsbehörden und Bismarck beorderte Brandt nach Berlin, womit gleichzeitig die Wogen im deutsch-chinesischen Verhältnis geglättet wurden.

84 Bundesarchiv-Militärarchiv, RM 1/2413, Glomsda zu Bochholz an Blanc, 29.12.1882.

85 Bundesarchiv-Militärarchiv, RM 1/2413, Bericht von Blanc, 03.01.1883.

86 Bundesarchiv-Militärarchiv, RM 1/2710, von Blanc an Admiralität, 25.01.1883.

Kreuzergeschwader und Jangtse-Patrouille

Die Stärke des Ostasiatischen Geschwaders erreichte vor dem Hintergrund des Kriegs zwischen Frankreich und China um Tongking 1884/85 mit vier Korvetten und drei Kanonenbooten ihren Höhepunkt. Im folgenden Jahr änderte sich die Konzeption, das Ostasiatische Geschwader wurde am 22. Dezember 1885 aufgelöst. Auf der Ostasiatischen Station verblieben nur ein Kreuzer und ein Kanonenboot, ab 1887 war die Station ständig nur noch mit zwei Kanonenbooten besetzt. Die Präsenz sollte nun durch ein Kreuzergeschwader⁸⁷ gesichert werden, das für einen weitaus größeren Einsatzbereich zuständig war (1886 zunächst in Ostafrika, ab dem Frühjahr auf der australischen Station) und je nach Bedarf zu den jeweiligen Einsatzorten verlegt werden sollte. Damit reagierte die Marine auf die veränderten Anforderungen, die mit dem Erwerb der Kolonien in Afrika und der Südsee an sie gestellt wurden. Obwohl Ostasien ab der Einrichtung der Station das wichtigste Einsatzgebiet der deutschen Marine in Übersee war, orientierte sich die Stärke der Präsenz bzw. die Bildung oder Entsendung eines Geschwaders jeweils nach dem Bedarf. Erst 1894 wurde mit der Kreuzerdivision wieder eine permanent stationierte Einheit eingerichtet.⁸⁸ Die verringerte ständige Marinepräsenz wurde allerdings von ›Marineimperialisten‹ als deutliches Manko empfunden und Georg Wislicenus, selbst Kapitänleutnant a. D. und Marineschriftsteller, sprach im Rückblick sogar von der deutschen ›Kreuzernot in Ostasien‹.⁸⁹

In den 1890er Jahren wuchsen die deutschen kommerziellen Interessen in China stark, Ostasien erlangte vermehrte Aufmerksamkeit. Der verstärkte Einsatz von Marinestreitkräften in Lateinamerika bedingte dort eine verringerte Präsenz. Bereits in den 1890er Jahren, also noch vor der Ära der massiven Aufrüstung der Marine unter Tirpitz, waren moderne deutsche Kreuzer in Übersee nur noch auf der gerade verstärkten Ostasiatischen Station zu finden.⁹⁰ Dieses Übergewicht der Marine in Ostasien ist umso bemerkenswerter, als das Verhältnis der direkten wirtschaftlichen Interessen genau umgekehrt war. Nach einer internen Studie des Reichsmarineamts über die deutschen Kapitalanlagen in Übersee übertrafen die Investitionen in Lateinamerika die in Ostasien fast um das Dreifache.⁹¹ Der Bedarf an einer starken Marinepräsenz hing also offenbar nicht mit den tatsächlichen wirtschaftlichen Interessen zusammen. Besonders für China galten die Erwartungen in erster Linie einer erhofften glanzvollen Zukunft auf einem gewaltigen Markt. Eine weitere Rolle im Zeitalter deutscher ›Weltpolitik‹ spielte der Gedanke, dass

87 Vgl. Herold 2013, 79ff.

88 Ganz 1977, 115.

89 Wislicenus 1909, 154f.

90 Sondhaus 1997, 205f.

91 Die Deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Ländern, zusammengestellt im Reichsmarineamt, Berlin, o. J. [um 1899], siehe zu diesem Thema auch Wiechmann 2002, 10ff. Dies galt sogar noch stärker für die deutschen Handelsumsätze, vgl. Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt (Sonderheft der Marine Rundschau) Berlin 1905.

sich Deutschland hier mit dem entsprechenden Aufwand noch seinen »Platz an der Sonne«⁹² sichern konnte, schließlich waren zum Ende des 19. Jahrhunderts »bis auf China alle größeren Machtvakuen mehr oder weniger angefüllt«.⁹³ Welches Interesse auch die deutsche Kaufmannschaft in China an der Marinepräsenz hatte, wurde endgültig durch die Finanzierung des Baus des Flusskanonenboots *Vaterland* deutlich. Der Verband der deutschen Flottenvereine im Ausland spendete 300.000 Mark an das Reichsmarineamt für dieses speziell für den Jangtse bestimmte Schiff.

Die Ostasiatische Station nahm ab ihrer Einrichtung 1869 den wichtigsten Platz unter den deutschen Marinestationen in Übersee ein. Das Ostasiatische Kreuzergeschwader, 1898 nach der Annexion Kiautschous aus der Kreuzerdivision hervorgegangen, wurde als bedeutendste deutsche Marineeinheit außerhalb Europas bis zum Ersten Weltkrieg betrachtet:

»Das Kreuzergeschwader war um die Jahrhundertwende das Aushängeschild der aufstrebenden deutschen Flotte. Es repräsentierte Deutschlands Macht in Übersee, genoß öffentliche Aufmerksamkeit, verschaffte der Marine Popularität, wurde von den namhaftesten Admiralen geführt und war vor allem ein Instrument wilhelminischer Weltpolitik.«⁹⁴

Das Geschwader unterstand ab 1899 immediat dem Kaiser. Obwohl grundsätzlich mit anderen Stellen in Ostasien kooperiert wurde, war es nicht an deren Weisungen gebunden. Der Chef des Kreuzergeschwaders war neben den diplomatischen Vertretungen und dem Gouvernement von Kiautschou eine dritte Instanz der deutschen Politik in China. Die Stellung des Chefs des Kreuzergeschwaders verlangte damit weitaus mehr als nur seemännische oder nautische Qualitäten. Diese Admirale waren »ganz anders mit Problemen der Politik und der internationalen Beziehungen konfrontiert« als ihre Kollegen in Nord- und Ostsee, ihnen wurde zugeschrieben »gleichermaßen Soldat und Diplomat einer schwimmenden Mission des Deutschen Reiches in Ostasien« zu sein.⁹⁵

Eine herausragende Rolle für den Schutz des Handels in China spielte vor allem der Jangtseraum.⁹⁶ Im September 1905 wurde im *Ostasiatischen Lloyd*, dem wichtigsten deutschsprachigen Presseorgan in China, ein Artikel nachgedruckt, der geradezu programmatischen Charakter hatte.⁹⁷ Der anonym verfasste Beitrag

92 Diese Wortprägung entstand aus einer Äußerung des damaligen Staatssekretärs im Auswärtigen Amt Bernhard von Bülow.

93 Geiss 1991, 199.

94 Hürter 1998, 21.

95 Hürter 1998, 21.

96 Vgl. Eberspächer 2004, 181ff.

97 Artikel: Die wirtschaftspolitische Lage im Jangtsetal am Anfang des Jahres 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen, in: *Ostasiatischer Lloyd*, Teil I in Nr. 36, 08.09.1905, 443-448, Teil II in Nr. 39, 29.09.1905, 581-586. Der Artikel war im Juni desselben

enthielt Schlüsselargumente zur Forderung nach Verstärkung der deutschen Flottenpräsenz am Jangtse. Er umriss das Thema zunächst allgemein, historisch und ökonomisch und ging in einem zweiten Teil stärker auf einzelne Gegenden, ihre geographischen Eigenschaften und Handelsgüter ein.

»Der Yangtse ist die Lebensader Chinas«, Großbritannien sei hier bereits alteingesessen und die größte Macht, werde aber vom jüngeren und elastischeren Deutschland zunehmend bedrängt. Japan als dritter Rivale werde trotz seiner Gefährlichkeit bisher kaum beachtet. Großbritannien sei seit dem Zweiten Opiumkrieg (1856-1860) und der Öffnung Hankous am Jangtse aktiv. Deutschland sei erst nachgerückt, habe aber spätestens seit der subventionierten Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank Fuß gefasst und es bis 1905 zumindest hier mit ihren Hauptaktivitäten Handel, Zeichnen von chinesischen Staatsanleihen und Investitionen in Dampfschiffe und Eisenbahn, zu einem der wichtigsten ausländischen Wirtschaftsfaktoren gebracht.⁹⁸ Das Rückgrat der deutschen Interessen im Jangtsetal bildeten die Kaufleute, »durch deren Hände ein großer Teil des internationalen Yangtse-Handels geht.«⁹⁹ Der Wille des Deutschen Reiches, sich in der eigenen Position nicht bedrängen zu lassen, sei durch Kiautschou als Flottenstützpunkt und das Kreuzergeschwader bezeugt: »Hier kommt Deutschland endlich nicht zu spät, hier ist die Welt noch nicht verteilt. Der Handel folgt der Flagge, heisst es hier.«¹⁰⁰ Eine Aufrechterhaltung des deutschen Militär-Engagements war nach Meinung des Autors unbedingt nötig:

»Der grösste Erfolg ist schließlich doch immer auf der Seite gewesen, wo die größeren Kanonen waren. Von einem bestimmten Augenblicke an muss die Flagge vorangehen. Erst der Druck der Machtmittel lässt nach und nach die Schranken fallen, die dem vorwärtsdringenden Kauf- und Finanzmann im Innern sich in den Weg stellen.«¹⁰¹

Dies sei umso wichtiger, da der Reichtum des Jangtseraums seinesgleichen suche. Der Handel nähme insgesamt ständig zu:

»Für Deutschland bestehen die günstigsten Aussichten unzweifelhaft in und um Hankou. Ueber drei Viertel der Ausfuhr (ausschließlich Tee) sind hier in deutschen Händen. Das Deutschtum überhaupt blüht und gedeiht dort. Dort ist es rechtzeitig auf dem Plane erschienen. Mit Stolz kann es schon heute auf schöne Erfolge zurücksehen. Die zunehmende Wichtigkeit der Handelsbeziehungen im Yangtsetal

Jahres in der Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, 353-365, erschienen.

98 Ebenda, 443.

99 Ebenda, 444.

100 Ebenda, 445.

101 Ebenda.

wird von den Reichsbehörden draussen und daheim voll anerkannt. Die Flagge geht wirklich voran, wo es nötig und dabei möglich ist. Die Schiffe des Kreuzergeschwaders, vor Allem die deutschen Flusskanonenboote im oberen Yangtsegebiet, sind wertvolle Werkzeuge dafür«. ¹⁰²

Nachdem sich die deutschen Eliten in Wirtschaft, Politik und Militär im Vordringen zur ›Weltpolitik‹ konstant zurückgesetzt fühlten, war diese Einschätzung des Jangtseraums als Deutschlands ›Platz an der Sonne‹ wohl einmalig. ¹⁰³ Auch wenn der Autor diese sehr weitgehende Einschätzung verwendete, um die Bedeutung dieses Gebietes für den deutschen Chinahandel im Zusammenhang mit der Präsenz des Kreuzergeschwaders zu unterstreichen, ist nicht von der Hand zu weisen, dass diese Ansicht vom Gros der Deutschen in China wohl geteilt wurde.

Ab der Offensive der deutschen Chinapolitik mit dem Einspruch von Shimonoseki und der Erwerbung Kiaotschous wurde die Entwicklung der deutschen Interessen seitens der Deutschen in China eng mit staatlichem Engagement und besonders der Präsenz von Kriegsschiffen verknüpft. Der *Hamburgische Correspondent* berichtete noch im Juni 1900 über die Eröffnung der deutschen Schifffahrt auf dem Jangtse durch Dampfer der Firmen Melchers & Co. und Rickmers und sah die Zeit nicht mehr fern, »wo die deutsche Flagge dauernd auf dem gewaltigsten der Ströme des chinesischen Reiches wehen wird, soweit dieser überhaupt fahrbar ist«. ¹⁰⁴ Jetzt sei es dringend geboten, dass »die deutsche Kriegsflotte auch auf diesen Straßen der Handelsflagge folgt«. Leider seien dafür keine geeigneten Schiffe vorhanden; die modernen Kanonenboote der Iltis-Klasse, »so trefflich sie sind«, kämen für Einsätze auf dem Jangtse nur bis Hankou infrage. Man sei für den Schutz des deutschen Handels ganz auf den guten Willen Großbritanniens angewiesen, das bereits geeignete Schiffe baue. Wegen der wachsenden Gefahren, wie der »Begehrlichkeit der Flusspiraten«, brauche auch die deutsche Marine derartige Schiffe »bitter nötig«:

»Für die ganze Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt in den weiten, reichen Gebieten der Provinzen Hupeh, Szechuan und Yunnan, die heute noch fast vollständig dem Außenhandel verschlossen sind, ist der Schutz des Reiches dringend geboten. Das erste Mittel, ihn auszuüben, sind Flußkanonenboote«. ¹⁰⁵

102 Ebenda, 448. Die Einschätzung war durchaus berechtigt. Auch ein österreichischer Wirtschaftsbericht stellte 1907 fest, dass der »Handel von Hankow mehr in deutschen und weniger in britischen Händen« liege. Wirtschaftliche Verhältnisse in Hankow im Jahre 1907 (K. K. Österreichisches Handelsmuseum, Kommerzielle Berichte 9, Wien 1908, 5).

103 Obwohl auch andere Autoren Bülow's Worte eindeutig auf Ostasien bezogen, vgl. Etienne 1904, 17.

104 Artikel: Deutsche Interessen am oberen Yangtse, in: *Hamburgischer Correspondent*, 14.06.1900.

105 Ebenda, Hervorhebung durch den Autor.

Tatsächlich spielten Kanonenboote und Flusskanonenboote in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg eine Hauptrolle in der deutschen Marinepräsenz in den chinesischen Gewässern.¹⁰⁶ Die deutsche Marinepräsenz endete mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Das Kreuzergeschwader verließ die ostasiatischen Gewässer, die nicht kriegstauglichen Kanonenboote wurden in das deutsche Pachtgebiet Kiautschou zurückgezogen und vor der Einnahme durch Japan im November 1914 von ihren Besatzungen versenkt. Deutsche Kriegsschiffe kehrten nach dem Krieg nicht wieder nach China zurück, dem deutschen Handel hat der vor dem Krieg als so unverzichtbar angesehene Schutz aber offensichtlich nicht gefehlt. Hatte China schon 1917 der Kriegserklärung an Deutschland eher widerwillig zugestimmt, sorgten die Ereignisse nach Kriegsende dafür, dass sich Deutschland und China sehr schnell wieder annäherten. Da der Versailler Vertrag die deutschen Vorrechte in Shandong nicht wie erhofft an China zurückgab, sondern einfach an die japanischen Eroberer Tsingtau weiterreichte, fühlten sich die chinesischen Delegierten betrogen und verweigerten schließlich die Unterschrift unter das Vertragswerk. Trotzdem erklärte China am 15. September 1919 den Kriegszustand mit Deutschland für beendet. Die für China vorteilhaften Artikel über das zukünftige Verhältnis zu Deutschland wurden aus dem Versailler Vertrag übernommen und von deutscher Seite mit dem Deutsch-Chinesischen Vertrag vom 20. Mai 1921 anerkannt. Hatte das Deutsche Reich vor dem Ersten Weltkrieg trotz aller Initiativen zur Annäherung an China zu der Reihe der imperialistischen Großmächte gehört,¹⁰⁷ begann mit dem nicht ganz freiwilligen Verzicht auf die Vorteile aus dem Vertragssystem nun eine Präsenz ohne Privilegien, beide Mächte waren fortan gleichberechtigt. Dies brachte Deutschland in China nicht unerhebliche Sympathien ein. Erst kürzlich hat der chinesische Historiker Li Yun in einem Artikel die Bedeutung dieses ersten »gleichen Vertrags« hervorgehoben.¹⁰⁸ Die chinesische Historikerin Feng Djen Djang lobte 1937 im Vorwort ihrer Arbeit über die chinesisch-deutschen Beziehungen, dass Deutschland als erste der großen Mächte auf die Privilegien aus den ungleichen Verträgen verzichtet habe. Die Folgen sah sie ausschließlich positiv:

»The relinquishment of extraterritoriality is to Germany by no means a loss, but a gain. The Chinese merchants are more willing and have more confidence to deal with German traders now than before because they are assured that if trouble should later come up, their cause will be tried before a Chinese court and decided in accordance with Chinese laws. [...] This will explain the fact that Germany now is ranked second only to Great Britain, so far as imports to China are concerned«.¹⁰⁹

106 Vgl. Eberspächer 2004.

107 Kirby 1984, 11.

108 Li 1998, »gleichen« in Bezug auf die sogenannten »ungleichen Verträge«, der souveränitätsbeschränkenden Vereinbarungen zwischen v.a. ausländischen Seemächten und China zuvor.

109 Feng 1936, iii. Im gleichen Sinne äußerte sich T'ang 1927, 252ff.

Literaturverzeichnis

- Bernstorff 1902 = Bernstorff, Hans Nikolaus Graf von: Schutz des Handels und der Kolonien durch die Flotte, in: Deutsche Stimmen (1902), 160-169.
- Bismarck 1871 = Bismarck, Otto von: Der Friede und die deutsche Marine, in: Preußische Jahrbücher 27/1 (1871), 338-346.
- Boelcke 1981 = Boelcke, Willi A.: So kam das Meer zu uns, Frankfurt/Main 1981.
- Cable 1995 = Cable, James: Gunboat Diplomacy 1919-1991 (3. Aufl.), London 1995.
- Dorman/Otte 1999 = Dorman, Andrew M./Otte, Thomas G. (Hg.): Military Intervention. From Gunboat Diplomacy to Humanitarian Intervention, Aldershot-u.a. 1995.
- Duppler 1985 = Duppler, Jörg: Der Juniorpartner. England und die Entwicklung der deutschen Marine 1848-1890, Herford 1985.
- Eberspächer 2001 = Eberspächer, Cord: Der ›Texas-Fall‹ und die oldenburgische Außenpolitik, in: Oldenburger Jahrbuch 101 (2001), 93-108.
- Eberspächer 2003 = Eberspächer, Cord: Deutsche Kanonenbootpolitik in Ostasien, in: Klüver, Hartmut (Hg.): Auslandseinsätze deutscher Kriegsschiffe im Frieden, Bochum 2003, 13-30.
- Eberspächer 2004 = Eberspächer, Cord: Die deutsche Yangtse-Patrouille. Deutsche Kanonenbootpolitik in China im Zeitalter des Imperialismus 1900-1914, Bochum 2004.
- Eberspächer 2011 = Eberspächer, Cord: Flagge zeigen. Die preußisch-deutsche Marine in Japan 1860-1914, in: Ferne Gefährten. 150 Jahre deutsch-japanische Beziehungen (hg. v. d. Curt-Engelhorn-Stiftung für die Reiss-Engelhorn Museen, Verband der Deutsch-Japanischen Gesellschaften), Mannheim 2002, 68-72.
- Etienne 1904 = Etienne, August: Deutschlands wirtschaftliche Interessen in China, Berlin 1904.
- Feng 1936 = Feng Djen Djang: The Diplomatic Relations between China and Germany, Schanghai, 1936.
- Friedel 1867 = Friedel, Ernst: Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean, Berlin 1867.
- Fry 1999 = Fry, Robert Alan: End of the Continental Century, in: PUSNI – Proceedings of the United States Naval Institute, March (1999), 40-43.
- Ganz 1977 Ganz, Harding A.: The German Navy in the Far East and Pacific, in: Moses, John A./Kennedy, Paul M. (Hg.): Germany in the Pacific and Far East, 1870-1914, St. Lucia-Queensland 1977, 115-136.
- Geiss 1991 = Geiss, Imanuel: Der lange Weg in die Katastrophe (2. Aufl.), München 1991.
- Glazier 1999 = Glazier, David W.: War Fighting...and More, in: PUSNI – Proceedings of the United States Naval Institute, Mai (1999), 32-35.
- Hall 1844 = Hall, William H.: Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the Combined Naval and Military Operations in China, London 1844.

- Halpern 1994 = Halpern, Paul G.: A Naval History of World War I, Annapolis, MD 1994.
- Hana 1990 = Hana, Corinna: Das Vertragshafensystem – Chinesische Tradition unter westlichem Diktat, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 77/2 (1990), 175-211.
- Heims 1885 = Heims, P. G.: Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs, Leipzig 1885.
- Herold 2013 = Herold, Heiko: Reichsgewalt bedeutet Seegewalt. Die Kreuzergeschwader der Kaiserlichen Marine als Instrument der deutschen Kolonial- und Weltpolitik 1885 bis 1901, München 2013.
- Hürter 1998 = Hürter, Johannes (Hg.): Paul von Hintze, Marineoffizier, Diplomat, Staatssekretär. Dokumente einer Karriere zwischen Militär und Politik, München 1998.
- Hoffmann 1913 = Hoffmann, E.: Deutschlands maritime Auslandsvertretung, in: Deutsche Revue, Oktober (1913), 116-119.
- Hsu 1980 = Immanuel C.Y. Hsu: Late Ch'ing foreign relations, 1866-1905, in: Fairbank, John K./Kwang-Ching Lu (Hg.): Cambridge History of China (CHC: vol. 11, Late Ch'ing, 1800-1911, part 2), Cambridge 1980, 70-141.
- Israel/Gebauer 1988 = Israel, Ulrich/Gebauer, Jürgen: Kriegsschiffe unter Dampf und Segel, Berlin 1988.
- Johnson 1998 = Johnson, Wray R.: Warriors without a War, in: Military Review 78, LXXVIII (Dezember 1998-Februar 1999), 68-74.
- Keegan 1990 = Keegan, John: The Price of Admiralty. The Evolution of Naval Warfare, New York et al., 1990.
- Jopp 1989 = Jopp, Heinz-Dieter: Marine 2000. Neue wehrtechnische Entwicklungen und ihr Einfluß auf die Seekriegsführung, Baden-Baden 1989.
- Kirby 1984 = Kirby, William C.: Germany and Republican China, Stanford 1984.
- Krulak 1999 = Krulak, Charles: Within Striking Distance & Ready to Act, in: PUSNI – Proceedings of the United States Naval Institute, Mai (1999), 50-52.
- Kühlwetter 1914 = Kühlwetter, Friedrich von: Unsere Kriegsschiffe im Ausland, in: Die Woche 21 (1914), 851-853.
- Kuzmick/McNamara 1999 = Kuzmick, James J./McNamara, Christopher P.: Land Attack from the Sea, in: PUSNI – Proceedings of the United States Naval Institute, August (1999), 52-55.
- Li 1998 Li Yun: Zhongguo jindai yilaide diyige Pingdeng Tiaoyue – 1921 (Nian Zhongde Xieyue) [Chinas erster gleicher Vertrag der Neuzeit – 1921 (chinesisch-deutsches Abkommen)] (Deguo Yanjiu (Deutschland-Studien) 2, Schanghai 1998, 57-60.
- Luttwak 1974 = Luttwak, Edward N.: The Political Uses of Sea Power, Baltimore-London 1974.
- Martin 1991 = Martin, Bernd: Die preußische Ostasienexpedition nach China, in: Kuo Hengy-yü/Leutner, Mechthild (Hg.): Deutsch-Chinesische Beziehungen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1991, 209-240.
- Osterhammel 1989 = Osterhammel, Jürgen: China und die Weltgesellschaft, München 1989.

- Packard 1998 = Packard, Scott E.: Bottom Line: It's Infantry, in: PUSNI – Proceedings of the United States Naval Institute, November (1998), 28-31.
- Peet 1999 = Peet, Anselm J. van der.: Belangen en prestige. Nederlandse gunboat diplomacy omstreeks 1900, Amsterdam 1999.
- Perret 2010 = Perret, Bryan: Gunboat! Small Ships at War, London 2000.
- Petter 1975 = Petter, Wolfgang: Die überseeische Stützpunktpolitik der preußisch-deutschen Kriegsmarine 1859-1883, Freiburg/Breisgau 1975.
- Petter 1982 = Petter, Wolfgang: Programmierter Untergang. Die Fehlrüstung der deutschen Flotte von 1848, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Militärgeschichte. Probleme – Thesen – Wege. Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte 25, Stuttgart 1982, 150-170.
- Preston/Major 1967 = Preston, Antony/Major, John: Send a Gunboat!, London 1967.
- Preußen 1848 = Adalbert, Prinz von Preußen: Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte, Potsdam 1848.
- PUSNI 1999 = Proceedings of the United States Naval Institute 3 (1999), siehe <http://www.usni.org/magazines/proceedings>, Letzter Zugriff 10.10.2015.
- Reventlow 1901 = Reventlow, Ernst Graf zu: Die deutsche Flotte. Ihre Entwicklung und Organisation, Zweibrücken i. d. Pfalz 1901.
- Schinkel 1988 = Schinkel, Karl Friedrich: Vom deutschen Problem, mit der Marine sinnvoll umzugehen, in: Marine Rundschau 4 (1988), 194-199.
- Schrecker 1971 = Schrecker, John E.: Imperialism and Chinese Nationalism. Germany in Shantung, Cambridge/Mass. 1971.
- Sondhaus 1997 = Sondhaus, Lawrence: Preparing for Weltpolitik, Annapolis 1997.
- Souchon 1980 = Souchon, Lennart: »Kanonenbootpolitik« im 20. Jahrhundert, Jahresarbeit an der Führungsakademie der Bundeswehr, Hamburg 1980.
- Souchon 1983 = Souchon, Lennart: Seestreitkräfte und maritime Machtpolitik. Eine Untersuchung zur Wechselwirkung von Seemacht und Außenpolitik, in: Deutsches Marineinstitut (Hg.): Der Einsatz von Seestreitkräften im Dienst der Auswärtigen Politik. Vorträge auf der Historisch-Taktischen Tagung der Flotte 1981, Herford 1983, 12-31.
- Spence 1995 = Spence, Jonathan D.: Chinas Weg in die Moderne, Frankfurt/Main 1995.
- Steinmetz 1974 = Steinmetz, Hans-Otto: Bismarck und die deutsche Marine, Herford 1974.
- Stoecker 1958 = Stoecker, Helmuth: Deutschland und China im 19. Jahrhundert, Berlin 1958.
- T'ang 1927 = T'ang, Leang-Li: China im Aufruhr, Leipzig-Wien 1927.
- Vad/Ringe 1990 = Vad, Erich/Ringe, Jörg: Kanonenbootpolitik, Jahresarbeit an der Führungsakademie der Bundeswehr, Hamburg 1990.
- Walle 1983 = Walle, Heinrich: Das deutsche Kreuzergeschwader in Ostasien 1897 bis 1914; politische Absichten und militärische Wirkung, in: Deutsches Marineinstitut (Hg.): Der Einsatz von Seestreitkräften im Dienst der Auswärtigen Politik, Herford 1983, 32-60.

- Werner 1863 = Werner, Reinhold: Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam (Teil 1), Leipzig 1863.
- Wiechmann 2002 = Wiechmann, Gerhard: Die preußisch-deutsche Marine in Lateinamerika 1866-1914. Eine Studie deutscher Kanonenbootpolitik, Bremen 2002.
- Wislicenus 1909 = Wislicenus, Georg: Deutschlands Seemacht sonst und jetzt (3. Aufl.), Leipzig 1909.

Operatives und Militärtechnisches

Das wohl augenfälligste Merkmal des industrialisierten Krieges ist zum einen die ständige quantitative Erhöhung der Truppenstärken, bedingt durch die nach und nach zur Einführung gelangende allgemeine Wehr-/Dienstpflicht, zum anderen die sich bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts langsame Herausbildung regelrechter Frontlinien. Wenngleich diese Entwicklung nicht gleichmäßig und konsequent ablief, es sind in dieser Hinsicht auch zahlreiche hybride Erscheinungen festzustellen, so verschwand doch nach und nach die Volatilität der Abgrenzung eigener und feindlicher Streitkräfte wie sie für ein klassisches Schlachtfeld bestand. In Schlachtordnungen organisierte, unter dem Kommando von meist für alle sichtbaren Heerführern stehende Truppen, unterschieden lediglich die eigene und feindliche Linie; das lokale Terrain wurde in der Regel nicht oder lediglich im Rahmen des operativen Konzepts in eine Freund-Feind-Wertung einbezogen. Die bisherige ›optisch-akustische Präsenz‹ der Kriegsführung unter der Führung eines Feldherrn löste sich im industrialisierten Krieg nun zunehmend auf, denn die neuen Gefechtslinien wuchsen zu gewaltigen Kampfzonen an, trennten nun Freund- und Feindesland sowie das dazwischenliegende so genannte Niemandsland. Sie zogen sich über tausende Kilometer hin. In der napoleonischen Zeit beschränkte sich ein ›Schlachtfeld‹ wie etwa Waterloo in seiner maximalen Ausdehnung auf acht bis zehn Kilometer Breite. Das zwischen den Schlachtfeldern liegende Gelände wurde als sogenanntes Operationsgebiet lediglich im Hinblick auf die eigenen Nachschublinien behauptet, ansonsten militärisch jedoch nicht oder lediglich temporär in Besitz genommen. Am Kampfabschnitt der Somme im Jahre 1916 wiesen die vordersten gegenüberliegenden Stellungen (›Hauptkampflinie‹) zwischen den britischen und deutschen Truppen dann schon eine Breite von über 40 Kilometer auf. Allen Armeen galt der Grundsatz, jeden Meter eroberten Geländes zu halten, wodurch die Frontlinien zu tiefgestaffelten Kampfzonen wurden. Die Funktion des Feldherrn selbst blieb wohl noch bestehen, er führte seine Armeen aber bereits über arbeitsteilig gegliederte Stäbe und zusätzliche Führungsebenen. Unter der zunehmenden Einbeziehung des eigenen Hinterlandes in die Kampfhandlung entstand mit der Fortdauer des Krieges eine zweite Front: die sogenannte ›Heimatfront‹. Diese Entwicklung hatte technische, wirtschaftliche und soziale Gründe und wurde durch den Übergang zur Materialschlacht bedingt. Denn während sich die militärischen Konzepte in ihrer

Grundsätzlichkeit kaum veränderten – weiterhin galt es, den Gegner entweder zu überflügeln, also zu umgehen, einzuschließen oder seine Linien zu durchstoßen – wurde das quantitative Moment, also die Bereitstellung entsprechender Mengen an Truppen und Material, zum entscheidenden Moment für Sieg und Niederlage und erforderte eine Steigerung der Produktionskapazitäten und damit eine Industrialisierung des Krieges.

In diesem Abschnitt wird die waffentechnische Entwicklung aus Sicht der Donaumonarchie als Schrittmacher für diese Entwicklung im Bereich der Infanterie- und Artilleriebewaffnung sowie des angewandten Kampfverfahrens beleuchtet.

Kampf im Stellungskrieg

M. CHRISTIAN ORTNER

Gefechte aus und um befestigte Stellungen sind kein Novum der Kriegsführung im Industriezeitalter. Die Kriegsgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart lässt sich auch als ein einzig langes Kapitel von Belagerungen schreiben: in Form von permanenten Festungsanlagen wie auch provisorischen Feldbefestigungen kann ein Bogen von Alesia (52 v. Chr.), als Gaius Iulius Caesar einen 16 Kilometer langen Belagerungsring (Zirkumvallationslinie) um die letzte Bastion der Gallier anlegen ließ, bis zur Belagerung Wiens durch die Osmanen (1683) gespannt werden. Grundzüge des ›Stellungskrieges‹ mit Lauf- und Schützengräben, Minen und Gegenminen, Ausfall- und Durchbruchaktionen sind hier prototypisch vorhanden. Im Laufe des 19. Jahrhundert erfährt diese Gefechtsform eine neue, eine industrialisierte Dimension.

Das Erstarren der Fronten im Weltkrieg – Übergang zum Stellungskrieg

Obwohl die Gefechtsformen des Jahres 1914 vornehmlich auf Offensive und Beweglichkeit basierten, erforderte die taktische Lage bereits innerhalb der ersten Kriegsmonate mancherorts ein zeitweiliges Übergehen zur Defensive. Der Gebrauch des Spatens war hierbei sogar innerhalb des geltenden Vorkriegs-Reglements von 1911 keineswegs verpönt.¹ Der Grundgedanke der Kampfarm ›Verteidigung‹ bestand gemäß Reglement darin, Kräfte zu sparen bzw. zu ›retablieren‹,² um sie nach gegebener Zeit wieder als Offensivelement verwenden zu können. Dies konnte im Herbst/Winter 1914 kaum mehr verfolgt werden,³ da die allgemeine Erschöpfung der Truppen bei manchen Verbänden bereits derartig fortgeschritten war, dass an eine Offensivverwendung überhaupt nicht mehr zu denken war. Es galt oftmals nur mehr, Mensch und Material zu erhalten, gleichzeitig aber auch die erreichten Geländeteile zu verteidigen.

1 Exerzierreglement 1911, 215f.

2 Unter ›Retablierung‹ wird im altösterreichisch-militärischen Kontext die Wiederauffüllung der Personalstände, Ergänzung von Munition und Material sowie eine Ruhephase für die Truppen verstanden.

3 Exerzierreglement 1911, 215.

Die permanente Furcht vor großangelegten Flanken- und Umfassungsangriffen ließ vor allem am russischen Kriegsschauplatz auf beiden Seiten nach und nach unbewusst eine gleichmäßig besetzte, vor allem aber durchlaufende Linie (»Dauerstellung«) entstehen, die mit allen verfügbaren Mitteln verstärkt und ausgebaut wurde. Die dahinter liegenden Reserven waren für die ihnen im Rahmen der noch ganz auf Angriff ausgerichteten Vorschriften zugedachte Rolle als Gegenangriffskraft vorgesehen.⁴ Auf österreichischer Seite wiesen diese Reservekräfte aber kaum die dafür notwendigen Stärken auf und beschränkten sich dementsprechend auf den Aufgabenbereich eines Riegeelementes, um ein weiteres Vordringen des Gegners in die Tiefe bzw. die Flanken zu verhindern. Der eigentliche Gefechtsvorgang spielte sich dann grundsätzlich als Kampf um diese eine Linie ab, die unter allen Umständen und mit allen verfügbaren Kampfmitteln zu halten war. Auf dem serbischen Kriegsschauplatz waren die Erscheinungsformen des Stellungskrieges bereits während des Sommers 1914 zutage getreten, weniger jedoch aus taktischen Überlegungen, als aufgrund beiderseitiger personeller und materieller Erschöpfung. Die entsprechenden Gefechtsvorschriften wiesen nämlich beide Seiten an, die letztlich in eigenem Besitz befindlichen Geländeteile unbedingt zu halten. Dies manifestierte sich je nach verfügbarer Zeit im Bau von einzelnen Schützenlöchern bis zu kompletten Grabenanlagen, wobei auch hier der Ausbau nur einer einzigen Linie im Vordergrund stand. Die ablaufenden Gefechte zeigten dann teilweise sogar Charakteristiken des Festungskrieges; permanente Sappeur- und Miniarbeiten sollten die Distanzen zum Gegner und damit die Sturmentfernung erheblich verringern.⁵ Der Ausbau der ersten Stellungssysteme basierte mangels entsprechender modernerer Vorschriften auf der Feldbefestigungsvorschrift aus dem Jahre 1908. Diese Vorschrift hatte zwar bereits zahlreiche Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges von 1904/05 berücksichtigt, war jedoch für die nun neu auftretenden Gefechtsformen nicht immer uneingeschränkt anwendbar. Bereits in den allgemeinen Einführungsbemerkungen wurde betont, dass die allgemeine eigene Waffenwirkung gegenüber der »Abschwächung des feindlichen Feuers«⁶ unbedingt Vorrang habe, also der Bau von Schutzdeckungen gegenüber der Optimierung der Schussmöglichkeiten, etwa durch Freimachung des Schussfeldes, Herstellung von Gewehrauflagen etc. zurückgestellt werden sollte. Nachdem diese Art der Verteidigung lediglich als Ruhe- und Re-etablierungsphase im Rahmen einer unterbrochenen Angriffsbewegung angesehen wurde, kam der Errichtung von Kommunikationslinien und der Freimachung von Verbindungslinien nach hinten gleichfalls besondere Bedeutung zu. Der Schutz der in diesen Stellungen befindlichen Truppen war vor allem durch Tarnung und Mas-

4 Exerzierreglement 1911, 224.

5 Krauss 1920, 154ff; Anmerkung: Sappeure waren für die Anlage von Laufgräben und Deckungen verantwortlich. Das Untergraben feindlicher Stellungen wurde als »minieren« bezeichnet.

6 Feldbefestigungsvorschrift 1908, 3.

kierung sowie die Anlage von Scheinbauten zu erreichen. Als optimal galt, wenn die eigene Stellung von der Feindseite durch Feldstecher kaum ausgemacht und dadurch auch kein gezieltes Artilleriefeuer angewandt werden konnte. Vorrangig war durch die Kommandanten eine gedachte Linie festzulegen und diese nach und nach auszubauen. Für die Infanterie waren Schützendeckungen, für die dahinter liegenden Reserven Schutzgräben und vor der Kampflinie Hindernisse anzulegen. Eine komplett durchgehende Linie sollte unbedingt vermieden, stattdessen in Gruppen seitlich gestaffelte Anlagen geschaffen werden, deren Zwischenräume durch sich überschneidendes Flankenfeuer zu sichern waren. Innerhalb des Kampfgrabens sollten eingeschobene Traversen Flankenfeuer verhindern und die Wirkung von Artillerievolltreffern reduzieren. Als Anhalt für die taktische Zusammenfassung zusammengehöriger Stellungen und Gräben galt die Schaffung mehr oder weniger eigenständiger Kompanieabschnitte. Auch dadurch sollte der Verlauf der eigenen Stellungen gegenüber feindlichen Artilleriebeobachtern möglichst verschleiert werden. Besonders wichtig war – da ja keine durchlaufenden Stellungslinien vorgesehen wurden – ein wirksamer Schutz der Flanken und Flügel.⁷ Reservetruppen waren in besonders bedroht bewerteten Abschnitten in weiter hinten angelegten Stützpunkten bereit zu halten.

Die Kampfdeckungen wurden je nach zur Verfügung stehender Zeit ausgebaut, wobei zwischen den Anschlagarten stehend, kniend und liegend unterschieden wurde. Grundsätzlich waren die Stellungen offen angelegt, bei längerer Dauer konnten weniger bedrohte Gräben aber auch eingedeckt werden. Dabei galt wiederum das Dogma ›Wirkung vor Deckung‹, so dass man die Eindeckungen oftmals aus Holz (von den Truppen auch als ›Schrapnelltdächer‹ bezeichnet) erzeugte, die dann im Gefecht abgeworfen wurden.

Mit einer Dicke von 8 bis 16 Zentimeter war man zumindest gegen Schrapnells der Artillerie geschützt. Zum Schutz gegen Artillerievolltreffer aus Feldkanonen (Kaliber rund 8 Zentimeter) benötigte man bereits Eindeckungen aus ein bis zwei Meter Erdwerk, gegen Feldhaubitzen (Kaliber rund 10 Zentimeter) drei bis vier Meter Erde und gegen schwere Haubitzen (Kaliber rund 15 Zentimeter) bereits fünf bis sechs Meter Erde, verstärkt durch Holz- und Schotterschichten.⁸ Diese Ausbaustufen sollten jedoch nur im Verlauf längerer Verteidigungsphasen angestrebt werden.

7 Feldbefestigungsvorschrift 1908, 7-9.

8 Feldbefestigungsvorschrift 1908, 78.

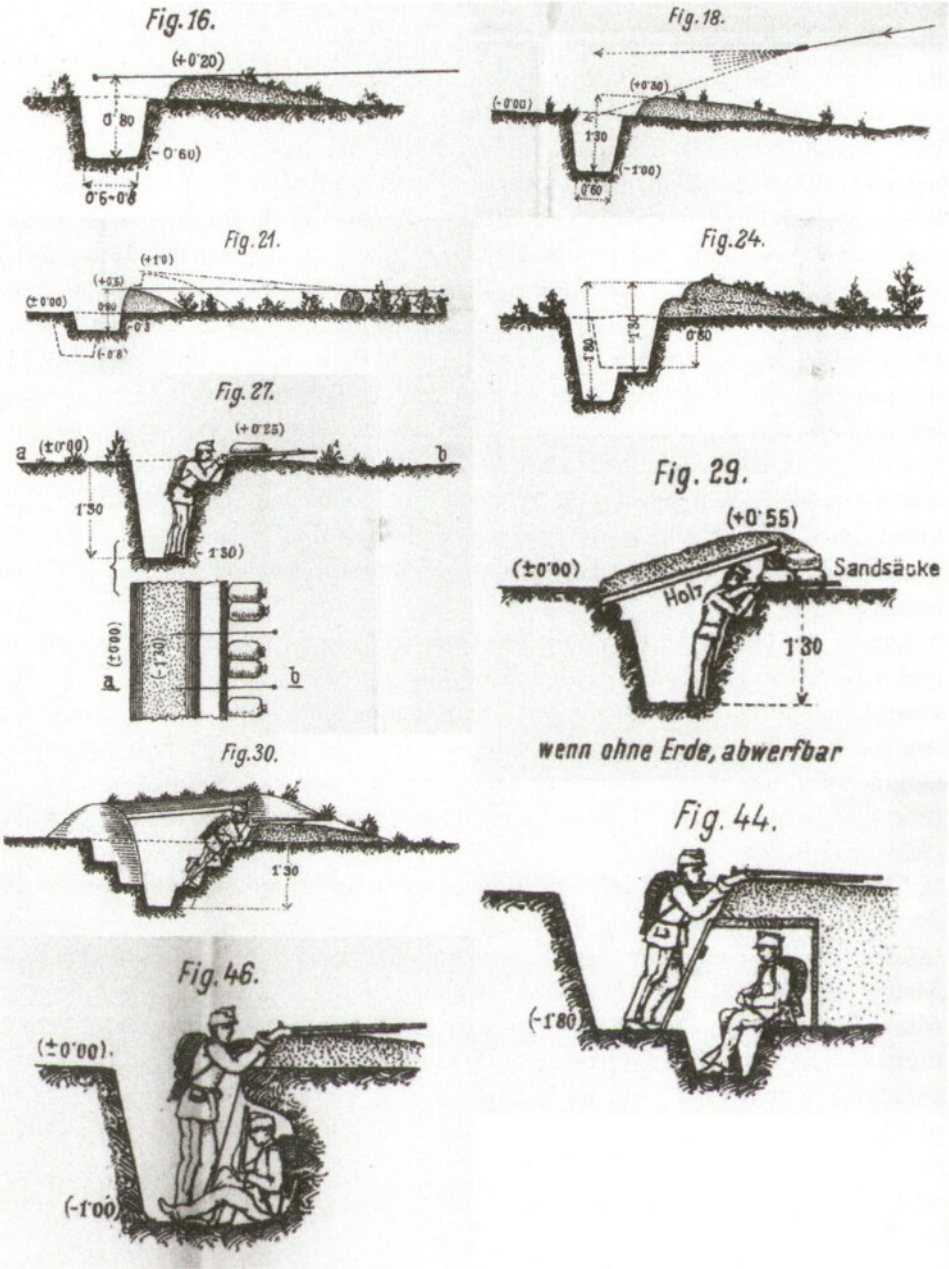


Abb.1 Unterschiedliche Ausführungen von Kampfdeckung aus der Kriegsphase 1914/15.
Quelle: Feldbefestigungsvorschrift 1908.

Es galt aber auch hier:

»Es muß dem Manne zur zweiten Natur gemacht werden, den Grad der Deckung der eigenen Wirkung zu unterordnen, sowie jede Deckung sofort zu verlassen, wenn es sich darum handelt, weiter vorzugehen oder besseren Ausschuß zu gewinnen.«.⁹

Diese Ein-Linien-Taktik erwies sich zwar als erheblich kräftesparender als die bewegliche Kampfführung, stellte aber dennoch nicht die optimale Lösung dar, wie auch der Führung bald klar werden musste. War während der Bewegungskriegsphase dem Umfassungsangriff der Vorzug gegeben worden, der bei Gelingen entweder die Vernichtung erheblicher Truppenteile oder zumindest das Zurückdrängen der gegnerischen Kräfte zur Folge hatte, so bestand nun die Gefahr des Zurücknehmens ganzer Frontteile im Falle eines auch nur geringfügigen Durchbruchs durch besagte, nur nach vorne verteidigungsfähige Linie. Gleichzeitig stellte diese trotz Tarn- und Maskierungsarbeiten weithin sichtbare Linie ein durch Minenwerfer und Artillerie leicht zu bekämpfendes Ziel dar. Ungeachtet vorhandener Unterstände erlitt die im Graben dicht gedrängte Infanterie durch Feuerüberfälle und Störfeuer immer wieder erhebliche Verluste.¹⁰

Der Übergang zum Stellungskrieg bedingte eine Änderung der bestehenden Angriffskonzeption, die ab dem Frühjahr 1915 auch innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee konstatierbar ist. Die erste erfolgreiche Anwendung des neuen Verfahrens gelang mit dem Durchbruch bei Gorlice im Mai 1915.¹¹ Die plötzliche Bereitwilligkeit der militärischen Eliten, sich nicht mehr so strikt an die bestehenden Reglements zu halten, sondern eine neue Verfahrensweise zur Anwendung zu bringen, hatte sicherlich mannigfaltige Gründe. Die Situation der österreichisch-ungarischen Armee zu Beginn des Jahres 1915 manifestierte sich in einem absoluten personellen Tiefststand von nur 516.000 »Feuergewehren«,¹² wobei an der Nordostfront (russischer Kriegsschauplatz) überhaupt nur 340.000 Mann auf die Kampflinie entfielen. Die Verluste nehmen sich insofern gewaltig aus, als den rund 1,5 Millionen bei Kriegsbeginn ins Feld abgerückten Soldaten bereits 620.000 Mann an Ersatz zugewiesen worden waren.¹³

Der Winter 1914/15 hatte sich nicht unbedingt als ernstzunehmendes Hindernis für den operativen Führungsstil des k.u.k. Armeekommandos erwiesen, wodurch man sich während des »Karpatenwinters« nicht nur auf die Verteidigung beschränkte. Man ließ sich zu mehr oder weniger erfolgreichen lokalen Angriffen

9 Feldbefestigungsvorschrift 1908, 69.

10 Pitreich 1935, 505.

11 Schlacht bei Gorlice-Tarnów im damaligen österreichischen Galizien.

12 Altösterreichisch-militärische Bezeichnung für den tatsächlichen Anteil der Kampftruppen.

13 Österreich-Ungarns letzter Krieg 1930-8, Bd. 2., Bgl. 1.

hinreißen, die letztendlich die taktische Lage kaum verbesserten, aber erhebliche Verluste kosteten und die Bildung von Reserven verhinderten. Somit befand sich die Armee in den ersten Monaten des Jahres 1915 in einem Zustand der relativen Operationsunfähigkeit. Die Verlegung reichsdeutscher Truppen aus dem Westen in den Osten hatte daher nicht nur in materieller, sondern vor allem in moralischer Hinsicht eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Sowohl Offiziere als auch Mannschaften blickten trotz des bedenklichen Zustandes der Armee durchaus zuversichtlich in die Zukunft. Dies war vor allem dadurch begründet, dass den Soldaten die katastrophalen Niederlagen des Sommers 1914 wohl mit dem Fehlen deutscher Truppen erklärt wurde, denen man im Nordosten den Rücken gemäß Bündnisverpflichtung freigehalten und für die man sich aufgeopfert hatte. Mit dem Verbündeten schien nunmehr eine Wende im Nordosten durchaus möglich. Die deutschen Truppeneinheiten verstärkten die Position der Mittelmächte im Osten aber nicht nur in materieller und personeller Hinsicht. Sie brachten auch ein auf den Erfahrungen im Westen aufgebautes Kampfverfahren mit, das den Angriff, vereinfacht gesagt, in zwei Phasen – Artillerievorbereitung und Infanteriesturm – normierte. Durch die gemeinsame Planung und Durchführung der erfolgreichen Durchbruchsschlacht bei Gorlice im Mai 1915 war jetzt auch für die österreichisch-ungarische Generalität die Notwendigkeit einer Anpassung der eigenen Gefechtsformen nach dem Vorbild der deutschen Westfront augenscheinlich geworden.

Neben dem deutschen Einfluss, der sich zweifellos aus den gemeinsamen Operationen ergab und insbesondere bei den Truppenstäben ein Umdenken förderte, erscheint ein weiterer Umstand, der die Reibungslosigkeit und Raschheit der Übernahme dieses neuen Kampfverfahrens erklärt, erwähnenswert. Die hohen Verluste des Offizierskorps während der Feldzüge 1914 betrafen vor allem Chargen des Berufsstandes, die aufgrund ihrer zeitlich vor Kriegsausbruch liegenden Ausbildung nicht nur die veraltete Friedenstaktik (oftmals auch als Manövertaktik bezeichnet) personifizierten, sondern deren Karriereweg sie aufgrund der ungünstigen Avancementverhältnisse auch erst in fortgeschrittenem Alter in höhere Kommandostellen führte. Durch Tod, Verwundung, Ruhestandsversetzung und Enthebungen wurde das Offizierskorps des Friedensstandes gewaltig dezimiert. Die nun auf allen Führungsebenen vakant gewordenen Stellen mussten so rasch wie möglich neu besetzt werden, wodurch Offiziere des Subalternbereiches in Stabsfunktionen aufrückten und die unteren Funktionen durch »Gagisten«¹⁴ des Reservestandes besetzt wurden. Dadurch konnte nicht nur der Prozentsatz der Stabsoffiziere, die bereits über Kampferfahrung verfügten, erheblich gesteigert und der Führungsstil den tatsächlichen Verhältnissen angepasst, sondern der Armee durch die stärkere Einbindung

14 Entspricht in der k.u.k. Armee dem Personenkreis der Offiziere und Militärbeamten im Unterschied zum so genannten »Mannschaftsstand«.

von Reserveoffizieren ein großes Potential an zivilen Fachkräften zugeführt werden. Spezialisten nämlich, die mit zunehmender Technisierung und Neustrukturierung der k.u.k Wehrmacht von besonderer Bedeutung sein sollten, da sie aufgrund ihres Reservistenstatus taktisch noch nicht ›überbildet‹, also ›progressiv‹ waren. Diese personelle Umschichtung des Offizierskorps hatte also nicht nur eine verjüngende Wirkung auf die Kommanden, sondern machte die Armee mit Ausnahme des Armeeoberkommandos sowie der meisten Armeekommanden, bei denen fast keine personellen Wechsel fassbar sind, flexibler.

Der lineare Stellungskrieg

In der Verteidigung stellte das Kampfverfahren der ›Lineartaktik‹, welches im Frühjahr 1915 bereits in Ansätzen vorhanden, letztlich jedoch erst im Herbst 1915 fixiert und in das Vorschriftenwesen aufgenommen worden ist, eine grundsätzliche Neuorganisation der gesamten Gefechtsführung dar. Sie hatte für alle Soldaten – Mann und Offizier – eine grundlegende Umstellung zur Folge. Die taktische Konzeption der Lineartaktik ging gleich den alten Reglements davon aus, jeden blutig eroberten Geländeteil unter allen Umständen zu halten. Die im gegnerischen Feuer liegengebliebene Infanterie hatte sich daher sofort an Ort und Stelle einzugraben und granatsichere Unterstände anzulegen. Im Unterschied zur ursprünglichen Vorgabe, stand jetzt nicht mehr die Wirkung, sondern der Schutz der Stellungsinfanterie im Mittelpunkt. Gleichfalls war nun nicht die gruppenweise bzw. stützpunktartige Anlage der Stellungen anzustreben, sondern die Anlage durchlaufender Linien ohne Lücken. Das Maschinengewehr (MG) spielte in der Lineartaktik die wichtigste Rolle und kam nicht mehr frontal, sondern vor die eigene Linie flankierend zum Einsatz. Da es längst zum Hauptträger des Infanteriekampfes geworden war, sollten die MGs auf jeden Fall eingedeckt und nicht offen aufgestellt werden. Zu diesem Zweck wurden vor den eigenen Graben vorspringende Stellungen, so genannte ›Flankierungskoffer‹ vorgesehen. Traversen sicherten wiederum gegen Artillerievolltreffer und dienten zur Abriegelung lokaler Einbrüche. Die Kampfgräben wurden ausschließlich für den stehenden Einsatz der Soldaten vorgesehen. Die Gesamttiefe umfasste mindestens 225 Zentimeter und ermöglichte eine komplette Deckung innerhalb des Schützengrabens.

In rund ein Meter Höhe ausgesparte Auftritte gewährleisteten eine Feuerhöhe von 125 bis 130 Zentimeter. Besonderes Augenmerk wurde der inneren Verschalung der Grabenwände beigemessen. Nachdem Holz im Trommelfeuer zersplitterte und die Waffenwirkung der Artillerie noch erhöhte, sollten mit Draht verankerte Pflöcke zum Einsatz kommen, zwischen denen geflochtene Weiden- und Strauchruten eingesetzt wurden. Sandsäcke waren nur zur Verstärkung eingestürzter Grabenteile

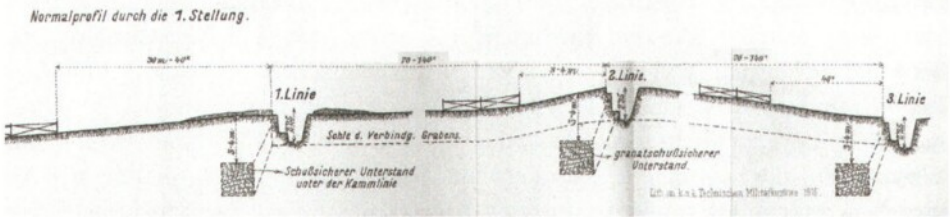


Abb.2 Vorschrift 1915 – Normalprofil:
 Seitenquerschnitt der so genannten ›1. Stellung‹, bestehend aus drei Linien.
 Quelle: Anhaltspunkte 1915.

vorgesehen, da sie meist nach vier bis sechs Wochen durch die Witterung zerfielen und ausgetauscht werden mussten.¹⁵ Besondere Bedeutung wurde der Sicherung der Stellungsinfanterie gegen das Artillerieschießfeuer des Angreifers beigemessen. Nachdem im Jahre 1914 noch die Feldkanone mit einem durchschnittlichen Kaliber von 8 Zentimetern sowie das Schrapnell als gefährlichster Gegner eingeschätzt wurden, stand nun die Feldhaubitze mit ihren 10-15 Zentimeter Granaten im Fokus. Die als ›Hohlbauten‹ bezeichneten Unterstände waren daher mit mindestens 50 bis 80 Zentimeter dickem Eisenbeton einzudecken und innen gegen Abrutschungen mit Holz auszukleiden. Es galt der Grundsatz, kleinere, aber zahlreichere Unterstände zu errichten. Stand kein Beton zur Verfügung, musste ›bergmännisch‹ gearbeitet, also minierte Unterstände errichtet werden. Hier waren Tiefen zwischen vier bis sechs Metern anzustreben. Um Verschüttungen vorzubeugen, waren jeweils zwei Ausgänge für jeden Unterstand vorzusehen.¹⁶ Offiziere durften nicht in eigenen Offiziersunterständen konzentriert werden, sondern waren auf mehrere Hohlbauten zu verteilen. Damit entstand eine durchlaufende, von Traversen und MG-Flankierungskoffern durchzogene Schützengrabenlinie mit kleineren Unterständen im vordersten Graben, dahinter ein sogenannter Verkehrsgraben mit größeren Unterständen. Dieses Grabensystem bildete mit dem vorgestaffelten Hindernisfeld im zwischen den beiden vordersten feindlichen Stellungen gelegenen Niemandsland die so genannte ›1. Linie‹. Um nun dieser Linie eine bisher nicht vorgesehene taktische Tiefe zu geben, sollten rund hundert Schritte dahinter eine weitere und wieder hundert Schritte dahinter eine dritte Linie – alle in selber technischer Ausbaustufe – gebaut werden, die zusammen die so genannte ›1. Stellung‹ bildeten.

Die Linien wurden untereinander durch Kommunikations- und Laufgräben verbunden. Für die gesamte Grabenbesatzung und die Reserven waren Unterkünfte, die meist in die granatsicheren Unterstände integriert waren, einzurichten.¹⁷ Stellten

¹⁵ Anhaltspunkte 1915, 6-9.

¹⁶ Anhaltspunkte 1915, 12.

¹⁷ Pitreich 1935, 505.

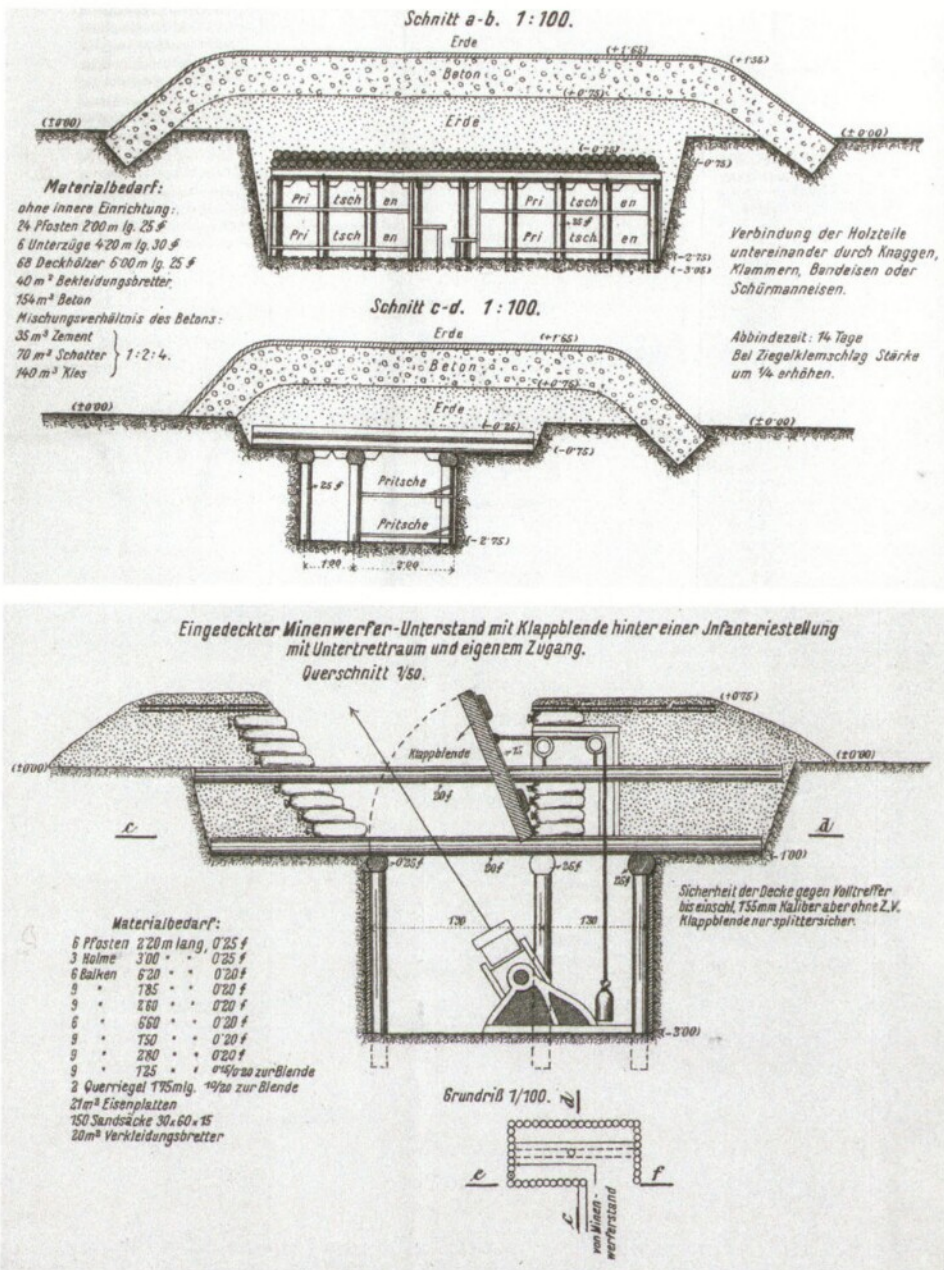


Abb.4 Unterschiedliche Ausführungen von Unterständen für Stellungsinfanterie ab dem Jahre 1915.
 Quelle: Anhaltspunkte 1915.

die drei Linien zumindest eine Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit und eine optimalere Ausnutzung des Terrains durch die Schaffung einer Tiefengliederung dar, so hatten die Erfahrungen des ›Karpatenwinters‹ und des Herbstfeldzuges 1914 gezeigt, dass auch tiefgestaffelte Kräfte, sofern sie in zu geringen Abständen hintereinander postiert wurden, keinem konzentrierten Angriff standhalten konnten. Das Armeekommando forderte daher im November 1915 die Armeen auf, zweite und dritte Stellungen (analog zur ersten aufgebaut) in einem Abstand von jeweils zwei bis drei Kilometern voneinander anzulegen, um gegebenenfalls Einbrüche in die erste Stellung auffangen zu können. Diese Art der Kräfteedisposition, an der deutschen Westfront bereits 1914 etabliert und sichtlich auch nach deutschem Vorbild (die Distanzen waren anhand der Reichweite französischer und britischer Geschütze errechnet worden) innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee angewendet, bot mehrere Vorteile. Die feindliche Angriffsartillerie war nicht in der Lage, gleichzeitig zwei Stellungen niederzukämpfen, wobei nur weittragendes Geschützmaterial die 2. Stellung überhaupt erreichen konnte. Dagegen waren die Batterien des Verteidigers, mit Masse hinter der 2. Stellung eingesetzt, in der Lage, ohne Stellungswechsel beide Stellungen mit Sperrfeuer zu unterstützen. Ein feindlicher Durchbruch musste daher eine Tiefe von mindestens vier bis sechs Kilometern erreichen (1., 2. und 3. Stellung), um operativ überhaupt ausgenützt werden zu können. Dies bedeutete nicht nur die Überwindung von drei ca. 350-500 Schritt tiefen, mit Hindernissen jeglicher Art verstärkten Grabensystemen, sondern auch das Niederkämpfen von zwischen den Haupt-Stellungen angelegten, zur Rundumverteidigung eingerichteten Stützpunkten.¹⁸

Obwohl der Ausbau der 1. Stellung – ein feindlicher Angriff sollte bereits hier zum Stehen gebracht werden – vorrangig betrieben wurde, reichten die vorhandenen Spezialisten, vor allem Sappeure, Pioniere und Arbeiterabteilungen, kaum aus, um die teilweise technisch sehr anspruchsvollen Tätigkeiten durchzuführen. Alle im Abschnitt eingesetzten Kräfte, egal ob Infanterie, Kavallerie oder Trainkolonnen, hatten sich als Erdarbeiter zu betätigen. Besonders schwer hatte natürlich die Stellungsinfanterie zu tragen, da sie neben dem ohnehin anstrengenden Dienst im Schützengraben während der eigentlichen Ruhephasen mit dem Ausbau und dem Instandhalten der Gräben beschäftigt wurde.¹⁹ Was den Stellungsbau selbst betrifft, so gab es innerhalb der Armee aufgrund verschiedenster Erfahrungen und Einschätzungen unterschiedliche Ausprägungen. Teilweise wurden die Kampfgräben zum Schutz gegen das Artilleriesfeuer vollkommen eingedeckt, in anderen Abschnitten eigentlich vorschriftswidrig nur mit Schrapnellmätern versehen oder überhaupt offen angelegt. Gerade erstere Varianten erfreuten sich bei den Truppen großer Beliebtheit, da die Gräben somit nicht nur gegen feindliche

18 Österreich-Ungarns letzter Krieg 1930-38, Bd. 4, 134f.

19 Pitreich 1935, 508.

Waffenwirkung, sondern auch gegen Schnee und Regen schützten. Taktisch hatten sie jedoch den Nachteil, dass sie den eigenen Feuerbereich einschränkten und die Stellungen einfach »übertannt« werden konnten. Man einigte sich anfangs auf den Kompromiss schnell abwerfbarer Schrapnellmächer, um im Nahkampf nicht behindert zu werden.

Erst die im Herbst 1915 erschienene Dienstvorschrift *Anhaltspunkte für die Anlage von Kampfstellungen* normierte den Stellungsbau von der Anlage der Schützenmulde bis zur Errichtung granatsicherer Unterstände und unterirdische Kavernen an allen Kriegsschauplätzen. Die Kampfgräben sollten derartig angelegt werden, dass sie nicht nur einen großen Feuerbereich ermöglichten, sondern sich womöglich auch noch gegenseitig flankierten.²⁰ Die Annäherung an den Kampfgraben sollte durch Errichtung eines Hindernisgürtels, der jeder Stellung fünfzig bis achtzig Schritte vorgelagert wurde, erschwert werden. Je nach Materiallage und Zeitkalkulation konnten diese Hinderniszonen Tiefen von bis zu achtzig Metern erreichen, wobei neben Stacheldrahtverhauen, Fußschlingen, Wolfsgruben und Asthindernissen Handgranaten als Sprenghindernisse improvisiert wurden.²¹

Über das Kampfverfahren selbst bzw. die Kampfform, die diesem Liniensystem zugrunde lag, existierten keinerlei Vorschriften oder Dienstbehelfe. Im Prinzip entwickelten sich bestimmte Standards anhand der gemachten Erfahrungen, die dann als Normen übernommen wurden. Nach dem Vorbereitungsfeuer der Artillerie, dessen Dauer zwischen wenigen Stunden und ganzen Tagen variieren konnte, brach der Gegner in Sturmwellen gegen die 1. Linie der 1. Stellung vor, wobei diese in der Regel genommen wurde. Die in der 2. und 3. Linie befindlichen Reserven sollten entweder durch Gegenstöße die 1. Linie wieder in Besitz nehmen oder den feindlichen Einbruch abriegeln. Da die Reserven für einen effektiven Gegenstoß im großen Rahmen quantitativ zu schwach waren, beschränkten sie sich meistens darauf, ein weiteres Vordringen des Gegners von der Seite her zu unterbinden. Die eigene Artillerie riegelte dabei durch Abgabe von Sperrfeuer nach vorne ab, um die Zuführung weiterer gegnerischer Kräfte zur Stärkung des Angriffes zu verhindern. Die Angriffsinfanterie, nach allen Seiten hin bewegungsunfähig und aufgrund der engen Verzahnung mit dem Gegner ohne eigene Artillerieunterstützung, konnte in der Folge durch aus der 2. und 3. Stellung herangeführte Reserven zurückgeworfen werden.

Gelang dem Angreifer zumindest der Durchbruch durch die gesamte 1. Stellung, so musste er erst das Vorverlegen seiner Angriffsartillerie abwarten, bevor die 2. Stellung angegriffen werden konnte, sofern nicht bereits vor Angriffsbeginn speziell für den Kampf um die 2. Stellung bestimmte Batterien vorgeschoben worden waren. Diese konnten aber, um sich nicht vorzeitig den Artilleriebeobachtern des

20 Anhaltspunkte 1915, 3.

21 Anhaltspunkte 1915, 8.

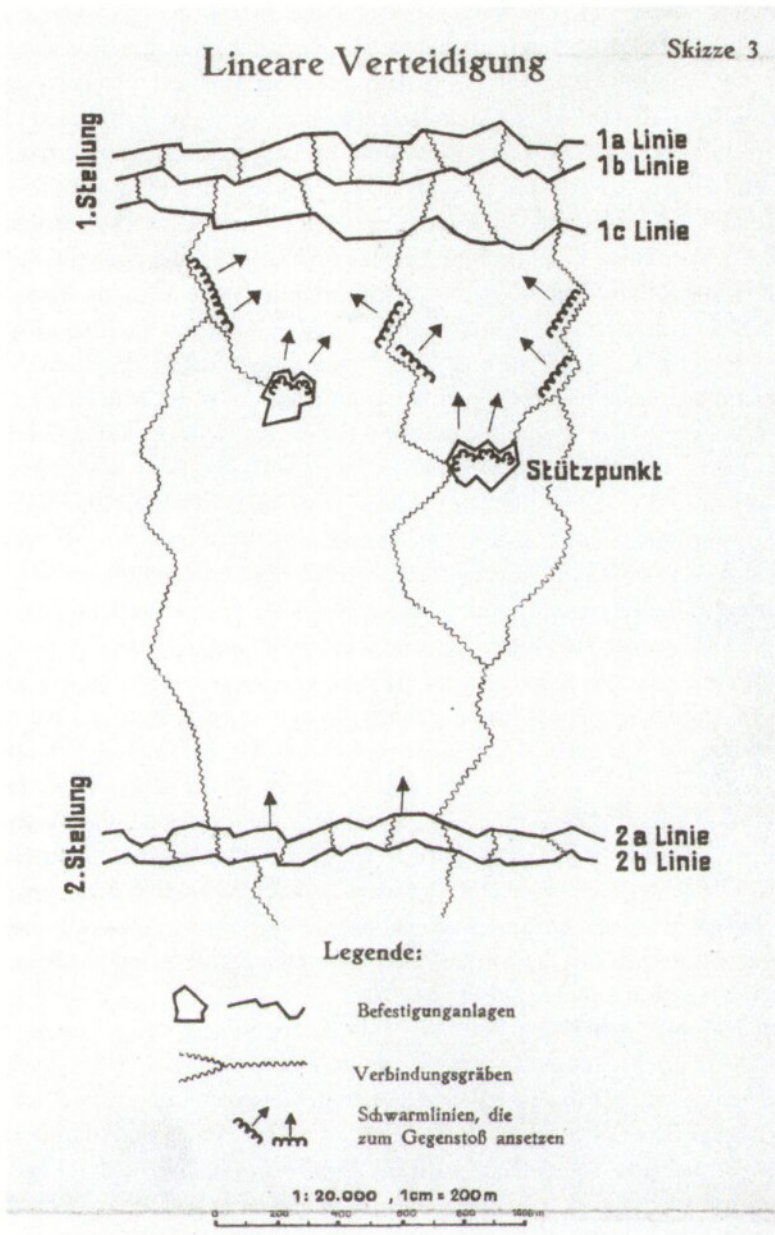


Abb. 5 Schematische Darstellung der Anlage der Kampfgräben
in der linearen Stellungskriegsführung.

Quelle: Pitreich 1935.

Verteidigers zu verraten, erst nach Einnahme der 1. Stellung das Feuer eröffnen. In der Regel genügte jedoch die Zeitspanne, die der Angreifer brauchte, seine durcheinander gekommenen Truppen zu ordnen, um einen geplanten Gegenangriff durch den Verteidiger anzusetzen. Gelang dieser, was meistens der Fall war, da feindliche Kräfte durch den Kampf in der 1. Stellung bereits derartig dezimiert wurde, dass an ein Halten des genommenen Grabenstückes nicht zu denken war, so wurde die 1. Stellung wieder in Besitz genommen und instandgesetzt. Gelang er nicht, wurde einfach die vormalige 2. Stellung in die neue 1. Stellung, die ehemals 3. zur neuen 2. Stellung ausgebaut und dahinter eine vollkommen neue 3. Stellung errichtet. Obwohl sich der Kampf damit weiterhin vornehmlich um die 1. Stellung abspielte, hob sich der Einsatz der Reserven und die daraus resultierende elastische Kampfführung letztlich entscheidend von den Stellungskriegsansätzen des Herbst 1914 ab.²²

Der Feuerkampf der Infanterie auf weite Distanzen,²³ vor dem Krieg ganz besonders intensiv geübt, verschwand aufgrund der Nähe des Gegners im Stellungskampf fast vollkommen und wurde durch die erhöhte Feuerkraft der Maschinengewehre und die sich kontinuierlich vergrößernde Anzahl an Geschützen ersetzt. Aus heutiger Sicht taktisch unverständlich erwies sich jedoch der Umstand, dass die 1. Linie der 1. Stellung, obwohl sie während eines größeren Angriffsunternehmens zumindest zeitweise fast immer verloren ging und auch ein Hauptziel der Angriffsartillerie darstellte, mit einer verstärkten Grabenbesetzung versehen wurde. Sie hatte daher bei jedem Angriff, noch bevor sie überhaupt in den Kampf eingreifen konnte, bereits hohe Verluste zu beklagen. Die Grabenbesetzung der 1. Linie wurde dann, sofern die Angriffsinfanterie nicht bereits im Zwischengelände liegenblieb, fast immer überrannt und war für die weitere Kampfführung stets verloren. Eine Verminderung der Besetzung zugunsten der 2. und 3. Stellung hätte dagegen einen effektiveren Nutzen gebracht, wäre aber mit der Bereitschaft gekoppelt gewesen, schon im Voraus den Verlust von Geländeteilen, zumindest zeitweise, einzukalkulieren. Diese Tatsache war jedoch mit der immer noch geltenden Doktrin, jeden Meter Boden zu halten, nicht in Einklang zu bringen.

Die Kampfentscheidung selbst hing, abgesehen von dem sicherlich mitentscheidenden quantitativen Moment, letztlich von zwei maßgeblichen Faktoren ab, nämlich ob der Artilleriebeobachter des Verteidigers die Rückverlegung des Artillerievorbereitungsfeuers des Angreifers erkennen und damit das eigene Sperrfeuer auslösen konnte²⁴ und ob die Grabenbesetzung in der Lage war, ihre Unterstände so rasch zu verlassen, dass die eigenen Schießscharten noch vor der angreifenden feindlichen Infanterie erreicht wurden.²⁵

22 Pitreich 1935, 506.

23 Pitreich 1935, 508.

24 Pitreich 1935, 508.

25 Keegan 1991, 277f.

Letztendlich liefen die Gefechte in der ›linearen‹ Stellungskriegsphase auf den Kampf der Artillerie gegen die technische Ausgestaltung der Stellung des Verteidigers, insbesondere des Hindernisgürtels, und den Wettlauf der Infanterie-Truppen um die Besetzung der vordersten Brustwehr hinaus.²⁶ Die Artillerie konnte hierbei zwar (noch) nichts entscheiden, jedoch die maßgebliche Voraussetzung, nämlich die Zerstörung des Hindernisgürtels und der Kampfstände, schaffen. Waren diese weitgehend intakt, stockten die Angriffswellen und wurden von den Maschinengewehren des Verteidigers im deckungslosen Zwischengelände niedergemacht; wies das Hindernisfeld genügend große Lücken auf, so konnten bei nicht allzu großer Distanz, die Gräben der 1. Linie überrannt werden.²⁷

Die Kampfführung im linearen Stellungskrieg erforderte von der Stellungsinfanterie ein Umdenken gegenüber den in den Vorkriegsjahren praktizierten Ausbildungsinhalten. Weniger Handfeuerwaffe und Bajonett, sondern ›neue‹ Kampfmittel wie Handgranate, Dolch und Grabenkeule sowie Minen-, Granat- und Flammenwerfer wurden zu den entscheidenden Waffen des Grabenkrieg. Um den Umgang mit diesen neuen Kampfmitteln einerseits selbst zu erlernen, sie andererseits allgemein geläufig zu machen, wurde im Jahre 1916 bei der k.u.k. 5. Armee (an der Isonzofront gegen Italien) in Parje ein technischer Übungsplatz eingerichtet, um für die Front- und Ersatztruppen entsprechende Einweiskurse veranstalten, gleichzeitig den im Stellungskrieg nunmehr häufiger vorkommenden ›Nahkampf‹ besser ausbilden zu können. Zu diesem Zeitpunkt wurden an der Deutschen Westfront bereits spezielle Kurse zur Ausbildung der Stellungsinfanterie im Grabenkampf, insbesondere für den Angriff, durchgeführt. Diese als ›Sturmkurse‹ bezeichnete 14-tägige Ausbildung wurde dem österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando (AOK) bekannt und auf Anfrage auch österreichisch-ungarischen Soldaten zugänglich gemacht, um das Instruktionkader für die Aufstellung eigener Kurse zu gewinnen. Die Deutsche Oberste Heeresleitung genehmigte letztlich die Abhaltung von drei Instruktionkursen, die ausschließlich Angehörigen der k.u.k. Armee vorbehalten bleiben sollten, und zwar im November und Dezember 1916 sowie im Jänner 1917. Für die Dauer jeweils einer Woche konnten bei jedem Kurs vierzig Offiziere und hundert Unteroffiziere ausgebildet werden. Sie bildeten nach ihrer Rückkehr bei den einzelnen k.u.k. Armeen so genannte ›Sturmpatrouillen‹ aus.²⁸ Diese wurden in weiterer Folge auf Armee-, später dann Divisionsebene zu Sturmbataillonen zusammengefasst. Besondere Bedeutung sollten die Sturmtruppen sowohl bei örtlich begrenzten als auch operativen Angriffsvorhaben einnehmen. Auf die Angriffsinfanterie aufgeteilt, fungierten sie als erste Welle und ebneten nach Schaffung von Gassen durch die

26 ›Brustwehr‹ oder Parapet ist die dem Feind zugewandte Seite des Grabens.

27 Keegan 1991, 290f.

28 Ortner 2005, 67f.

Hindernisfelder des Niemandslandes und Ausschaltung von Feldwachenlinien, also einer Vorpostenkette, den Angriffstruppen den Einbruch in die erste Linie. In der Verteidigung setzte man die Sturmtruppen meist als Gegenangriffskraft zur Wiedergewinnung verlorener Stellungen ein, wie etwa während der 10. Isonzoschlacht im September 1917.²⁹ Als erfolgreiches Beispiel für die angriffsweise Verwendung von Sturmtruppen im linearen Stellungskrieg kann der Durchbruch bei Flitsch-Tolmein (12. Isonzoschlacht) herangezogen werden.

Der moderne Stellungskrieg – Zonentaktik

Die gewaltigen Veränderungen des Jahres 1917, vor allem der große Erfolg der 12. Isonzoschlacht im Oktober, die am italienischen Kriegsschauplatz eine erhebliche Frontverkürzung mit sich brachte, und das stetige Zurückgehen der Kampfintensität bis zum Abschluss des Waffenstillstandes mit Russland im Nordosten schufen die Vorbedingungen zum grundsätzlichen Überdenken der taktischen Anschauungen. Von den Erfahrungen an der deutschen Westfront beeinflusst, traten an Stelle der linearen Stellungen nunmehr ›Kampfzonen‹.³⁰

Interessanterweise vollzog sich der Wandel von der Linear- zur Zonentaktik überaus schnell und radikal. Hierbei war sicherlich die enge Verbindung österreichisch-ungarischer und reichsdeutscher militärischer Zentralstellen, vor allem was gemeinsame Ausbildungskurse und Informationsreisen zu den unterschiedlichen Kriegsschauplätzen durch höhere Kommanden betraf, sowie die Ähnlichkeit der geländespezifischen Gegebenheiten an der Piavefront und der deutschen Westfront von nicht unerheblicher Bedeutung.³¹ Grundsätzlich hatte sich beim Übergang von der Linear- zur Zonentaktik nicht viel verändert. Im Prinzip wurde lediglich das Stellungssystem nach rückwärts noch weiter vertieft, was durch die Vorverlegung der Front vom Isonzo an die Piave und dem Heraustreten aus den gebirgigen Karstgebieten möglich wurde (eine Berücksichtigung des russischen Kriegsschauplatzes war infolge der dortigen Waffenstillstandes nicht mehr notwendig). Die damit gleichzeitig verbundene Verkürzung dieses Frontabschnitts ermöglichte, bei weitgehend gleichbleibenden Truppenstärken eine kräftemäßige erweiterte Tiefenstaffelung. An die Stelle der 1., 2. und 3. Stellung traten nunmehr ›Zonen‹, denen verschiedene Aufgaben zugeordnet wurden.

Die neue ›Vorfeldzone‹ entsprach im Grunde genommen der früheren 1. Stellung, wobei jedoch die drei Linien bis zu je 400 Metern voneinander entfernt sein sollten. Dadurch erreichte die Vorfeldzone bereits eine Tiefe von rund 800 Metern. Eine

29 Ortner 2005, 192f.

30 Ortner 2013, 160.

31 Pitreich 1935, 577.

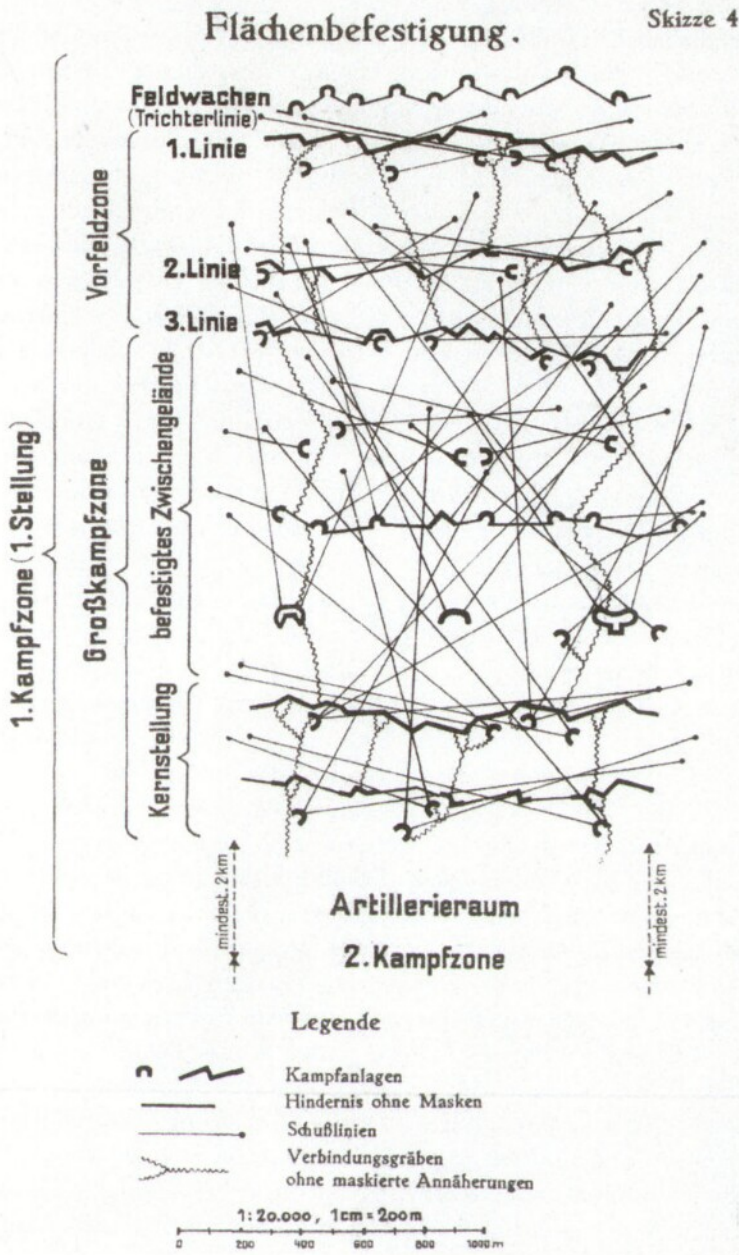


Abb. 6 Schema der Anlage der Stellungen
in der Zonenkampfführung.
Quelle: Pitreich 1935.

vorgelagerte Feldwachenlinie blieb weiterhin bestehen und sollte neben der Abwehr feindlicher Patrouillen im Falle eines Angriffes den wahren Stellungsverlauf verschleiern und die Angriffsverbände bereits in Unordnung bringen. Feldwachenlinie und Vorfeldzone waren, trotz Minimalbesetzung an Maschinengewehren und Infanterie durchaus in der Lage, begrenzte Angriffe gemeinsam mit dem Sperrfeuer der Artillerie abzuwehren.³² Das eigentliche Schwergewicht der Truppen wurde jedoch erst in den ca. 2.000 bis 2.200 Meter hinter der Feldwachenlinie befindlichen gleichfalls neuen Kernstellungen zum Einsatz gebracht. Damit lagen sie nicht mehr im unmittelbaren Feuerbereich der feindlichen leichten und mittleren Minenwerfer. Die Kernstellung, vergleichbar mit der ehemals 2. Stellung, bestand aus zwei 150 Meter voneinander entfernt liegenden Linien, welche aber jede über ein eigenes vorgelagertes Hindernisfeld verfügten. Gleich dem Linearsystem wurden in der Kernstellung neben der eigentlichen Grabenbesetzung bereits erhebliche Reserven für Gegenstöße bereitgehalten. Daneben schützte die Kernstellung den Artillerieaufstellungsraum, da die vorwiegende Anzahl der Geschütze dahinter eingesetzt wurde. Im Unterschied zur linearen Verteidigung erwies sich die technische Ausgestaltung des Zwischengeländes zwischen der 3. Linie der Vorfeldzone und der 1. Linie der Kernstellung von eminenter Wichtigkeit. Sie wurde sowohl linear als auch punktuell befestigt. Diesen bereits in der Lineartaktik angedeuteten Riegelstellungen und Stützpunkten kam in der Zonenkampfführung aber eine weitaus größere Bedeutung zu. Sie verhinderten nicht nur das rasche Vorstoßen des Angreifers zur Kernstellung, sondern unterbanden auch ein Ordnen der Angriffsverbände nach Einnahme der Vorfeldzone sowie das Nachziehen der Artillerie.

Das befestigte Zwischengelände und die Kernstellung bildeten gemeinsam die Großkampffzone, die teilweise eine Tiefe von zwei Kilometern erreichen konnte und genügend Raum für eine bewegliche Kampfführung gewährleistete.³³ Letztendlich entstand durch den gleichzeitig beginnenden Ausbau der Gräben und Unterstände eine mehr als drei Kilometer tiefe Verteidigungszone (Feldwachenlinie, Vorfeldzone, Großkampffzone), deren Besetzung mit Maschinengewehren und Minenwerfern sich nach hinten immer weiter verdichtete. Hinter dem Artillerieraum, der eine Tiefe von ca. zwei Kilometern nicht überschritt, wurde gewissermaßen als Reservestellung eine weitere Großkampffzone ausgebaut, jedoch nicht besetzt.

Abgesehen vom Ausbau selbst stellten die Maskierung der errichteten Stellungen sowie die Tarnung der Arbeiten einen überaus wichtigen Grundsatz dar. Der Großteil der Erd- und Instandsetzungsarbeiten musste daher bei Nacht durchgeführt werden, wobei Veränderungen des Geländes bis Tagesanbruch zu tarnen waren, um nicht von Fliegern aufgeklärt und in weiterer Folge durch Artillerie bekämpft zu werden.

Der Einsatz der Truppen in den einzelnen Zonen erfolgte nach einem standardisierten Turnusplan. Die k.u.k. (Truppen-)Division verfügte in der Regel

32 Pitreich 1935, 581.

33 Pitreich 1935, 581.

über vier Infanterieregimenter zu je drei Bataillonen (nach der Reorganisation im Oktober 1917 wurden die Regimenter des Heeres ähnlich jenen der Landwehren auf drei Bataillone reduziert). Der gesamte Divisionsbereich wurde in drei Regimentsabschnitte geteilt, die je nach Gelände zwei bis vier Kilometer breit sein konnten. Der Einsatz des Regimentes erfolgte gestaffelt, wobei ein Bataillon in der Vorfeldzone und im befestigten Zwischengelände und eines in der Kernstellung eingesetzt wurden. Das dritte Bataillon wurde meist in den Bereich der 2. Großkampfzone in einen Ruheraum verlegt. Die Ablösung erfolgte innerhalb der Regimenter in der Regel monatsweise, sodass jedes Bataillon seinen Dienst abwechselnd in der Vorfeldzone, der Kernstellung oder im Ruheraum versah. Hierbei besetzten die Truppen immer wieder genau jene Abschnitte, die sie drei Monate zuvor verlassen hatten.³⁴ Alle Regimentsangehörigen lernten dadurch nach und nach den gesamten Regimentsabschnitt und die darin geplante Kampfführung kennen. Das vierte Regiment wurde als Divisionseingreifskraft verwendet und für den Einsatz in allen drei Abschnitten gründlich geschult.³⁵ Teilweise entstanden, durch die niedrige Kampftätigkeit begünstigt, imposante Stellungen- und Grabensysteme, die derartig verwirrend angelegt waren, dass sich kaum jemand – abgesehen von der dort eingesetzten Besatzung – ohne Führung zurechtfinden konnte.³⁶ Tarnung und Auflockerung des Stellungssystems ergaben für die Kampfführung, die als regelrechte ›Abwehrschlacht‹ konzipiert wurde, erhebliche Vorteile, welche die ›Verteidigung‹ nun endgültig als die stärkere Kampfform gegenüber dem ›Angriff‹ auswies.³⁷ Einer dieser Vorteile manifestierte sich in der Zerstreuung der Wucht des gegnerischen Artilleriefeuers, welches nur auf erkannte Ziele wirksam zum Einsatz gebracht werden konnte. Das Feuern auf nicht aufgeklärte und lediglich vermutete Stellungen bei einer Tiefe von mehr als drei Kilometern (ohne Artillerieaufstellungsraum) musste wohl eher als ineffektiv bezeichnet werden. Gerade diese Tiefe war jedoch, sollte der Angriff überhaupt Aussicht auf Erfolg haben, zu durchstoßen, um den dahinter liegenden Artillerieraum einzunehmen. Für diesen Durchbruch hatte der Angreifer jedoch ein Vielfaches vom bisher Notwendigen an Truppen und Kriegsmaterial bereitzustellen, um im unübersichtlichen Terrain, von versteckten Flankierungsanlagen unter Kreuzfeuer genommen, überhaupt eine gewisse Chance zu haben, geordnet die Vorfeldzone zu durchqueren.³⁸ Gelang es dem Verteidiger also, das Artillerievorbereitungsfuer einigermaßen unbeschadet zu überstehen und blieben umgangene Grabenbesatzungen in ihren Stellungen, so konnten die planmäßig einsetzenden Gegenstöße die vorhandenen Einbrüche fast immer bereinigen.³⁹

Grundsätzlich unterschied man in der Zonentaktik zwei Arten des Angriffes,

34 Ortner 2013, 165.

35 Pitreich 1935, 581.

36 Ortner 2005, 45.

37 Leeb 1938, 60.

38 Leeb 1938, 64.

39 Leeb 1938, 62.

nämlich den ›Angriff mit begrenztem Ziel‹ und den ›operativen Durchbruch‹. Ersterer, vornehmlich zur Verbesserung des eigenen Stellungsverlaufs angewendet, wurde grundsätzlich vom betreffenden Abschnittskommando, meist Divisionsebene, organisiert und durchgeführt. Benötigte Verstärkungen wurden dann durch das übergeordnete Korps zugewiesen.⁴⁰ Der Angriff mit begrenztem Ziel war im Unterschied zum operativen Durchbruch in einem Zug durchzuführen, Pausen und eventuell erforderliche neuerliche Bereitstellungen wurden als unzulässig erachtet. Hinsichtlich der Notwendigkeit diesbezüglicher Unternehmungen befand die entsprechende Vorschrift den moralischen Aspekt als weitaus wichtiger als den zu erzielenden taktischen Vorteil:

»In der Regel sollen solche Angriffe dem Wunsche oder den Bedürfnissen der Truppe entspringen. Den Eindruck, den ein Angriff mit begrenztem Ziel bei den Truppen hinterläßt, ist der Maßstab für die Bewertung des Erfolges. Dies gilt insbesondere für Unternehmungen an ruhigeren Fronten. Ist nach solch einem Unternehmen das Kraftgefühl und das Selbstbewußtsein der Truppe gehoben, dann kann man von einem gelungenem Unternehmen sprechen. Ist infolge von unnötigen Verlusten, nicht gehörigem Zusammenspiel zwischen Truppe und Führung oder zwischen den Waffen Mißmut in die Truppe gekommen, so ist das Unternehmen vollkommen mißlungen, wenn auch alle gesteckten Ziele erreicht wurden.«⁴¹

Der operative Durchbruch oder die sogenannte ›Durchbruchsschlacht‹, aus dem taktischen Einbruch in die Vorfeldzone resultierend, war dagegen als Übergang zum Bewegungskrieg konzipiert. Dabei war jedoch nicht die erneute Anwendung des Kampfverfahrens der ersten Kriegsmonate gemeint, sondern die Verfolgung geschlagener Feindteile analog den Folgekämpfen nach dem Durchbruch bei Flitsch/Tolmein im Oktober 1917 (12. Isonzoschlacht). Dabei unterschied sich der Durchbruch nicht nur anhand des erheblich höheren Kräfteaufwandes und eines breiteren Angriffstreifens vom räumlich begrenzten Angriff, sondern erforderte auch in Bezug auf die mentale Einstellung der Truppen ein deutliches Umdenken der Angriffsinfanterie. »Beim großen Durchbruch müssen sich Kommandanten und Truppe von Gewohnheiten und Gedankengängen des Stellungskrieges freimachen [...]«. ⁴² Das im August 1914 als so fatal eingeschätzte ›Durchgehen der Infanterie‹ nach vorne erschien für den operativen Durchbruch geradezu wünschenswert, wenn auch das Vorgehen selbst an die gegebenen Gefechtsverhältnisse anzupassen war. Somit stellte die Schnelligkeit der Durchführung des Angriffes wieder einen gefechtsentscheidenden Faktor dar. Der Angriff musste entsprechend der Kräftedisposition des Verteidigers zumindest die Ausschaltung bzw. Inbesitznahme des hinter der Kern-

40 Der Angriff 1918, 41.

41 Der Angriff 1918, 45.

42 Der Angriff 1918, 72.

stellung befindlichen Artillerieraumes zur Folge haben, um die Zuführung eigener Reserven und eine erneute Bereitstellung gewährleisten zu können. Dieses Ziel war unter allen Umständen, egal wie viele Opfer es auch kosten sollte, anzustreben.⁴³

Der Angriff gliederte sich grundsätzlich in fünf hintereinander ablaufende Phasen:

1. Artillerie- und Minenwerferschießen
2. Vorbrechen der Sturmtrupps und der 1. Angriffswelle
3. Vorbrechen der 2. und 3. Infanteriewelle
4. Durchbruch
5. Einrichtung des Angriffszieles zur Verteidigung

Allein der Artillerieeinsatz für die erste Phase ergab bereits einen gewaltigen Geschütz- und Munitionsbedarf. Für rund hundert Meter zu zerstörende feindliche Grabenlinie wurde eine Feldhaubitzbatterie (Kaliber 10 Zentimeter) mit achthundert Schuss oder eine schwere Feldhaubitzbatterie (Kaliber 15 Zentimeter) mit fünfhundert Schuss für eine Zeitdauer von drei Stunden berechnet. Um eine gestaffelte Grabenanlage von zweihundert Metern Länge zu zerstören, sollte eine 30,5 cm-Mörserbatterie (mit zwei Mörsern) in derselben zeitlichen Dauer gerade ausreichen. Etwas schwieriger gestaltete sich die Bekämpfung der feindlichen Artillerie, für die neben dem Einsatz von Gasmunition entweder dreihundert Stück 15 cm- oder hundert Stück 30,5 cm-Granaten pro feindlicher Batterie als Anhalt gerechnet wurden. Die Minenwerferanzahl ergab sich anhand des Grundsatzes, jeden Meter Graben mit mindestens einer schweren (Kaliber über 20 Zentimeter) oder zwei mittleren (Kaliber 12 bis 15 Zentimeter) Wurfminen zu belegen.⁴⁴ Setzt man den Angriffsstreifen einer (Truppen-) Division mit einer Breite von rund zwei Kilometern fest, so mussten allein für die Vorfeldzone zwischen sechs- und siebentausend Meter feindlicher Kampfgräben, zu denen noch »kavernierte«, also in Kavernen eingebaute und eingedeckte Unterstände von Maschinengewehren und Infanteriegeschützen hinzuzuzählen sind, bekämpft werden.

Um dem Gegner keine Gelegenheit zu geben, Reserven heranzuführen bzw. bedrohte Abschnitte zu verstärken, sollte nicht nur der Angriffsbeginn überraschen, sondern auch die Dauer des Vorbereitungsfeuers möglichst kurz gehalten werden. Die berechnete Granatenanzahl musste aber trotzdem verschossen werden. Da die Feuergeschwindigkeit der Batterien nicht unbegrenzt zu steigern war, musste man die Zahl der Geschütze vermehren. Diese waren aber nicht nur heranzuschaffen, sondern auch unbemerkt in Stellung zu bringen, wodurch sich wiederum die Vorbereitungszeit verlängerte. Dies konnte aber dann möglicherweise das so

43 Österreich-Ungarns letzter Krieg 1930-38, Bd. 7, 92.

44 Der Angriff 1918, 47.

entscheidende Überraschungsmoment kosten. Das schlagartig einsetzende Artilleriefeuer musste im kompletten Angriffsstreifen zeitlich so koordiniert werden, dass der Gegner keine Gelegenheit haben würde, aus der Vorfeldzone in das Zwischengelände auszuweichen. Die Artillerie hätte dann einfach nur leere Stellungen eingeebnet.⁴⁵ Für eine zweite Aufklärungsphase durch Infanterieflieger und eine Verlegung des Vorbereitungsfeuers auf neue Ziele wäre die Zeitspanne bis zum Vorbrechen der ersten Infanteriewelle dann nicht mehr ausreichend gewesen.

Mit der Vorverlegung des Angriffs-Artilleriefeuers auf rückwärtige Stellungen des Gegners sollten von Sturmtrupps geführte Angriffswellen vorbrechen, die Feldwachenlinie überrennen und in die 1. Linie eindringen. Die erste Welle wurde dabei besonders dicht gehalten, um das feindliche Sperrfeuer zu unterlaufen. Dann begann das im Soldatenjargon als ›Durchfressen‹ der Infanterie bezeichnete Vorarbeiten durch das gegnerische Stellungssystem. Dabei wurde aus Zeitgründen auf das Ablösen der Angriffsbataillone verzichtet. Ausgefallene Kampfmittel mussten daher unmittelbar ersetzt, Munition nach vorne, Verwundete nach hinten transportiert werden.

Alle diese Faktoren, die zu beachten und vorauszusetzen waren, machten den Angriff zu einem komplexen Unterfangen, welches von allen Beteiligten höchst präzise Planung und Konsequenz in der Durchführung verlangte. Nach diesem Schema wurde im Rahmen der Zonentaktik an österreichisch-ungarischen Fronten nur eine einzige Angriffsoperation tatsächlich durchgeführt, nämlich die Piave-Offensive im Juni 1918. Beide Seiten wendeten dabei die Grundsätze der Abwehr- bzw. Angriffsschlacht gemäß den eben geschilderten Faktoren an.⁴⁶ Wenn mit der Schaffung von Sturmtruppen und dem daraus resultierenden Kampfverfahren, tief gestaffelte Kolonnen anstatt breiter Schwarmlinien, der Schlüssel für die Überwindung linear angelegter Stellungssysteme zwar geschaffen schien, so erwies sich die neue Taktik allein in der Zonenkampfführung letztlich nicht effizient. Die starke Tiefenstaffelung der Verteidigungsanlagen führte zu einer raschen Abnützung der Angriffskräfte und erforderte eine bedeutend höhere quantitative Überlegenheit an Sturmtruppen gegenüber dem Verteidiger, welches keine der beiden Seiten jedoch aufbringen konnte. Letztlich resultierte daraus wiederum ein ›Patt‹ zwischen Angreifer und Verteidiger. Erst mit der Schaffung eines revolutionären neuen Kampfmittels, bei dem Artillerie, Flachfeuerschutz und Bewegung vereinigt wurde, – dem Tank – konnte dem Angreifer die Durchbruchsfähigkeit wiedergegeben werden.⁴⁷

Vergleicht man nun die am Ende des ersten Weltkriegs etablierte Systematik des modernen Stellungskrieges mit den klassischen Belagerungen von der Antike über das Mittelalter, die Frühe Neuzeit bzw. die bereits modernen Ansätze während der

45 Erfahrungen 1918, 60.

46 Vgl. Fiala 1968.

47 Ortner 2013, 168.

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so ergeben sich markante Veränderungen. Die Feldbefestigungen wurden nicht nur an operativ-strategisch wichtigen Geländepunkten eingerichtet, sondern entstanden in der Regel dort, wo die eigene Infanterie im Angriff liegen geblieben war. Das Festhalten jedes eroberten Geländeteils, egal ob nun von großer oder geringerer strategischer Bedeutung, machte nun das Kriegsbild des klassischen Festungskriegs zur grundsätzlichen Kampfführung. Das Anlegen von Stellungen, der Einbau von Unterständen und Bunkeranlagen sowie die Errichtung von Hindernisanlagen, ursprünglich der Waffengattung der Sappeure vorbehalten, wurden zum allgemeinen Aufgabenfeld der Stellungsinfanterie. Beide Seiten hatten sich sowohl in die Rolle des Belagerers als auch des Belagerten einzufügen und auch zu beiden Kampfformen befähigt zu sein. In der Zonenkampfführung als modernste Form des Stellungskrieges wurde letztlich die vollkommene Integration sämtlicher Waffengattungen erreicht. Die Luftaufklärung verschaffte der Artillerie die notwendigen Zieldaten und leitete im Angriff das Artillerievorbereitungsfeuer; in der Verteidigung versuchte die Artillerie durch Sperrfeuer nach vorne hin abzuriegeln, Luftaufklärung meldete etwaige Bereitstellungsräume und Angriffsreserven. Das Kampfverfahren wurde damit zu einem komplexen, weitreichende Planungen und logistische Vorbereitungen erfordernden Vorhaben, das in seinem Verlauf von Zeitablaufdiagrammen und Material- bzw. Personalkalkulationen bestimmt wurde. Die im Verlauf des 19. Jahrhunderts nach und nach in ihrer Bedeutung herabgesunkene Festungsartillerie erlebte während des Stellungskrieges eine Renaissance. Letztlich wurden ihren Einsatzgrundsätzen fast alle Sparten der Artillerie untergeordnet, wodurch sich auch ihre Bedeutung innerhalb der Waffengattungen veränderte. Galten vor dem Großen Krieg noch Infanterie und Kavallerie als entscheidende Faktoren und die Artillerie als Unterstützungswaffe, so war im Stellungskrieg ohne Artillerie keine erfolgreiche Kampfführung mehr möglich.

Literaturverzeichnis

- Anhaltspunkte 1915 = Dienstvorschrift: Anhaltspunkte für die Ausführung von Feldbefestigungen, Maßnahmen und Einrichtungen gegen Massenfeuer schwerer Artillerie, Druckerei des k.u.k. Armeeoberkommandos, Wien 1915.
- Der Angriff 1918 = Dienstvorschrift: Der Angriff. Abschnitte aus der Gefechtslehre Teil XII, Druckerei des k.u.k. Armeeoberkommandos, Wien 1918.
- Erfahrungen 1918 = Erfahrungen aus den Junikämpfen 1918, in: Sammelheft Erfahrungen (Heft) 5, Druckerei des k.u.k. Armeeoberkommandos, Wien 1918.
- Exerzierreglement 1911 = Dienstvorschrift: Exerzierreglement für die k.u.k. Fußtruppe, Druckerei des k.u.k. Armeeoberkommandos, Wien 1911.
- Feldbefestigungsvorschrift 1908 = Dienstvorschrift: Feldbefestigungsvorschrift für die

- Truppen des k.u.k. Heeres, Druckerei des k.u.k. Armeeeoberkommandos, Wien 1908.
- Fiala 1968 = Peter Fiala, Die letzte Offensive gegen Italien, in: Österreichische Militärische Zeitschrift (ÖMZ), Sonderheft 1918 (1968), 396-404.
- Keegan 1991 = Keegan John: Das Antlitz des Krieges. Die Schlachten von Azincourt 1415, Waterloo 1815 und an der Somme 1916, Frankfurt/Main 1991.
- Krauss 1920 = Krauss, Alfred: Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege, Wien 1920.
- Leeb 1938 = Leeb, Wilhelm: Die Abwehr, Berlin 1938.
- Ortner 2005 = Ortner, M. Christian: Sturmtruppen. Österreichisch-ungarische Sturmformationen und Jagdkommandos im Ersten Weltkrieg. Kampfverfahren, Organisation, Uniformierung und Ausrüstung, Wien 2005.
- Ortner 2013 = Ortner, M. Christian: Die k.u.k. Armee und ihr letzter Krieg, Wien 2013.
- Österreich-Ungarns letzter Krieg 1930-38 = Österreich-Ungarns letzter Krieg (hrsg. v. Bundesministerium für Heerwesen und Kriegsarchiv, 7 Text- und 7 Kartenbände, Register) Wien 1930-1938.
- Pitreich 1935 = Pitreich, August von: Die Entwicklung unseres Kampfverfahrens vom Kriegsbeginn bis zur Gegenwart, in: Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Hefte) 1-10, Wien 1935, 401-416; 585-510; 577-594; 681-697; 757-774.

Die Mechanisierung der Schussfolgen: Von Magazinwaffen und Maschinengewehren in der k.u.k. Armee

M. CHRISTIAN ORTNER

Als im Jahre 1860 die Amerikaner Christopher M. Spencer und Benjamin T. Henry in den Vereinigten Staaten erste Patente für neuartige Gewehrkonstruktionen anmeldeten, sollten sie damit eine Entwicklung einleiten, an deren Ende die modernen, automatisch feuernden Sturmgewehre und Maschinenpistolen ab Mitte des 20. Jahrhunderts stehen sollten. Das neue und revolutionäre an den Erfindungen der beiden Konstrukteure, die jeweils eigene Patente anmeldeten, lag darin, dass erstmals mehrschüssige Gewehre konzipiert wurden, deren Metallpatronen nicht wie bei einem Revolver in einer Trommel gelagert wurden, sondern in einem Magazin innerhalb des Kolbens bzw. unter dem Lauf im Vorderschaft. Über einen Repetiermechanismus (›Unterhebelrepetierer‹), der gleichzeitig als Verschluss funktionierte, wurden die Patronen dann aus dem Magazin in den Lauf verschoben – also geladen – und konnten nun verschossen werden.¹ Während des amerikanischen Bürgerkriegs kamen bereits Tausende Spencer- und Henry-Magazingewehre zum Einsatz und erwiesen sich trotz nicht selten auftretender Anstände des Repetiermechanismus, also Ladehemmungen, als effiziente Waffen; und das zu einem Zeitpunkt, als bei den meisten Staaten in Europa gerade erst der Übergang vom Vorderlader zum Hinterlader überlegt wurde.² Die neuen Magazingewehre wurden in der europäischen militärischen Fachpresse zwar intensiv diskutiert und hinsichtlich der rascheren Schlussfolge auch positiv bewertet,³ jedoch gleichzeitig auch der dadurch entstehende höhere Munitionsverbrauch heftig kritisiert.

Dennoch beschäftigten sich Ende der 1860er, Anfang der 1870er Jahre zahlreiche private Konstrukteure mit der Schaffung von ›Mehrladegewehren‹. Die erste europäische Armee, die komplett auf ein Magazingewehr umrüstete, war die Schweiz, die 1869 das *System Vetterli*, benannt nach dem Konstrukteur Johann Friedrich Vetterli, umfassend einführte. Das System bediente sich des amerikanischen Röhrenmagazins im Vorderschaft und des Drehverschlusses des preußisch-deutschen Dreyse-Gewehrs.

1 Gabriel 1990, 131.

2 Bei Hinterladerwaffen wird das Projektil samt Treibladung (bei Gewehren oder Pistolen die Patrone) durch die hintere Öffnung des Laufes in die Kammer gebracht, wo die Zündung des Treibmittels erfolgt; bei Vorderladerwaffen wird von vorne, durch die einzige Lauföffnung (Laufmündung) geladen.

3 ÖMZ 1872, 216.

Mehrlade-, Repetier- und Magazinwaffen in Österreich-Ungarn

In Österreich-Ungarn hatte man nach der Niederlage von 1866 relativ rasch auf den einschüssigen Hinterlader M.1867 *System Werndl* umgerüstet, der sich in den folgenden Jahren kontinuierlich im Zulauf befand. Er wurde in den 1870er Jahren mehrfach modifiziert und verbessert. An einen Systemwechsel war man – mit Ausnahme der Schweiz war noch keine der anderen Großmächte auf einen Mehrlader umgestiegen – vorerst auch gar nicht interessiert. Der entscheidende Impuls sollte dann auch von einem lediglich in legislativer Hinsicht den Streitkräften beigeordnetem Wachkörper erfolgen, der Gendarmerie. Diese war nach der Heeresreform von 1867 bzw. 1868 in die jeweiligen Landwehren der beiden Reichshälften integriert worden. Während also für die Infanterie die schnelle Schlussfolge vor allem unter dem ökonomischen Gesichtspunkt etwaiger Munitionsverschwendung skeptisch betrachtet wurde, konnte sich diese für den in der Regel alleine Dienst versiehenden Gendarmen als lebenswichtig erweisen. Der Wiener Gewehrfabrikant Ferdinand Fruhwirth konstruierte daraufhin ein aufgrund seines geringen Gewichts und der Einfachheit des Systems als besonders gelungen bezeichnetes ›Gendarmriegewehr‹ welches 1872 für die österreichische Reichshälfte normiert wurde. Das Röhrenmagazin für sechs Patronen befand sich wiederum im Vorderschaft, als Verschluss wurde ein Drehkolbenverschluss gewählt. Nach einigen technischen Verbesserungen fand sich das Fruhwirth-Gewehr dann bei allen Gendarmereieinheiten der Monarchie.⁴

Wenngleich für Gendarmierzwecke als adäquat eingeschätzt, so schien eine Übertragung des Konstruktionsprinzips auf die klassische Heeresbewaffnung infolge der stärkeren mechanischen und wohl auch Schussbeanspruchung wenig sinnvoll. Der Hauptmann im Technischen und administrativen Militärkomitee (TMK), Alfred Ritter von Kropatschek, konstruierte auf Basis des Gendarmriegewehrs ein nach ihm benanntes verbessertes System. Gleichfalls wieder mit Röhrenmagazin und Drehkolbenverschluss ausgestattet, erwies sich die Kropatschek-Konstruktion durch einen verbesserten Patronenzubringermechanismus als sehr gelungener Entwurf. Die Konstruktion war gleichzeitig modular angelegt, sodass eine Umrüstung bereits bestehender Einzellader-Gewehre mit Drehkolbenverschluss rasch und kostengünstig möglich schien.⁵ Es entstand jedoch bereits damals der Eindruck, dass die Heeresverwaltung auf dieses System vorerst nicht wirklich reflektierte, wenngleich erste geringe Stückzahlen zur Truppenerprobung beschafft worden waren.⁶ Erst als sich – für die österreichisch-ungarischen Militärs vollkommen überraschend – die französische Marine im Jahre 1878 für die Einführung des Kropatschek-Systems entschied, wurde dem Kropatschek-Gewehr wieder

4 Vgl. dazu: DV Instruktion Gendarmerie Gewehr Fruwirth 1872.

5 Vgl. dazu: DV Instruktion Repetiergewehr Kropatschek 1880.

6 Dolleczek 1896, 112.

mehr Aufmerksamkeit gewidmet; die entsprechenden Versuche und Erprobungen wurden in den 1880er Jahren intensiviert.⁷ Dennoch blieb der Konstruktion trotz hervorragender Bewertungen mit Ausnahme der Gendarmerie letztlich die flächen-deckende Einführung verwehrt.

Zu diesem Zeitpunkt begann sich bereits die Idee von Repetiergewehren mit Kastenmagazin durchzusetzen. Dabei sollte der Ladevorgang durch Benutzung eines ›Magazins‹ oder ›Laderahmens‹ erleichtert und beschleunigt werden. Mitte der 1880er Jahre waren bereits unterschiedliche Systeme in Österreich-Ungarn in Erprobung, so etwa die Konstruktionen von Spitalsky, Spitalsky-Kromar, Spitalsky-Mannlicher und Schönauer.⁸ Letztlich ging aus den Erprobungen das Mannlicher-System als Sieger hervor, das über einen Geradenzug-Kolbenverschluss verfügte und mit ›Paketladungen‹, d. h. es wurden fünf in einem Laderahmen zusammengefügte Patronen geladen.⁹ Als M.1885 eingeführt, dann bereits kurz danach adaptiert (M.1886), entschloss man sich in einem zweiten Konstruktionsansatz dazu, dem allgemeinen europäischen Trend zu folgen und das Kaliber zu verkleinern. Dieses wurde von 11 auf 8 Millimeter reduziert. Die neuen Waffen erhielten die Bezeichnung M.1888. Nach Festlegung des Systems und der Verringerung des Kalibers sollte in weiterer Folge vor allem die verwendete Munition optimiert werden, wobei die Erfindung des rauchlosen Pulvers sowie der Übergang vom Blei- zum Stahlmantelgeschoß im Mittelpunkt standen. Letztlich sollten die aus dieser Entwicklung hervorgegangenen 8 mm-Repetiergewehre (Karabiner, Stutzen) des *Systems Steyr-Mannlicher* in den unterschiedlichen Ausführungen M.95, M.88, M.90 sowie Adaptierungen die Hauptbewaffnung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg darstellen und fanden sich schließlich auch noch während des Zweiten Weltkriegs und darüber hinaus bei manchen Armeen. Die ursprünglich eingeführten Repetiergewehre erwiesen sich mit Beginn des Stellungskrieges aufgrund ihrer Länge jedoch als weniger geeignet und wurden zunehmend durch die bereits existierenden kürzeren Varianten, den ›Karabiner‹ und den ›Stutzen‹ ersetzt, die dann an alle Waffengattungen ausgegeben wurden. Während des Weltkriegs angestellte Versuche nach Schaffung eines ›Einheitsgewehres‹ (M.15) wurden schließlich aufgrund zu erwartender Produktionsprobleme zurückgestellt.

Einfluss der modernen Repetiergewehre auf das Gefecht

Vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatten fast alle europäischen Armeen auf moderne Repetiergewehre umgerüstet, wie etwa das 6,5 mm-Gewehr M.91 *Mannlicher-Carcano* in Italien, das deutsche 8 mm Gewehr M.98 *Mauser*, das fran-

7 Vgl. dazu: DV Instruktion Repetier-Carabiner Kropatschek 1885.

8 Gabriel 1990, 137f.

9 DV Instruktion Gewehr mit Geradenzug-Verschluss 1885, 5.

zösische 8 mm Gewehr M.1889/93 *Lebel*, das russische 8 mm Gewehr M.1891 *Mosin-Nagant* oder das britische 7,7 mm (.303 caliber, *Rifle, Short, Magazine, Lee-Enfield, Mark I & III*) kurz *SMLE* genannt. Abgesehen von einzelnen Konstruktionsunterschieden entsprach die Schützenbewaffnung der meisten europäischen Armeen somit weitgehend einem einheitlichen technischen Standard.

Mit der Annahme der verkleinerten Kaliber, des rauchlosen Pulvers sowie der Magazins- oder Paketladungen hatte sich das Leistungsvermögen der Handfeuerwaffen erheblich verbessert. Die Flugbahnen verliefen nun erheblich flacher. Wurden bei Schwarzpulverpatronen mit großem Kaliber auf rund 700 Metern Scheitelhöhen von vier Metern erreicht, wodurch dazwischen befindliche Ziele teilweise überschossen wurden, wiesen die neuen kleineren Kaliber Scheitelhöhen von unter zwei Metern auf. Damit dehnte sich der ›bestrichene‹ Raum auf die gesamte Schussdistanz aus. Auch die Reichweite erhöhte sich. So waren nun auf Distanzen von rund 1.000 Metern ohne optische Zieleinrichtungen immer noch 6-7 Prozent Treffer zu erzielen.¹⁰

Neben den ballistischen Eigenschaften war durch die neue Patronenmunition und Magazin-Ladung aber auch die Handhabung durch den Schützen verbessert worden. Die kaum vorhandene Rauchentwicklung ließen das Ziel im permanenten Blickfeld des Schützen gut sichtbar erscheinen und verriet auch nicht seine eigene Position; der Mehrlademechanismus erhöhte dagegen die Kadenz (Feuergeschwindigkeit) und Wirkung bedeutend. Zeitgenössische Autoren gingen sogar davon aus, dass nun die vom Einzellader bekannten acht Schuss pro Minute auf rund 30-35 Schuss gesteigert werden würden.¹¹ Das Erreichen der 1.000 Meter Distanz machte jedoch einer anderen Waffengattung schwer zu schaffen, der Artillerie. Ihre Monopolstellung in Bezug auf ihre Fern- und Massenwirkung schien mehr als gefährdet, eine Leistungssteigerung der Geschütze sowohl hinsichtlich der Reichweite als auch in Bezug auf ihre Wirkung unbedingt notwendig. Der Übergang zum modernen Repetiergewehr leitete damit letztlich auch die Entwicklung moderner Schnellfeuerkanonen in Europa ein.¹²

Mit der Einführung der Mehrladegewehre musste natürlich auch das Kampfverfahren der Infanterie angepasst werden. Die letzte in Österreich-Ungarn vor dem Krieg ausgearbeitete und zur Anwendung gebrachte allgemeine Dienstvorschrift, in der österreichischen Diktion als ›Exerzierreglement‹ bezeichnet, wurde ab 1911/12 bei der Infanterie eingeführt. Darin wurde als wichtigste Kampfform dem ›Angriff um jeden Preis‹ unbedingt der Vorzug gegeben, der ›Angriff‹ als beste und allein den Erfolg versprechende Kampfführung gesehen, wodurch einerseits während des Gefechtes beziehungsweise der Schlacht die Initiative bei der eigenen Führung erhal-

10 Linnekohl 1996, 12f.

11 Krnka 1884, 39.

12 Ortner 2007, 162.

ten bleiben, andererseits die Entscheidung im Großen herbeigeführt werden sollte. Dies stellte aber keinesfalls eine Eigenheit der österreichisch-ungarischen Armee dar, auch die deutsche, französische oder russische Armee versprachen sich durch Angriff und Offensive die Herbeiführung der Schlacht- oder Kriegsentscheidung.

Im Mittelpunkt der Vorkriegsausbildung stand die Schulung und Ausbildung des Rekruten zum ›Plänkler‹, worunter der Dienst in der ›Schwarm‹ beziehungsweise ›Feuerlinie‹ verstanden wurde.¹³ Diese Kampfaktik der – im Vergleich zu der Schulter an Schulter aufgestellten Linientaktik – auf ›aufgelockerten‹ Ordnung ist wie folgt zu charakterisieren: Dem Plänkler oblag die Erzwingung der Kampfentscheidung, die er entweder durch das Feuergefecht oder in letzter Konsequenz durch den Infanteriesturm und den Bajonettkampf herbeizuführen hatte. Dazu waren neben einer intensiven Schießausbildung, die sich in der perfekten und drillmäßigen Handhabung des Repetiergewehres in jeder Lage und Situation manifestierte, auch verstärkte Gymnastik- und Sportübungen notwendig, um die körperliche Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu steigern. Damit schuf man die Voraussetzung für seine taktische Verwendung innerhalb der verschiedenen Formen der Schwarmlinie.

Ein weiterer Kernaspekt manifestierte sich in der Bedeutung der Infanterie als Hauptwaffengattung. Sie sollte in der Lage sein, während aller Eventualitäten des Gefechtes, sei es nun Tag- oder Nachtkampf, Angriff im kultivierten oder offenen Gelände, die Entscheidung herbeizuführen. Der Grundgedanke jedes Angriffes manifestierte sich darin, die eigenen Kräfte derartig zu manövrieren, dass sie entweder den Feind direkt aus seiner Stellung treiben oder ihn durch die Beifügung hoher physischer Verluste zerrütten und so zur Aufgabe der eigenen Position zwingen können sollten. Die Feuerüberlegenheit sollte dabei auf Entfernungen von 600-800 Meter errungen werden,¹⁴ danach erst sprungweise vorgegangen werden. Dem geschlossenen Infanteriezug (Kriegsstand ca. 40 bis 50 Mann) als unterste taktische Gruppierung kam dabei besondere Bedeutung zu. Er bewegte sich auf dem Gefechtsfeld grundsätzlich in Schwarmlinie mit zwei Gliedern – der Breite nach in Schwärme (rund acht Mann), der Tiefe nach in Rotten (jeweils zwei Mann) gegliedert – und hatte zwei grundlegende Gefechtsaufgaben: einerseits die Führung des Feuerkampfes auch unter Ausnutzung etwaiger natürlicher Deckungsmöglichkeiten, andererseits die kontinuierliche Bewegung nach vorne. Dem Kommandanten fiel hierbei die Aufgabe zu, den Feuerkampf mittels ›Aufsatzanweisungen‹ (Einstellung der geschätzten Schussdistanz auf dem Visier) für das Gewehr und Zielansprachen zu leiten und in der Vorwärtsbewegung die Einnahme der nächsten Feuerlinie oder den Sturm selbst zu befehlen. Um nun auf die großen Distanzen die benötigte

13 Das revolutionäre Frankreich stellte als erstes Land *Tirailleure* (leichte Infanterie) auf, die in aufgelöster Ordnung (in ›Schwärmen‹) kämpften. Diese Truppenteile wurden ursprünglich vor den eigentlichen Schlachtbataillonen eingesetzt, um den Gegner mit gezielten Schüssen ›aus der Ruhe zu bringen‹ (daher die deutsche Ableitung ›Plänkler‹ von ›Geplänkel‹).

14 Neithardt 1910, 28.

Wirkung zu erzielen, also die benötigte Feuerüberlegenheit gegenüber dem Gegner zu erlangen, musste die Schützenlinie besonders dicht gehalten werden. Ähnliches fand sich auch in deutschen und französischen Reglements.

Im Zweiten Burenkrieg von 1899 bis 1902 wurden bereits die ersten Fehleinschätzungen der europäischen Reglements in Bezug auf das Repetiergewehr deutlich. Die dicht gehaltenen britischen Schützenlinien traten dann ebenso dicht gedrängt, teilweise drei bis vier Glieder tief, den Sturmangriff an. Das sprungweise Vorgehen wurde kompanieweise vorgenommen, jedoch in Etappen von 60 bis 100 Metern. Die Buren verteidigten dagegen in gelockerten Schwarmlinien und nutzten die schnelle Feuerfolge ihrer Mehrlader geschickt aus.¹⁵ Bereits vor dem Erreichen des Angriffszieles wurde die ungedeckt heranstürmende britische Infanterie so dezimiert, dass sie als nicht mehr angriffsfähig galt.

Im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 ergaben sich ganz ähnliche Erscheinungsformen. Die Russen führten die Kampfhandlungen anfangs defensiv, die Japaner offensiv. Die dichten Schwarmlinien der angreifenden Japaner erlitten durch das gezielte Gewehrfeuer der eingegrabenen Russen außerordentlich hohe Verluste. Aufgrund dieser Erfahrungen begannen sie, die eigenen Infanterielinien auszudünnen. Beide Armeen adaptierten die gemachten Erfahrungen unmittelbar. Sprungweises Vorgehen kleinerer Trupps und der Gebrauch improvisierter Handgranaten veränderten das Kriegsbild und nahmen gemeinsam mit Drahtverhauen und Grabenmörsern sowie dem erstmals besonders zahlreich auftretenden Maschinengewehren den Stellungskrieg der Jahre 1914-1918 bereits vorweg.¹⁶

Die Erfahrungen in Ostasien wurden trotz starker Beteiligung von Beobachteroffizieren seitens der europäischen Generalstäbe aber nicht vollkommen anerkannt. Man glaubte, auf die Unterschiedlichkeit europäischer und ›kolonialer‹ Kriege hinweisen zu müssen. Mit Ausnahme der Briten, welche die Schießausbildung ihrer Infanterie nach dem Burenkrieg erheblich verbesserten, reflektierte das militärische Vorschriftenwesen sowohl den Burenkrieg als auch den Russisch-Japanischen Krieg nur peripher. ›Feuerkampf‹ und ›Stoß‹, letzterer am besten umfassend als Vorstoß, bildeten weiterhin den Kern des europäischen Offensivstrebens. Dass man aufgrund der verbesserten Waffentechnik höhere Verluste in einem zukünftigen modernen Krieg aber durchaus zu vergegenwärtigen hätte, unterstreicht etwa eine deutliche Hervorhebung des moralisch-psychischen Aspektes im österreichisch-ungarischen Exerzierreglement von 1911/12. Es verrät nur allzu deutlich den Einfluss des Generalstabschefs Franz Conrad von Hötzendorf auf die Ausarbeitung des Exerzierreglements. Conrad war in seinen Analysen zum Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 zu dem Schluss gekommen, dass neben der unmittelbaren materiellen Wirkung des Gewehrfeuers ein moralischer Effekt die Truppe noch stärker beeinträch-

15 Linnekohl 1996, 36.

16 Linnekohl 1996, 38.

tigen, neben dem Gefechtslärm vor allem Tote und Verwundete dem Einzelnen die Gefahr des Schlachtfeldes allzu deutlich machen würden. Conrads Betrachtungen fußten letztendlich in der Einschätzung, die auch Eingang in das Exerzierreglement von 1911/12 gefunden hatte, nämlich, dass ein Truppenverband bis zu 50 Prozent (!) Verluste verkraften könnte, wenn er dabei nur moralisch standhaft bleiben und nicht in Panik geraten würde.¹⁷ Dabei galten zu diesem Zeitpunkt rund 26 Prozent Verluste als entscheidend, um einen Angriff als gescheitert und nicht mehr fortführbar zu bezeichnen.¹⁸ Aber auch die von Conrad in den Raum gestellten 50 Prozent sollten sich als ›optimistisch‹ erweisen. Einige Theoretiker hatten die erheblichen Vorteile des Schnellfeuergewehrs insbesondere für den Verteidiger bereits vor der Jahrhundertwende erkannt. Bei einer für beide Seiten mit rund zehn Schuss pro Minute und Schützen angenommenen Feuerfolge, benötigte ein Angreifer auf eine Distanz von rund 600 Metern eine rund achtfache Überlegenheit an Infanterie gegenüber einem verschanzten Verteidiger. Selbst bei einer verkürzten Distanz von 200 Metern zum Angriffsziel würde ein doppelt so starker Angreifer vor dem Erreichen der verteidigenden Schützenlinie längst im Infanterief Feuer liegen geblieben sein.¹⁹ Derartige Überlegungen und Berechnungen bleiben jedoch in der Minderheit und sollten sich erst in den ersten Schlachten des Weltkriegs – blutig – bewahrheiten.

Mitralleusen und Salvengeschütze

Die Idee mehrrohriger Salven- oder Orgelgeschütze stammt nicht unmittelbar aus dem 19. Jahrhundert, sondern lässt sich anhand zahlreicher in europäischen Militärmuseen erhalten gebliebener Exponate bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Ihre Konstruktionsprinzipien orientierten sich entweder an der Verdichtung des Feuers (›Hagelbüchsen‹) oder der Verbesserung der Feuerschnelligkeit. Ersteres konnte durch das gleichzeitige Abfeuern sämtlicher Läufe bzw. Rohre erreicht werden, während das zweite durch das nacheinander erfolgende Zünden der Rohre zumindest zu einer kurzfristig erhöhten Kadenz führte. Die hohen Anfertigungskosten sowie die zum Entstehungszeitpunkt noch unvollkommenen Herstellungsverfahren und die komplizierte Handhabung verwehrten diesen ›Orgel- und Salvengeschützen‹ den militärischen Durchbruch und machten sie zu einer kuriosen Randscheinung der Artillerie.²⁰

Als Heimat der modernen Mitralleusen gelten heute die Vereinigten Staaten von Amerika, wo während des Bürgerkriegs von 1861 bis 1865 erstmals unterschiedli-

17 Conrad von Hötendorf 1898, 112.

18 Linnekohl 1996, 37f.

19 Bloch 1899, Bd. 1, 606f.

20 Marschner 1896. Bd. 2, 213.

che Systeme verwendet wurden. Einen wichtigen Ansatz stellten in dieser Hinsicht die sogenannten ›Requabatterien‹ dar, die während der Belagerung von Charleston 1864/65 auf Seite der Unionstruppen zum Einsatz kamen. Eine derartige Batterie bestand aus 25 nebeneinander auf einem eisernen Rahmen montierten Gewehrläufen, die durch eine querlaufende, hinter den Läufen liegende Stange geladen werden konnten. In eine leichte Feldlafette eingelegt und von drei Soldaten bedient, war pro Minute die Abgabe von sieben Lagen, das sind insgesamt 175 Schuss, möglich.²¹ Wenn diesen Mitrailleusen auch nicht jene erhoffte schlachtentscheidende Bedeutung zukam, so wirkten sich die ersten mit derartigen Geschützen gemachten Kriegserfahrungen dennoch sehr förderlich auf die weitere technische Entwicklung aus.

In Österreich-Ungarn wurden bereits im Juli 1867 Versuche mit Mitrailleusen aufgenommen und erste Probeschießen auf der Simmeringer Haide durchgeführt. Das erste versuchte System bestand aus einer Gatling-Kanone im Kaliber von einem Zoll. Während der Erprobung zeigten sich jedoch mehrfache Mängel hinsichtlich der Patronenzuführung und Hülsenextraktion, auch erwies sich das Kaliber von einem Zoll als zu groß gewählt. Daraufhin gelangten verbesserte Versionen dieses Typs zum Versuch, deren Kaliber bei rund einem halben Zoll lag.²² Die Gatling-Kanone zählte zu jener Kategorie von Mitrailleusen, bei welcher nach Abgabe des ersten Schusses ein kontinuierliches Feuer unterhalten werden konnte. Dazu wurden zehn Läufe (bei größeren Kalibern vier bis sechs) bündelartig in einen runden eisernen Rahmen derartig eingelegt, dass sie mittels einer seitlich angebrachten Kurbel und einem mechanischen Getriebe zum Rotieren gebracht werden konnten. Beim Abfeuern, welches durch Drehen der Kurbel erfolgte, liefen mehrere Vorgänge parallel ab. Die Patrone im oben liegenden Lauf wurde gezündet, der davor liegende geladen und beim dahinter liegenden die leere Hülse herausgezogen. Die Patronenzufuhr erfolgte über einen seitlichen Ladetrichter, in den mit Patronen befüllte Blechbüchsen gesteckt wurden.²³

Parallel zu den Versuchen mit Gatlings Konstruktionen wurde an einer weiteren Mitrailleuse (*System Montigny* und *Christophe*) seitens des Technischen Militärkomitees (TMK) experimentiert. Der erste im September 1867 versuchte Prototyp zeigte zahlreiche Mängel hinsichtlich der Munition und des Abfeuerungsmechanismus, sodass weitere Versuche vorerst unterlassen wurden. Im Oktober 1868 wurde eine verbesserte Variante seitens der Konstrukteure zur Verfügung gestellt, welche im Kaliber von 14 Millimeter ausgeführt worden war und hinsichtlich der oben genannten Probleme keine Anstände mehr zeigte.²⁴ Der ›Montigny-Mitrailleur‹ zählte

21 Kropatschek 1868, 301f.

22 Sterbenz 1869, 42.

23 Kropatschek 1870, 106ff.

24 Sterbenz 1871, 42f.

zu jenem Mitrailleur-Typ, bei welchem das Feuer lagenweise abgegeben werden konnte. Das bedeutete, dass zwischen den einzelnen Lagen aufgrund des Ladevorganges immer wieder Feuerpausen entstanden, also kein kontinuierliches Feuern möglich war. Den Kern dieser Konstruktion stellten 37 parallel montierte Läufe dar, die bündelförmig angelegt und von einer Hülse überzogen wurden. Den Abschluss des Rohrbündels bildete ein aus einer Hülse und einer Scheidewand bestehendes Verschlussstück. Der Ladevorgang bestand letztlich darin, eine mit Löchern versehene Ladeplatte (der Anordnung und Zahl der Läufe entsprechend) mit Metallpatronen aufzufüllen und über zwei Falzleisten von oben in das Verschlussstück einzuführen. Über die Betätigung eines Kniehebels wurde das Verschlussstück nach vorne gedrückt und dadurch die Patronen in die Laderäume der Läufe geschoben. Das Abfeuern erfolgte über das Drehen einer rückwärtig angebrachten Kurbel, welche die Abfeuerungsplatte über ein Getriebe nach unten verschob. Damit wurde den unter Spannung stehenden Zündstiften die vordere Begrenzung entzogen, sie schnellten nach vorne und schlugen auf den Patronenboden, worauf es zur Zündung kam. Das Feuer erfolgte somit reihenweise. Die Feuergeschwindigkeit konnte durch das Drehen der Kurbel beeinflusst werden, die Maximalleistung lag bei ca. 11 bis 13 Platten (407 bis 481 Schuss) pro Minute. Problematisch zeigte sich jedoch das große Gewicht der Mitrailleur, welches ohne Lafette, Protze (einachsiger Karren, an welchen die Lafette angehängt wurde) und Munition bereits rund 200 Kilo umfasste und daher für den Transport eine Bespannung von vier Pferden benötigte.²⁵

Neben den eben erwähnten beiden Systemen wurden auch noch andere Mitrailleur versucht, von denen die Konstruktionen von Claxton, Broadwell-Hotchkiss, Hampel, Albertini und Kuntz noch erwähnt werden sollten. Eine Experimentierphase mit einer bayrischen Mitrailleur, nach ihrem Erfinder als ›Feld-Kanone‹ bezeichnet, wurde zwar in Aussicht gestellt, aufgrund der praktischen Erprobung im Rahmen des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 jedoch vorerst unterlassen. Hinsichtlich der Entscheidung, welches System in Österreich-Ungarn letztendlich einzuführen sei, sollten die Ergebnisse eines komparativen Schießversuchs zwischen den Systemen Gatling und Montigny herangezogen werden. Die Erfahrungen des Schießens wiesen zwar das Gatling-Geschütz als das grundsätzlich leistungsfähigere aus, doch hatte die Montigny-Mitrailleur mehr Treffer pro Minute aufzuweisen, was sich letztendlich als entscheidend erweisen sollte.

25 Kropatschek 1870, 111-113.

Die Entwicklung moderner Maschinengewehre

Die erzielten Werte zeigten jedoch nicht nur die Unterschiede der beiden Systeme auf, sondern dokumentierten in sehr augenscheinlicher Weise die prinzipielle Leistungsfähigkeit derartiger Geschütze. Sie sollten in weiterer Folge bei der grundsätzlichen Beurteilung der so genannten ›Mitrailleusen-Frage‹ eine bestimmende Rolle spielen. Es zeigte sich nämlich, dass die maximale Schussweite mit 1.200 Schritten (ca. 900 Meter) bei weitem unter jener der zu diesem Zeitpunkt eingesetzten Feldartillerie lag, der Ersatz bzw. die Unterstützung der leichten Feldkanonen durch Mitrailleusen also kaum in Frage kommen konnte. Ein effizienter Einsatz konnte demnach nur auf Kartätschendistanz erfolgen, um das Feuer der Artillerie, die durch den Übergang auf das gezogene Geschütz in dieser Hinsicht ohnehin an Wirkung verloren hatte, zu verdichten. Diese Beschränkung des Einsatzes lediglich auf Kartätschenschussweite hatte jedoch wiederum den erheblichen Nachteil, dass die Geschütze möglichst unerkannt auf Infanterieschussweite an den Gegner herangebracht werden mussten, was aufgrund der Bespannung mit vier Pferden kaum möglich sein konnte.

Dies bestätigten auch die Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 und das erste Bekanntwerden der Gefechtserfahrungen mit den französischen ›cannons à balles‹ (*System Montigny*), die unter größter Geheimhaltung eingeführt und in die größte Erwartungen gesetzt worden waren. Auch auf deutscher Seite kamen mehrere Exemplare der Feldl-Kanone zum Einsatz, doch zeigte sich, dass weder das eine noch das andere System den Anforderungen einer Feldschlacht gewachsen war. Die zu geringe Schussdistanz bei gleichzeitiger Schwerfälligkeit sowie technische Gebrechen machten die in eigenen Batterien formierten Mitrailleusen sowohl der Artillerie als auch der Infanterie unterlegen. Lediglich beim Einsatz hinter Verschanzungen oder im bedeckten Gelände, wo aufgrund der begrenzten Raumverhältnisse der Einsatz von größeren Infanteriekörpern nicht zweckmäßig erschien, erzielten diese ›Kartätschengeschütze‹ einige Erfolge. Gerade dieser Vorteil prädestinierte die Mitrailleusen in weiterer Folge für den Festungskrieg, wo sie als Graben- und Flanckgeschütze zum Einsatz kommen sollten.²⁶

Damit war die Rolle der Mitrailleuse als Kampfmittel für die Feldschlacht vorerst beendet, wenn auch beispielsweise einige russische Exemplare (*System Gatling*) selbst im Russisch-Osmanischen Krieg von 1877/78 noch feldmäßig eingesetzt wurden. Die in Österreich-Ungarn vorhandenen Montigny-Mitrailleusen wurden aufgrund der skeptischen Einschätzung des Heeres der königlich ungarischen Landwehr (*Honvéd*, ungarisch für ›Vaterlandsverteidiger‹) zugewiesen und dort mehrmals adaptiert. Aber auch bei der kaiserlich österreichischen ›Landwehr‹²⁷

26 Vgl. dazu: Thürheim 1871, 257.

27 Papp 1987, 660.

sollte sich die Mitrailleuse nicht allzu lange halten und danach ausschließlich bei der Festungsartillerie als Grabengeschütz zu finden sein.²⁸

Bis zur Mitte der 1880er Jahre des vorigen Jahrhunderts verwendeten lediglich zwei Staaten Mitrailleusen im Feldkrieg und zwar die USA in den Indianerkriegen (*American Indian Wars*) und Großbritannien in unterschiedlichen Kolonialfeldzügen. Für die Kriegsmarinen waren inzwischen weitere Typen entwickelt worden, die im Prinzip den Kategorien der Salven- oder Kartätschengeschütze zuzurechnen waren. In Schiffskasematten, aber auch auf dem Oberdeck montiert, sollten sie vor allem der Abwehr feindlicher Torpedoboote dienen und haben sich in dieser Hinsicht auch bewährt.

Einen entscheidenden Schritt in der weiteren technischen Entwicklung stellte die Erfindung des Amerikaners Hiram Maxim dar, der im Jahr 1883 die erste selbsttätige Feuerwaffe konstruierte. Bis dahin verfügten die Mitrailleusen zwar über einen vereinfachten, dennoch aber manuell zu initiierenden Ladevorgang. Maxim war es hingegen gelungen, den durch die Pulvergase erzeugten Rückstoß zur Betätigung des Verschlussmechanismus zu nutzen und damit Ladevorgang, Abfeuerung und Hülsenextraktion zu automatisieren.²⁹ Die ›Maxim-Mitrailleuse‹ gelangte im Jahre 1887 beim TMK zu einem ersten Orientierungsversuch. Die Munitionszuführung erfolgte erstmals nicht über Blechmagazine, sondern über Textilgurte, die bis zu 334 Patronen aufnehmen konnten. Der Gefahr des Überhitzens des Laufes wurde durch die Konstruktion eines bronzenen Wassermantels begegnet, wobei eine Wasserfüllung für die Abgabe von 1.200 Schüssen reichte. Sowohl die Ausdauererprobung (13.504 Schüsse) bei einer durchschnittlichen Kadenz von zehn Schüssen pro Sekunde als auch die Feststellung der Brauchbarkeit bei verunreinigtem Verschlussmechanismus bzw. nassen Patronengurten ergaben kaum Funktionsstörungen und unterstrichen die Überlegenheit dieses Systems gegenüber sämtlichen zu diesem Zeitpunkt gleichfalls versuchten Konstruktionen (Nordenfelt, Gardner etc.).³⁰ Die ›8 mm Mitrailleuse M.89‹ sollte unter der Verwendung eines Dreifußgestells als mobiles Kampfmittel der Festungsarmierung zum Einsatz kommen.

Parallel zu den Maxim-Versuchen war ab dem Juli 1888 ein weiteres Mitrailleusen-Projekt dem Reichs-Kriegsministerium vorgelegt worden, welches von Erzherzog Carl Salvator konstruiert und von Hauptmann Ritter von Dormus mehrfach modifiziert wurde und daher unter der Kurzbezeichnung ›Salvator-Dormus‹ lief.

28 Die österreichische Kriegsmarine zog mehr Nutzen aus der Mitrailleusen-Idee und verwendete unterschiedliche Systeme wie *Nordenfelt-Palmkrantz*, *Hotchkiss* und *Montigny* bei der Bestückung der Schiffskasematten zur Abwehr feindlicher Torpedoboote. Auch kamen bei der Kriegsmarine größere Kaliber bis zu 47 Millimeter zum Einsatz, die beim Feldheer zwar versucht, aber für die Feldschlacht als unbrauchbar klassifiziert wurden.

29 Korzen/Kühn 1905, 2.

30 Bericht über die Thätigkeit und die Leistungen des k.k. Technischen und Administrativen Militär-Comité im Jahre 1887, Wien 1888, 78ff.

Die Patronenzuführung erfolgte im Unterschied zum *System Maxim* wiederum über einen Laderahmen von oben. Eine wesentliche Neuerung stellte vor allem die Regulierbarkeit der Feuergeschwindigkeit dar, die über eine mit dem Verschluss in Verbindung stehende Stange erfolgte. Ein darauf befindliches Pendelgewicht veränderte durch Höher- bzw. Tieferstellen die Schwingungsdauer der Stange und damit auch den Ladevorgang des Verschlusses.³¹ Diese vom heutigen Standpunkt geradezu als kurios zu bezeichnende Einrichtung gewährleistete sowohl ein langsames Feuern von rund 162 Schüssen pro Minute, als auch eine maximale Kadenz von 375 bis 400 Schüssen.³²

Bis Mitte 1889 wurden die Mitralleusen als mobile Positionswaffe versucht und in Dreifuß-Gestelle eingelegt, in weiterer Folge sollte jedoch vor allem die Verwendung in Panzerständen angestrebt werden. Die Verwendung der Mitralleusen außerhalb des Festungskrieges wurde seitens der österreichisch-ungarischen Heerführung zwar überlegt, aber vorerst als wenig effizient eingeschätzt. Ein erster diesbezüglicher Versuch im Jahre 1895, als bei größeren Kavalleriemänövern einer Partei zwei 8 mm-Mitralleusen M.93 beigegeben wurden, verlief wenig positiv. Die Gründe dafür waren aber nicht auf das Waffensystem selbst zurückzuführen, sondern resultierten aus der ineffizienten Fortbringungsart mit Tragtieren, die der Kavallerie meist nicht folgen konnten, und dem zu langsamen Übergang von der Transport- in die Feuerstellung. Erst 1903 kam es zur versuchsweisen Aufstellung von adaptierten Kavallerie- und Gebirgs-Maschinengewehrabteilungen, die sowohl mit Mitralleusen des *Systems Maxim* als auch *Skoda* (Salvator-Dormus) ausgerüstet waren.³³

Mit diesem Zeitpunkt verlor die Mitralleuse endgültig ihre Charakteristik als rein (festungs)artilleristisches Kampfmittel und avancierte zu einer Unterstützungs- waffe der Infanterie. Österreich-Ungarn begann ab dem Jahre 1907³⁴ sukzessive bei sämtlichen Infanteriebataillonen aber auch Kavallerieregimentern Maschinengewehrabteilungen aufzustellen. Sie waren sowohl im Angriff als auch in der Verteidigung zur Verdichtung des Schützenfeuers vorgesehen und entsprachen einem damals berechneten Gefechtswert von rund 50 ausgebildeten Schützen.³⁵ Im Unterschied zu den 1870/1880er Jahren durfte das Maschinengewehr nunmehr aber keinesfalls als artilleristische Waffe oder gar Artillerieersatz angesehen werden. Die Maschinengewehrabteilungen wurden zu jeweils zwei Gewehren (bzw. vier bei Landwehrgebirgstruppen) vereinigt, galten – wie oben erwähnt – vorerst noch als Unterstützungs- waffe bei Bildung der Feuerlinie und sollten im länger andauernden Feuergefecht aufgrund des großen Munitionsverbrauchs aber nur angemessen

31 Kaufmann 1892, 9.

32 DV Instruktion Mitralleuse M.93 1898, 8f.

33 Korzen/Kühn 1905, 82.

34 Normalverordnungsblatt für das k.u.k. Heer, Beiblatt Nr. 1 vom 8. Januar 1907.

35 Korzen/Kühn 1905, 100.

zum Einsatz kommen. Bei der Infanterie ergab sich daraus eine Aufteilung von durchschnittlich zwei MGs auf rund 1.000 Mann. Dies entsprach durchaus der allgemeinen Verteilung innerhalb der europäischen Armeen zu Kriegsbeginn 1914. Die Maschinengewehre wurden nach ihrer Einführung in Österreich-Ungarn auch während der zahlreichen kleineren und größeren Manöver zum Einsatz gebracht. Mangels tatsächlicher Erfahrungen wurde der Einsatz der MGs aber lediglich anhand der mit ihnen verbundenen Feuerkraft – rund 50 Mann – bewertet. Diese Manövererfahrungen der letzten Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges wurden dann jedoch bedeutungsvoller eingeschätzt, als etwa die taktischen Erkenntnisse des Burenkriegs oder des Russisch-Japanischen Krieges³⁶. So findet sich im Exerzierreglement von 1911/12 im Kapitel ›Kampf gegen Maschinengewehre‹ die Bemerkung, dass deren Bekämpfung auf große Distanzen der Artillerie zugewiesen werden sollte, bei näherem Herankommen jedoch,

»[...] wird eine geschickt eingestützte oder mit Ausnützung des Terrains gewandt vorgehende lockere Schwarmlinie den Kampf mit feindlichen Maschinengewehren nicht zu scheuen haben. Genaues Erkennen ihrer Aufstellung und gut gezieltes, womöglich schräges Feuer werden der Infanterie auch gegen diesen, zwar schwer zu treffenden, aber gegen Verluste empfindlichen Feind Erfolg bringen.«³⁷

Erste Kriegserfahrungen und Auswirkungen auf die Kampfführung

Die tatsächlichen Auswirkungen der ›Mechanisierung der Schussfolgen‹ durch Repetiergewehre und Maschinengewehre wurden den im August 1914 in den Kampf tretenden Armeen – mit Ausnahme der russischen und serbischen Armee, die ja bereits über aktuelle Kriegserfahrungen verfügten – schlagartig und blutig vor Augen geführt. Vor allem in Verbindung mit dem praktizierten Offensivgeist und Angriffsstreben erwies sich das MG als ›Massenkiller‹ schlechthin. Für die k.u.k. Streitkräfte wurde diese Erfahrung zum besonderen Schock, trat man ja genau gegen die beiden kriegserfahrenen Armeen an. Am russischen Kriegsschauplatz strömten die entwickelten, d. h. zum Gefecht aufmarschierte Kolonnen mit der ihnen im Offensivgeist anezogenen Hast Richtung Feind. Die feindlichen Sicherungen wurden, weil quantitativ schwächer, meist im frontalen Ansatz geworfen, wobei die Schwarmlinienreserven aufgrund der schon eingetretenen hohen Verluste im Frontalangriff bereits

36 Vgl. dazu: Broucek 1977. M. Csicseric v. Bacsany befand sich als Vertreter des österreichisch-ungarischen Generalstabs während des Russisch-Japanischen Krieges in besonderer Mission beim russischen Armeekommando und fertigte über beobachtete Begebenheiten, insbesondere jedoch über Novitäten des Kampfverfahrens und neue Kampfmittel eine Denkschrift an, die jedoch seitens des Generalstabes nur begrenzt zur Kenntnis genommen wurde.

37 DV Exerzierreglement 1911, 231.

frühzeitig in der Feuerlinie eingesetzt werden mussten. Die Schwarmlinien gelangten danach, im Zwischengelände war das russische Abwehrfeuer relativ schwach, bis dicht an die Hauptstellung des Gegners. Aber gerade auf nächste Entfernung verdichtete sich das Infanterie-, MG- und Artilleriefeuer der Russen schlagartig, wodurch auch noch die letzten Reserven, soweit überhaupt noch welche vorhanden waren, eingesetzt wurden. Als Folge bildeten die Kompanien dicht gedrängte Schwarmlinien, um, wie im Reglement vorgesehen, durch erhöhte Feuertätigkeit den Gegner physisch und psychisch zu erschüttern und dann zum Sturm anzusetzen. Etwa 500 bis 600 Schritt (ca. 400-500 Meter) vor der feindlichen Stellung waren die Schwarmlinien in Deckung gegangen, um nicht von den gegnerischen Maschinengewehren niedergemäht zu werden. Die russischen Truppen konzentrierten nun gegen die dicht besetzten österreichischen Schwarmlinien ihr Gewehr- und MG-Feuer, wodurch jegliche Vorwärtsbewegung gänzlich unterbunden wurde und sich die Verluste häuften. Nun setzte das gegnerische Artilleriefeuer mit voller Wucht ein. Hatte man liegend zwar dem infanteristischen Flachfeuer entgehen können, so war man jetzt den Schrapnells und den Sprengstücken der Artilleriegeschosse hilflos ausgeliefert. Versuchte man, durch Vorwärtsstürmen das Artilleriefeuer zu unterlaufen, wurde man wiederum vom Infanteriefeuer erfasst. Die Schwarmlinien waren taktisch also nicht mehr verwendungsfähig, da sie weder vor noch zurück konnten. Entsprechend der Vorschrift hielten die Truppen den erreichten Geländeteil trotz feindlichen Feuers. Die psychische Belastung des feindlichen Feuers, das in noch nie gekannter Stärke über die Soldaten niederprasselte, brach letztendlich auch den Durchhaltewillen der besten Truppen. Der Rückwärtsdrang der Soldaten konnte schließlich nicht mehr aufgehalten werden. Der letztlich dann doch befohlene Rückzug schützte jedoch nur wenig vor dem weitreichenden Gewehr-, MG- und Artilleriefeuer, das mit den zurückgehenden Schwarmlinien vorverlegt wurde. Die mitten in den Linien einschlagenden Geschosse sowie die MG-Garben wirkten sich auf die Gefechtsgliederung verheerend aus, wodurch die Truppen unter Verlust jeglicher Ordnung zurückströmten.³⁸ Die blutigen Verluste überstiegen die ursprünglich mit einem Maximum von 26 Prozent angegebene Grenze bei weitem; selbst Conrads Wert von 50 Prozent wurde oftmals überschrittenen.

Bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn hatte sich das MG weniger als Unterstützungswaffe der Infanterie, sondern als die Trägerin des infanteristischen Feuerkampfes schlechthin erwiesen. Richtig eingesetzt entsprach die Waffenwirkung nun sogar einer verminderten Kompanie und konnte in der Phase des operativen Bewegungskriegs zu Kriegsbeginn gemeinsam mit den Repetiergewehrschützen das Gefecht oftmals entscheiden. Gegen Kavallerie erwies sich das Maschinengewehr noch wirkungsvoller wie etwa in der letzten großen Reiterschlacht bei Jaroslavice im August 1914 am russischen Kriegsschauplatz, als österreichisch-ungarische

38 Pitreich 1929, 130f.

Kavallerieattacken unter schwersten Verlusten durch russische MG-Abteilungen abgewehrt wurden. Letztendlich war es auch das Maschinengewehr, welches die jahrhundertalte Funktion der Kavallerie als eigenständige und oftmals auch schlachtentscheidende Waffengattung beendete und auch die einstmalen stolzen Reiter auf den Boden und in den Schützengraben zwang.³⁹ Noch wichtiger wurde das MG im ›linearen Stellungskrieg‹. Gelang es dem Verteidiger, nach dem Artillerievorbereitungsfeuer noch rechtzeitig vor den heranstürmenden Angriffswellen den eigenen Graben zu besetzen, wurden die angreifenden Schwarmlinien zu Hunderten und Tausenden niedergemäht.

Das Maschinengewehr im modernen Stellungskrieg

Der zunehmenden Bedeutung der ›Maschinenwaffe‹ entsprechend, erhöhte sich die Zahl der MGs in der k.u.k. Armee kontinuierlich. Den rund 2.700 bei Kriegsbeginn bei der k.u.k. Armee vorhandenen Exemplaren unterschiedlicher Typen standen letztlich rund 40.700 durch die Kriegsindustrie im Zeitraum von 1914 bis 1918 produzierten Stücken gegenüber, von denen ca. 26.200 infolge der Kriegshandlungen verloren gingen. Die Typenvielfalt wurde – mit Ausnahme von Beutematerial – bereinigt und ausschließlich das 8 mm-MG *System Schwarzlose* in den Varianten M.7, M.7/12 bzw. M.7/16 produziert. Das Schwarzlose-MG war als Rückstoßlader mit feststehendem Lauf und verzögertem Masseverschluss konzipiert.⁴⁰ Es galt aufgrund seiner einfachen Konstruktion trotz niedrigerer Kadenz als etwa das deutsche Maschinengewehr 08 bzw. 08/15 als besonders verlässlich und wurde noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bei einigen Armeen verwendet.⁴¹ Im Rahmen der Heeresreorganisation im Oktober 1917 wurde die Verteilung der MGs innerhalb der Truppenkörper neu festgelegt.⁴² Sie sah die Formierung von Maschinengewehrkompanien innerhalb der Bataillone mit jeweils acht Gewehren vor, wobei gleichzeitig die bestehenden Maschinengewehrabteilungen der Regimenter aufgelöst werden sollten. Die Maschinengewehrkompanien waren damit gewissermaßen als 5. Kompanien der Infanterie- und Jägerbataillone zu formieren. Aus überzähligen Maschinengewehren bildete man sowohl stabile Positions-MGs, die in bestimmten Stellungsabschnitten permanent verblieben und bei Ablösungen auch nicht mitgenommen wurden, als auch armee-, korps- und divisionsunmittelbare MG-Kompanien wie etwa die MG-Scharfschützenkompanien in Tirol, die in besonders gefährdeten Abschnitten zum Einsatz kamen. Durch Vermehrung und Umstrukturierung

39 Ortner 2013, 179.

40 DV Instruktion Maschinengewehr M.7/12 1913, 1-3.

41 Die Redewendung ›Nullachtfünfzehn‹ ist von diesem leichten wassergekühlten MG-Typ (Einführungsdatum 1908) abgeleitet worden.

42 DV Neuorganisation während des Krieges 1917, 12ff.

veränderte sich das Verteilungsverhältnis bis Kriegsende auf rund ein MG auf 100 Mann. Neben der klassischen Defensivwirkung sollten den Maschinengewehren im Stellungskrieg auch Offensivaufgaben zukommen:

»Im Angriff ist eine möglichst reichliche Verwendung der Maschinengewehre anzustreben. Es kommt weniger darauf an, materielle Wirkung zu erzielen, als vielmehr durch Abkämpfen der Gräben den Gegner an der Gegenwirkung möglichst zu behindern. Hierzu wird das Überschießen der eigenen Infanterie aus rückwärtigen Stellungen notwendig werden [...] Granatwerfer, Minenwerfer und besonders Maschinengewehre sind die Hauptträger des infanteristischen Feuerkampfes [...]«. ⁴³

Das Feuern aus überhöhten Stellungen, die eigene Infanterie überschießend, wird wohl nur in den seltensten Fällen – ausgenommen im Gebirgskrieg – möglich gewesen sein. Das Armeeoberkommando sah daher für den Angriff im ebenen Gelände das sogenannte ›indirekte Feuern‹ der Maschinengewehre vor, welches sich als direkte Konsequenz der Kräftestaffelung im Rahmen der Zonentaktik entwickelte. Dabei hätten die weiter hinten eingesetzten Maschinengewehre erst im Falle eines gegnerischen Einbruchs an der Verteidigung mitwirken können. Um sie aber dennoch im Rahmen des Sturmabwehrfeuers einsetzen, sie gleichzeitig aber in ihren gestaffelten Feuerstellungen belassen zu können, sollten die Maschinengewehre unter Ausnutzung der konkaven Geschoßflugbahn indirekt feuern. Diese Feuerart beinhaltete das Schießen mittels eines nicht unmittelbar beim Kampfmittel, sondern vorne befindlichen Beobachters, der gleich der Artillerie das Feuer zu leiten hatte. Daraus ergab sich natürlich der Vorteil, dass die irgendwo aus dem Zwischengelände feuernden Maschinengewehre weder erkannt noch bekämpft werden konnten. Der Nachteil manifestierte sich in begrenzten, weit vorne liegenden Feuerräumen und den von der Artillerie bereits bekannten Schwierigkeiten einer im Großkampf sehr anfälligen Feuerleitung, also der Zuweisung von Zielen und Auswahl der Munitionssorte, mittels Telefon. Zudem musste die Feuerstellung der Maschinengewehre anhand der Geschoßflugbahn ganz genau errechnet werden. Temperaturschwankungen und geänderte Windverhältnisse konnten zu bedeutenden Streuungen führen und gefährdeten damit auch eigene Truppen.⁴⁴ Die weitaus wichtigere Aufgabe der MGs im Angriff bestand in der teilweise auch direkt aus der vordersten eigenen Linie erfolgten Feuerunterstützung des Sturmes. Der Gegner sollte durch das ›Abkämpfen‹ der feindlichen Brustwehren am Gebrauch seiner Waffen gehindert werden. Nach der Einnahme des Angriffszieles hatten die MGs die zur Verteidigung eingerichteten Angriffstruppen zu verstärken und Gegenangriffe abzuwehren.

43 DV Der Angriff 1918, 20.

44 DV Indirektes Feuern 1918, 3ff.

Um die Handhabung, vor allem den Einsatz im Stellungsraben, zu erleichtern, wurden durch Weglassung der schweren Lafette bzw. des Schutzschildes so genannte ›Handmaschinengewehre‹ geschaffen. Sie sollten nicht nur bei besonderen Sturmformationen, sondern auch bei der regulären Infanterie als jeweils 4. Zug der Infanteriekompanien Verwendung finden. Ein Hand-MG-Zug bestand aus zwei bis vier Schwärmen, wobei jeder Schwarm über zwei Gewehre verfügte.⁴⁵ Von der Verwendung einzelner Hand-MGs sollte im Gefecht abgesehen und die Schwärme geschlossen eingesetzt werden. Die Vorteile der Hand-MGs bestanden aufgrund ihrer hohen Beweglichkeit natürlich in ihrer flexiblen Anwendung. Insofern erschienen sie für eine Verwendung im Angriff und im Grabenkampf geradezu prädestiniert:

»Ein Hand-MG-Schwarm, einer Kompanie im Angriff beigegeben, ist imstande, dieser Kompanie auf jedem Wege in jedes Terrain zu folgen und durch Terraingegenstände gedeckt, günstige Punkte zur Unterstützung der Kompanie zu gewinnen. Er wird hierbei im allgemeinen erst dann schießen, wenn in kritischen Augenblicken die Feuerkraft gegen einzelne Stellen zu vermehren notwendig sein wird. Er wird in der gewonnenen Stellung womöglich gleichzeitig mit der Kompanie eintreffen; er wird infolge seiner geringen Personenzahl relativ leicht Deckung gegen das voraussichtlich einsetzende Artilleriefeuer finden [...]«. ⁴⁶

Natürlich ergaben sich aus der erhöhten Beweglichkeit auch Nachteile. Hier sind vor allem die durch die Neulafettierung bedingte kürzere Einsatzschussweite und die aus Gewichtsgründen geringere Munitionsdotations, die eine Einschränkung der Einsatzdauer der Hand-MG-Schwärme mit sich brachte, anzuführen. Dennoch blieb das MG für den Kampf im Schützengraben immer noch zu schwer. Versuche, bestehende Pistolen durch Umbau zu ›Reihenfeuer‹-Waffen (Maschinenpistolen) zu adaptieren verliefen zwar erfolgreich, wurden jedoch nur in geringen Stückzahlen erzeugt. Die erste Maschinenpistole wurde vom Italiener Bethel Abiel Revelli konstruiert und sollte, zweiläufig, mit Masseverschluss und Stangenmagazinen konstruiert, als Flugzeugbewaffnung dienen. In dieser Funktion wenig bewährt und hinsichtlich der Patente an die Firma Villar Perosa verkauft, gelangte die Waffe mit und ohne Schutzschild versehen als leichtes MG oder auch 9 mm-Maschinenpistole M.15 zur Einführung bei der italienischen Infanterie. Die österreichische Sturmpistole M.18 entsprach in ihrer Konstruktion fast vollkommen der während der 12. Isonzoschlacht in großer Zahl erbeuteten Maschinenpistole *Villar Perosa*, wurde jedoch für die im österreichisch-ungarischen Heer gebräuchliche Faustfeuerwaffenmunition (9 mm-Steyr) eingerichtet. Des Weiteren unterschied sie sich hinsichtlich der Steckmagazine und des Griffstücks von ihrem italienischen Pendant. Getragen

45 DV Instruktion Handmaschinengewehrzüge 1917, 1-3.

46 DV Instruktion Handmaschinengewehrzüge 1917, 10f.

wurde die Sturmpistole auf einer Tragekraxe (Rückentraggestell), die auch als behelfsmäßiges Schießgestell diente. Die Sturmpistole fand insbesondere bei Grabensäuberungen Verwendung – als es darum ging, den Feind im Nahkampf aus einer Stellung zu werfen. Indem nacheinander beide Läufe abgefeuert wurden, konnte auf nächste Entfernung eine erhebliche Feuerverdichtung erzielt werden. Organisatorisch sollten die Sturmpistolentrupps (zu zwei Pistolen) an Handmaschinengewehrzüge angegliedert werden. Hinsichtlich der Wirkung unterstrich die Vorschrift neben der effektiven vor allem die moralische Wirkung, da die Doppelpistole in jeder Situation und sogar in den engsten Gräben abgefeuert werden konnte und das Vorhandensein eines Maschinengewehres vortäuschte.⁴⁷

Wenngleich sich das System als wenig brauchbar erwies, wurde sie jedoch zum Anstoß genommen, für die Infanterie eine handliche, dennoch dauerfeuerfähige Waffe beizugeben. Die erste moderne Maschinenpistole war schließlich die deutsche 9 mm-Maschinenpistole M.18 *System Bergmann*, die vor allem bei deutschen Sturmtruppen Verwendung fand. Sie sollte für die weitere Entwicklung der Schützenbewaffnung ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dann wegweisend werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die eminenten Veränderungen hinsichtlich der Infanteriebewaffnung im Zeitraum von etwa 1890 bis 1910 nicht nur den gleichzeitig im zivilen Bereich eingetretenen Modernisierungsschub innerhalb der Industrie widerspiegeln. Sie zeigten auch erhebliche Auswirkungen auf die Kriegsführung selbst. Im Unterschied zum Kriegsjahr 1866 im Preußisch-Deutschen Krieg, dessen Verlauf zu einem erheblichen Teil durch die modernere Infanteriebewaffnung der Preußen (Zündnadel-Hinterladegewehr) geprägt worden war, erreichte keines der modernen europäischen Heere bis Kriegsausbruch 1914 einen maßgeblichen waffentechnischen Vorteil gegenüber einem der potentiellen Gegner. In Verbindung mit den durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (mit Ausnahme Großbritanniens) ab den 1880/1890er Jahren im Entstehen begriffenen Massenheeren entstanden durch die moderne Bewaffnung erhebliche Gewaltpotentiale.

Das Kriegsbild und die Infanterietaktik folgten der modernen Waffentechnik schließlich nur zögerlich, wenngleich es an theoretischen Denkschriften und kritischen Anmerkungen in den einschlägigen Fachjournalen nicht mangelte. Auch die ersten modernen Kriegererfahrungen an der politischen Peripherie Europas, in Südafrika und Ostasien, von europäischen Stabsoffizieren vor Ort durchaus richtig beobachtet und analysiert, setzten einen nur langsamen taktischen Modernisierungsprozess in Gang.

Repetier- und Maschinengewehr sollten letztlich aber auch das Verhältnis bzw. den Stellenwert und die Bedeutung der anderen beiden Hauptwaffengattungen ver-

47 DV Sturmpistole 1918.

ändern. Die Kavallerie hat ihre schlachtentscheidende Bedeutung bereits nach 1866 verloren, spielte auf Ebene der Operationsführung als klassisches Aufklärungselement aber immer noch eine wichtige Rolle. Trotz der Beigabe von Maschinengewehrabteilungen blieb die Kavallerietaktik jedoch unverändert. Maschinengewehr und Stellungskrieg bedeuteten schließlich das Ende dieser Waffengattung als Kampftruppe, die Reiter verloren ihre Pferde und wurden bereits Ende 1914 nach und nach in unberittene Schützenabteilungen transformiert. Die Artillerie, lange als lediglich unterstützende Waffengattung bewertet, wurde gegen eingegrabene Maschinengewehre und Stellungsinfanterie schließlich zur *conditio sine qua non* für erfolgreiche Angriffsoperationen.

Aber noch ein weiterer Aspekt sollte die Kriegführung mit der Einführung von MGs und Repetiergewehren verändern: der Nachschub. Mit Erhöhung der Schlussfolgen stieg verständlicherweise auch der Munitionsbedarf bedeutend an. Die Friedensvorsorgen sahen für jeden k.u.k. Infanteristen ›am Mann‹ 120 Patronen vor, zu denen auf Tragtieren und Munitionswägen auf Kompanie- und Truppenebene nochmals rund 220 Patronen kamen. Bei MGs waren unmittelbar an der Waffe 500, bei den eigenen Tragtieren 9.500 und auf Truppenebene weitere 8.500, also insgesamt 18.500 Patronen vorhanden. Damit sollten – so die Friedenseinschätzung – zumindest die Einleitungsoperationen durchgeführt werden können. Der Verbrauch lag aber bedeutend höher, sodass bereits Ende 1914 Kontingentierungen vorgenommen werden mussten. Erst Ende 1915, Anfang 1916 war die Kriegsindustrie kapazitätsmäßig in der Lage, den Bedarf der k.u.k. Armee annähernd zu decken. Ab Anfang 1917 begann sich die Situation aufgrund Rohstoffmangels jedoch wieder zu verschlechtern, da man die Artilleriemunitionserzeugung prioritär behandelte. Letztlich gelang es zu keinem Zeitpunkt des Krieges, den Sollbedarf an Infanteriemunition vollkommen zu decken – der ›mechanisierte‹ Krieg an den Fronten war damit längst zum ›industrialisierten‹ Krieg des Hinterlands geworden.



*Abb. 1 Tragekraxen für MG;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.*



Abb. 2 Hand MG-Schwarzlose mit Zweibein-Schulterstütze;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.

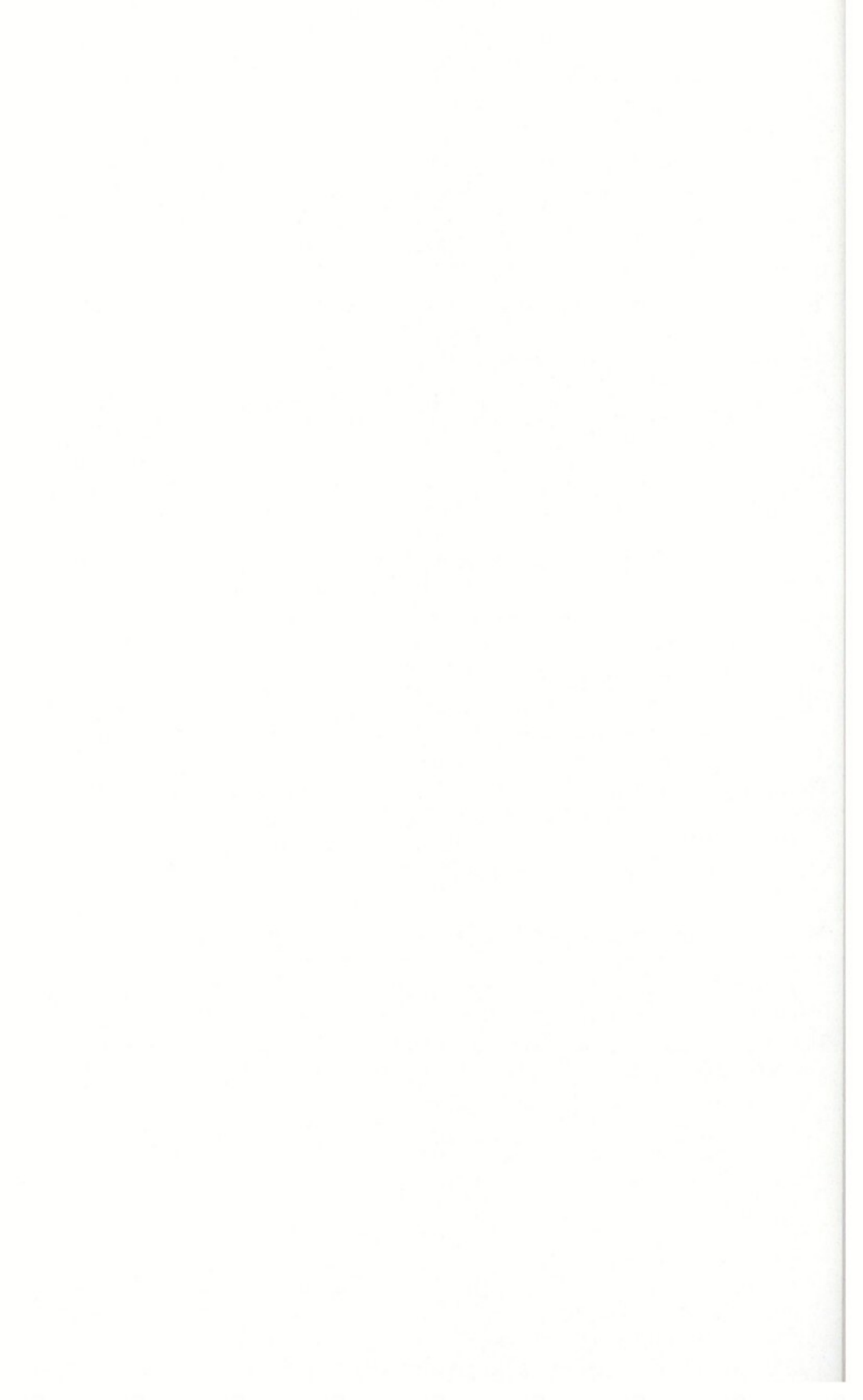


Abb. 3 Maschinengewehr System Schwarzlose;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.

Literaturverzeichnis

- Bloch 1899 = Bloch, Johann von: Der Krieg (6 Bd.), Berlin 1899.
- Broucek 1977= Broucek, Peter: Taktische Erkenntnisse aus dem russisch-japanischen Krieg und deren Beachtung in Österreich-Ungarn, in: MÖSTA (Mitteilungen des Österr. Staatsarchives) 30 (1977), 191-220.
- Conrad von Hötzendorf 1898 = Conrad von Hötzendorf, Franz: Zum Studium der Taktik. 1. Teil, Wien 1898.
- D[jinst]V[orschrift] Instruktion Gendarmerie Gewehr Fruwirth 1872 = Instrukzion über die Einrichtung, Behandlung, Conservirung, Visitirung und den Gebrauch des Gendarmerie-Repetir-Gewehres nach System Fruwirth sowie der zu demselben gehörigen Munizion, Wien 1872.
- DV Instruktion Repetiergewehr Kropatschek 1880 = Provisorische Instruktion über das Repetiergewehr System Kropatschek, Wien 1880.
- DV Instruktion Repetier-Carabiner Kropatschek 1885 = Instruction über die Einrichtung, Conservirung und den Gebrauch des Repetir-Carabiners (System Kropatschek) sammt Muniton, Wien 1885.
- DV Instruktion Gewehr mit Geradzug-Verschluß 1885 = Provisorische Instruction über das Gewehr mit Geradzug-Verschluß, Wien 1885.
- DV Instruktion Mitraillease M.93 1898 = Instruktion über die Einrichtung und Verwendung der 8mm Mitraillease M.93, Wien 1898.
- DV Exerzierreglement 1911 = Exerzierreglement für die k.u.k. Fußtruppen, Wien 1911.
- DV Instruktion Maschinengewehr M.7/12 1913 = Instruktion über die Verwendung der Maschinengewehre. I. Heft (1) Maschinengewehr (Schwarzlose) M.7/12, Wien 1913.
- DV Neuorganisation während des Krieges 1917 = Neuorganisation während des Krieges, 15. September 1917, Wien 1917.
- DV Instruktion Handmaschinengewehrzüge 1917 = Provisorische Instruktion für die Handmaschinengewehr-Züge, Wien 1917.
- DV Der Angriff 1918 = Der Angriff. Abschnitte aus der Gefechtslehre Teil XII, Wien 1918.
- DV Indirektes Feuern 1918 = Indirektes Feuern mit Maschinengewehren, Wien 1918.
- DV Sturmpistole 1918 = Merkheft für die Verwendung der Sturmpistole, Wien 1918.
- Dollecsek 1896 = Anton Dollecsek: Monographie der k.u.k. österr.-ung. blanken und Handfeuer-Waffen, Kriegsmusik, Fahnen und Standarten seit Errichtung des stehenden Heeres bis zur Gegenwart, Wien 1896.
- Gabriel 1990 = Gabriel, Erich: Die Hand- und Faustfeuerwaffen der habsburgischen Heere, Wien 1990.
- Kaufmann 1892 = Kaufmann, Eduard: Versuche mit der 8 mm Mitraillease. System Erzherzog Carl Salvator und Hauptmann Ritter von Dormus, in: Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens (Jahrgang 1892, Supplement-Heft 7), Wien 1892, 1-39.

- Korzen/Kühn 1905 = Korzen, Anton/Kühn, Rudolf: Waffenlehre. Heft VIII: Maschinengewehre, Wien 1905.
- Krnka 1884 = Krnka, Karl: Das Zukunftsgewehr, seine Wirkung – seine Folgen. Populäre technische Studie, Jungbunzlau 1884.
- Kropatschek 1868 = Kropatschek, Alfred: Ueber Revolver-Geschütze, in: Mitteilungen über Gegenstände der Artillerie- und Kriegswissenschaften (Jahrgang 1868), Wien 1868, 295-303.
- Kropatschek 1870 = Kropatschek, Alfred: Ueber Orgelgeschütze, in: Organ des Wiener militär-wissenschaftlichen Vereins, Bd. I, Wien 1870, 101-121.
- Linnekohl 1996 = Linnekohl, Hans: Vom Einzelschuß zur Feuerwalze, Bonn 1996.
- Marschner 1896 = Marschner, Eduard: Lehrbuch der Waffenlehre zum Gebrauche an den k.u.k. Militär-Akademien und zum Selbststudium für Offiziere aller Waffen (2 Bd.), Wien-Prag 1896.
- Neithardt 1910 = Neithardt, kein Vorname (Hauptmann): Die Lehre vom Treffen beim Abteilungsfeuer der Infanterie: Für militärische Lehranstalten u. zum Selbststudium unter Benutzung amtlichen Materials bearb. und mit Genehmigung des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums veröffentlicht, Oldenburg (i. Grossch.) 1910.
- ÖMZ 1872 = Österreichische Militärische Zeitschrift, XIII. Jahrgang, Band 1, Wien 1872.
- Ortner 2007 = Ortner, M. Christian: Die österreichisch-ungarische Artillerie von 1867 bis 1918. Technik, Organisation und Kampfverfahren, Wien 2007.
- Ortner 2013 = Ortner, M. Christian: Die k.u.k. Armee und ihr letzter Krieg, Wien 2013.
- Papp 1987 = Papp, Tibor: Die königlich ungarische Landwehr (Honvéd) 1868 bis 1914, in: Wandruska, Adam/Urbanitsch, Peter (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band V, Die bewaffnete Macht, Wien 1987, 634-686.
- Pitreich 1929 = Pitreich, Max: Lemberg 1914. Grundprobleme des Weltkriegs, Wien 1929.
- Sterbenz 1869 = Sterbenz, Johann: Veränderungen im k.k. österreichischen Artillerie-Materiale während des Jahres 1868, und Übersicht der darauf bezüglichen Versuche, in: Mitteilungen über Gegenstände der Artillerie- und Kriegswissenschaften (Jahrgang 1869), Wien 1869, 19-73.
- Sterbenz 1871 = Sterbenz, Johann: Veränderungen im k.k. österreichischen Artillerie-Materiale während des Jahres 1870, und Übersicht der darauf bezüglichen Versuche, in: Bericht über die Thätigkeit und die Leistungen des k.k. Technischen und Administrativen Militär-Comité im Jahre 1870, Wien 1871, 73-111.
- Thürheim 1871 = Graf Thürheim, Hermann: Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Feldzuge 1870-71, in: Streffleurs Österreichische Militärische Zeitschrift (XII. Jahrgang, Vierter Band), Wien 1871, 237-248.



Die österreichisch-ungarische Artillerie 1867 bis 1918

Von der ›Hilfswaffengattung‹ des 19. Jahrhunderts zum schlachtentscheidenden Faktor im Stellungskrieg 1914-1918. Organisation und technische Entwicklung.

M. CHRISTIAN ORTNER

Die österreichisch-ungarische Artillerie wurde in den letzten fünf Dezennien ihrer Existenz von unterschiedlichen Entwicklungssträngen beeinflusst. Das Jahr 1866 kann sowohl politisch als auch militärisch als Bruch gelten, denn das Kaiserreich musste nicht nur seine Führungsmacht in Deutschland an Preußen abgeben. Infolge dessen kam es innenpolitisch zum sogenannten Ausgleich mit Ungarn: 1867 entstand die Doppelmonarchie. Ausgehend von dieser die gesamte kaiserliche Armee prägenden Niederlage bei Königgrätz 1866 gegen Preußen spiegelte die Artillerie sowohl die technische Entwicklung des Waffenwesens als auch die sich ändernden taktischen Grundlagen wie keine andere Waffengattung wieder. Die Infanterie hatte im Vergleich lediglich zwei markante Zäsuren zu durchleben, die sich in der Einführung des Hinterladers im Jahre 1867 und dem Übergang zum Repetiergewehr in den Jahren 1885 bis 1895 manifestierten. Das Maschinengewehr als Hauptträger des Feuerkampfes der Fußtruppen trat erst ab dem Ersten Weltkrieg entscheidend in den Vordergrund. Die Organisation der Truppenkörper und ›Unterabteilungen‹ blieb davon aber weitgehend unbeeinflusst, wenn sich auch die Kopfstärken der Truppenkörper und Abteilungen/Einheiten kontinuierlich reduzierten. Bei der Kavallerie war man nach 1866 zur ›Einheitskavallerie‹ übergegangen. Man beließ jedoch den einzelnen Reitergattungen aus traditionellen Gründen bis 1914 ihre Namen und Besonderheiten der Uniformierung. Maßgebliche Veränderungen ergaben sich lediglich durch die ›Systemisierung‹, das heißt die allgemeine und umfassende Einführung von Maschinengewehrabteilungen bei den Regimentern.

Im Unterschied dazu hatte die Artillerie bis 1914 insgesamt acht große Reorganisationen zu durchlaufen, zu denen sich noch kontinuierliche kleinere ›Anpassungen‹ und ›Adaptierungen‹ gesellten. Dies bedeutete, dass jede Organisationsform durchschnittlich gerade sechs bis sieben Jahre Gültigkeit hatte. Berücksichtigt man, dass jeweils ein bis zwei Jahre an Übergangsphasen einzuberechnen sind, so resultiert daraus eine weitere Reduktion der Geltungsdauer auf durchschnittlich rund fünf Jahre.

Die Organisation der Artillerie 1867 bis 1914

Die ersten Veränderungen innerhalb der Artillerie nach 1866 waren weniger durch eigene waffengattungsspezifische Bestrebungen geprägt, sondern entsprachen einer Anpassung an auf höheren Entscheidungsebenen erfolgte Neuorganisationen. Entscheidend wirkte sich die neue taktische/operative Gliederung des Heeres aus. Nicht mehr Brigaden, sondern Truppendivisionen als Bindeglied zwischen Brigade- und Korpskommandos sollten zukünftig als die operativen Einheiten des Heeres fungieren.¹ Damit musste die bis 1866 praktizierte Dreiteilung der Artillerieregimenter neu überdacht werden. Bisher wurden die Regimenter in Brigadebatterien (zur Disposition des Infanteriebrigadiers), Korps- und Armeegeschützreserve aufgeteilt, d. h. die Artillerie auf drei Ebenen dezentralisiert. Nachdem die Brigaden ihre Funktion als selbständig agierende Verbände verloren, wurden die institutionalisierten »Brigadebatterien« kurzerhand aufgelassen und auf Divisionsebene neu zusammengefasst. Man folgte damit dem allgemeinen, auch bei Königgrätz bereits teilweise praktizierten Trend zu Artilleriemassierungen (die bis dahin auf Korpsebene eingerichteten Munitionsparks wurden gleichfalls umstrukturiert und den Divisionskommanden unterstellt).² Die Batterie galt bei der Artillerie als wichtigste organisatorische Formation. Sie war zur selbständigen Verwendung im Gefecht befähigt und bestand bei der Feldartillerie aus acht Geschützen mit den jeweils dazugehörigen Munitionswägen. Die Batterie gliederte sich wiederum in vier Geschützzüge, die jeweils aus zwei Geschützen und zwei Munitionswägen gebildet wurden. Die Batterien der sogenannten »Reitenden Artillerie«, bei der auch die Bedienungsmannschaft zu Pferde aufsaß, sowie die der Gebirgs- und Belagerungsartillerie wiesen – je nach Geschütztyp – mit vier bis sechs Rohren eine geringer Zahl an Geschützen auf.

Die Stärke des Heeres wurde 1866/67 mit 20 Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen festgesetzt. Die Geschützzahl errechnete sich aus dem Grundsatz, auf je 1.000 Infanteristen drei Geschütze (bei der Kavallerie vier Geschütze auf 1.000 Reiter) zu normieren. Man folgte damit der Kalkulation Russlands, während die Artillerien Frankreichs und Preußens eine Quote von 3,6 Geschützen festgelegt hatten.³ Damit ergab sich ein Gesamtbedarf von 156 Feld- und zehn Gebirgsbatterien, die in zwölf Feldartillerieregimentern zu 13 bzw. 14 Batterien (im Krieg) gegliedert wurden.⁴ Alle diese Prämissen und Überlegungen führten zu der im März 1867 mit

1 Die Truppenstärken der »höheren« Verbände konnten durchwegs schwanken. Grundsätzlich gliederte sich eine Infanterie-Brigade in zwei Regimenter und ein Feldjägerbataillon (Verpflegsstand rund 8-10.000 Mann); eine Infanterie-Truppendivision umfasste meist zwei Brigaden und zusätzliche Unterstützungstruppen (Verpflegsstand: 18-21.000 Mann).

2 Semek 1905, Bd. IV, I. Teil, 99.

3 Semek 1905, 83.

4 Semek 1905, 99.

Allerhöchster Entschließung (Seiner k. und k. Apostolischen Majestät) anbefohlenen Reorganisation der Feld- und Festungsartillerie.⁵ Die Artillerie hatte sich demnach ab 1867 in zwölf Feldartillerieregimenter, ein Küstenartillerieregiment und neun selbständige Festungsartilleriebataillone zu gliedern.

Regimentsstab		8. Batterie	8 pfd. Fußbatterie
1. Batterie	4 pfd.* Fußbatterie	9. Batterie	8 pfd. Fußbatterie
2. Batterie	4 pfd. Fußbatterie	10. Batterie	8 pfd. Fußbatterie
3. Batterie	4 pfd. Fußbatterie	11. Batterie	8 pfd. Fußbatterie
4. Batterie	4 pfd. Fußbatterie	12. Batterie	8 pfd. Fußbatterie
5. Batterie	4 pfd. Kavalleriebatterie	Depot-Batterie-Kader	
6. Batterie	4 pfd. Kavalleriebatterie	Munitions-Kolonnen-Kader	
7. Batterie	4 pfd. Kavalleriebatterie	* Bis zur Einführung des Geschützmaterials M.1875 wurde das Kaliber in ›Pfund‹ (pfd.) angegeben. Das Kaliber der Geschütze entsprach dem Durchmesser einer eisernen Vollkugel mit dem in Pfund angegebenen Gewicht. Bei Haubitzen und Mörsern wurde nicht das spezifische Gewicht einer Eisen-, sondern einer Steinkugel angegeben.	

Tab. 1 *Stand eines Feldartillerieregiments nach der Reorganisation von 1867⁶*

Der Friedensstand betrug bei allen Batterien vier (im Krieg acht) bespannte Geschütze und zwei Munitionswägen. Drei bis vier der Batterien sollten jeweils einem der im Regiment vorhandenen Stabsoffiziere unterstellt werden und eine sogenannte ›Inspizierung‹ bilden. Im Kriegsfall hatte auf spezielle Anordnung der Depot-Batterie-Kader eine Depotbatterie und in weiterer Folge eine fünfte 4 pfd. (Pfund) Fußbatterie aufzustellen. Der Munitions-Kolonnen-Kader formierte im Kriegsfall fünf selbständige Munitionskolonnen (Nr. 1 bis 5), die – und dies stellte eine komplette Neuregelung dar –, nicht mehr vom militärischen Fuhrwesen, sondern vom Artillerieregiment selbst bespannt werden sollten. Die Munitionskolonnen bildeten, auf Divisions-, Korps- und Armee-Ebene zusammengezogen, letztlich die entsprechenden Munitionsparks. Die neu zu errichtenden neun Festungsartilleriebataillone wurden aus den bisher bei den Feldartillerieregimentern bestehenden Festungskompanien gebildet, die trotz dieser Neustrukturierung ihre Dislokationen (›Verteilung‹) beibehielten. Jeweils fünf Kompanien formierten mit dem Bataillonsstab ein Festungsartilleriebataillon, welches im Kriegsfall noch durch eine aufzustellende 6. Kompanie verstärkt wurde. Die ›technische Artillerie‹ als dritter Zweig der Waffengattung umfasste im Frieden sämtliche Anstalten, die mit der Erzeugung, Verwahrung und Verrechnung aller erforderlichen Geschütze, Gewehre, blanken Waffen

5 K.K. Armeeverordnungsblatt vom 29. April 1867, Präsid. 1683.

6 K.K. Armeeverordnungsblatt vom 29. April 1867.

und Munition betraut waren.⁷ Im Frieden wurden ab 1868 für diese Zwecke 16 Zeugskommanden mit entsprechenden Filialen vorgesehen.⁸

An der Spitze der gesamten Artilleriewaffe hatten sich nach 1866 kaum Veränderungen ergeben; der General-Artillerie-Inspektor war dem Kriegsministerium unmittelbar unterstellt und konnte seine Waffengattung betreffende Personalentscheidungen lediglich über Anträge beeinflussen. Für den rein technischen Bereich nahm der General-Artillerie-Inspektor jedoch eine entscheidendere Rolle ein, da er alle die Artillerie betreffenden Versuche und Erprobungen nicht nur zu überwachen, sondern auch zusammenzufassen und zu bewerten hatte.⁹ Damit war zweifellos vorgegeben, dass diese Funktion von einem technisch versierten und mit dem Wesen seiner Waffengattung vertrauten General besetzt werden sollte.

Als Territorialkommanden der Artillerie fungierten sogenannte Landes-artilleriedirektionen bzw. Artilleriechefs, die entsprechend der Gliederung des Heeres den Generalkommanden (später Korpskommanden) und selbständigen Militärkommanden als Beiräte zugeteilt wurden. Ihr Wirkungskreis umfasste die Inspizierung aller im Generalkommando/Militärkommando dislozierten Artillerietruppen und -anstalten in militärischer, ökonomischer und technischer Hinsicht. Damit war die effiziente Zusammenarbeit zwischen Artillerieanstalten und den Artillerietruppenkörpern gewährleistet.

Das Artillerie-Arsenal in Wien, gebildet aus den Zeugskommanden Nr. 1, 15 und 16, nahm in der territorialen Gliederung einen Sonderstatus ein und wurde unmittelbar einem Artillerie-Arsenal-Direktor unterstellt. Die Begründung dafür lag vor allem in der speziellen Ausrichtung der drei Zeugskommanden; Geschützproduktion (Zeugskommando Nr. 15), Herstellung von Blank- und Handfeuerwaffen sowie Ausbildung des benötigten Büchsenmacherpersonals (Zeugskommando Nr. 16) und Prüfung bzw. Übernahme ›nichtärarischer‹, also nicht im Staatbesitz befindlicher Munitions- und Ausrüstungssorten (Zeugskommando Nr. 1) betrafen teilweise den gesamten Armeebereich und sollten zentralisiert werden. Die Herausnahme erwähnter Zeugskommanden aus der territorialen Organisation erschien auch eine straffere Administration zu gewährleisten.¹⁰

Im Jahr 1874 kam es nach Erhöhung der Batteriezahl innerhalb der Regimenter zu einer internen Neuorganisation, die – um auch die Mobilisierung zu erleichtern – bereits im Frieden entsprechend ihrer späteren Unterstellungsverhältnisse im Krieg gegliedert wurden. Die einzelnen Batterien wurden in vier sogenannten ›Batterie-Divisionen‹ zusammengefasst und jeweils einem Stabsoffizier unterstellt. Die Batteriedivisionen I-III bestanden aus jeweils zwei vier- und einer achtpfündi-

7 Zipser 1869, 264f.

8 Zipser 1869, 372f.

9 Zipser 1869, 274.

10 Dollecsek 1887, 411.

gen Batterie, die IV. Batteriedivision aus drei achtpfündigen Batterien. Die Aufteilung der Regimenter konnte somit bereits im Frieden genau festgelegt werden. Die Batterie-Divisionen Nr. I, II und III samt den zugehörigen Munitionskolonnen waren als Artillerie der Infanterie-Truppendivisionen eines Armeekorps bestimmt, die IV. Batterie-Division für die Bildung der Armeekorps-Geschützreserve vorgesehen. Die in der Batterie-Divisionsgliederung nicht unmittelbar eingeteilten vierpfündigen Kavalleriebatterien sollten einer Kavallerie-Truppendivision unterstellt werden, die verbleibenden nicht eingeteilten Batterien zusammengefasst werden und die Armeegeschützreserve bilden.¹¹

Mit der endgültigen Systemisierung des Feldartilleriematerials M(uster).1875 (*System Uchatius*) im Jahre 1876 war der Zeitpunkt gekommen, die Feldartillerieregimenter neuerlich umzugliedern.¹² Der Kriegsstand der Regimenter wurde durch eine 15. Batterie neuerlich vermehrt. Mit der Einführung schwerer 8,7 cm-Geschütze (aufgerundet als 9 cm-Kanone bezeichnet) und leichter 7,5 cm-Geschütze (als 8 cm-Kanone bezeichnet) veränderten sich sowohl die Batterienummern als auch ihre Bestimmung im Kriegsfall. Die Divisionen Nr. I, II und die neu gebildete Nr. V mit ihren Munitionskolonnen bildeten die Artillerie der Truppendivisionen. Die Divisionen Nr. III und IV waren als Korpsartillerie, die gleichfalls neue Nr. VI mit ihren reitenden Batterien den Kavallerietruppendivisionen zuzuweisen.¹³ Die 1876 bereits eingeleitete Verselbständigung der einzelnen Batteriedivisionen gemäß ihrer vorgesehenen Einteilung sollte mit der Armeereform von 1885 weitergeführt werden. Dies bedeutete eine endgültige Trennung zwischen Truppendivisions- und Korpsartillerie,¹⁴ die auch strukturell ihren Niederschlag finden sollte.¹⁵ Gemäß diesen Überlegungen zerfielen die bisher bestehenden Feldartillerieregimenter in je ein neues Korpsartillerieregiment (Artillerie der Korps) und zwei selbständige Batteriedivisionen (Artillerie der Truppendivisionen), zusammen bildeten sie eine neu aufzustellende (Korps-)Artilleriebrigade. Nach der *Ordre de Bataille* waren 14 Armeekorps (das XV. Korps wurde in dieser Übersicht nicht berücksichtigt), bestehend aus 37 Infanterietruppendivisionen, mit Artillerie zu dotieren. Der Bedarf lag somit bei 14 Korpsartillerieregimentern und 37 schweren Batteriedivisionen.

Für die Gebirgs- und Festungsartillerie kam es im Jahre 1890 zu einer Neuorganisation. Eine Reorganisation schien hinsichtlich der Verteilung der Gebirgsartillerie auch dringend erforderlich. Bis 1890 existierten Gebirgsbatterien als überkomplette Unterabteilungen bei einzelnen Korpsartillerieregimentern und beim Festungsartilleriebataillon Nr. 9. Nunmehr sollte in Tirol eine selbständige Gebirgs-Batteriedivision geschaffen werden. Sie gliederte sich im Frieden in den

11 Cirkular-Verordnungsblatt für das k.k. Heer vom 11. August 1874, Praes. Nr. 2990.

12 Semek 1905, 106.

13 Semek 1905, 114.

14 Semek 1905, 118.

15 Cirkular-Verordnungsblatt für das k.k. Heer vom 18. Februar 1885, Praes. Nr. 579.

Divisionsstab und drei Gebirgsbatterien mit den Nummern 1, 3 und 5, welche sich im Mobilisierungsfall zu verdoppeln hatten. Der vorhandene ›Ersatz-Depot-Cadre‹, der Munitionspark, hatte bei Bedarf das Ersatzdepot und vier schmalspurige Feldbatterien aufzustellen.¹⁶ Damit war im Kriegsfall eine geradezu überdimensionierte, hinsichtlich der Batteriezahl eher einem Regiment entsprechende Division entstanden. Bedauerlicherweise blieben die bei den Korpsartillerieregimentern eingeteilten Gebirgsbatterien von dieser Reorganisation unbeeinflusst, sodass die Problematik der unterschiedlichen Zuständigkeit für die Gebirgsartillerie weiterbestand.

Die Festungsartillerie, zur Abwicklung des Artilleriedienstes in den Festen Plätzen und zur Aufstellung von Belagerungsartillerieparks bestimmt, übernahm 1890 komplett neue Strukturen. Aus den bisher bestehenden Festungsartilleriebataillonen Nr. 1 bis 12 hatten nunmehr sechs Festungsartillerieregimenter und drei selbständige Festungsartilleriebataillone zu entstehen. Dabei gliederten sich die Regimenter Nr. 1 bis 3 in jeweils drei Bataillone, die Regimenter Nr. 4 bis 6 in zwei Bataillone. Zusammen mit drei selbständig belassenen Bataillonen resultierte daraus eine Vermehrung der Bataillonsanzahl von 12 auf 18. Diese augenscheinlich sehr eindrucksvolle Vergrößerung der Festungsartillerie entpuppte sich bei näherer Betrachtung jedoch als trügerisch, da mit der Reorganisation auch die Anzahl der Festungskompanien in den Bataillonen vermindert wurde. Bestanden die Festungsartilleriebataillone bisher aus sechs Kompanien und einer Ersatzkompanie, waren nunmehr neben der Ersatzkompanie lediglich vier vorgesehen. Die Gesamtzahl der Festungskompanien von 72 hatte sich also nicht verändert.¹⁷

Hinsichtlich der in den Armeen der europäischen Großmächte vorhandenen Geschütze existieren für den Zeitraum 1888/1892 sehr unterschiedliche Zahlen, deren Schwankungen sich vor allem durch die nur schwer kalkulierbaren Reserveformationen ergaben.¹⁸

Wenn die publizierten Zahlen im Detail auch nicht immer exakt nachvollzogen werden können und möglicherweise von den Staaten auch bewusst verfälscht wurden, so bleiben die Artilleriestärken in ihrem Verhältnis zueinander doch aussagekräftig. Russland, Frankreich und Deutschland waren offensichtlich in der Lage, jeweils rund 3.500 Geschütze im Kriegsfall zu mobilisieren. Für die Heeresorganisation bedeutete dies, dass ein aus zwei Truppendivisionen bestehendes Armeekorps in Deutschland und Frankreich über je 120, ein russisches über 108 Geschütze verfügte; die österreich-ungarische und italienische Korps-Artillerie zählten dagegen nur jeweils 96 Geschütze. Nahm man die Armeekorpsgliederung jedoch mit drei Truppendivisionen an, so verschob sich das Artilleriegewicht aufgrund der unterschiedlich ausgeprägten Divisionsartillerien noch weiter zu Ungunsten Österreich-

16 Cirkular-Verordnungsblatt für das k.u.k. Heer vom 6. November 1890, Praes. Nr. 5709, 3.

17 Cirkular-Verordnungsblatt für das k.u.k. Heer vom 6. November 1890, Praes. Nr. 5709, A-1, Y 2.

18 Über einige Veränderungen bei der Feldartillerie vgl. Streffleur 1891, 192.

Russland	3.482 Geschütze
Frankreich	3.474 Geschütze
Deutschland	3.450 Geschütze
Österreich-Ungarn	1.920 Geschütze
Italien	1.620 Geschütze

Tab. 2 *Die Artilleriestärken der europäischen Großmächte (Stand 1890/91)*

Ungarns. 120 österreichischen Geschützen standen 140 russische und 156 deutsche oder französische gegenüber.¹⁹ Die Differenz von 20 bzw. 36 Geschützen ergab für die Ebene der Armeekorps einen Fehlbestand von zumindest drei bis vier Batterien.

Dass diese Unterlegenheit nicht mehr ausschließlich durch Verbesserungen der Organisation bzw. Optimierung der Mobilisierungseigenschaften ausgeglichen werden konnte, lag auf der Hand. Die Anzahl der Batterien musste erhöht werden und zwar pro Artilleriebrigade zumindest um eine Batterie. Nach Genehmigung der Aufstellung von 14 neuen Batterien²⁰ sollte die Feldartillerie zukünftig aus Korps- und Divisionsartillerieregimentern bestehen. Dazu waren aus den bisher selbständigen Batteriedivisionen 42 neue Divisionsartillerieregimenter zu je vier Batterien zu bilden.²¹ Die Korpsartillerieregimenter blieben weiterhin bestehen, gliederten sich jedoch gleichfalls in vier Batterien. Die Festungsartillerie²² und die in Tirol dislozierte selbständige Gebirgsbatteriedivision blieben von den neuen organisatorischen Bestimmungen unberührt.²³

Diese in den Jahren 1893/94 eingeführte Organisation konnte zumindest hinsichtlich der Struktur der Artilleriekörper als modern und dem europäischen Standard entsprechend bezeichnet werden. Mit der Dotierung der Truppendivisionen mit eigenen Feldartillerieregimentern war dem allgemeinen Trend nach Verstärkung der Divisionsartillerie Rechnung getragen worden. Dennoch war diese ›Verstärkung‹ hinsichtlich der Geschützzahlen nur gering ausgefallen. 14 Batterien mit 112 Geschützen stellten im Vergleich zu den Artillerien der übrigen Großmächte, insbesondere Russland, kaum eine nennenswerte Zahl dar. Dieses »Nacheifern auf Distanz«,²⁴ durch die geringere finanzielle Leistungsfähigkeit begründet, prägte in Österreich-Ungarn eine Denkweise, deren Auswirkungen die moralische Selbsteinschätzung der Artillerie massiv beeinflussen musste. Man trachtete, die zahlenmäßige Unterlegenheit der Artilleriekörper durch Herausstreichung eines subjektiv empfundenen höheren Qualitätsstandards zu kompensieren. Andererseits zeigte die

19 Streffleur 1891, 192f.

20 Cirkular-Verordnungsblatt für das k.u.k. Heer vom 1. December 1893, Praes. Nr. 5703.

21 Vgl. dazu auch Hauser 1894.

22 Schematismus 1894, 831ff.

23 Schematismus 1894, 760ff.

24 Streffleur 1891, 193.

Neuorganisation von 1893/94 aber wiederum dieselben Schwächen wie vormalige Umorganisationen. Das Fehlen eines langfristigen Ausbauprogramms machte es überaus schwierig, auf Basis der bestehenden Strukturen Verstärkungen vorzunehmen. Dies bedeutete, dass mit der Vermehrung der Gesamtgeschützzahl gleichzeitig auch immer eine komplette Neuorganisation notwendig wurde.

Um die Jahrhundertwende erreichte auch die Frage der zukünftigen Gliederung der Gebirgsartillerie ein problematisches Stadium, da das Anhängen einzelner Gebirgsbatterien an die Korpsartilliereregimenter keinesfalls den Bedingungen einer kriegsmäßigen Struktur entsprechen konnte. Alle diese Fragen wurden noch verschärft, als durch einen entsprechenden Vorschlag des ungarischen Ministers der königlich-ungarischen ›Landwehr‹ (*Honvéd*, ungarisch für ›Vaterlandsverteidiger‹) die Frage der Schaffung eigener Landwehr-Artillerien aufgeworfen wurde. Zum damaligen Zeitpunkt sollten diese Truppen-Divisionen ›leihweise‹ mit Heeresartillerie dotiert werden, was vor allem hinsichtlich der friedensmäßigen Ausbildung den Nachteil mit sich brachte, dass die Divisionskommandanten der Landwehren ihre Manöver selten mit entsprechenden eigenen Artilleriekontingenten durchführen konnten. Die Schaffung eigener Landwehr-Artillerien war seitens der Militärs und wohl auch des Kaisers im Hinblick auf die revolutionären Ereignisse von 1848/49 aber immer abgelehnt worden, denn man stellte die Loyalität der Ungarn gegenüber dem Kaiserhaus in Frage. Mit der Zuteilung von Artillerie hätten dann diese Einheiten über alle drei Hauptwaffengattungen verfügt. Eine mögliche eigenständige ungarische Armee innerhalb der k.u.k. Streitkräfte galt geradezu als Alptraum des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Im Februar 1903 wurde seitens des Reichskriegsministers (RKM) dem Kaiser ein Ausbau der Artillerie auf Basis eines erhöhten allgemeinen Rekrutenstandes von 125.000 Mann (Heer) vorgeschlagen. Die Neugliederung sollte im Wesentlichen die Erhöhung der Batterieanzahl pro Regiment von vier auf sechs umfassen, gleichzeitig aber eine Reduzierung der Geschützzahl von acht auf sechs pro Batterie mit sich bringen. Gleichzeitig wurde auch an eine Erhöhung der Anzahl der Munitionswägen innerhalb der Batterien gedacht.²⁵ Die Planungen sahen gleichfalls auch noch die Aufstellung von drei komplett neuen k.u.k. Divisionsartillerie-Regimentern (vorgesehen für jeweils eine k.k. Landwehr- und eine Honvéd-Infanterie-Truppendivision sowie die Artillerie-Schießschule), zwei weiteren reitenden Artillerie-Divisionen für die Kavallerie und fünf schmalspurigen Batterien für die Gebirgs-Artillerie vor. Die Festungsartillerie sollte um zwei Bataillone und die Kader für fünf Belagerungshaubitzen-Divisionen erweitert werden. Als zeitlicher Rahmen wurde durch das RKM die Periode von 1903 bis 1907 vorgesehen.²⁶ Neben den rein artilleristischen Fragen sollten auch die in den Jahren 1903/04 beginnen-

25 Ortner 2007, 275.

26 Österreichisches Staatsarchiv/Kriegsarchiv/Bestand Militärkanzlei Seiner Majestät (ÖSTA/KA/MKSM) 4-4/2 ex 1903.

den Diskussionen hinsichtlich der allgemeinen Reformierung des Wehrgesetzes und der damit beabsichtigten Reduzierung der Präsenzdienstpflicht auf zwei Jahre eine gewichtige Rolle spielen. Die im Februar 1903 durch das RKM vorgeschlagene und vom Kaiser bereits genehmigte Reorganisation wurde daher nicht wie beabsichtigt realisiert, sondern bis zur Lösung dieses Problemfeldes hintangestellt, zumal die Zustimmung der ungarischen Reichshälfte vorerst nicht zu bekommen war. In dieser Hinsicht ist auch eine an den Kaiser gerichtete Note des ungarischen Ministerpräsidenten, Graf Tisza, vom 21. Februar 1904 zu sehen,²⁷ der im Hinblick auf die mit der absehbaren technischen Lösung der Feldgeschützfrage verbundenen Umbewaffnung der Feldartillerie die Errichtung eigener Honvéd-Artillerie-Formationen anregte. Letztlich entwickelte sich die Frage des Artillerieausbaus am Beginn des 20. Jahrhunderts damit weniger zu einem klassischen militärisch-budgetären Problem, sondern zu einem dualistischen. Die ungarische Reichshälfte, die politische Verselbständigung mehr und mehr auch in militärische Fragen hineintragend, war aufgrund des Vetorechts in den parlamentarischen Verhandlungen in der Lage, sämtliche Rüstungsmaßnahmen zu blockieren. Die Frage eigener Landwehr-Artillerien musste für jene, die militärische Einheit der k.u.k. Armee unter allen Umständen zu bewahren suchenden militärischen Kreise vor allem im Hinblick auf die damit vom Heer gänzlich unabhängig werdende Honvéd abgelehnt werden. Der österreichischen Reichshälfte wiederum schien aufgrund der damit aus paritätischen Gründen notwendigen Aufstellung auch einer eigenen k.k. Landwehrartillerie der Ausblick auf erhöhte, durch das k.k. Finanzministerium zu tragenden Kosten wenig verlockend. Dabei standen aber weniger die Kosten für die Beschaffung des neuen Materials im Mittelpunkt, als jene für erhöhte Rekruten- und Pferdekontingente. Nachdem der für den Ausbau der Artillerie notwendige erhöhte Personalbedarf aufgrund der Weigerung Ungarns nicht durch zusätzliche Rekruten aufgebracht werden konnte, musste zu sogenannten ›Selbsthilfe-‹ und ›Notbehelfsprogrammen‹ geschritten werden. Man disponierte der Artillerie Mannschaften anderer Waffengattungen zu und führte Unterabteilungen personalmäßig ›unter Stand‹. Dennoch blieben diese Maßnahmen lediglich Improvisationen. Das ›Selbsthilfeprogramm‹ aus den Jahren 1906 und 1907 sollte erhebliche Verstärkungen auf dem Gebiet der Gebirgsartillerie und schweren Feldartillerie bringen, wobei die notwendigen Rekruten, wie bereits erwähnt, den anderen Waffengattungen zu entnehmen waren. Eine der gesetzten Maßnahmen führte zur Umbewaffnung der noch mit Feldkanonen ausgerüsteten Korpsartillerieregimenter, die ab April 1906 nur mehr mit Feldhaubitzen zu dotieren waren und die Bezeichnung ›Feldhaubitzen-Regimenter‹ annahmen. Die k.k. Regierung stimmte schließlich der Schaffung einer eigenen k.k. Landwehr-Artillerie zu und erhielt für die Dotierung der eigenen Truppeneinheiten Feldkanonen-Divisionen in Stärke von Halbregimentern. Voraussetzung für die

27 ÖSTA/KA/MKSM 12-3/4 ex 1904.

Zustimmung der österreichischen Reichshälfte war jedoch gewesen, dass das benötigte Material durch die Industrie der eigenen Reichshälfte erzeugt werden sollte.

Der ›Notbehelf‹ von 1907/08 kann dann als Weiterführung des ›Selbsthilfeprogramms‹ bezeichnet werden. Die bereits bestehenden k.k. Landwehr-Kanonendivisionen wurden in Landwehr-Haubitzdivisionen umgewandelt, die reitenden Artilleriesdivisionen der Kavallerie selbständig und drei, in weiterer Folge sechs Gebirgsartilleriesregimenter sowie fünf Belagerungshaubitzdivisionen (15 cm Kaliber) neu aufgestellt. Die notwendigen Rekruten entnahm man trotz entsprechender Bedenken des Generalstabschefs wiederum der Infanterie- und Jägertruppe.

Für die Feldartillerie bedeutete der ›Notbehelf‹ von 1907/08 jedoch eine entscheidende reorganisatorische Veränderung. Nachdem im Rahmen der Rüstungsplanungen eine grundsätzliche Vermehrung an Feldkanonenregimentern, vor allem für die Truppendivisionen der beiden Landwehren, beabsichtigt wurde, meinte man, die Geschützzahl der Batterien der Kanonenregimenter von acht auf sechs reduzieren zu können. Da die geplanten Neuaufstellungen an Kanonenregimentern aber letztlich nicht in der beabsichtigten Form erfolgten, verlor die Feldartillerie damit rund 25 Prozent ihres Bestandes an Feldkanonen. Die eigentlich als Verstärkung gedachte Neuorganisation der Jahre 1907/08 entsprach letztlich also einer bedeutenden Reduktion der Kampfkraft bei der Feldartillerie. Darüber konnte auch nicht die Ausgabe des neuen und leistungsfähigeren Kanonenmaterials (M.5) hinwegtäuschen.²⁸

Der zweite ›Notbehelf‹ aus dem Jahre 1910 erkannte zwar den bedeutenden Nachteil der letzten Reform, nämlich die Schwächung der Kanonenregimenter, orientierte sich jedoch weiterhin an den als besonders bedeutend eingeschätzten Bereichen der Gebirgs-, Festungs- und schweren Artillerie des Feldheeres. Die Zahl der Gebirgsartilleriesregimenter sollte auf insgesamt vierzehn gebracht werden, für die in Fertigstellung begriffenen Festungen im italienischen Grenzgebiet wurden zwei neue selbständige Festungsbataillone vorgesehen. Von diesen Vorhaben wurden die Aufstellung eines neuen Gebirgsartilleriesregiments sowie der beiden Festungsbataillone realisiert. Auch die Zahl der schweren Haubitzendivisionen wurde auf vierzehn erhöht. Weitere Ausbaumaßnahmen sollten auf Wunsch des Kaisers einer neuerlichen politischen Beratung unterzogen werden. Der Obstruktionspolitik der ungarischen Reichshälfte war langfristig, wollte man die grundsätzlich beabsichtigte Wehrreform nicht scheitern lassen, nicht beizukommen; immerhin scheiterten die (Reichs-)Kriegsminister Pitreich, Schönauich und letztlich auch Auffenberg an der so genannten ›Wehrfrage‹. Dabei war hinsichtlich der politischen Situation in Ungarn kaum großer Spielraum möglich, da der ungarische Ministerpräsident Tisza mit einer konzilianteren Haltung in der Wehrfrage von der eigenen nationalen Opposition im ungarischen Parlament mit Sicherheit sofort gestürzt worden wäre.

28 Ortner 2007, 295.

Mit dem letztlich dann auch im ungarischen Parlament approbierten neuen Wehrgesetz von 1912 – man hatte den Ungarn letztlich eigene Artillerieregimenter zugestanden – war zumindest die weitere grundsätzliche Rekrutenaufbringung auf eine geregelte, wenn auch nicht erschöpfende, und kontinuierliche Basis gestellt. Dies gewährleistete bis Kriegsausbruch 1914 die Erhöhung der Anzahl der Gebirgsartillerieregimenter auf zehn und die Aufstellung eines weiteren Festungsartilleriebataillons. Auch die Artillerien der Landwehren sollten entscheidend vermehrt werden. Jene der österreichischen Reichshälfte war durch Aufstellung zusätzlicher Kanonenbatterien zu vermehren, die Ungarns grundsätzlich zu systemisieren. Die durch die Reduktion der Geschützzahl in den Batterien eingetretene Schwächung der Kanonenregimenter des Heeres suchte man durch Aufstellung von zusätzlichen fünf Batterien bei 34 k.u.k. Kanonenregimentern zu mildern, eine komplette Kompensation oder gar massive Aufrüstung gelang jedoch vor Kriegsbeginn nicht mehr. Der angedachte Abschluss aller eingeleiteten Reorganisationsmaßnahmen bei der Artillerie sowie das Erreichen der vorgesehenen Ausbaustufen wurden in manchen Teilbereichen erst für die Jahre 1917/18 projektiert.²⁹

Technische Entwicklung von 1867 bis 1914

Sowohl in organisatorischer als auch technischer Hinsicht teilte sich die k.u.k. Artillerie in die Bereiche Feldartillerie (inkl. Reitende Artillerie) und Gebirgsartillerie sowie defensive und offensive Festungsartillerie. Die Technische Artillerie war mit der Erzeugung, Verwahrung und Reparatur des Artilleriematerials betraut.

Feld- und Gebirgsartillerie

Im Krieg von 1866 war die österreichische Feld- und Gebirgsartillerie noch mit dem so genannten ›Bogenzuggeschütz‹ M.1863, einem Vorderlader auf Lafettenrücklaufbasis mit Bronzerohr ausgerüstet gewesen. Das Bogenzugsystem gewährleistete eine gleichmäßige Übertragung des die Flugbahn stabilisierenden Dralls auf das Projektil, welches zu diesem Zweck mit einem dem Zugsystem angepassten Weichmaterialmantel umgeben wurde. Als Treibmittel wurde herkömmliches Schießpulver verwendet, Lafetten und Protzen waren aus mit Metall verstärktem Holz gefertigt.³⁰ Zur Einführung gelangten drei Gattungen, ein dreipfündiges (Kaliber 7 cm) Gebirgsgeschütz, vier- und achtpfündige Feldkanonen. Trotz der in den Kriegen von 1864 mit Preußen gegen Dänemark und 1866 gegen Preußen festgestellten

29 Ortner 2007, 300-305.

30 Dolleccek 1887, 550f.

Feldbrauchbarkeit der Geschützserie M.1863 arbeitete das für Waffenentwicklung zuständige Technische und administrative Militärkomitee (TMK) ab Anfang der 1870er Jahre an einer Neukonstruktion. Vor allem die immer noch in Gebrauch stehende Bronze als Rohrmaterial schien infolge der neuen innenballistischen Eigenschaften moderner Munitionsarten nicht mehr zeitgemäß.³¹

Zum selben Zeitpunkt waren im Deutschen Reich ähnliche Überlegungen hinsichtlich der Modernisierung der Feldgeschütze angestellt worden. Nach der Feststellung der Konstruktionsgrundsätze wurde 1871/72 ein von der Firma Krupp angebotenes Stahlrohr als Ausgangspunkt für die Entwicklung eines eigenständigen Systems herangezogen. Nach zahlreichen Verbesserungen wurde das neue Geschütz als Feldkanone C/73 (*System Krupp/Artillerie-Prüfungskommission*) eingeführt.³² Die erzielten Leistungen, die im Dezember 1872 auch in Österreich-Ungarn bekannt wurden, veranlassten das TMK seinerseits Krupp-Geschütze in die laufenden Erprobungen miteinzubeziehen. Im Rahmen eines Truppenversuchs fand auch ein abschließendes Vergleichsschießen zwischen österreichisch-ungarischen Achtpfündern M.1863 und den neuen Kruppgeschützen auf der Steinfelder Heide sowie in Bruck an der Leitha statt. Die dabei erzielten Ergebnisse wurden vom TMK folgendermaßen bewertet:

»Es möge [...] konstatiert werden, dass der Totaleindruck, welchen die erwähnten Uebungen auf Fachmänner und Laien hervorbrachten, ein geradezu überwältigender war, und dass die Ergebnisse des comparativen Schiessens auf dem Steinfeld sowohl als im Brucker Terrain die allseitige Ueberzeugung zur Folge hatte, dass die Neubewaffung unserer Feld-Artillerie ein unausweichliches Bedürfnis sei.«³³

Mitten in die Endphase dieser Erprobung fiel nunmehr die Vorlage eines komplett neuen eigenen Konstruktionsentwurfes. Der Direktor der Artillerie-Zeusfabrik, Generalmajor Franz Ritter von Uchatius, legte ein nach einem neuen Produktionsverfahren hergestelltes Bronze-Hinterladerrohr vor und beantragte die Vornahme eines Ausdauerversuchs.³⁴ Uchatius hatte bereits im April 1874 in einem Aufsehen erregenden Vortrag ein neues, dem Gussstahl in seinen Eigenschaften sehr ähnliches Geschützmaterial vorgestellt, Stahlbronze. Unter Anwendung eines neuen Gussverfahrens, die Rohre wurden nicht mehr in Gussformen aus Lehm, sondern in eisernen Kokillen gegossen, sowie einer druckbasierten Aufweitung des Rohrinners, des sogenannten ›Flug‹, erreichte Uchatius für sein Bronzerohr stahlähnli-

31 Die sogenannte ›Innenballistik‹ befasst sich mit dem Druckverlauf bei der Explosion der Treibladung, der dabei entstehende Energie und deren Einwirkung auf die Geschossmasse und des Geschützrohres.

32 Müller 1893, 14ff.

33 Bericht über die Thätigkeit und die Leistungen des k.k. Technischen und Administrativen Militär-Comité im Jahre 1874, Wien 1875, 24.

34 Ebenda, 27.

che Eigenschaften. Ein erstes nach dem *System Uchatius* hergestelltes Rohr wurde einem Ausdauerversuch unterzogen. Trotz einiger Ausbrennungen im Bereich des Laderaumes entsprach das Trefferergebnis jenem der Krupp-Kanone. Das Reichskriegsministerium beantragte aufgrund dieser überraschend positiv ausgefallenen Versuche die Produktion und Einführung von Hinterladegeschützen aus Stahlbronze *System Uchatius*.³⁵ Dabei spielte der ökonomische Aspekt verständlicherweise wiederum eine enorme Rolle. Nach einer ersten Kalkulation betrug die Kosten für ein Stahlbronzerohr (nach Abrechnung des bleibenden Metallwertes, da das Bronzematerial der alten Kanonen natürlich wiederverwertet werden konnte) rund ein Drittel des Betrages für die Anschaffung eines Stahlrohres.³⁶ Zudem konnte bei der Produktion auf die Kapazitäten des eigenen Artilleriearsenals zurückgegriffen werden, dessen jährliche Produktionsleistung mit ca. 1.200 Rohren beziffert wurde. Im Juli 1876 erhielt das neue Feldgeschützmaterial M.75 die ›Allerhöchste Sanktion‹ und gelangte sukzessive zur Ausgabe. Für die Feldartillerie wurden zwei Kaliber normiert. Die 9 cm-Kanonen (Kaliber 8,7 cm) waren für die schweren, die 8 cm-Kanonen (Kaliber 7,5 cm) für die leichten und reitenden Batterien vorgesehen; die Gebirgsbatterien erhielten ein 7 cm-Geschütz (Kaliber 6,6 cm).

Mit der Einführung des Feldgeschützsystems M.75 wurde ein technisch hochstehendes und effizientes Geschützsystem eingeführt. In der allgemeinen Geschützentwicklung trat nun ein gewisser Stillstand ein. Im internationalen Vergleich ergaben sich auch kaum maßgebliche technische bzw. taktische Fortschritte, welche die Annahme eines neuen Geschützusters gerechtfertigt hätten.

Entscheidend wirkten sich jedoch die im Zeitabschnitt von etwa 1885 bis 1895 erzielten Verbesserungen hinsichtlich der Infanteriebewaffnung aus. Fast alle europäischen Staaten hatten in dieser Zeitperiode das rauchlose Pulver und das verkleinerte Kaliber (6,5 mm bis 8 mm) angenommen, wodurch eine erhebliche Leistungssteigerung der ballistischen Eigenschaften erreicht worden war. Mit dem gleichzeitigen Übergang vom Einzel- zum Mehrlade- bzw. Repetiergewehr veränderte sich die Feuerwirkung noch weiter zu Ungunsten der Artillerie. Die Infanterie war demnach in der Lage, Ziele bis zu einer Maximalentfernung von 1.000 Meter nicht nur zu erreichen, sondern aufgrund der Erhöhung der Feuerkadenz auch wirksam zu bekämpfen. Schussdistanzen von über 800 Meter zählten jedoch zum Einsatzspektrum der Artillerie, die nun in ihrer alleinigen Fern- und Massenwirkung mehr als gefährdet schien. Als Parameter für die Wirksamkeit des Artilleriefeuers dienten den Konstrukteuren vor allem die in einer bestimmten Zeiteinheit ›an den Feind gebrachten‹ Eisenmengen. Daraus resultierte der Denkansatz, großkalibrige Feldgeschütze durch schneller feuernde Kanonen kleineren Kalibers zu ersetzen.³⁷

35 Bericht über die Thätigkeit und die Leistungen des k.k. Technischen und Administrativen Militär-Comité im Jahre 1875, Wien 1876, 22.

36 Uchatius 1874, 19.

37 Ortner 2007, 164.

Der Begriff der Schnellfeuer- oder Schnellladekanone war zu diesem Zeitpunkt bereits bekannt, hatte seinen Ursprung aber eigentlich im maritimen Bereich. Zur Abwehr schneller Torpedobootangriffe waren auf Kriegsschiffen kleinkalibrige Geschütze montiert worden, die ›Einheitspatronen‹ (Zünder, Projektil, Ladung in einer Messinghülse und Zündkapsel fix verbunden) verschossen. Vertikale bzw. horizontale Keilverschlüsse mit automatischen Spann- und Auswurfvorrichtungen garantierten eine Verkürzung des Lade- und Entladevorganges und damit eine Erhöhung der Feuerkadenz. Die Übertragung dieses Prinzips auf die Feldartillerie schien ohne großen Aufwand möglich zu sein, indem man derartige Schnellfeuergeschütze (Kaliber 57 bis 37 mm) einfach in Feldlafetten einlegte.

Verfolgt man die in den europäischen Staaten während der Jahre 1891 bis 1895/96 anhand von unzähligen Artikeln und Denkschriften sehr intensiv geführte Diskussion über das mögliche Aussehen des zukünftigen Feldgeschützes, so entsteht der Eindruck, dass neben den in jeder wissenschaftlichen Diskussion üblichen unterschiedlichen Denkansätzen, auch das ›nationale‹ Element eine zunehmend wichtigere Rolle bekam. Gleichfalls begannen auch die großen Rüstungsfirmen, erste Projekte schnellfeuernder Feldkanonen zu entwerfen, wohl in der Hoffnung, als erste ›den großen Wurf‹ zu landen und natürlich kommerziell zu nützen. Deutschen und französischen Artillerietheoretikern gelang es dann auch, die ›Feldgeschützfrage‹ innerhalb ihrer eigenen Armeen, die sich in den Jahren vor der Jahrhundertwende ohnehin in einem kontinuierlich steigenden Rüstungswettlauf befanden, zu einem entscheidenden Faktor zu machen.

Es fehlten jedoch allgemein anerkannte taktische Vorgaben, anhand derer die technischen Leistungsmerkmale des neuen Feldgeschützes bestimmt werden sollten. Letztlich wusste niemand, wann der technisch letztmögliche Stand erreicht und der Zeitpunkt einer Systemeinführung gekommen sei. Das Deutsche Kaiserreich erklärte als erste Großmacht die ›Feldgeschützfrage‹ für geklärt und führte 1896 eine 77 mm-Lafettenrücklaufkanone (mit Sporn und Seilbremse)³⁸ ein, ein Jahr später präsentierte Frankreich sein modernes Rohrrücklaufgeschütz M.97,³⁹ ein Geschütz, dessen Realisierung man noch 1896 als vollkommen unmöglich betrachtet hatte. Bei diesem System war es nämlich gelungen, die Rücklaufenergie zwischen Rohr und Lafette auszugleichen und damit das Stillstehen des Geschützes beim Abschuss zu gewährleisten. Das zeitaufwendige und kräfteraubende Vorholen und Neu(aus)richten der Lafettenrücklaufgeschütze wurde damit obsolet wodurch sich die Schusskadenz erhöhte.

In Österreich-Ungarn war die Problematik der ›Feldgeschützfrage‹ vorerst nicht mit der in Frankreich oder Deutschland fassbaren Vehemenz geführt worden. Indem das Problem in zwei parallele Felder unterteilt wurde, nämlich Verbesserung

38 Linnenkohl 1996, 68.

39 Linnenkohl 1996, 60ff.

am bestehenden Material einerseits, Konstruktion eines komplett neuen Systems andererseits, schien eine rationelle Vorgangsweise möglich. Das unmittelbar eingeleitete ›upgrading‹ der alten Uchatius-Kanonen als Übergangslösung durch den kostengünstigen Einbau eines gefederten Sporns und einer Abfeuerungssicherung, welches innerhalb weniger Monate die gesamte Feldartillerie auf den technischen Stand der deutschen brachte, war sicherlich eine ökonomische und technische Meisterleistung.

Im Hinblick auf die Neukonstruktion zeigte sich die Tätigkeit des TMK jedoch wenig rationell. Die sehr intensiv betriebene Versuchs- und Konstruktionstätigkeit unter Miteinbeziehung auch industrieller Prototypen macht teilweise den Eindruck, dass hier Grundlagenforschung betrieben wurde. Wohl keine andere Armee hatte sich derartig intensiv mit den unterschiedlichsten Rücklauf- und Lafettenkonstruktionen beschäftigt. Zeitlich scheinbar unbegrenzt wurde gearbeitet, geprüft, adaptiert, verworfen und neu konstruiert. Die Situation wurde erst zu dem Zeitpunkt dramatisch, als Gerüchte über ein in Russland in Einführung befindliches neues Schnellfeuergeschütz ruchbar wurden. Nach einer Intervention beim Kaiser wurde entschieden, dieser unmittelbaren Bedrohung durch kurzfristige Einführung eines bereits vorhandenen Versuchsmusters (M.99) zu begegnen. Das gesamte System M.99 war jedoch noch auf Lafettenrücklaufbasis konzipiert und damit eigentlich als veraltet anzusehen.

Die moderneren Prototypen galten aber als noch weit von jeder Serienreife entfernt, wie etwa die nach seinem Konstrukteur als ›Ehrhardt-Geschütz‹ bekannt gewordene Feldkanone M.1900 der Rheinischen Metallwaren-Fabrik.⁴⁰ Das Geschütz, welches im Juni 1900 auf dem Steinfeld erprobt wurde, konnte erstmals, abgesehen vom zum damaligen Zeitpunkt kaum bekannten französischen M.97-Material, die Vorteile des langen Rohrrücklaufs (stabiles Verhalten der Lafette beim Schuss) und die Prämisse des Geschützgewichtes unter 1.000 Kilo in sich vereinen. Damit schien der Bann gebrochen, der sich bisher gegen die Intensivierung der Versuche mit Rohrrücklaufsystemen gerichtet hatte. Das Ehrhardt-Geschütz bestand aus einer Unter- und Oberlafette, wobei letztere auch die hydraulische Rücklaufeinrichtung enthielt. Obwohl das System grundsätzlich entsprach, wurden kontinuierliche Verbesserungen durchgeführt. Um von vornherein rechtliche Probleme mit der Rheinischen Metallwarenfabrik zu vermeiden, entschloss sich das RKM, die Patentrechte am System komplett zu erwerben. Damit konnten auch die weiteren Konstruktionsarbeiten der Feldgeschützkommission sowie die kontinuierlichen Verbesserungen am System sichergestellt werden. Auch die Skoda-Werke

⁴⁰ Vgl. dazu die beiden Dienstvorschriften: Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf, 7,5 cm Schnellfeuer-Kanone System Ehrhardt C/1900 (Oesterreich). Zusammenstellung der Haupt-Abmessungen und Gewichte sowie wissenswerther Angaben, o.O., o.J. Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf, 75 mm Schnellfeuer-Feldgeschütz-Material System Ehrhardt C/1901 (Oesterreich), o.O., o.J.

arbeiteten zu diesem Zeitpunkt an Rohrrücklaufgeschützen. Nach vorheriger Erprobung wurde etwa jenes als M.1901 bezeichnete Modell aufgrund positiver Ergebnisse während der Schießversuche auf dem Steinfeld Ende Mai 1902 einer der bestehenden Probepanzen übergeben, um gemeinsam mit dem eigentlich schon normierten Federsporngeschütz M.99 und dem Ehrhardt-System vergleichend versucht zu werden. Die während der Erprobungen gemachten Erfahrungen wurden seitens der Firma Skoda sofort verwertet und fanden in die verbesserten Konstruktionen M.1902a und M.1902b Eingang.⁴¹

Letztlich wurde auf Basis des Erhardt'schen Systems und den Skoda-Entwürfen eine eigenständige Konstruktion entwickelt, die schließlich als 8 cm-Feldkanone M.5 bezeichnet wurde und anstatt des Federsporngeschützes M.99 zur Einführung gelangte. Die Feldkanone war als Rohrrücklaufgeschütz mit Schutzschild konstruiert und verschoss rund 6,68 Kilo schwere Geschosse mit einer Anfangsgeschwindigkeit von rund 500 m/s. Die größte Schussweite betrug für Schrapnells 6.100 Meter und für Granaten mit Aufschlagzünder 7.000 Meter. Das Rohr wurde aus Schmiedebronze hergestellt und war mit 30 rechteckigen Parallelzügen versehen. Die Rücklauf- und Vorholeinrichtung waren auf hydraulischer Basis konzipiert, wobei der Vorlauf mittels mechanischer Federn bewirkt wurde. Wenngleich mit der Kanone M.5 die technische Rückständigkeit zumindest bei der Feldartillerie teilweise ausgeglichen werden konnte, gelangten die Gebirgskanone und Feldhaubitze des veralteten Systems (M.99) jedoch zur Einführung. Ihre technische Unzulänglichkeit war bereits kurz nach der Ausgabe an die Truppen in Artilleriekreisen allgemein bekannt. Deshalb sollten diese Typen dringend durch modernere Konstruktionen ersetzt werden. Die technischen Arbeiten konnten dann bei mancher Geschützkatégorie, so etwa den Feldhaubitzen, vor Kriegsbeginn sogar noch weitgehend abgeschlossen werden, doch verhinderte die ungeklärte organisatorische Frage einer eigenen Honvéd-Artillerie und die Problematik eines neuen Wehrgesetzes (1912) letztlich die rasche Einführung, sodass die entsprechenden Probepanzen erst nach Ausbruch des Weltkrieges fertiggestellt werden konnten.

Festungsartillerie

Die österreichisch-ungarische Festungsartillerie umfasste nicht nur Geschütze und Ausrüstungsgegenstände, die zur Verteidigung von ›Festen Plätzen‹ vorgesehen waren, sondern auch jenes Material, welches zur Aufstellung der Belagerungsartillerieparks bestimmt wurde. Demnach konnten je nach Verwendung zwei Kategorien an Geschützsystemen unterschieden werden, nämlich Belagerungs- und Verteidigungsgeschütze. Letztere waren unmittelbar für die Verteidigung der öster-

41 Kühn 1903, 4.

reichisch-ungarischen Festungen bestimmt und bildeten die ›Sicherheitsarmierung‹ (meist eingebaute oder hinter Panzerschutz befindliche Geschütze) und die mobile Geschützreserve. Je nach taktischer Verwendung innerhalb der Festung wurden Nah- und Fernkampfgeschütze unterschieden.⁴² Die Belagerungsartillerieparks waren für den Angriff auf permanent befestigte Plätze bestimmt und umfassten vor allem Batterien der schweren Artillerie, die sich durch besondere Reichweite und große Geschosswirkung auszeichneten.⁴³ Grundsätzlich ist anzumerken, dass die Geschützsysteme beider Kategorien im Zeitraum von 1867 bis 1894 im Vergleich zu der weitaus intensiver betriebenen Innovationstätigkeit in feldartilleristischen Belangen keine besondere Priorität genossen. Dies wirkte sich vor allem hinsichtlich der Sicherheitsarmierungen der Festungen besonders negativ aus, die größtenteils mit veralteten und von der Feldartillerie bereits ausgeschiedenen Geschützen bestückt wurden.

Nicht zuletzt die günstigen Erfahrungen, die mit der bei den Feld- und Gebirgsgeschützen zur Anwendung gekommenen Stahlbronze und Munition mit Kupferdrahtführung gemacht wurden, schienen die Neuentwicklung weitreichender Belagerungskanonen zu rechtfertigen, sodass unmittelbar nach der Vollendung des Feldgeschützmaterials M.1875 die Erprobung neuer Belagerungskanonen begonnen werden konnte. Das neue System sollte drei Kaliber umfassen und zwar eine 12 cm-Kanone als Hauptdemontiergeschütz mit rasanter Flugbahn und großer Reichweite, eine 15 cm-Kanone als schweres Belagerungsgeschütz, befähigt auch Eisenpanzerungen bis zu 15 Zentimeter zu durchschlagen und letztlich ein 18 cm-Geschütz für den indirekten Feuerkampf.⁴⁴ Als Rohrmaterial sollte die bewährte Stahlbronze weiter verwendet werden, doch ergaben sich hinsichtlich der zu erwartenden Gasdrücke vorerst ernst zu nehmende Probleme. Die Lösung bestand letztendlich in der Einführung eines speziellen, langsam verbrennenden Pulvers (13 mm-Würfelpulver), welches die wichtigsten Eigenschaften, Gleichförmigkeit der Wirkung und ausreichende Gasspannung, in sich vereinigte. Das Geschützsystem wurde letztlich als M.1880 eingeführt. Der großen Bedeutung des indirekten Feuers bei Belagerungen konnte durch die Einführung der modernen 18 cm-Kanone nicht allein Rechnung getragen werden, sodass auch das Mörsermaterial zu modernisieren war. Für die unterschiedlichen Anforderungen im Rahmen einer Belagerung sollten drei verschiedene Kaliber eingeführt werden, die, um auf bereits bestehende Munitionssorten zurückgreifen zu können, mit 9,15 und 21 Zentimeter festgelegt wurden. Stahlbronze und Flachkeilverschluss stellten wiederum die bestimmenden Parameter dar. Auch sie erhielten die Bezeichnung M.1880, obwohl die letzten technischen Konstruktionsarbeiten noch bis Mitte der 1880er Jahre andauerten.

42 Korzen 1908, 1f.

43 Korzen/Kühn 1906, 1f.

44 Korzen/Kühn 1906, 117.

Parallel zur Entwicklung der Geschütze für die Festungsartillerie wurde auch an der Neukonstruktion von Küstengeschützen gearbeitet, die aufgrund ihres Aufgabenbereichs, Abwehr feindlicher Kriegsschiffe und Verhinderung von Anlandungsversuchen, spezielle Eigenschaften erforderten. Um den Kampf gegen gepanzerte Kriegsschiffe aufnehmen zu können, wurde über die Einführung einer Küstenkanone mit 28 cm-Kaliber nachgedacht, bei der wiederum die Stahlbronze und der bewährte Flachkeilverschluss zur Anwendung kommen sollten. Feldmarschallleutnant Uchatius konnte bereits im Mai 1881 ein erstes Proberohr für entsprechende Versuche zur Verfügung stellen, in deren Verlauf jedoch massive Funktionsstörungen auftraten. Innerhalb des Rohres war es beim Schießen zu Beschädigungen gekommen, die dazu führten, dass Bedenken hinsichtlich der Haltbarkeit der Stahlbronze bei großen Kalibern entstanden. Auch schien die Verschlusskonstruktion nicht zu entsprechen. Das *System Uchatius* wurde für großkalibrige Geschütze letztlich als nicht anwendbar erachtet – vermutlich einer der Gründe, die den verdienten Konstrukteur Uchatius zum Selbstmord veranlassten. Nicht zuletzt aufgrund der besonderen Dringlichkeit der Küstengeschützfrage wurden seitens des Kriegsministeriums dann 24 cm-L/22 und 28 cm-L/35 Küstenkanonen *System Krupp* angekauft.⁴⁵ Als zusätzliche großkalibrige Geschütze wurden auf Basis der bestehenden 21 cm-Mörser speziell lafettierte Küstenmörser entwickelt und eingeführt.⁴⁶

Mit der Verbesserung der technischen Ausgestaltung der Festungen in Europa, vor allem der Verwendung von modernen Panzerkuppeln, Anfang der 1890er Jahre wurde eine weitere Modernisierung des eben eingeführten Belagerungsartilleriematerials notwendig. Ausgehend von einer von Krupp in den Jahren 1888 bis 1890 entworfenen Konstruktion wurde im Jahre 1896 die Erprobung eines nach denselben Prinzipien konzipierten Mörsers im Kaliber von 24 Zentimeter mit einer Mittelpivot-Schleife als Lafette eingeleitet.⁴⁷ Aufgrund der technischen Fortschritte auf dem Gebiet der Lafetten hielt man es für sinnvoll, eine Mörser-Konstruktion zu schaffen, bei »[...]welcher von einer hydraulischen Rücklaufhemmung Anwendung gemacht und diese, den modernen Erfahrungen hinsichtlich ihrer zweckmäßigsten Anwendung Rechnung tragend, thunlichst zwischen Rohr und Schleife placiert wird«.⁴⁸

Mit der Vorlage eines entsprechenden Modells wurde die Firma Skoda beauftragt. Der Mörser wurde auf Basis einer Wiegenkonstruktion entworfen, wobei das schildzapfenlose Rohr in eine Wiege (mit Schildzapfen) eingelegt wurde. Der Rücklauf wurde durch eine hydraulische Vorrichtung gebremst, die Vorholung mittels zweier Federn bewirkt.⁴⁹ Nach erfolgreichem Abschluss wurde er im November

45 ›L‹ steht hier für die Länge des Rohres in Berücksichtigung des Kalibers, also ›Kaliberlänge‹.

46 Langer 1912, 196ff. u. 199ff.

47 Ortner 2007, 252-254.

48 ÖSTA/KA/TMK SI Res 896 ex 1896.

49 Ebenda.

1900 als ›24 cm M.98 Mörser‹ eingeführt und war das erste Rohrrücklauf Geschütz der k.u.k. Artillerie.⁵⁰

Aber bereits nach wenigen Jahren galt auch er als nicht mehr zeitgemäß. Man ordnete die Entwicklung eines neuen, noch schwereren Mörsers an, wobei als wichtigste Prämissen eine gegenüber dem 24 cm-Mörser gesteigerte Wirkung und Reichweite, aber auch eine bestmögliche Beweglichkeit vorausgesetzt wurden.⁵¹ Im Jahre 1906 erhielten die österreichisch-ungarischen Skoda-Werke den Auftrag, in Zusammenarbeit mit dem TMK einen derartigen Entwurf zu erarbeiten, die Kaliberfrage wurde mit 30,5 cm festgesetzt. Die Frage der schweren Angriffsartillerie schien ab dem Jahre 1908 für den Generalstabschef mehr und mehr zur zentralen Frage der Artilleriebewaffnung zu werden. Insbesondere der intensivierete Festungsbau Italiens an der Grenze zu Österreich-Ungarn implizierte die Gefahr, dass infolge unterlegener Angriffsartillerie ein Überschreiten der Staatsgrenzen für die operierenden Armeen nicht mehr zu gewährleisten wäre.⁵² Im Jahre 1909 konnte durch die Firma Skoda bereits ein erstes Versuchsmodell eines 30,5 cm-Mörsers vorgestellt werden, das unmittelbar durch das TMK umfangreichen Erprobungen unterzogen wurde. Zahlreiche Probleme ergaben sich unter anderem hinsichtlich der Rohrrücklaufbremse, der Richtmaschine und der Transporteinrichtung. Verbesserungen waren notwendig und wurden sowohl durch das TMK als auch die Skoda-Werke selbst veranlasst bzw. bewerkstelligt. Technisch gesehen war im Frühjahr 1911 bereits ein verbessertes Modell des Belagerungsmörsers verfügbar, das auf dem Schießplatz von Felixdorf ausgedehnten Schusserprobungen unterzogen wurde, um hinsichtlich der Munitionskonstruktion entsprechende Daten ermitteln zu können. Gleichzeitig erfolgten auch bereits erste Fahrversuche. Die dabei festgestellten Probleme konnten rasch behoben werden. Im September 1912 erfolgte die Lieferung der ersten acht Exemplare des in weiterer Folge als ›30,5 cm M.11 Bombenmörser‹ bezeichneten Geschützes.

Die k.u.k. Artillerie im Weltkrieg

Betrachtet man das Artilleriematerial der österreichisch-ungarischen Streitkräfte bei Kriegsbeginn 1914 und vergleicht Qualität und Quantität mit jenem des Jahres 1918, so kann festgestellt werden, dass innerhalb von vier Jahren nicht nur sämtliche veralteten Geschütze durch modernere Typen ersetzt, sondern gleichzeitig auch die im Feld stehende Batterieanzahl markant vermehrt werden konnte.

50 ÖSTA/KA/MKSM 4-2/5 ex 1900.

51 Gabriel 1972, 1069.

52 ÖSTA/KA/MKSM 69-1/19-3 ex 1908.

Diese Feststellung wird zwar auf fast alle Armeen des Weltkrieges zutreffen, doch fällt der Unterschied gerade für Österreich-Ungarn besonders imposant aus. Die Ursache für die quantitative Unterlegenheit zu Kriegsbeginn liegt mit Sicherheit in der im vorigen Abschnitt erläuterten und bei Kriegsbeginn 1914 noch nicht abgeschlossenen Reorganisationsphase gemäß der Notbehelfsprogramme und des Wehrgesetzes von 1912. Für die Rückständigkeit in technischer Hinsicht sind die bei den Konstruktionsarbeiten neuer Geschütztypen, vor allem in Bezug auf Feldhaubitzen und Gebirgsartillerie, überaus langen Erprobungsphasen anzuführen.

Mit der Mobilisierung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte im Juli/August 1914 wurden sämtliche Artillerieformationen auf den Kriegsstand gesetzt, d. h. sämtliche in der Reserve befindlichen Mannschaften und Offiziere »eintrückend gemacht«, wie es im Militärfachjargon der Zeit hieß.

Die Festungsartillerie, der letztlich aufgrund des Mangels an schwerer Feldartillerie – die für jedes Korps geschaffenen schweren 15 cm-Haubitz-Divisionen konnten kaum als ausreichend bezeichnet werden – ein weitaus größerer Aufgabenbereich auch im Feldkrieg zgedacht werden musste, war letztmalig im Frühjahr 1914 hinsichtlich der Dislokationen reorganisiert worden.

42 Feldkanonen-Regimenter (insgesamt 202 Batterien)	Zu jeweils 5 Batterien; jene (Nr. 2, 4, 7, 23, 26, 28, 32, 40) für die k.k. Landwehr bestimmten zu jeweils 4 Batterien
14 Feldhaubitzen-Regimenter (insgesamt 56 Batterien)	Zu jeweils 4 Batterien
9 Reitende Artilleriedivisionen (insgesamt 27 Batterien)	Zu jeweils 3 Batterien
14 schwere Haubitzen-Divisionen (insgesamt 28 Batterien)	Zu jeweils 2 Batterien

Tab. 3 *Stand der Feldartillerie des Heeres zu Kriegsbeginn*⁵³

53 Sobicka 1920, v.

Ort	12 cm Kanonen M. 80	15 cm Kanonen M. 80	18 cm Kanonen M. 80	15 cm Haubitzen M. 99/4	15 cm Mörser M. 80	24 cm Mörser M. 80	30,5 cm Mörser M. 11
	Batterie Nr.						
Wien	1, 11, 12, 13	2	1, 2, 3, 4, 5, 6	2, 13, 15, 20, 28	1, 2, 3, 4, 5	1, 2, 3	1, 2
Pola	-	3, 4	-	-	-	-	-
Wippach	-	-	-	-	-	-	7
Haidenschaft	-	-	-	23, 30	-	-	8
Görz	17, 18	-	-	-	-	5, 12	-
Krakau	7, 19, 20, 21	5, 6, 7	-	5, 6, 25, 26, 27, 29	-	9	3, 4
Przemýsl	9, 22, 23, 24	8, 9, 10	-	9, 10, 32, 33	-	8, 11	5, 6
Lemberg	2, 4, 5, 16	-	-	-	-	-	-
Peterwardein	3, 14, 15	1	7, 8, 9	1, 14	-	-	-
Trient	-	-	-	3, 4, 7, 8, 11, 12, 31	-	10	9, 10, 11, 12
Rovereto	6	-	-	-	-	-	-
Plätzwiese	10	-	-	16	-	-	-
Sexten	8	-	-	17	-	-	-
Komárom	-	-	-	18, 19, 24	-	6	-
Budapest	-	-	-	21, 22	-	4, 7	-
Geschütze	96	42	36	130	20	48	24

Tab. 4 Standorte der schweren Angriffsartillerie zu Kriegsbeginn⁵⁴

Die Aufteilung der Artillerieformationen erfolgte bei Mobilisierung 1914 gemäß *Ordre de bataille* korpsweise. Es mussten 14 Korps zu durchschnittlich jeweils zwei k.u.k. sowie einer k.k. oder k.u. Landwehr-Truppendivision dotiert werden. Die Truppen des XV. und XVI. Korps im Südosten wurden aufgrund der Terraingegebenheiten fast ausschließlich mit Gebirgsartillerie versehen. Jede Truppendivision des Heeres erhielt ein Feldartilleriebrigadekommando mit einem Kanonenregiment zu fünf Batterien und einer Haubitzendivision (in Stärke eines Halbbregiments) zu zwei Batterien. Damit standen den Heeres-Divisionären 30 Feldkanonen und 12 Feldhaubitzen zur Verfügung. Von den 42 k.u.k. Feldkanonen-Regimentern waren damit 28 bereits aufgebraucht, die 14 Feldhaubitzen-Regimenter vollkommen aufge-

54 ÖSTA/KA KM 7 A 9-9 ex 1914.

teilt. Die Korps Nr. I bis XIV erhielten zusätzlich noch jeweils eine schwere Haubitzen-division zu zwei Batterien, also jeweils insgesamt acht 15 cm-Feldhaubitzen.⁵⁵

Die noch verfügbaren 14 Heeresregimenter dienten zur Dotierung der Landwehrtruppeneinheiten mit Artillerie. Acht Regimenter wurden für die k.k. Landwehr vorgesehen, sechs durch die k.u. Landwehr übernommen. Bei der ungarischen Landwehr ergab sich dadurch bereits ein erstes Problem, da tatsächlich acht Truppeneinheiten vorhanden waren, also zwei Feldartillerieregimenter fehlten. Dies hatte zur Folge, dass vier k.u. Truppeneinheiten nur jeweils eine Kanoneneinheit (Halbregiment) an Heeresartillerie erhalten konnten.

Die k.k. Landwehrtruppeneinheiten zählten bei Kriegsbeginn zu den einheitlich am reichlichsten mit Artillerie dotierten höheren Kommanden und verfügten über jeweils ein Heereskanonenregiment zu vier Batterien (24 Kanonen), eine k.k. Kanoneneinheit zu zwei Batterien (12 Kanonen) und eine k.k. Feldhaubitzen-division gleichfalls zu zwei Batterien (12 Haubitzen), also insgesamt 48 Geschütze, geführt durch ein k.k. Landwehrfeldartilleriebrigadekommando. Die Zahl der Geschütze bei den Truppeneinheiten schwankte daher zwischen 36 und 48 Feldkanonen.

Die ›Reitende Artillerie‹ war für die neun Heeres-Kavallerie-Truppeneinheiten vorgesehen, die jeweils eine Reitende Artillerieeinheit zu drei Batterien (à vier Geschützen) erhalten sollten. Nachdem auch Kavallerietruppen der k.u. Landwehr bei der Artillerieaufteilung berücksichtigt werden mussten und für diesen Zweck erst eine k.u. Reitende Einheit vorhanden war, reduzierte man die Reitende Artillerieeinheit Nr. 8 auf lediglich zwei Batterien und gab eine an die k.u. Landwehr ab.

Die Gebirgsartillerie war für das XV. und XVI. Korps sowie zur Verstärkung der Tiroler und Kärntner Grenze vorgesehen. Die noch nicht abgeschlossene Reorganisation umfasste bei Kriegsbeginn 1914 zehn Friedens-Gebirgsartillerie-Regimenter mit 50 Kanonen- und 20 Haubitzenbatterien. Dazu kam noch die selbständige Dalmatinische Gebirgskanoneneinheit mit zwei Batterien und die mit Gebirgshaubitzen ausgerüstete 2. Division (zwei Batterien) des Feldhaubitzen-Regiments Nr. 14. Drei Gebirgsartillerie-Regimenter standen bei Kriegsbeginn an der Südwestgrenze zu Italien, sieben in Bosnien-Herzegowina-Dalmatien.⁵⁶ Mittelartillerie, d. h. 12 und 15 cm Kaliber stand der Gebirgsartillerie überhaupt nicht zur Verfügung, war in den Vorkriegsplanungen auch nicht vorgesehen worden.

Mit dem Aufmarsch im Juli/August 1914 gelangten von den vorhandenen Feldartillerieformationen (inklusive Reserveformationen) 40 Gebirgs-, 290 Feld- und 25 schwere Batterien auf den nordöstlichen (russischen) Kriegsschauplatz, 34 Gebirgs- und rund 80 Feldbatterien, verstärkt durch drei schwere Haubitzenbatterien, auf den Balkan. In absoluten Zahlen bedeutete dies für den Nordosten auf eine Frontlänge von rund 400 Kilometer ca. 2.000 Feld- und Gebirgsgeschütze, womit

55 Pflug 1923, 11.

56 Pflug 1923, 10.

auf einen Kilometer acht Geschütze entfielen. Am serbischen Kriegsschauplatz kamen auf 200 Kilometer rund 600 Geschütze zum Einsatz, was einer Quote von drei Geschützen auf jeden Kilometer entsprach.⁵⁷

Organisation während des Weltkriegs

Die Artillerieorganisation der ersten beiden Kriegsjahre trug die charakteristischen Merkmale einer unkontrollierten und lediglich auf Quantitäten ausgerichteten Verstärkung der Artillerie. Unzählige Reservebatterien wurden aufgestellt und abseits einheitlicher Organisationsformen ins Feld gestellt. Die Folge war ein Wildwuchs an Artillerieformationen, die über kein ordentliches Ersatzwesen verfügten und meist als so genannte ›Positions-batterien‹ oder ›selbständige/unmittelbare Batterien‹ bestimmten Frontabschnitten zugewiesen wurden. Ende 1915 wurden erste Überlegungen für eine komplette Reorganisation angestellt. Zukünftig sollte jede Infanterie-Truppendivision über eine Feldartilleriebrigade, bestehend aus einem Feldkanonen- und einem Feldhaubitzenregiment verfügen. Darüber hinaus wurden auch noch Batterien der schweren Feldartillerie vorgesehen, die gleichfalls in einen Regimentsrahmen einzufügen waren. Jedes der drei Regimenter übernahm als Bezeichnung die Nummer der übergeordneten Truppendivision, um zukünftige Verwechslungen zu vermeiden. Die beiden Landwehren wurden in diese Systematik eingebunden.⁵⁸

Die Gebirgsartillerie wurde gesondert reorganisiert. Bis Kriegsbeginn waren zehn Regimenter formiert gewesen. Man projektierte bereits im Frühjahr 1915 den Gesamtbedarf an Gebirgsartillerie mit rund 36 Regimentern (mit gemischter Ausrüstung), wobei diese sowohl die Artillerie des XV. und XVI. Korps als auch zwei Kanonen- und eine Gebirgshaubitzenbatterie für jede Truppendivision umfassten. Der Bedarf der Landwehrdivisionen an Gebirgsartillerie war in der Gesamtzahl von 36 bereits berücksichtigt. Die Aufstellung dieser Regimenter verzögerte sich mangels entsprechenden Geschützmaterials beträchtlich. Bis ins Frühjahr 1917 waren zwar die meisten Regimenter (28 beim Heer, jeweils vier bei den beiden Landwehren) bereits weitgehend vorhanden, verfügten aber noch nicht über die vorgeschriebenen Sollstände.

Die Reorganisation der Festungsartillerie wurde bereits ab Mitte 1915 virulent, vor allem in Anbetracht der Verluste an Festungsartillerieverbänden bei der Kapitulation Przemyśls. Ein ›Ordnen‹ der Truppenkörper war dringend notwendig, zumal zahlreiche schwere Batterien auch einzeln zur Unterstützung der Feldartillerie im Einsatz standen. Mitte 1916 wurde die zukünftige Gliederung der Festungsartil-

57 Pflug 1923, 16.

58 Ortner 2007, 373-380.

lerie, die gleichzeitig in ›schwere Artillerie‹ umbenannt wurde, mit vierzehn Regimentern zu jeweils vier Bataillonen festgesetzt. Drei der Regimenter waren für den Küstenschutz, vier für den gebirgsbeweglichen und die übrigen sieben für den klassischen Festungskrieg vorgesehen.⁵⁹ Alle diese Maßnahmen wurden unter der Bezeichnung ›Artillerie-Reorganisation von 1916‹ subsumiert.

Der Bedarf für eine neuerliche Artillerie-Gesamtreorganisation ergab sich dann aus den während der zweiten Phase des Krieges gemachten Erfahrungen. Die Artilleriekörper wurden in der Regel nicht mehr geschlossen eingesetzt, sondern aufgeteilt und zu sogenannten ›Gruppen‹ zusammengeführt. Somit traten Batterien unterschiedlichster Gattungen gemeinsam ins Feuer. Um diesem ›gemischten‹ Charakter Rechnung zu tragen, sollten ab dem Frühjahr 1918 auch die Regimenter bereits unterschiedlich bewaffnet werden. Eine Vermehrung der Artillerie wurde grundsätzlich nicht vorgesehen, um die ohnehin schon angespannte personelle und materielle Ersatzlage nicht zusätzlich zu beanspruchen. Somit wurden aus dem Kanonen- und Feldhaubitzenregiment einer Feldartilleriebrigade zwei fast gleichartige Feldartillerieregimenter geschaffen, die man sowohl mit Haubitzen als auch Kanonen, also ›gemischt‹ bewaffnete. Um nicht neue Nummerierungen einführen zu müssen, blieben die Nummer des einen Regiments gleich, jene des zweiten wurde lediglich um den Zahlenwert 100 erhöht. Die bedeutendste Veränderung der Artilleriereorganisation von 1918 ergab sich aus der unmittelbaren Zuteilung von Gebirgsartillerieabteilungen (vormals Divisionen) an die Truppendivisionen. Dies bedeutete die Auflösung der Gebirgsartillerieregimenter mit Nummern über vierzehn. Von diesen Artillerieabteilungen wurde dann jeweils eine Kanonenbatterie als ›Infanteriebegleitbatterie‹ speziell ausgerüstet und konnte damit der Infanterie im Gefecht unmittelbar folgen. Die Umsetzung der Artilleriereorganisation von 1918 war jedoch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Nachdem noch nicht einmal die Organisation von 1916 vollständig realisiert worden war, wurde erneut umgegliedert. Dabei war der Zulauf von Geschützen für komplette Neuaufstellungen ohnehin schon überaus schwierig, da die laufende Produktion vor allem den Ersatz unbrauchbar gewordenen Materials zu leisten hatte. Damit hatte der kontinuierliche Zuwachs an artilleristischer Kampfkraft seinen Zenit bereits überschritten. Die moderne Reorganisation von Mitte 1918 konnte dem nicht mehr entgegenwirken, obwohl etwa die Schaffung von Feldartillerieregmentern mit gemischter Ausrüstung in taktischer Hinsicht geradezu als bahnbrechend bezeichnet werden muss.

59 Ortner 2007, 394.

Technische Modernisierung

Wie bereits erwähnt, befanden sich bei Kriegsausbruch mehrere Geschützsysteme bereits am Beginn der Erprobung bzw. in einem weitgehend fortgeschrittenen Konstruktionsprozess. Insbesondere die bereits kurz nach der Einführung veraltete 10 cm-Feldhaubitze M.99 sollte durch einen moderneren Typ ersetzt werden. Als Leistungsparameter waren festgesetzt worden, dass das neu zu schaffende Geschütz befähigt sein sollte, im Verein mit der schweren Artillerie des Feldheeres nicht nur feldmäßige, sondern auch permanente Befestigungen zu bekämpfen.⁶⁰ Das Geschossgewicht wurde mit 15 Kilogramm, die Reichweite mit 7.000 Metern und das Geschützgewicht mit maximal 1.200 Kilogramm festgelegt. Zur Ausführung gelangten Versuchsgeschütze der Firmen Skoda (10 cm M.14 S) und Ehrhardt-Böhler (10 cm M.14 H). Eine Kommission reihte die 10 cm-Feldhaubitze Provenienz Ehrhardt-Böhler an erste Stelle, danach jenes der Skoda-Werke gleichen Kalibers. Aufgrund des Kriegsausbruchs gelangte jedoch nicht der Ehrhardt-Böhler-Entwurf zur tatsächlichen Einführung, sondern die 10 cm-M.14 Skoda-Feldhaubitze. Dieser Vorgang dürfte auf die raschere Verfügbarkeit des Skoda-Typs zurückzuführen sein, der, da bereits in mehreren Exemplaren vorhanden, für eine Großerzeugung geeigneter schien.⁶¹ Die 10 cm-M.14 Feldhaubitze *System Skoda* entsprach zum Einführungszeitpunkt 1914 vollkommen den Erwartungen an ein bewegliches und dennoch sehr wirksames Steilfeuergeschütz der Feldartillerie.

Parallel zu den Versuchen mit den 10 cm-Haubitzen wurde auch am Ersatz der gleichfalls veralteten 15 cm-Batteriehaubitzen M.94 bzw. M.99 (auch M.94/4 und M.99/4) gearbeitet. Sowohl die Beweglichkeit als auch Wirkung und Reichweite sollten verbessert werden, um die Haubitze zur Zerstörung sämtlicher feldmäßiger und halbpermanenter Befestigungen zu befähigen. Erste Versuche waren bereits in den Jahren 1908 und 1909 erfolgt. Im Jahre 1912 wurde bei den Skoda-Werken, die sich übrigens als einzige Privatfirma an den Konstruktionsarbeiten beteiligten, ein erstes Versuchsmodell konstruiert und erprobt. Diese als M.12 bezeichnete schwere Haubitze verfügte über ein regulierbares Rohrrücklaufsystem mit Luftvorholer und verfeuerte rund 41 Kilogramm schwere Geschosse. Der Transport konnte sowohl zweigeteilt, also mittels Rohr- und Lafettenwagen, oder aufgeprotzt als ein Fuhrwerk erfolgen.⁶² Die Erprobungen konnten bis zum Kriegsausbruch soweit abgeschlossen werden, dass lediglich kleinere Adaptierungen notwendig erschienen, um dem Geschütz volle Kriegsbrauchbarkeit zu attestieren. Die Haubitze wurde noch 1914 als »15 cm M.14 schwere Feldhaubitze« eingeführt und bei Skoda bestellt.⁶³

60 ÖSTA/KA/TMK S I Nr. 620 res ex 1913.

61 Schäffler 1919, 25ff.

62 Dienstvorschrift für die 15 cm schw. Feldhaubitze M.12 (System Skoda), o.O., o.J., 1ff.

63 Rieder 1923, 21f.

Als Ersatz für die bereits in die Jahre gekommene 12 cm-M.80 Belagerungskanone sollte ein neues Flachbahngeschütz geschaffen werden, das sowohl hinsichtlich seiner Beweglichkeit als auch der Geschosswirkung eine markante Leistungssteigerung aufweisen sollte. Ein von den Skoda-Werken als ›10,4 cm M.10 Belagerungskanone‹ bezeichnetes Versuchsgeschütz⁶⁴ wurde nach einigen konstruktiven Veränderungen ersten Schießversuchen unterzogen und im November 1914 systemisiert. Das Geschütz erhielt die Bezeichnung 10,4 cm-M.15 Kanone und fand seine Einteilung nicht wie eigentlich beabsichtigt bei der Festungsartillerie, sondern der schweren Feldartillerie.

Bereits kurze Zeit nach Einführung der veralteten 7 cm-M.99 Gebirgskanone war intensiv an der Schaffung eines neuen Systems für die Gebirgsartillerie gearbeitet worden. In den Jahren 1904 bis 1908 gelangten mehrere Versuchsmodelle zur Erprobung, die letztlich in die Schaffung der 7 cm-Gebirgskanonen M.8 und M.9 mündeten. Zu diesem Zeitpunkt waren aber bereits zahlreiche modernere Geschütze von Privatfirmen wie Skoda, Krupp, Rheinische Metallwarenfabrik oder Schneider geschaffen worden, welche eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit bei weitgehend gleichbleibender Beweglichkeit durchaus für realisierbar erscheinen ließ.⁶⁵ Aus diesen Erprobungen gingen ausschließlich jene der Skoda-Werke als brauchbar hervor, die daher eingehenderen Versuchen unterzogen werden sollten. Bei allen Versuchen zeigte sich der Skoda-Entwurf M.12 als den übrigen Projekten weit überlegen, sodass bei einer kommissionellen Sitzung im Herbst 1913 die 7,5 cm-M.12 Gebirgskanone als neues Gebirgsgeschütz beantragt werden sollte. Kurzfristig wurde jedoch ein Umschwenken auf das 70 mm-Kaliber überlegt. Dies verzögerte letztlich die Einführung der ja bereits bestehenden 7,5 cm-Kanone um fast ein Jahr. Erst ab April 1915 konnte mit der Umbewaffnung der Gebirgsbatterien begonnen werden; nachdem am M.12-Modell noch weitere Verbesserungen vorgenommen wurden, das neue Geschütz also mit dem Versuchsgeschütz nicht vollkommen ident war, erhielt es bei seiner Einführung die Bezeichnung ›7,5 cm M.15 Gebirgskanone‹.⁶⁶

Bei der ›schweren Artillerie‹ oder ›Festungsartillerie‹ war bei Kriegsbeginn mit Ausnahme des erwähnten 30,5 cm-Mörser das Geschützmaterial bereits bei Kriegsbeginn hoffnungslos veraltet. Hinsichtlich der Neukonstruktionen orientierte man sich bei der Modernisierung der schweren Artillerie nicht mehr an den noch vor dem Krieg geltenden Grundbedingungen, sondern am Bedarf der Truppen. Diese wünschten im mittleren Kaliberbereich vor allem gesteigerte Reichweiten und erhöhte Wirkung, während die Frage des Geschützgewichts, für Transport und Mobilität des Systems von großer Bedeutung, als sekundär beurteilt wurde.

64 Skoda-Werke, Aktiengesellschaft in Pilsen. Waffenfabrik, 10 cm L/35 Belagerungskanone M.1910, Pilsen, o.J.

65 Rieder 1919, 2.

66 Rieder 1923, 11ff.

Das 15 cm-Kanonen- und Haubitzenmaterial M.15 verdankte seine Einführung dem Bedarf nach Schaffung weittragender Kanonen und Haubitzen. Die Kanone sollte vor allem als Ersatz der bereits vollkommen veralteten 12 und 15 cm-Kanonen M.80 gelten, die immer noch im Dienst standen.⁶⁷ Dabei gingen die Vorarbeiten zur 15 cm-Kanone bereits auf das Jahr 1910 zurück. Das erste Versuchsgeschütz auf Basis eines Geschützgewichts von rund zehn Tonnen, einer Reichweite von 16 Kilometer und einem Geschossgewicht von 56 Kilogramm gelangte im Januar 1913 bei den Skoda-Werken zur Bestellung, wobei die endgültige Fertigstellung vor Kriegsbeginn nicht mehr erreicht wurde. Die Versuchskanone wurde erst im Mai 1915 ausgeliefert. Das rund zwölf Tonnen schwere Geschütz wies ein Kaliber von 15,24 cm auf und erreichte mit seinem sechs Meter langen Rohr (L/39) eine Schussweite von 16 Kilometer. Der Transport des als ›15 cm M.15 Autokanone‹ bzw. ›M.15/16‹ eingeführten Geschützes erfolgte wegen des großen Gewichts in geteiltem Zustand mittels Autozug.⁶⁸ Die 15 cm-Haubitze M.15 war dagegen als verstärkte Ausführung der bestehenden 15 cm-M.14 Haubitze gedacht und sollte bei gleichem Geschossgewicht eine Reichweite von 11,5 Kilometern gegenüber den 8 Kilometern der M.14 Haubitze aufweisen.⁶⁹

Die 24 cm-Kanonen und 38 cm-Haubitzen M. 16, die sich lediglich hinsichtlich der Rohr- und Wiegenausführung voneinander unterschieden, entstanden aus Eigeninitiative der Skoda-Werke.⁷⁰ Das neu zu schaffende Belagerungsgeschütz sollte bei größtmöglichem Kaliber eine Reichweite von rund 15 Kilometer und dem 30,5 cm-Mörser ähnliche Transportmöglichkeiten aufweisen.⁷¹ In einer überaus kurzen Konstruktionsphase wurden Entwürfe ausgearbeitet und im Mai 1915 das Projekt einer 38 cm L/17 Belagerungshaubitze, im November desselben Jahres das einer 24 cm-Bombardementkanone L/40 der Heeresverwaltung, noch im Projektstadium, zum Kauf angeboten. Das erste Geschütz wurde durch Skoda im Januar 1916 ausgeliefert und sofort mit Schieß- und Fahrversuchen begonnen. Die Haubitze wurde in vier Teillasten zerlegt transportiert. Der zur Anwendung kommende Elektrozug war eine Weiterentwicklung des bereits beim 30,5 cm-Mörser im Einsatz stehenden C-Zugs und wurde von den Daimler Werken entworfen. Dieser benzin-elektrische Antrieb gewährleistete den Straßentransport mit einer Geschwindigkeit von 14 km/h.⁷² Die beiden ersten Exemplare an 38 cm-Haubitzen gelangten noch rechtzeitig vor der Südtirol-Offensive im Mai 1916 an die Front und bewährten sich in hohem Maße. Die 24 cm-Kanone M.16 zeigte sich weniger erfolgreich. Sie war als Flachbahngeschütz konzipiert und verschoss Geschosse auf eine Distanz von

67 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 8047.

68 ÖSTA/KA TMK S I Nr. 13686 ex 1915.

69 Rieder 1923, 24.

70 Vgl. dazu: Padiaur 1923, 52-59.

71 Wess 1960, 61.

72 Wess 1960, 62f.

26,3 Kilometer. Die dafür notwendige Geschossabgangsgeschwindigkeit und das zur Verwendung gelangende Pulver belasteten das Rohr dermaßen stark, dass die grundsätzliche Lebensdauer mit rund 200 Schüssen angenommen wurde. Danach musste bereits ein neues Seelenrohr⁷³ eingezogen werden.

Die Entwicklung einer 42 cm-Haubitze⁷⁴ reichte gleichfalls bis in die Vorkriegszeit zurück und war unmittelbar mit der Verstärkung der Küstenverteidigung an der Adria verbunden.⁷⁵ Die Schaffung einer leistungsstarken Küstenhaubitze wurde gemeinsam mit den Skoda-Werken vorgenommen. Im November 1909 war ein erstes 42 cm-L/15 Versuchsgeschütz bestellt und im Sommer 1913 der erste Probeschuss absolviert worden.⁷⁶ Nachdem ein direkter Angriff einer feindlichen Flotte auf den Kriegshafen Pola, dort war die erste 42 cm-Haubitze eingebaut worden, nicht zu erwarten war, wurden bereits nach wenigen Kriegsmonaten Überlegungen angestellt, die Haubitze auch mobil bei der Armee im Felde zu verwenden. Trotz Weglassung des Panzers und der elektrischen Antriebe waren für den Transport immer noch 39 Waggons notwendig. Die Haubitze musste vorerst mit der Bahn bis in die Feuerstellung gebracht und dann durch einen 40 Tonnen-Kran zusammengebaut werden. Der unbestrittenen Wirkung der rund 1.000 Kilogramm schweren Granaten stand zweifellos ein höchst beschwerlicher und logistisch anspruchsvoller Transport entgegen. Man entschloss sich daher Ende 1915, spezielle Lafetten für die Feldverwendung zu konstruieren.⁷⁷ Der Transport der derartig konzipierten Lafetten war vorläufig zwar gleichfalls für die Bahn vorgesehen, doch ergaben sich insbesondere aufgrund der Erfahrungen mit der Transporteinrichtung der 38 cm-M.16 Haubitze Parallelitäten, die den benzinelektrischen Zug auch für die 42 cm-Haubitze anwendbar erscheinen ließen. Die im Verlauf des Jahres 1916 durchgeführten Konstruktionsarbeiten führten schließlich zur Schaffung der 42 cm-M.16 Autohaubitze.

Die 35 cm-L/45 Kanone ist gleichfalls ein Geschütz, welches ursprünglich nicht für die Feldverwendung vorgesehen, sondern lediglich aufgrund seiner Verfügbarkeit in die Ausrüstung der Artillerie eingestellt wurde. Der projektierte neue österreichisch-ungarische Schlachtschiffotyp, als ›Ersatz-Monarch-Klasse‹⁷⁸ bezeichnet, sollte als Hauptgeschütz 35 cm-Kanonen erhalten. Nachdem aufgrund des Kriegs-

73 Der austauschbare innere Teil des Kanonenrohres mit eingearbeiteten Feldern und Zügen.

74 Vgl. dazu: Reutter 1942-43.

75 Die Decks der Schlachtschiffe waren im Gegensatz zu den Seitenpanzern aus Gewichtsgründen nur leicht gepanzert, sodass vertikale Treffer weitaus höhere Wirkung erzielten als frontaler Beschuss auf die Seitenpanzerung. Damit konnte bei Beibehaltung des Kalibers eine größere Vernichtungswahrscheinlichkeit erreicht werden.

76 Wess 1960, 66.

77 Memorandum über die 42 cm L/15 Haubitze o.O. o.J., ÖSTA/KA Militärische Impresen, 1.

78 Die Schiffe der *Monarch-Klasse* sollten aufgrund ihres Alters und der mangelnden Bewaffnung durch modernere Schlachtschiffe ersetzt werden. Nachdem die Namensgebung bei Neubauten erst relativ spät erfolgte, wurden diese nicht mehr zur Ausführung gelangten Schiffe als ›Ersatz-Monarch-Klasse‹ bezeichnet.

ausbruchs keine Kiellegung erfolgte, jedoch bereits Rohre vorhanden waren, wurde ähnlich den 42 cm-Haubitzen eine mobile Verwendung bei der Armee im Felde überlegt. Die Arbeiten an der Konstruktion einer speziellen Landlafette erwiesen sich jedoch ungemein schwieriger. Letztendlich musste eine Art Behelfslösung gewählt werden, wobei stählerne Träger mit Holz als Futtermaterial zur Anwendung gelangten. Der Transport war ausschließlich auf Eisenbahnschienen möglich, wobei speziell adaptierte Waggons herangezogen wurden. Der Aufbau erfolgte mit einem 100 Tonnen-Kran, der gleichfalls per Bahn antransportiert werden musste. Die Seitenrichtung konnte lediglich mit Winden erteilt werden, welche die Lafette auf der Bettung regelrecht verdrehten. Der technische Aufwand für diese Kanone war enorm, schien aber aufgrund des Fehlens eines anderen Fernkampfgeschützes durchaus gerechtfertigt. Sie wurde als 35 cm-M.16 Kanone bezeichnet.⁷⁹

Obwohl der bereits im Gebrauch stehende 30,5 cm-M.11 Mörser sich an allen Kriegsschauplätzen bewährt hatte und somit zu den modernsten Geschützsystemen der österreichisch-ungarischen Artillerie zählte, wurde auch er Mitte des Krieges technisch komplett überarbeitet. Dabei sollte die hohe Beweglichkeit des Mörsers während des Transports beibehalten, das Geschützgewicht in Bezug auf die Schussweite besser ausgenutzt, das Seitenrichtfeld erweitert und die Transporteinrichtungen im Hinblick auf große Marschstrecken und schlechte Wegverhältnisse verbessert werden. Diese Konstruktionsdaten wurden den Skoda-Werken übermittelt, die im September 1916 ihren Versuchsmörser ablieferten. Ende Jänner 1917 gelangte ein Versuchsmörser zur Fronterprobung an die Isonzofront. Die Leistungen lagen im Bereich der Erwartungen und übertrafen den alten M.11 Mörser bei weitem. Vor allem die Möglichkeit der 360 Grad-Verschwenkbarkeit erwies sich als wertvolle Neuerung, da nunmehr nicht nur Ziele in der Hauptschussrichtung bzw. daran angelehnt beschossen, sondern auch in Nachbarabschnitten liegende Punkte einfach bekämpft werden konnten. Der neue Mörser wurde als M.16 bezeichnet.

Neue Geschützgattungen

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Zahl der zur Artillerieaufklärung eingesetzten Ballons bedeutend zugenommen, sodass die Frage der Bekämpfungsmöglichkeiten dieser Luftfahrzeuge stärker in den Vordergrund rückte.⁸⁰ In weiterer Folge ergänzten Motorflugzeuge das Spektrum der jungen Waffengattung. Die Rüstungsindustrie hatte sich bereits eigenständig der Frage von sogenannten ›Luftfahrzeugabwehr-Kanonen‹ (LfaKn) angenommen und entsprechende Projekt-

79 ÖSTA/KA TMK SI 22-13/3-2 vom 22. August 1916.

80 Zecha/Hirnschall 1994, 11.

geschütze konstruiert.⁸¹ Seitens der k.u.k. Heeresverwaltung wurde die Problematik der Luftabwehr vor 1914 aber nicht als dringlich erachtet. Wenngleich Probegeschütze bei Skoda und Krupp bestellt worden waren, so hatten die Versuche meistens nur ›orientierenden‹ Charakter gehabt und die grundlegende Frage der Einführung derartiger Geschütze wurde kontinuierlich zurückgestellt. De facto war zu Kriegsbeginn dann kein einziges, jene der Marine ausgenommen, Fliegerabwehrgeschütz bei der Armee vorhanden. Man beschlagnahmte daher bei Skoda drei für das Ausland gefertigte Probegeschütze.⁸² Zu Jahresbeginn 1915 wurden dann die ersten beiden Geschütze der k.u.k. Armee zugewiesen. Die ersten Erfahrungen brachten schließlich zwar keine tatsächlichen Abschusszahlen, jedoch zeigte sich, dass der Gegner jene durch Abwehrkanonen bestrichenen Räume mied und damit zumindest eine Abhaltewirkung erzielt wurde. Man beauftragte daraufhin im März 1915 bei den Skoda-Werken die Lieferung von eigenen LfaKn, die inzwischen als M.14 in die offizielle Nomenklatur des österreichischen Geschützwesens eingeführt worden waren.⁸³ Parallel dazu wurde im Frühjahr 1915 auch eine erste von der Firma Ehrhardt angebotene Kraftwagen-LfaKn angekauft, die nach Adaptierung auf die österreichische Feldkanonenummunition schließlich im Mai 1915 übernommen wurde.⁸⁴ Inzwischen waren aber auch bereits eigenständige Improvisationen bei den Truppen zur Luftabwehr eingerichtet worden. Feldkanonen und russische Beutekanonen wurden etwa auf Waggonrädernpaaren, wobei man ein Rad im Boden verankerte, oder Mittelpivot-Lafetten montiert. Mit derartigen Konstruktionen konnten Elevationen bis zu 75 Grad und ein Schwenkbereich von 360 Grad erreicht werden.

Im weiteren Verlauf des Krieges konnte zwar die Anzahl der systemisierten und improvisierten Kanonen ständig erhöht werden, die Frage der tatsächlichen Wirkung der eingesetzten Abwehrbatterien blieb jedoch umstritten. Statistische Übersichten ergaben, dass für den Abschuss eines einzelnen Flugzeugs statistisch rund 14.000 Schuss abgegeben wurden. Die Ursache für die mangelnde Wirkung lag neben den kaum als geeignet zu bezeichnenden ballistischen Eigenschaften der Rohre, manche Geschosse benötigten bis zum Zielpunkt fast 15 Sekunden, auch bei den nicht sehr effizienten Geschützaufsätzen (teilweise noch Standardmuster der Feldartillerie) und der Ungenauigkeit der zu ermittelten Schussdaten. Für das Abfeuern der Geschütze mussten die Zielentfernung, die Flughöhe und die Seitenrichtung des Zieles eingestellt werden. Entfernungsermittlung und korrekte Schätzung der Flugeschwindigkeit unterlagen oftmals Schätz- und Messfehlern. Meist beschränkten sich die Abwehrbatterien daher auf die Abgabe von Sperrfeuer.

81 Korzen 1910, 247f.

82 ÖSTA/KA KM 7 A 10-18/5 vom 16. August 1914.

83 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 8052.

84 Pitsch 1982, 147.

Ähnlich den LfaKn waren die Minen- und Granat(en)werfer der österreichisch-ungarischen Armee typische Schöpfungen des Krieges. Bei Kriegsbeginn existierten noch keine eingeführten Typen, auch waren keine ausgereiften Versuchsexemplare in Erprobung. In Deutschland war an der Schaffung derartiger Spezialgeschütze bereits länger gearbeitet worden. Im Jahre 1910 wurde ein schwerer 25 cm-Minenwerfer *System Ehrhardt* eingeführt.⁸⁵ Dieser gelangte vorerst bei den Pionier-Belagerungstrains zur Ausgabe. Die Verdichtung des Abwehrfeuers im Festungskrieg suchte man im Jahr 1913 durch Einführung eines mittleren Minenwerfers (Kaliber 17 cm) zu erreichen, der in die Festungsausrüstung treten sollte.

Der Wunsch der k.u.k. Truppen nach Zuweisung von Minen- und Granatwerfern ergab sich bereits unmittelbar aus den Erfahrungen der Sommer- und Herbstkämpfe 1914. Einerseits verfügte der Gegner, wie am russischen Kriegsschauplatz, bereits über entsprechende Kampfmittel, andererseits ergab sich aus den nach und nach in den Stellungskrieg übergehenden Gefechtsformen der Bedarf, Sprengladungen über die Handgranatenwurfweite hinaus an den Gegner zu bringen. Die Truppen begannen, aus in den Etappenräumen vorhandenen Materialien selbständig Improvisationen zu schaffen. In die Erde eingegrabene Fässer oder Eisenrohre dienten als Werfer, Sprengbüchsen der Sappeurtruppe als Treibmittel und Munition. Aufgrund der Dringlichkeit der Angelegenheit sah sich TMK veranlasst, vorerst Improvisationen zu schaffen, von denen die erste als ›1 kg-Werfer‹ (später als 9 cm-M.14 Minenwerfer) zur Ausgabe gelangte. An Munition wurden 1 kg- und 2 kg-Sprengbüchsen verschossen.

Jene Minenwerfer, die im weiteren Verlauf des Krieges in die Kategorie der ›mittleren‹ Werfer eingeordnet wurden, entstanden aus dem Bedarf, die Einzelschusswirkung und die Reichweite der leichten 9 cm-Werfer zu verstärken.⁸⁶ Ende April 1915 war bei den Skoda-Werken bereits ein Kaliber 14 cm ›Bombenwerfer‹ vorhanden, der bei einem Gesamtgewicht von 240 Kilogramm (in Feuerstellung) 16 Kilogramm schwere ›Bomben‹ mit hoher Schusspräzision in einer steilen ballistischen Kurve ›werfen‹ konnte.⁸⁷ Daneben gelangten auch 12 cm-Werfer zur Einführung. Größter Schwachpunkt der mittleren Minenwerfer war die viel zu geringe Reichweite. Die Werfer mussten daher in den vordersten Linien eingebaut werden und exponierten sich dadurch viel zu stark dem gegnerischen Feuer. Die so genannten ›Luftminenwerfer‹ verdankten ihre Entstehung dann indirekt genau den damit verbundenen großen Schwachpunkten, der Rauch- und Feuersignatur beim Abschuss. Damit wurde der Standort des Werfers für den Gegner sofort sichtbar und zog feindliches Gegenfeuer auf sich. Die ›pneumatischen‹ Werfer schienen die perfekte Lösung für diese Probleme zu sein. Indem der für das Schleudern des Projektils erforderliche

85 ÖSTA/KA/AOK Op. Nr. 83008, 2.

86 ÖSTA/KA TMK S I 22-1/4-24 vom 17. März 1915.

87 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 71987.

Druck durch Pressluft aufgebaut wurde, kam es weder zu Rauchentwicklung noch zu Abschussknall oder Mündungsblitz. Die deutsche Armee hatte mit derartigen Kalibern 10,5 cm ›Luftmörsern‹ (Firma Ehrhardt & Sehmer in Saarbrücken) in den Vogesen bereits positive Erfahrungen gemacht. Fast gleichzeitig war auch ein 15 cm-Luftminenwerfer (Maschinenfabrik Esslingen)⁸⁸ erprobt worden, der letztlich auch in der k.u.k. Armee zur Einführung gelangte.

Die Metallwarenfabrik Austria in Brünn beantragte im Oktober 1915 die Erprobung eines eigenen 12 cm-Luftminenwerfers.⁸⁹ Im Vergleich zu den bereits eingeführten deutschen Modellen (Kaliber 10,5 und 15 cm) zeigte sich der österreichische Typ fast in jeder Kategorie überlegen. Die Reichweite lag mit 850 bis 1.000 m fast doppelt so hoch wie bei den deutschen Modellen, dagegen war die Streuung erheblich kleiner.⁹⁰ Als Vorderlader mit glattem Rohr konzipiert, war die Konstruktion überaus einfach. Das Projektil, welches die Ladekammer nach oben hin abschloss, wurde durch eine Zange gehalten. War der notwendige Druck erreicht, löste man die Zange manuell und der Abschuss erfolgte.⁹¹ Die Erfahrungsberichte über die Luftminenwerfer verliefen aber nicht durchweg positiv. Der große Bedarf an Pressluftflaschen und die Schwierigkeiten der Wiederbefüllung wurden bei fast allen eingeführten Typen kritisiert. Mangelnde Wirksamkeit der Wurfminen war bereits auf die schlechte Qualität der zur Anwendung gelangenden Sprengstoffe zurückzuführen und nicht auf etwaige konstruktive Mängel der Geschosse.⁹² Probleme ergaben sich auch hinsichtlich der Dichtungen, da Gummi bereits zur Mangelware geworden war und durch Leder bzw. Asbest ersetzt werden musste.⁹³

Hinsichtlich der schweren Minenwerfer (Kaliber 20-26 cm) sollten vorerst deutsche Konstruktionen in Lizenz bei der Firma Böhler in Kapfenberg hergestellt werden, wobei sich produktionstechnische Probleme ergaben. Parallel dazu hatte man aber auch einen ersten, sehr einfach konstruierten schweren Werfer im Kaliber 22,5 cm entwickelt, der als Prototyp, gleichfalls bei Böhler hergestellt, ab Mitte November 1914 bereits zur Verfügung stehen konnte. Die Erprobungen wurden unmittelbar begonnen und bereits im November 1914 die definitive Einführung des neuen Systems als ›22,5 cm Minenwerfer‹ angeordnet. Hinsichtlich ihrer organisatorischen Einbettung fanden die ›leichten‹ (9 cm) und ›mittleren‹ (12-15 cm) Werfer ihre Einteilung bei der Infanterie, die ›schweren‹ (20-26 cm) bei der Artillerie als eigene Batterien der Feldartillerieregimenter.

88 ÖSTA/KA/TMK IS 22-2/68-3 vom 2. Juli 1915.

89 ÖSTA/KA/TMK S I 22-2/55-11 vom 28. Oktober 1915.

90 ÖSTA/KA/TMK S I 22-2/55-14 vom 5. Januar 1916.

91 ÖSTA/KA/KM 5 A Nr. 22358 vom 26. November 1916.

92 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 63511.

93 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 65802.

Artillerieproduktion 1914-1918

Die Artillerierüstung Österreich-Ungarns während des Weltkriegs litt bereits bei Kriegsbeginn unter dem Umstand, dass neben dem Artilleriearsenal in Wien lediglich eine einzige voll leistungsfähige Geschützproduktionsstätte, die Skoda-Werke in Pilsen, zur Verfügung stand. Die lange Beibehaltung der Bronze als Rohmaterial hatte die Entwicklung einer leistungsfähigen privaten Stahlrohrproduktion verhindert. Damit begann die Artillerierüstung 1914 unter den denkbar schlechtesten Bedingungen.

Obwohl die ersten Geschützbestellungen bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn erfolgten, sind die frühesten spürbaren Ausstoßzahlen erst in der zweiten Jahreshälfte 1915 feststellbar. Die Böhlerwerke in Kapfenberg begannen erst in der zweiten Jahreshälfte 1915 mit der Auslieferung von Artilleriematerial, gleich so die Ungarische Kanonenfabrik in Győr (Raab). Das Stahlwerk Witkowitz trat erst Anfang 1916 mit entsprechenden Produktionszahlen hervor, Resica in Ungarn überhaupt erst Anfang 1917.⁹⁴ Hinsichtlich der Rohstofflage ergaben sich in den ersten Kriegsmonaten vorläufig keine größeren Anstände, wenn auch der Kupfermangel bereits durch Zugriff auf private Bestände gedeckt werden musste. Der erst langsam anlaufende Prozess der Massenerzeugung führte im ersten Kriegsjahr dazu, auch Beutegeschütze jedweder Art in die Artillerieausrüstung einzustellen oder auch auf ›fremdländisches‹ Material, wie den bei Skoda in Produktion befindlichen ›China- und Türkeigeschützen‹, zurückzugreifen. Einzelne moderne Beutegeschütze wurden im ersten Kriegsjahr vorläufig nur am nordöstlichen Kriegsschauplatz verfügbar. Nach den großen Siegen im Frühjahr 1915 im Nordosten (z. B. Gorlice) fiel jedoch eine große Menge an russischem Material in die Hände der Mittelmächte. Die österreichisch-ungarische Armee war insbesondere an einer Übernahme der Mittelkaliber interessiert, wobei vor allem Kanonen und Haubitzen M.77, erstere in schwerer und leichter Ausführung, (in der österreichischen Nomenklatur dann als M.77/R bezeichnet) sowie 15 cm-M.4 Kanonen (M.4/R) und 12,5 cm-Feldhaubitzen (eigentlich Kaliber 12,2 cm) eingestellt wurden.⁹⁵

Am Balkankriegsschauplatz fiel erst nach der Niederwerfung Serbiens im Herbst 1915 eine größere Anzahl an Beutegeschützen an, die man jedoch nicht in die eigene Ausrüstung einstellte, sondern an die Verbündeten, vor allem Bulgarien, abgab.⁹⁶ Italienisches Material gelangte erstmals nach der Südtirol-Offensive im Mai 1916 in größeren Mengen in österreichischen Besitz. Von ganz besonderem Interesse waren dabei vor allem die in Österreich-Ungarn noch kaum bekannte 7,5 cm-Feldkanone M.1911 *System Deport*, das erste Geschütz mit Spreizlafette, und das

94 Pflug 1923, 30.

95 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 16263, 18655, 19256.

96 ÖSTA/KA TMK SI 22-11/8-6 vom 25. Oktober 1916.

6,5 cm-Gebirgsgeschütz M.1913 (Arsenal Turin).⁹⁷ Zu Kriegsende 1918 weisen die Standesübersichten immer noch rund 229 Beutegeschütze unterschiedlichster Provenienz bei der Armee im Felde auf, die in allen Artilleriebereichen zu finden waren. Im Hinterland bzw. noch in Beutesammelstellen befanden sich zu diesem Zeitpunkt rund 829 Geschütze.⁹⁸ Die Zahl des an der Front verwendeten Beutematerials dürfte jedoch höher gelegen haben, da viele Frontkommanden dieses Geschützmaterial nicht abführten, sondern selbständig verwendeten.

Die Kriegsindustrie erlebte ab der zweiten Jahreshälfte 1915 und während der ersten Monate 1916 einen beachtlichen Aufschwung, obwohl im Vergleich zur deutschen Industrie keinesfalls der Leistungszenit bereits erreicht schien. Auch waren jene Probleme, die dann ab dem Jahresende 1917 bis Kriegsende die Produktionsleistung zu beeinträchtigen begannen, noch nicht entscheidend in den Vordergrund getreten. Die Inbesitznahme russisch-polnischer Gebiete im Osten brachte hinsichtlich der Rohstoffsituation eine deutliche Verbesserung der Lage, auch konnten im besetzten Serbien selbst unter Berücksichtigung des deutschen Bedarfs bedeutende Mengen an Rohmaterialien eingebracht werden. Mit der Erhöhung der Ausstoßzahlen gelang es nach und nach, modernes Artilleriematerial in größeren Stückzahlen an die Fronten zu bringen.

Der Winter 1916/17 brachte den ersten großen Einbruch in der Rohstoffversorgung. Vor allem Kohle begann, wenn auch noch nicht so bedrohlich wie im nächsten Winter, bedenklich knapp zu werden. Der Mangel wurde vor allem durch Reduktion des privaten Verbrauchs für die Industrie vorerst nicht dramatisch spürbar, doch zeigte sich, dass man in den letzten beiden Jahren bereits ständig die vorhandenen Reserven aufzubrechen begonnen hatte. Der Kupferknappheit war man schon ab dem Jahre 1915 durch die Einziehung von Kirchenglocken begegnet, die bis Ende 1916 die Einlieferung von rund 6.750 Tonnen Bronze ergab. Bis Frühjahr 1917 wurden aus dieser Maßnahme nochmals rund 6.000 Tonnen Bronze erwartet. Die Abnahme von Kupferdächern und Blitzableitern erbrachte bis November 1916 fast 1.100 Tonnen Kupfer. Dennoch konnten auch diese Aushilfen kaum den steigenden Bedarf decken. Bei der Bleiversorgung sollte es aufgrund des in Vorbereitung befindlichen Ersatzes von Blei- durch Eisenkugeln bei Schrapnells zu einer Entspannung kommen. Bezüglich des Aluminiums konnte die deutsche Heeresverwaltung den monatlichen Fehlbestand von jeweils rund 100 Waggons fast zur Gänze decken.⁹⁹ Dafür lieferte Österreich-Ungarn den dafür notwendigen Rohstoff Bauxit.

Die Phase von Mitte 1916 bis Mitte 1917 kann, was die Herstellung von Geschützen betrifft, dann als die industrielle Hochphase bezeichnet werden. Bis Mai

97 ÖSTA/KA TMK S I 22-11/10 vom 1. Juni 1916.

98 Pflug 1923, 250.

99 Pflug 1923, Anlage 13.

		1914	1915	1916	1917	1918	GESAMT
Skoda	Rohre	142	602	1617	3047	1302	6710
	Lafetten	148	1340	2034	2427	1048	6997
Böhlerwerke	Rohr(ling)e	-	105	585	1286	403	2457
	Lafetten	-	124	616	734	426	1900
Arsenal	Rohre	95	924	1912	1586	1190	5727
	Lafetten	-	-	-	-	-	-
Ungarische Kanonenfabrik	Rohre	-	-	39	278	334	657
	Lafetten	-	-	-	332	263	595
Resicza	Rohlinge	-	-	-	69	432	499
	Lafetten	-	278	528	78	42	926
Witkowitz	Rohlinge	-	-	328	1927	889	3144
	Lafetten	-	-	-	-	-	-

Tab. 5 *Gesamtleistung der österreichisch-ungarischen Kriegsindustrie an Geschützen (Minenwerfer ausgenommen), aufgeschlüsselt nach den einzelnen Geschützproduktionsstätten*¹⁰⁰

1917 war die Gesamtgeschützzahl der Feldartillerie um rund 2.600 Stück (ohne Berücksichtigung des Ersatzes verloren gegangenen Materials) gegenüber dem August 1914 erhöht worden, bei der Festungsartillerie lag der Zuwachs bei rund 400 Geschützen.¹⁰¹

Der Niedergang der Artillerieproduktion war unmittelbar mit dem Rückgang der verfügbaren Kohlemengen verbunden. Verglichen mit den Produktionsmengen an Kohle der Friedensjahre hatte sich die Leistung jährlich verringert und war in der ersten Jahreshälfte 1918 auf fast 40 Prozent des Vorkriegsniveaus herabgesunken. Gleichzeitig hatten sich die Einfuhren ebenfalls um 65 Prozent verringert. Die bei Bahnen und der Industrie vorhandenen Vorräte halfen bis Mitte 1917 noch insoweit aus, dass der Vollbetrieb der Industrie aufrechterhalten werden konnte. Mit dem Herbst 1917 waren diese Reserven verbraucht und auch hinsichtlich des zivilen Bereichs keine weiteren Einschränkungen mehr möglich. Die Industrie musste im Winter 1917/18 bereits auf 40 Prozent ihres Sollbedarfs gesetzt werden. Ähnliches galt auch für die Eisenversorgung. Während der Mangel an den so genannten ›Sparmetallen‹ Messing, Kupfer, Zink, Blei, Aluminium usw. rechtzeitig erkannt und Gegenmaßnahmen ergriffen worden waren, unterblieb eine entsprechende Kontingentierung bei Eisen und Stahl. Dabei waren gerade die Sparmetalle kontinuierlich durch Eisen, wie etwa beim Übergang von Bronze- auf Stahlrohre, ersetzt worden,

100 Pflug 1923, Anlagen Nr. 28-41.

101 Pflug 1923, Anlage 15/15a.

sodass sich der Bedarf an Eisenprodukten noch weiter steigerte. Auch hier traten die ersten massiven Produktionsrückgänge im Herbst 1917 ein und verstärkten sich im Jahr 1918 weiterhin kontinuierlich. So standen beispielsweise im Jahre 1916 noch 45 Hochöfen in Betrieb, während 1918 nur mehr 24 arbeiteten.

Hinsichtlich der Munitionsdotierung waren russische, französische oder deutsche Batterien zwei bis vierfach überlegen. Dennoch glaubte man, mit der vorrätigen Munitionsmenge zumindest die Einleitungskämpfe zu überstehen. Innerhalb der ersten drei Monate nach Mobilisierung sollte gemäß den Vorkriegsplanungen dann die gleiche Menge nacherzeugt werden, sodass bis zur 12. Mobilisierungswoche die doppelte Menge an Artilleriemunition zur Verfügung stehen könnte.

Die Friedensvorsorgen für die Steigerung der Produktion waren jedoch noch vollkommen unzureichend, als der Krieg ausbrach. Überlegungen, private Unternehmen durch finanzielle Zuschüsse zum Ankauf von entsprechenden Maschinenanlagen zu ermuntern, waren nicht mehr umgesetzt worden. Daher standen bei Kriegsbeginn lediglich die bereits vor dem Krieg liefernden Fabriken zur Verfügung, nämlich die Skodawerke, die Enzesfelder Munitions- und Metallwerke, die Firma Manfred Weiss in Budapest, Liptak in Pest-Szent-Lörinz, Böhler in Kapfenberg und Sollenau, Witkowitz, die Poldihütte in Kladno und Krupp in Berndorf. Dazu kamen noch das Artilleriearsenal in Wien, die Firmen Roth, Streiteben (Kärnten), Ternitz, Resicza und Diosgyör sowie die Mannesmannwerke und die Prager Eisenindustriegesellschaft in Kladno. Die Elaborierung der Artilleriemunition, d. h. der Zusammenbau der von der Industrie gelieferten Bestandteile erfolgte dann in den staatlichen Fabriken in Wöllersdorf und Komarom, sowie den zivilen Fabriken Skoda, Weiss, Enzesfelder Munitions- und Metallwarenfabrik, Böhler in Sollenau, Dynamit Nobel in Poszony und in der ungarischen Munitionsfabrik in Pest-Szent-Lörinz.¹⁰² Als problematisch erwies sich das in Österreich-Ungarn geltende staatliche Pulvermonopol. Neben den beiden k.u.k. Pulverfabriken in Blumau und Stein (bei Laibach) existierten lediglich die Werke der Firma Dynamit Nobel in Pressburg, Saubersdorf, Zamky (bei Prag) und St. Lamprecht sowie die Pulverfabrik der Firma Roth in Felixdorf.¹⁰³

Trotz allgemeiner Produktionssteigerung konnten bis Januar 1915 bestenfalls 45 Prozent der von der Front benötigten Mengen geliefert werden. Der Winter 1914/15 galt daher auch als die Phase der Artillerie-Munitionskrise. Ab der Jahresmitte 1915 war dann nicht zuletzt aufgrund des Ausbaus der Pulver- und Sprengstofffabriken eine stetige Zunahme der Munitionsproduktion erreicht worden. Die Kriegsindustrie war dann bis Ende Dezember 1915 in der Lage, zumindest 85 Prozent der Minimalanforderung zu decken.

102 Pflug, 1923, 46a.

103 Hueber 1935, 220.

Aufgrund der gemachten Erfahrungen kalkulierte man ab Herbst 1916 den Minimalbedarf der Artillerie mit rund 800.000 Schuss pro Woche, die durch die Industrie geliefert werden sollten. Die noch Ende 1916 fertiggestellten Munitionszahlen konnten den errechneten Bedarf aber durchschnittlich zu 50 Prozent erfüllen.¹⁰⁴ Der wöchentliche Ausstoß von rund 400.000 Stück diverser Munitionssorten (ohne Infanterie- und Werfermunition) war aber kaum mehr zu steigern. Hauptprobleme waren nun nicht mehr nur die Beschaffung und Erzeugung der benötigten Pulver- und Sprengstoffsorten, sondern die Aufbringung der wichtigsten Rohstoffe Kohle, Eisen und Kupfer. Damit gelang auch während der Phase der industriellen Höchstleistung zu keinem Zeitpunkt die Erfüllung des errechneten Munitionsbedarfs. Man entschloss sich daher, die Munitionsdotierung der Armeen zu überarbeiten und Höchstschusszahlen für jeden Geschütztyp festzulegen.¹⁰⁵ Die Werte orientierten sich an den Verbrauchsmengen während der ersten neun Isonzoschlachten.

Die Rohstoffkrise strebte im Spätsommer/Herbst 1918 ihrem Höhepunkt zu. Von den für die Anfertigung von 1,9 Millionen Stück Artilleriemunition etwa notwendigen 8.000 Waggonladungen Eisen und Stahl konnten nur 2.300 aufgebracht werden. Dies reichte gerade für die Produktion von 400.000 bis 500.000 Schuss pro Monat. Zusätzlich fehlte das Material für die Hülsen und Kartuschen, da entweder kein Messing mehr vorhanden war oder die Walzwerke aufgrund Kohlenmangels keine Bleche mehr liefern konnten. Auch machten sich die durch die prekäre Ernährungssituation ausgelösten Arbeiterunruhen und Streiks bemerkbar, die den Arbeitermangel in der Munitionsindustrie noch weiter verschärften. Auch sank die tatsächliche durchschnittliche Tagesleistung der beschäftigten Arbeiter. Genauere Zahlen liegen diesbezüglich von der Munitionsfabrik Wöllersdorf vor.¹⁰⁶ Vor dem Krieg lag die Produktivität bezogen auf den Gesamtarbeiterstand bei durchschnittlich rund einem Artilleriemunitions-Stück pro Arbeiter und Tag. Durch Modernisierung und Vereinfachung von Produktionsabläufen konnte die Quote im Jahre 1914 auf zwei Stück, 1915 durchschnittlich 2,2, 1916 rund 2,6 und 1917 3,4 Schuss gesteigert werden. 1918 fiel sie wieder fast auf das Vorkriegsniveau von durchschnittlich 1,8 Artillerie-Schuss pro Arbeiter und Tag ab.¹⁰⁷

Im November desselben Jahres erfolgte der Waffenstillstand von Villa Giusti und das Ende der Monarchie.

104 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 35789.

105 ÖSTA/KA AOK Op. Nr. 66566.

106 Bericht Wöllersdorf 1918.

107 Bericht Wöllersdorf 1918, 20.



Abb. 1 12 cm-Luftminenwerfer M.16;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.



Abb. 2 Schw. 15 cm-Autohaubitze M.15;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.



Abb. 3 8 cm-Luftfahrzeug Abwehrkanone;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.



Abb. 4 Schw. 15 cm-Autohaubitze M.15;
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.

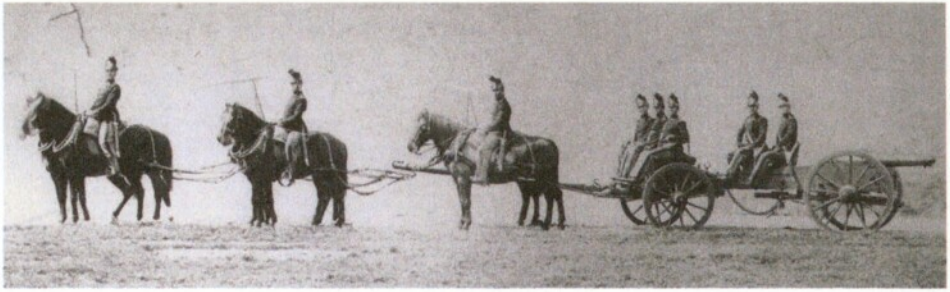


Abb. 5 *Feldkanone M.1863;*
Bildquelle: Privatbesitz des Autors.

Literaturverzeichnis

- Bericht Wöllersdorf 1918 = Bericht der k.u.k. Munitionsfabrik in Wöllersdorf über ihre Tätigkeit im Weltkriege (gedruckte Quelle), Wien 1918.
- Dolleczek 1887 = Dolleczek, Anton: Geschichte der österreichischen Artillerie von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart, Wien 1887.
- Gabriel 1972 = Gabriel, Erich: Der österreichische 30,5 cm Mörser, in: *Waffen-Revue* (Nürnberg) 7 (1972), 1067-1084.
- Hauser 1894 = Hauser, Maximilian: Die neuesten Änderungen unserer Heeres-Organisation, in: *Streffleurs Militärische Zeitschrift*, XXXV. Jahrgang, II. Band, Wien (1894), 171-183.
- Hueber 1935 = Hueber, Adolf: Das Pulver- und Sprengstoffwesen im Kriege, in: *Ehrenbuch unserer Artillerie*, hrsg. v. Reichsbunde der Artillerievereinigungen Österreichs (2 Bd.) 1. Bd., Wien 1935, 220-226.
- Korzen 1908 = Korzen, Anton: Verteidigungsgeschütze und deren Panzerungen, Wien 1908.
- Korzen 1910 = Korzen, Anton: Geschütze zur Bekämpfung lenkbarer Luftfahrzeuge, Nachtrag, in: *Streffleurs Österreichische Militärische Zeitschrift*, LI. Jahrgang, Bd. I, Wien 1910, 247-254.
- Korzen/Kühn 1906 = Korzen, Anton/ Kühn, Rudolf (Hg.): *Waffenlehre*. Heft XIIIa: Belagerungsgeschütze, Wien 1906.
- Kühn 1903 = Kühn, Rudolf: Die Feldgeschütze der Skodawerke, Wien 1903.
- Langer 1912 = Langer, Albert: Das österreichisch-ungarische Geschützmaterial, 2.Bde., Wien 1912.
- Linnenkohl 1996 = Linnenkohl, Hans: Vom Einzelschuß zur Feuerwalze. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg, Bonn 1996.
- Müller 1893 = Müller, Heinrich: Die Entwicklung der Feldartillerie von 1870 bis 1892, Bd. 2, Berlin 1893.
- Ortner 2007 = Ortner, M. Christian: Die österreichisch-ungarische Artillerie von 1867 bis 1918. Technik, Organisation und Kampfverfahren, Wien 2007.

- Padiaur 1923 = Karl Padiaur: Die schwere Fernkampfartillerie der alten österr.-ung. Armee, in: Militärwissenschaftliche und technische Mitteilungen (Jahrgang 1923), Wien 1923, 52-59.
- Pflug 1923 = Pflug, Ottokar: Bewaffnung und Munition, Wien 1923. Ungedr. Manuskript in ÖSTA/KA (Österr. Staatsarchiv), Wien 1923.
- Pflug 1935 = Pflug, Ottokar: Die Entwicklung unserer Artillerieorganisation im Kriege 1914 bis 1918, in: Ehrenbuch unserer Artillerie, hrsg. v. Reichsbunde der Artillerievereinigungen Österreichs (2 Bde.), Bd. 1, Wien 1935, 186-194.
- Pitsch 1982 = Pitsch, Erwin: Die Fliegerabwehrtruppen des österreichisch-ungarischen Heeres im Ersten Weltkrieg, in: Truppendienst. Jg. 1982, Heft 2, 146-151.
- Reutter 1942-43 = Reutter, Artur (Edler von Vallone): Die Wundergeschütze Österreich-Ungarns, die 42 cm-Haubitze, in: Wehrtechnische Monatshefte, Berlin 1942, 27-35 und Jahrgang 1943, 87-119.
- Rieder 1919 = Rieder, Rudolf: Denkschrift über die 7,5 cm M. 15 Gebirgskanone, Wien 1919.
- Rieder 1923 = Rieder, Rudolf: Die Geschütze der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkriege. Sonderabdruck der Schweiz, in: Vierteljahrsschrift für Kriegswissenschaft, o.O. 1923.
- Schäffler 1919 = Schäffler, Otto: Denkschrift über die 10 cm M.14 Feldhaubitze, Wien 1919.
- Schematismus 1894 = Schematismus für das k.u.k. Heer und für die k.u.k. Kriegsmarine für 1914, Wien 1894.
- Semek 1905 = Semek, Anton: Geschichte der K. und K. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts. 4 Bde., Wien 1905.
- Sobicka 1920 = Sobicka, Georg: Gliederung und Entwicklung der Batterien der österreichisch-ungarischen Feld- und Gebirgsartillerie im Weltkriege 1914-1918, Wien 1920.
- Streffleur 1891 = (Anonym): Über einige Veränderungen bei der Feldartillerie, in: Streffleurs Österreichische Militärische Zeitschrift, XXXII. Jahrgang, Band I, Wien (1891), 8-68.
- Uchatius 1974 = Uchatius, Franz Ritter von: Stahlbronzen. Vortrag gehalten am 10. April 1874 im k.k. Artillerie-Arsenale, Wien 1874.
- Wess 1960 = Wess, August: Die schwersten Geschütze der österreichisch-ungarischen Armee im Kriege 1914 bis 1918, Sonderdruck, in: Revue Internationale d'Histoire Militaire, Band VI, Jahrgang 1960, Wien 1960.
- Zecha/Hirnschall 1994 = Zecha, Wolfgang/Hirnschall, Hans: 200 Jahre Flugabwehr in Österreich 1794-1994, in: Österreichische Militärgeschichte, Sonderband 1994, Folge 2, Wien 1994.
- Zipser 1869 = Zipser, Carl: Feld-Taschenbuch für die k.k. Artillerie zum Kriegs- und Friedensgebrauch, Pest 1869.

Feindbilder und Propaganda

In ›Feind‹ steckt die Wortwurzel für ›Hass‹ und ›Propaganda‹ bezeichnet den absichtlichen und systematischen Versuch, die öffentliche Sichtweise auf Dinge und Menschen zu manipulieren. Im Krieg gehört beides zusammen, wo der Gegner zwar grundsätzlich als Feind bezeichnet wird, aber nicht notwendigerweise zu einem Hassobjekt gemacht werden muss. Im Zeitalter der sich totalisierenden und lange durchzuhaltenden Kriege wurde Kriegspropaganda von allen kriegsführenden Mächten betrieben: Sie wurde selbstverständlicher Teil medialer Kriegsführung, wo neben Plakaten, Flugblättern, Kriegsausstellungen oder Zeitungen auch Filme der Kriegswochenschauen als Propagandamedium eingesetzt wurden, um die ›Kampfmoral‹ an der Kriegs- wie auch an der Heimatfront aufrecht zu erhalten. In diesem Abschnitt wollen wir drei Beispiele und drei Dimensionen behandeln. Erstens, Kriegspostkarten als individuelle Grußkarten, die aus dem japanischen Kaiserreich stammen oder von Kriegsgegnern über Japaner als stereotype Karikatur verbreitet wurden; zweitens wird anhand des sogenannten Kriegspressequartiers der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eine eigens für die Propagandaarbeit eingerichtete Behörde vorgestellt, die den ›*embedded journalism*‹, also die Arbeit der zentral kontrollierten Kriegsberichterstatter und Künstler, koordinierte und schließlich, drittens, die spezielle Situation einer militärischen Besatzung vorgestellt – in diesem Falle die französische Okkupationszeit im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg, als ›Fortführung des Krieges als Propaganda‹.

Das Kriegspressequartier Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg

WALTER KALINA

Forschungs- und Quellenlage

Eine lückenlose Erforschung von Wesen und Wirken des k.u.k. Kriegspressequartiers (KPQ) ist nicht mehr möglich, da jener Bestand an KPQ-Akten, der heute im Österreichischen Staatsarchiv/Kriegsarchiv in Wien lagert, nur noch ein kläglicher Rest dessen ist, was kurz nach dem Zusammenbruch der k.u.k. Armee der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie vorhanden war. Der Hauptteil des Bestandes ging jedoch nicht etwa irgendwie verloren oder fiel Luftangriffen oder Plünderungen des Zweiten Weltkriegs zum Opfer, sondern wurde 1918 verbrannt, und dabei handelte es sich nicht um einen Unfall: Gerade des für die Forschung interessanten Teils, nämlich jener Akten über die Methodik der Propaganda, entledigte man sich bewusst. Angesichts des Zusammenbruchs der Monarchie und der damit einhergehenden Gründung der Ersten Republik fürchtete wohl so mancher hoher Militär den Zorn der Bevölkerung, die man mit Hilfe des Propagandaapparates jahrelang gegängelt hatte – und als Kriegshetzer wollte man hinterher auch nicht dastehen. Was sich heute noch im Kriegsarchiv findet, sind einige wenige Verwaltungsakten, bestehend aus Erlassen des Armeeeoberkommandos (AOK), Aufnahmeansuchen in das KPQ, Urlaubsansuchen, Strafverfahren, Berichte der Propagandaoffiziere aus dem Ausland, Berichte von Gruppenführern an der Front etc. sowie mehrere Namenslisten, die jedoch unvollständig sind und stark voneinander divergieren.

Dennoch können heute an Hand des noch vorhandenen Aktenmaterials sowie weiterer Bestände aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv, der Wiener Stadtbibliothek, der Österreichischen Nationalbibliothek sowie weiterer verstreuter Quellen zumindest die Organisation und der Aufgabenbereich des KPQ sowie dessen Wirkungsweise recht gut nachgezeichnet werden, wobei hier Klaus Mayer und Hildegund Schmölzer mit ihren beiden Dissertationen von 1963 und 1965 eine nicht zu unterschätzende und wertvolle Vorarbeit leisteten.

Planung, Gründung und Aufbau des KPQ

Bereits um die Jahrhundertwende machte man sich im Armeeoberkommando Gedanken, wie die Handhabung der Propaganda im Kriegsfall auszusehen hatte und wie man die Aufnahme sowohl von inländischen als auch von ausländischen Pressevertretern in das Gefolge der k.u.k. Armee regeln sollte. Das Ergebnis ist im Anhang der *Mobilisierungsinstruktion für das k.u.k. Heer* von 1909 unter dem Titel *Kriegsattachéquartier und das Kriegspressequartier* zu finden und sah im Wesentlichen folgendes vor: Die Aufstellung des Kriegspressequartiers erfolgt ohne weiteren Befehl sowohl bei einer teilweisen als auch allgemeinen Mobilisierung. Die Kriegsberichterstatter werden nicht als Angehörige der Armee gesehen und werden demnach nur, wie es im Reglement lautete, »im Gefolge der Armee im Felde« zugelassen. Die Bezahlung erfolgt nicht durch die k.u.k. Armee, sondern durch die eigenen Redaktionen, Verköstigung und Unterkunft werden jedoch ab dem achten Mobilisierungstag von der Heeresverwaltung bereitgestellt. Bei der Auswahl der Berichterstatter kommen nur »völlig vertrauenswürdige Personen« in Frage, welche die deutsche oder ungarische Sprache beherrschen müssen, ist dies nicht der Fall, so sollten sie wenigstens des Französischen mächtig sein. Als Kleidung ist Zivilkleidung mit einer schwarz-gelben Armbinde – den Farben des Kaiserhauses – und dem Aufdruck ›Presse‹ vorgesehen. Die Berichterstatter sind zwar keine Angehörigen der k.u.k. Armee, sind aber dennoch deren Militärstrafergerichtsbarkeit und Disziplinarstrafgewalt unterstellt. Wer mit Angehörigen feindlicher Staaten oder deren Alliierten Kontakt unterhält, wird als Spion behandelt, was in der Regel die Todesstrafe nach sich zog.

Die Gesamtanzahl an Kriegsberichterstattern wurde zunächst mit 16 inländischen (acht aus der österreichischen, acht aus der ungarischen Reichshälfte) und 15 Personen aus dem verbündeten oder neutralen Ausland festgelegt. Dieser Rahmen sollte aber bald nach Kriegsausbruch völlig gesprengt werden, die Zahl der österreichischen Zeitungsberichterstatter wuchs auf 32, der ungarischen auf 24 und der ausländischen auf 48 an. Bedingt durch die Erweiterung des KPQ durch die Kunstgruppe, die Fotografen, die Filmschaffenden und die Theatergruppe wuchs die Mitgliederzahl des KPQ im Lauf des Krieges nahezu ins Unermessliche, alleine in der Kunstgruppe waren über 400 Kriegsmaler an allen Fronten vertreten.

Am 28. Juli 1914 erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, noch am selben Tag erfolgte in den Wiener Hotels *Spinne* und *Tegetthoff* die offizielle Gründung des KPQ durch Oberst Maximilian von Hoen (1867-1940), seines Zeichens Militärhistoriker im Kriegsarchiv. Das KPQ war eine Untergruppe des AOK, unterstand als Dienststelle unmittelbar dem Chef des Generalstabes Franz Conrad von Hötzendorf (1852-1925) und war dem entsprechend weisungsgebunden. Sowohl Befehlskette bzw. Subordination als auch Aufgaben waren genau umrissen: Dem

KPQ oblag die Leitung und Durchführung des gesamten militärischen Pressedienstes nach den Weisungen des AOK. Der Kommandant des KPQ hatte in ›wichtigen und richtungsgebenden Angelegenheiten‹ dem Chef des Generalstabs persönlich zu referieren; in weniger wichtigen Angelegenheiten und in Fällen der Zensur hatte er sich der Vermittlung des Pressereferenten der Operationsabteilung (Major im Generalstab Karl Schneller, 1878-1942; ab 1915 Hauptmann im Generalstab Edmund Glaise-Horstenau, 1882-1946) zu bedienen. Die Durchführung sämtlicher Aufgaben im KPQ hatte stets im Einvernehmen mit den einzelnen Gruppen des AOK zu erfolgen. Besonders aufschlussreich ist ein Zusatz für die Operationsabteilung des AOK betreffend der Dienstordnung des KPQ, wo zu lesen ist, dass eine möglichst enge Bindung des KPQ an das AOK angezeigt sei, um die Presse in planmäßiger und zielbewusster Weise zu beeinflussen. Schließlich liefen im AOK alle Fäden der Information zusammen. Aber: Über vertrauliche Nachrichten über die innere militärische Lage feindlicher Mächte und über eigene Pläne sollte die Öffentlichkeit möglichst lange in Zweifel gehalten werden.

Zunächst bestand das KPQ nur aus wenigen Mitgliedern: Dem Kommandanten Oberst Hoen, fünf Offizieren im Hauptmannsrang, einem Regimentsarzt, einem Kadetten und zwei Sektionsräten. Dazu kam eine nicht bekannte Anzahl von Kriegsberichterstattern, die nun langsam ins KPQ kamen, jeder einzelne wurde von Hoen genau unter die Lupe genommen. Zur Unterstützung dieser noch sehr kleinen Gründungsmannschaft wurden ganze zwei Stabskompanien gestellt und bereits am 11. August 1914 wurde das KPQ mit zwei Sonderzügen und vier Autos nach Dukla (heute Polen) verlegt. In Dukla, einem verschlafenen galizischen Dorf in vollkommener Abgeschlossenheit, durften die Journalisten zunächst nicht einmal ihr Quartier verlassen, die Wachmannschaft wurde sogar angewiesen, sie im Widerstandsfall mit der Waffe zu bedrohen. Dass diese Maßnahme doch ein wenig rigoros war, schien dann auch Hoen einzusehen, so wurde um das Dorf eine imaginäre Grenzlinie gezogen, welche die Kriegsberichterstatter nicht überschreiten durften. Direkt an die Front zu gehen wurde ihnen (vorerst) strengstens verboten. Damit bestand deren Aufgabe im Wesentlichen darin, die täglich aus dem AOK einlaufenden Heeresberichte zu kommentieren und auszugestalten, wobei teilweise Gefechte und Schlachten bis in alle Einzelheiten geschildert wurden, ohne dass der Betreffende je dabei gewesen wäre. Die Heeresleitung war damit der eigentliche Berichterstatter, oder wie es Klaus Mayer in seiner Dissertation zum Thema formuliert: »Aufgabe der Kriegsberichterstatter war es nun, die einlangenden spärlichen Nachrichten aufzuputzen, zurechtzumachen, zu verzieren, zu verbrämen, auszuwalken, zu kneten und möglichst schmackhaft zu machen, als sei der Kriegsberichterstatter weiß Gott wie gut unterrichtet«. Oder der Zeuge Karl Strobl: »Der Grundsatz im KPQ war, die Journalisten erst dann an der Front zuzulassen, wenn irgendwo eine Kriegshandlung zu einem deutlich wahrnehmbaren Erfolg geführt hatte, die erfolg-

losen Fronten waren tabu«. ¹ Oder wie Alexander Roda Roda (1872-1945), der seit 11. August 1914 für die *Neue Freie Presse* (Wien) als Kriegsberichterstatter im KPQ fungierte, festhielt:

»Der Offizier hat's gut, der darf an die Front. Wir müssen warten [...] was wir ahnen, oder über Umwege erfahren, heimberichten dürfen wir es nicht. Der Telegraph dient nur der Armee, unsere Briefe haben die Zensur zu passieren und dann über einen langen Bahnstrang. [...] Während draußen die aufregendsten Dinge geschehen, ist im Kriegspressequartier die Idylle wie am ersten Tag. Noch immer dürfen nur karge Nachrichten von uns ausgehen, damit dem Feind so wenig wie möglich über unser Heer verraten werde. Wir möchten manches gern sagen, weil es auch die Öffentlichkeit erfreute, aber die Zensur zäunt uns scharf«. ²

Im September wurde das KPQ wiederum verlegt, dieses Mal nach Poprad (heute Slowakei). Das KPQ sollte keinesfalls am selben Ort wie das AOK sein noch in der Nähe der Fronten, taktische und strategische Abläufe oder gar Geheimnisse sollten den Kriegsberichterstattern verborgen sein. In Poprad gliederte sich das KPQ in die Kommandantur und Adjutantur, die Kriegsberichterstattergruppe und das Platzkommando. Im Oktober wurde das KPQ nach Zsolna verlegt, in weiterer Folge nach Alt Sandec, im damaligen Kronland Galizien-Lodomerien (heute Polen und Ukraine). Am 10. November 1914 wurde das KPQ erstmals geteilt: Das Kommando wurde nach Teschen verlegt (heute eine tschechisch-polnische Grenzstadt); das Platzkommando, welchem die Berichterstatter angehörten, verlegte man wieder zurück nach Zsolna. Nun konnte man also sicher sein, dass die Berichterstatter die unzensurierten Berichte aus der Nachrichtenabteilung des AOK nicht zu sehen bekamen, denn die Zensur erfolgte nunmehr im Kommando des KPQ in Teschen, während die Berichterstatter in Zsolna saßen. Die Gruppe der Berichterstatter wurde nun wiederum aufgeteilt und verlegt, ein Teil verblieb in Zsolna (heute Slowakei), ein anderer kam nach Nagy Bisce (Bytča/Groß Bitscha, heute Slowakei), in weiterer Folge nach Mährisch-Ostrau. Die Kommunikationswege wurden demnach immer länger.

Die Ära Eisner-Bubna

Am 15. März 1917 wurde Maximilian von Hoen, mittlerweile Generaloberst, auf eigene Bitte als Kommandant des KPQ entlassen, er blieb jedoch Direktor (seit Dezember 1916) des Kriegsarchivs. Nun folgte die Ära des Oberst im Generalstab

1 Strobl 1928, 50; Mayer 1963.

2 Adalbert Stifter Verein 2003, Bd.1, 12f.

Wilhelm Eisner-Bubna (1875-1926) und der damit verbundene Aufstieg des KPQ was Quantität der Mitglieder, der Mittel und des Einflusses dieser Dienststelle betrifft. Bubna entwarf eine neue Dienstordnung mit Wirkung vom 15. Juli 1917, welche folgende Präambel hatte:

»Pressedienst ist Propagandadienst. Beide gehören zu den wichtigsten Mitteln, das Ansehen der Wehrmacht im In- und Auslande zu heben. Es ist die Pflicht, aller militärischen Stellen, der Tätigkeit des Kriegspressequartiers weitgehende Förderung angedeihen zu lassen. Dies gilt naturgemäß auch für die Frontberichterstattung durch die Kriegsberichterstatter.«

Nach der neuen Dienstordnung gliederte sich das KPQ in folgende Gruppen:

1. Kommandant, Stellvertreter und Adjutanten
2. Zensurgruppe
3. Inlandstelle
4. Auslandstelle
5. Propagandagruppe
6. Pressegruppe
7. Kunstgruppe
8. Lichtbildstelle
9. Filmstelle
10. I[talien-Propaganda]-Stelle
11. Kriegsberichterstattergruppe
12. Administrativer Apparat, bestehend aus Platzkommando, Kanzleidirektion, Archiv und Registratur.³

Bubna umriss die Aufgaben der einzelnen Gruppen und Körperschaften wie folgt: Dem Kommandanten oblag die Leitung des gesamten k.u.k. Kriegspressequartieres sowie dessen Vertretung nach außen. Er vertrat den Chef des Generalstabs Arthur Arz von Straußenburg (1857-1935) in Presse- und Propagandaangelegenheiten und war an diesen weisungsgebunden.

Der Kommandant-Stellvertreter hatte den Kommandanten in dessen Abwesenheit zu vertreten und zur besonderen Erledigung zugewiesene Agenden zu versehen. Der Adjutant war mit der Vermittlung des Parteienverkehrs beim Kommandanten betraut, sowie dem direkten Verkehr mit der In- und Auslandspresse über Weisung des Kommandanten. Des Weiteren oblagen dem Adjutanten über Weisung des Kommandanten sämtliche Personalangelegenheiten mit Ausnahme der Mann-

³ Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Kriegsarchiv (KA), AOK/KPQ (Armeeoberkommando/ Kriegspressequartier), Dienstordnung 1917, zitiert nach Schmölder 1965, 5.

schaftsdienstgrade. In der Zensurgruppe wurden – *nomen est omen* – alle Zensurangelegenheiten insbesondere alle Artikel und Telegramme der Kriegsberichterstatter abgewickelt.

Die Inlandstelle hatte eine Art Pressespiegel für alle höheren Kommandanten aus sämtlichen Inlandszeitungen anzufertigen. Des Weiteren war sie für die Leitung der Fronttheater, der Feldbücherei, des Feldzeitungswesens und dem Vertrieb von Filmen im Inland zuständig. Im April 1917 fiel die Zuständigkeit für die Fronttheater an ein selbstständiges Theater- und Musikreferat.

Die Auslandstelle fertigte Pressespiegel aus der Auslandspresse an und war für den Vertrieb von Filmen in das verbündete und neutrale Ausland zuständig.

Die Propagandagruppe stand in engem Kontakt mit der Pressegruppe, der Lichtbildstelle und der Kunstgruppe und hatte propagandistische Broschüren aller Art herzustellen. Des Weiteren war sie mit der Organisation von Kunstausstellungen betraut und verfasste den monatlichen Bericht über die Propagandatätigkeit des KPQ.

Die Pressegruppe oder auch ›redaktionelle Gruppe‹ beschäftigte sich mit der Verarbeitung des gesamten militärischen Nachrichtenmaterials zur Einflussnahme auf die in- und ausländische Presse. Der Leiter, Oberst Zaglauer, war nebenher auch Dichter unter dem Namen Auer Waldborn und scharte einen Stab von Literaten um sich, gegen die häufig der Vorwurf erhoben wurde, dass sie sich mehr mit Literatur als mit Politik beschäftigen würden.

Die Kunstgruppe bestand aus teils wehrpflichtigen und teils freiwilligen Künstlern wie Maler und Bildhauer, auf sie wird noch in einem eigenen Abschnitt besonders eingegangen. Der Kunstgruppe war die Bildersammelstelle nachgegliedert, welche für die Registrierung, Deponierung und Verwaltung jener Objekte diente, welche für Ausstellungen gesammelt wurden.

Die Lichtbildstelle hatte zu den redaktionellen Texten der Kriegsberichterstatter entsprechende Fotos zu liefern. Ebenso wurden Fotos an die Presse des verbündeten und neutralen Auslands verschickt, sowie Diapositive für Vorträge bereitgestellt.

Die Filmstelle, die vorher dem Kriegsarchiv unterstellt war, wurde 1917 dem KPQ einverleibt. Durch Filmvorführungen sowohl im In- als auch im verbündeten bzw. neutralen Ausland sollte die k.u.k. Armee in ein ›rechtes Licht‹ gerückt werden. Ferner hatte die Filmstelle die Feldkinos zu überwachen und das Amt der Zensurberatung bei der politischen Behörde für alle Filme auszuüben.

Die I-Stelle war für die Redaktion und Gestaltung der Zeitungen in den von Österreich-Ungarn besetzten italienischsprachigen Gebieten zuständig. Darüber hinaus hatte sie die Frontpropaganda mittels Flugschriften, Karikaturen und dergleichen zu unterstützen.

Die Kriegsberichterstattergruppe, also der eigentliche und ursprüngliche Kern des 1909 geplanten und 1914 gegründeten Kriegspressequartiers, gliederte sich in



Abb. 1 Der Bildhauer Wilhelm Gösser (1881-1966) bei der Arbeit.
 Quelle: Heeresgeschichtliches Museum (HGM), Wien.

die österreichische, ungarische, verbündete und neutrale Gruppe. Der Gruppenleiter hatte Reisen an die Front zu organisieren und die redaktionelle Gruppe durch die Sammlung von Meldungen der Kriegsberichterstatteer zu unterstützen.

Unter Eisner-Bubna wurde die gesamte Aufgabenaufstellung des KPQ in seiner Dienstordnung von 1917 neu definiert. Zu den umfassenden Aufgaben gehörten primär die positive Einflussnahme auf die in- und ausländische Presse in einem der k.u.k. Armee positiven Sinn; die prohibitive Tätigkeit als oberste militärische Zensurstelle, um alles der Kriegsführung und der k.u.k.-Armee Abträgliche hintanzuhalten; die Verbindung zwischen AOK und der Presse herzustellen; die Erhaltung der Fühlung mit den militärischen Pressestellen der verbündeten Staaten; die aktive Propaganda im In- und Ausland für das Heer und die Flotte; die Förderung aller Aktionen, die geeignet waren, das Ansehen der Monarchie zu mehren und in der Abwehr der gegen die Monarchie und ihrer Armee gerichteten feindlichen Propaganda. Dennoch war das KPQ auch nach den Reformen Eisner-Bubnas keineswegs allmächtig, denn es gab noch weitere Pressestellen, die dem KPQ nicht unterstellt waren, allen voran der Pressedienst des Kriegsministeriums; der Allerhöchste Pressedienst Kaiser Karls I. und die Pressedepartements im Außenministerium, im Ministerratspräsidium sowie der Statthaltereien und der Landesregierungen.

War man zu Kriegsbeginn noch bemüht, die Kriegsberichterstatter möglichst weit vom AOK und der Front fernzuhalten, erfolgte – nicht zuletzt auch wegen vieler Proteste derselben – nun unter Eisner-Bubna auch hier ein Paradigmenwechsel. Einzelne Journalisten wurden nunmehr zwar nicht bis an die vorderste Kampflinie geführt, aber wenigstens an die dahinter liegenden Schlachtfelder. Größere Exkursionen von Kriegsberichterstattergruppen wurden stets von Eisner-Bubna selbst oder seines Stellvertreters geleitet. plante man an einem bestimmten Frontabschnitt einen längeren Aufenthalt, so wurden »Exposituren« (Außenstellen) geschaffen, in welche teilweise auch Kriegsmaler und -fotografen eingegliedert wurden. Direkte Interviews von Kommandanten oder Soldaten an der Front durch die Kriegsberichterstatter waren per Befehl vom 28. November 1915 ohnehin verboten. Abgesehen davon waren die militärischen Befehlshaber angewiesen, Journalisten oder sonstigen Besuchern in militärischen Fragen keine Auskunft zu geben. Einerseits wollte man damit verhindern, dass militärische Geheimnisse nach außen drangen, andererseits wollte man ebenso wenig ob des Kampfverlaufes frustrierten Offizieren die Möglichkeit geben, sich über die Öffentlichkeit abfällig über die Kriegsführung zu äußern. Zensur fand also schon im Primärbereich statt. Erst mit fortschreitender Kriegsdauer und angesichts sowohl der Propaganda der Entente-Mächte als auch des verbündeten Deutschen Reiches gewährte man den Kriegsberichterstattern etwas mehr Einblick in das eigentliche Geschehen. So wurde am 29. Mai 1917 seitens des AOK angeordnet, dass dort, wo bedeutende Schlachten bevorstanden, die Journalisten in möglichst großer Zahl (aber auch unter möglichst rigoroser Aufsicht) vereinigt werden sollten und sie dahingehend zu informieren bzw. ihnen so viel zu zeigen sei, dass sie alle Blätter fortwährend mit Nachrichten versorgen könnten. Die Kommandos hatten sie dabei zu unterstützen, ebendiesen Kommandos oblag dann auch die Vorzensur der Berichte, ehe sie an die eigentliche Zensurstelle des KPQ weitergeleitet wurden. Man gab also den Presseleuten nun mehr Einblick, dafür wurde aber doppelt und dreifach zensuriert, auf das nur ja nichts über die gigantischen Verlustzahlen und Gebietsverluste der k.u.k. Armee bekannt werden konnte. Überhaupt flossen die Meldungen von den Fronten zu Kriegsbeginn nur spärlich, erst nach einer Woche kamen die amtlichen Kommunikés. Wie viel Raum das Kriegsgeschehen in den diversen Zeitungen einnahm, hing stark von den Ereignissen an der Front ab. Als man 1914 kurzfristig Belgrad einnahm, frohlockten die Zeitungen, als man aus der Stadt wieder vertrieben wurde, blieben sie stumm. Wenn sich die militärischen Niederlagen, gerade in den Jahren 1914 und 1915 nicht mehr verschweigen ließen, meldeten die Zeitungen dubiose, verkläusulierte und nichtssagende Sätze. Oder man schrieb eine Meldung ganz trocken, kurz und kommentarlos an einer unauffälligen Stelle. Erst mit dem Kriegseintritt Italiens 1915 waren die Berichterstattungen umfangreich und sehr bewegt, insbesondere was die Isonzoschlachten betrifft, übertraf sich die Wiener Presse in Siegesmeldun-

gen und zeigte unverhohlene Freude über die schweren Verluste Italiens und über den Umstand, dass Italien nun weiter denn je von seinen Kriegszielen entfernt sei. In weiterer Folge konnte man nur noch wenige Siegesmeldungen verbreiten, und die Kriegsberichterstattungen beschränkten sich auf Stimmungsberichte aus dem KPQ und den besetzten Gebieten. Erst nach dem ›Wunder bei Karfreit‹⁴ begann wieder eine rege Berichterstattung.

Die Kunstgruppe

Ein genaues Gründungsdatum der Kunstgruppe im KPQ ist nicht bekannt, gesichert ist, dass sie am 14. August 1916 nach Wien verlegt wurde, da sich von der Hauptstadt aus die Entsendung an die Front besser organisieren ließ. Die Kunstgruppe umfasste alle Kriegsmaler, Kriegsbildhauer und Kriegsphotografen, welche beim KPQ eingeteilt waren, die Fotografen wurden unter Eisner-Bubna aus der Kunstgruppe herausgelöst und bildeten dann die Lichtbildstelle. Die Kunstgruppe übersiedelte Anfang 1917 in das ›Nobelwirthshaus‹ nach Rodaun im Wiener Umland (heute XXIII. Wiener Gemeindebezirk), zeitgleich verlegte das gesamte Kommando des KPQ nach Wien. Wie es der Plan vorsah, gelangten vorerst nur ältere, schon bekannte Künstler, die nicht mehr wehrpflichtig oder kriegsdienstuntauglich waren, in die Kunstgruppe, wobei man sich von deren bereits vorhandenen Renommee eine gewisse Wirkung versprach. In weiterer Folge wurden aber auch junge, teilweise ganz moderne Künstler aufgenommen, deren verschiedener Stilistik gegenüber man sich relativ tolerant erweisen sollte.

Der Dienst als Kriegsmaler sah vor, dass der Künstler eine bestimmte Zeit, meist rund zwei Monate, an der Front arbeiten bzw. skizzieren sollte und dann zur Ausführung von größeren Werken bzw. Gemälden einen Arbeitsurlaub in das Hinterland erhielt. Im Gegensatz zu den Kriegsberichterstattern war es den Kriegsmalern schon von Kriegsbeginn an gestattet, Exkursionen an die Front zu unternehmen, da sie im Hinterland ja schlecht schneidige Motive vorfanden. Sie standen teilweise in den vordersten Kampflinien, aber doch in relativ sicherer Distanz; und hatten Armbinden mit dem Aufdruck Kunst oder KPQ zu tragen. Die Dienstleistung Wehrpflichtiger als bildliche Berichterstatter galt als Kriegsdienst, jedoch nicht als Felddienst. Daher mussten jene, die als Kriegsmaler zugelassen wurden, ausdrücklich vom Frontdienst enthoben werden. Jene, die z. B. bei einer Landsturmusterung für den Dienst an der Waffe für tauglich befunden wurden, erhielten erst die Einteil-

4 Beim ›Wunder von Karfreit‹, der 12. (und letzten) Isonzoschlacht oder auch Schlacht von Karfreit (dem heutigen Kobarid, Slowenien), italienisch Battaglia di Caporetto, gelang Ende Oktober 1917 der Durchbruch an der Italienfront, wobei die verbündeten österreich-ungarischen und deutschen Truppen bis an die Piave gelangten. Siehe die Beiträge von Ortner und Jordan in diesem Band.

lung zur Infanterie und wurden erst danach dem KPQ überstellt. Offiziere, die während des Kriegs bereits im aktiven Dienst gestanden hatten, trugen die Uniformen ihrer Einheiten und bezogen ihre entsprechenden Gebühren. Alle anderen, egal ob sie wehrpflichtig waren oder nicht, trugen Zivil, dazu die entsprechende Armbinde.

An der Front waren die Einheitskommandanten dazu angehalten, die Künstler weitestgehend aus der Feuerlinie herauszuhalten, damit diese unverletzt blieben und so die an der Front angefertigten Skizzen während der ihnen zustehenden Front- bzw. ›Arbeitsurlaube‹ in Form von Ölgemälden, Aquarellen etc. auch umsetzen konnten. Man konnte sich als KPQ-Aspirant dennoch relativ sicher sein, den Krieg heil zu überstehen, woraus die hohe Zahl an Bewerbern für die Kunstgruppe des KPQ zu verstehen ist. Dennoch gab es auch unter den Kriegsmalern Tote und Verwundete, wie etwa den bei Gorlice (Görlitz in Polen) gefallenen Grazer Maler Franz Hofer (1885-1915) oder den Zeichenprofessor und Entdecker Egon Schieles, Ludwig Karl Strauch (1875-1959), der schwer verwundet wurde.

Gemäß der Vorschrift des AOK vom 1. Jänner 1916, gezeichnet durch den Armeeoberkommandanten Feldmarschall Erzherzog Friedrich, sollten die Kriegsmaler im Feld von sich selbst aus »malerisch wirksame und interessante Motive aus dem Leben des Krieges« finden und wiedergeben.⁵ Landschaftsmaler waren zur Zeichnung von Stellungen und Gefechtsfeldern anzueifern; figurale Talente hingegen, die sich zu Schlachtenmalern eigneten, sollten möglichst Gelegenheit zur Beobachtung von Kampfszenen erhalten, wobei sich die Zuteilung zur Artillerie empfahl, wo sie persönlich nicht gefährdet waren, was die nicht gerade geringe Anzahl bildlicher Darstellungen aller Art von Geschützen meist in Feuerstellung erklärt, die sich heute in den Depots des Heeresgeschichtlichen Museums befinden. Neben landschaftlichen und kriegerischen Motiven sollten aber auch die militärischen Befehlshaber, Oberste und Generäle, nicht zu kurz kommen. Kriegsmaler, bei denen Talent für die Porträtmalerei festgestellt werden konnte, waren angehalten, die ›höheren Führer‹, besonders ausgezeichnete Offiziere, aber auch Mannschaftspersonen in angemessener Ausgestaltung im Porträt festzuhalten. Offiziere, die für ihre besondere Eitelkeit bekannt waren, wie etwa der General und spätere Feldmarschall Svetozar Borojević von Bojna (1856-1920), nutzten diese Direktiven weidlich aus und ließen sich gleich von mehreren Malern in mehreren Ausfertigungen porträtieren.

Das Bildmaterial, das die Künstler abzugeben hatten, durfte nur im Falle der Herstellung im Feld skizzenhaften Charakter haben. Die Werke mussten auf der Rückseite einen gut leserlichen Zettel mit dem Namen des Ausstellers, dem Titel des Werkes und dem Verkaufs- und Versicherungswert angeklebt tragen. Eine Bildersammelstelle wurde in der Akademie der bildenden Künste am Wiener Schillerplatz eingerichtet. Das in großer Quantität vollendete Material wurde nach Abgabe von

⁵ Vorschrift über die bildliche Berichterstattung im Kriege, k.u.k. Armeeoberkommando E-Nr. 4992, zitiert bei: Adalbert Stifter Verein 2003, Bd. 2, 8-12.



Abb. 2 Der Kriegsmaler Nikolaus von Schattenstein (1877-1954) porträtiert General Svetozar Boroević von Bojna. Quelle: HGM, Wien.

Pflichtexemplaren an das k.u.k. Kriegsarchiv und das Heeresmuseum zur Präsentation von Ausstellungen sowohl im Inland als auch im verbündeten oder neutralen Ausland verwendet. Die Kriegsbilderausstellungen waren ein vortreffliches Propagandamittel, die Einnahmen aus solchen Ausstellungen kamen wohltätigen Zwecken zugute. Die Werke gingen in die verschiedensten Kunstrichtungen, vom klassischen Akademikerstil bis zum radikalen Expressionismus war alles vorhanden. Alleine bis Mai 1917 wurden 26 Ausstellungen der KPQ-Kunstgruppe veranstaltet, davon vier in Wien, zwei in Budapest, zehn in anderen Städten der Monarchie, eine in Stuttgart und jeweils eine in Bern, Basel und Zürich. Dabei wurden insgesamt 7.441 Kunstwerke aller Art ausgestellt. Bis Kriegsende wurden insgesamt 40 Ausstellungen der Kunstgruppe des KPQ organisiert.

Eine besondere Rolle innerhalb der Vernetzungen zwischen KPQ, Bildersammelstelle, Heeresmuseum und den Künstlern der Kunstgruppe spielte Oberst Wilhelm John (1877-1934), der bereits ab 1903 als Konservator im k.u.k. Heeresmuseum tätig war und es ab 1909 als Direktor leitete. Mit der Kriegserklärung an Serbien wurde das Heeresmuseum für den öffentlichen Besuch geschlossen und John wurde ins KPQ überstellt, wo er in weiterer Folge die Leitung über die Kunstgruppe



**KUNSTAUSSTELLUNG DES
K·U·K·KRIEGSPRESSEQUARTIERS
IN DER KRIEGSAUSSTELLUNG
WIEN KAISERGARTEN 1916**

A. BEHOLD WEN 1916

Abb. 3 *Ausstellungsplakat des KPQ, Wien 1916.*
Quelle: HGM, Wien.

übernahm und auch für den ›Sammeldienst beim Heeresmuseum‹ verantwortlich wurde. In dieser Doppelfunktion als Leiter der Kunstgruppe des KPQ und Direktor des Heeresmuseums begründete John eine große Gemäldesammlung an Werken von Kriegsmalern wie Oskar Laske, Ferdinand Andri, Alexander Pock, Albin Egger-Lienz (siehe das Bildmotiv dieses Bandes), Karl Sterrer, Carl Fahringer, Anton Kolig, Wilhelm Thöny u. v. a., wobei er aber nicht bloß darauf wartete, was ihm die Bildersammelstelle in der Akademie der bildenden Künste am Wiener Schillerplatz an Material zuwies, sondern bereits von Kriegsbeginn an auch bei den Künstlern direkt ankauft. So konnte er die gesammelten Werke in einer Gemäldegalerie, welche 1923 eröffnet wurde, präsentieren. Darüber hinaus wurde er in seiner Doppelfunktion eine Art ›Schutzengel‹ für Künstler, welche sich in weiterer Folge in der Kunstgeschichte einen Namen machten, darunter Egon Schiele und Anton Faistauer. Diese bewahrte er vor einem Einsatz an der Front, indem er ihnen eine zumindest vorübergehende Tätigkeit bzw. Verwendung im Heeresmuseum verschaffte.

Aus heutiger Sicht kann geschätzt werden, dass John nach Kriegsende durch Zuweisungen der Sammelstelle, durch eigene Käufe über das Heeresmuseum und andere Wege einen Bestand von etwas mehr als 8.000 Gemälden, grafischen Arbeiten und bildhauerischen Arbeiten aus dem Ersten Weltkrieg zusammengetragen hatte. Bis zu seinem Tod 1934 war er damit beschäftigt, die Unmengen an Material zu sichten, zu registrieren und zu ordnen. Mit dem Einsetzen der alliierten Luftangriffe auf Wien ab Herbst 1943 wurden, wie bei allen Wiener Museen, die wertvollsten Bestände ausgelagert. Diese Maßnahmen erwiesen sich auch als zwingend notwendig, denn am 10. September sowie am 11. Dezember 1944 wurde das Arsenal⁶ und der Südbahnhof von alliierten Bomberverbänden derart stark in Mitleidenschaft gezogen, dass nicht nur das Museumsgebäude, sondern auch zahlreiche Depots von Bomben getroffen und stark beschädigt bzw. zerstört wurden. Gegen Ende des Krieges, vor allem im Verlauf der Schlacht um Wien vom 3. bis 23. April 1945 wurde das Arsenalgelände ebenso schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Auslagerungsorte (Schloss Seebarn, Burg Ottenstein, Schloss Stiebar, Bad Aussee) lagen teilweise in der russischen Besatzungszone und wurden sowohl von der Roten Armee als auch von der einheimischen Bevölkerung geplündert. Es dauerte teilweise bis 1949, bis die sowjetischen Entscheidungsträger der Besatzungszeit die Mitarbeiter des Heeresgeschichtlichen Museums überhaupt an die ausgelagerten Objekte, bzw. das, was davon übrigblieb, heranließen. So ging der überwiegende Teil der Kriegsbildersammlung, die John zusammengetragen hatte, in den Wirren des Zweiten Weltkriegs verloren. Heute ist vom ursprünglichen Bestand höchstens noch ein Viertel vorhanden.

6 Das ausgedehnte Wiener Arsenal war Waffenfabrik, Waffendepot, Kaserne und beherbergt damals wie heute das Heeresgeschichtliche Museum.

Theater- und Musikreferat

Im April 1917 entwickelte sich aus der Inlandsstelle heraus ein eigenes Theater- und Musikreferat. Die Entsendung von Ensembles hauptsächlich an die Front und in die besetzten Gebiete war von Kriegsbeginn an Usus, unter Eisner-Bubna wurden diese nun auch in das verbündete und neutrale Ausland geschickt. Dort waren die Ensembles aber weitgehend unbeaufsichtigt, und so wurde im Dezember 1917 ein Kunstbeirat gebildet, dem Theaterfachleute und -direktoren angehörten. Vor dem Abgang des Ensembles hatten die Mitglieder dem Kunstbeirat im Rahmen einer Generalprobe das Stück vorzuführen. In einem Gutachten bestätigte der Kunstbeirat dann die Qualität des Ensembles – oder auch nicht. Man stellte den Ensembles nunmehr auch einen Begleitoffizier bei, der vom Kommando des KPQ bestimmt wurde und das Ensemble beaufsichtigen sollte, welches aus nicht mehr als zehn Mitgliedern bestehen durfte. Dieser Bestimmung gegenüber erwies man sich tolerant, teilweise spielten Ensembles mit bis zu 24 Mitgliedern an den Fronten. Bezüglich der Konzertensembles galten die gleichen Bestimmungen wie für die Theaterleute. Die Programmgestaltung sah so aus, dass vorwiegend heitere Stücke gespielt wurden, wie Operetten, Kabarets, Sing- und Tanzspiele; ernste Stücke wurden tunlichst vermieden. Diese Vorgehensweise ging bisweilen ins Infantile, so wurden auch Kasperltheater an der Front aufgeführt. Die Fronttheateraufführungen waren bei den Soldaten jedenfalls hochbeliebt, teilweise wurden ganze Sonderzüge eingesetzt, um die Truppen von den vordersten Kampflinien in die Etappenräume zu bringen. Das KPQ hatte im Kriegsverlauf 18 Fronttheaterensembles im ›Einsatz‹, was dem Bündnispartner nicht wirklich recht war: Die Monarchie solle sich mehr mit Kämpfen als mit Theaterspielen beschäftigen, lautete der Vorwurf aus dem Deutschen Reich.

Film und Foto

Die Chance, an Hand des noch relativ jungen Mediums Film die Massen günstig im Sinne der Monarchie zu beeinflussen, wurde von den Verantwortlichen schon früh erkannt. Schon im August 1914 wurden auf Anregung Hoens mit drei Wiener Firmen (*Sascha*, *Österr.-ungar. Kinoindustriegesellschaft* und der *Wiener Kunstfilm*) Verträge abgeschlossen. Die Kriegsfilmpropaganda war vorerst beim Kriegsarchiv angesiedelt, ab 1. November 1915 wurde sie dem KPQ unterstellt. In der Filmstelle des KPQ wurden so genannte ›Film-Trupps‹ gebildet, die aus wehrpflichtigen Kinofachleuten bestanden. Sie stellten die Filmaufnahmen an der Front, im Etappenraum und im Hinterland her. Des Weiteren wurde ein so genanntes ›kinematographisches Laboratorium‹ aufgestellt, welches einerseits die Filme entwickeln und gleichzeitig die militärische Kontrolle über die Aufnahmen zu gewährleisten

hatte. Als seitens der Filmstelle herzustellende Propagandafilme wurden definiert: die wöchentlich erscheinenden ›Sascha-Kriegswochenschauen‹ (mit dem sperrigen Titel *Österreichischer Kino-Wochenbericht vom nördlichen und südlichen Kriegsschauplatz*, ab 1915 wurden sie *Kinematographische Kriegsberichterstattung* und danach *Sascha-Kriegswochenbericht* genannt); monatlich mindestens ein großer künstlerisch gestalteter Kriegsfilm; ein monatlich erscheinender Kriegsfilm, wobei die Länge noch in Meter angegeben wurde (300 bis 400 Meter) der die Tätigkeit in einem Kriegsgefangenenlager oder in einem besetzten Gebiet zeigte sowie Aufnahmen aus der Kriegsindustrie und aus der Landwirtschaft. Die Filmtrupps wurden angehalten, an die vordersten Kampflinien heranzugehen, um an Ort und Stelle ihre Aufnahmen zu machen, durften jedoch nur im Bereich der eigenen Truppen und der eigenen Verwaltungsbezirke drehen. Die Aufsicht über die Filmtrupps oblag Offizieren sowie erholungsbedürftigen Fliegeroffizieren, die eine drei- bis vierwöchige Schulung bei der Filmstelle des KPQ zu absolvieren hatten.

Die Filmtrupps selbst waren an der Front jedoch offenbar nicht gerne gesehen, so musste in einem Befehl vom 19. Dezember 1917 extra darauf hingewiesen werden, den Angehörigen der Filmstelle jede nötige Unterstützung sowie Unterkunft und Verpflegung zuteilwerden zu lassen. In einer kommissionellen Besprechung zu Angelegenheiten der Kriegsfilmpropaganda wurde der Inhalt der zu produzierenden Filme erörtert. Den Stoff für die Filmpropaganda sollten kriegerische Ereignisse, Gefechtsaktionen, kulturelle Leistungen der Truppen an der Front und im Etappenraum, allgemeine volkswirtschaftliche Motive und die landschaftlichen Schönheiten der Monarchie bilden. Besonders hervorgehoben wurde aber auch, dass die Filmpropaganda auch der dynastischen Propaganda dienen sollte. Alle Mitglieder der Filmstelle sollten von dem Gesichtspunkt ausgehen, das Vertrauen der Bevölkerung in die Wehrkraft der Monarchie zu heben und das Ansehen der k.u.k. Armee nach Möglichkeit zu erhöhen. In verschiedenen Erlässen wurde festgehalten, dass Kriegsfilme nur gezeigt werden durften, wenn sie nichts enthielten, was der rauen Wirklichkeit allzu nahe kam und geeignet war, herabzustimmen. Daher wurden in manchen Fällen gestellte Szenen von der Zensur bevorzugt, während allzu reale Szenen aus militärischen bzw. ästhetischen Gründen beschlagnahmt wurden.

Eher stiefkindlich wurde zu Kriegsbeginn der Bereich der Fotografie behandelt. So gab es im Juni 1915 gerade einmal elf Fotografen im gesamten Armeebereich, die zu allem Überfluss auch noch für private Zwecke knipsten und ihre Aufnahmen, die meist aus dem Etappenbereich stammten, für teures Geld an das KPQ verkauften. Um diesen unhaltbaren Umstand zu ändern, wurde im Juni 1915 – spät, aber immerhin – eine Neuregelung beschlossen, die vorsah, dass jedem Armeekommando sowie den im Verband deutscher Armeen stehenden Korpskommandos ein wehrpflichtiger Fotograf oder Illustrator zugeteilt werden sollte. Zentralstelle für die militärische Foto-Propaganda war der Pressedienst des Kriegsministeriums, der



Abb.4 Ein Kriegsfotograf am Kirchenplatz von Asiago, Venetien.
Quelle: HGM, Wien.

allerdings dem KPQ unterstellt war. Die Fotografen im Armeebereich setzten sich aber immer noch aus den Kriegsphotografen der Kunstgruppe des KPQ einerseits sowie Wanderfotografen des k.u.k. Militärgeographischen Instituts und Amateurfotografen andererseits zusammen. Die Heranziehung der Aufnahmen von Amateurfotografen war zur Unterstützung der Bilderpropaganda gedacht und oblag ausschließlich dem Pressedienst des Kriegsministeriums. Noch komplizierter ging es eigentlich nicht mehr. In weiterer Folge wurde bei jedem Armeekommando eine Fotostelle eingerichtet. Allen Fotografen wurde die direkte Einsendung von Bildern oder Negativen an illustrierte Zeitungen verboten. Um dem Wildwuchs Herr zu werden, wurde beim Pressedienst des Kriegsministeriums eine zentrale Bilderzensurstelle, unter Zuziehung von Organen des KPQ und des Kriegsarchivs, eingerichtet.

Dann endlich, im August 1917, konnte sich Eisner-Bubna gegen das Kriegsministerium durchsetzen und erreichen, dass sämtliche mit der Bildpropaganda zusammenhängende Tätigkeiten und die Zuständigkeit für das Personal dem KPQ übergeben wurden. Dadurch wurde die ja bereits vorhandene Lichtbildstelle des KPQ erweitert und ausgebaut, die Produktion von Fotos nahm einen merkbaren Aufschwung. Sie wurde dadurch die einzige mit Fotos arbeitende Propagandastelle für Österreich-Ungarn im In- und Ausland und erwirkte einen maßgeblichen Einfluss auf die Gestaltung der illustrierten Presse. Das Material erhielt sie durch die Armeefotostellen, durch Einsendung von Amateurfotografien und durch die Arbeiten der von der Lichtbildstelle entsandten Fotografen. Die Zensur der Aufnahmen erfolgte durch das KPQ, außer von jenen Bildern, die von den Fotostellen der Armeekommanden einlangten. Die wurden nämlich schon dort zensuriert.

Aufnahme und Ansehen der Mitglieder des KPQ

Wie bereits erwähnt, waren 1909 lediglich 31 Kriegsberichterstatter zur Aufnahme in das KPQ vorgesehen. Im weiteren Verlauf des Krieges explodierte diese Zahl jedoch geradezu, vor allem unter Eisner-Bubna; und zwar nicht bloß in der Gruppe der Kriegsberichterstatter, sondern vor allem auch der Kunstgruppe im KPQ. Beispielgebend für das Aufnahmeverfahren in das KPQ und das Ansehen seiner Mitglieder soll an dieser Stelle der Kriegsmaler und Leutnant der Reserve Alexander Pock (1871-1950) sein, der zu Kriegsbeginn bereits 43 Jahre alt war. Pock rechnete wohl kaum damit, mit diesem Alter noch an die Front zu müssen; doch rechnete auch in der ganzen Monarchie niemand damit, dass die k.u.k. Armee am Ende des Jahres 1914 die schier unglaubliche Zahl von 1.268.696 Verluste an Toten, Verwundeten oder Kriegsgefangenen zu verzeichnen hatte. Angesichts dessen schickte das AOK turnusmäßig als Personalersatz sogenannte Marschformationen

und Landsturm im Ausmaß von 863.000 Mann an die Fronten. Der Landsturm musste größtenteils erst einberufen werden und war schlecht bis überhaupt nicht ausgebildet bzw. ausgerüstet. Bestimmt für den Dienst im Hinterland wie etwa für Bewachungsaufgaben, war für den Landsturm lediglich eine Adjustierung mit blauen Friedensuniformen vorgesehen gewesen. Als es jedoch die hohen Personalverluste im Kriegsverlauf notwendig machten, auch Landsturmformationen in die Stellungsgräben zu schicken, fanden sich diese Männer in ihren blauen Uniformen, oder sogar in Zivil mit einer schwarz-gelben Armbinde, an der vordersten Front wieder.

So erhielt auch Alexander Pock Anfang 1915 seinen Einberufungsbefehl als Leutnant beim Landsturm; und wie es beim Landsturm in Hinblick auf Ausrüstung und Ausbildung bestellt war, wird Pock wohl bekannt gewesen sein. Trotz seines Ausscheidens aus der Armee bereits vor dem Krieg sollte er also nun als Landsturm-Leutnant an die Front – es wurde demnach für ihn höchste Zeit, sich als Kriegsmaler zum Kriegspressequartier zu melden. So stellte er am 31. Jänner 1915 ein schriftliches und dringendes Gesuch an das Armeeoberkommando mit der Bitte um Aufnahme in das Kriegspressequartier, da, wie er schrieb und doppelt unterstrich, »die Militärmalerei mein Beruf ist«. Das Problem an der Sache freilich war, dass die Posten im KPQ bereits längst vergeben waren. Überhaupt wurde das KPQ scheel bebüget, da ja ursprünglich geplant war, dass lediglich kriegsdienstuntaugliche Soldaten im KPQ Dienst versehen sollten. Die diensttauglichen Soldaten sollten nach dem verlustreichen ersten Kriegsjahr an die Front mit der Waffe in der Hand – nicht ins »sichere« Kriegspressequartier – und Pock als zwar ehemaliger, aber dennoch ausgebildeter Leutnant der Reserve schien für diesen Dienst an der Waffe doch besonders geeignet. Nur logisch erscheint somit ein Schreiben des Armeeoberkommandos vom 4. Februar 1915, in dem Pock in knappen Worten beschieden wurde, dass die Höchstzahl in der Kunstgruppe des Kriegspressequartiers erreicht sei, und: »Neuaufnahmen finden dermalen nicht statt«. Schlechte Aussichten also für den Künstler. Doch Pock hatte, wie viele andere auch, »Beziehungen« – und Pock wusste seine Kontakte zu nutzen, so aussichtslos seine Situation Anfang 1915 auch war. So ist im Kriegsarchiv ein Dankschreiben Pocks an einen nicht näher genannten General erhalten, in dem er meldet, vom KPQ die Zuteilung als Kriegsmaler erhalten zu haben, und sich dabei wörtlich »tausendmal« für das »machtvolle Einschreiten« des Herrn Generals bedankt. Doch Pock konnte sich auch im weiteren Verlauf des Krieges nicht völlig sicher sein, der »Knochenmühle« zu entgehen, denn den ursprünglichen Bestimmungen nach kamen als Soldaten für das KPQ ja nur »kriegsdienstuntaugliche Personen« in Frage. Ausnahmen davon bedurften einer ministerialen Genehmigung, um die sich nicht wenige bemühten. Die stetig steigende Zahl an Mitgliedern im KPQ bewog Kaiser Karl I. 1916, einen neuen Musterungsbefehl anzuordnen. Der Publizist Karl Lustig Prean (1892-1965) schilderte den Vorgang mit Ironie:

»Alle Kriegsberichterstatter wurden gemustert, unbarmherzig, und fast alle Soldaten einrückend gemacht; die Offiziere hatten es noch schwerer. Einen Berichterstatter zog man an der Front in 3000 Meter Höhe aus einer Hütte, einen fing man im tiefsten Ungarn, einen fast achtzigjährigen ungarischen Kriegsmaler machte man einrückend. Der kaiserliche Zorn, unbarmherzig, verlangte Opfer und Rodaun war entvölkert«. ⁷

Die Betroffenen sahen in der ganzen Aktion einen Racheakt jener Kräfte, die in der Kriegsberichterstattung eine Salonangelegenheit sahen, zumal das KPQ in jenem bereits weiter oben erwähnten »Edelgasthaus in Rodaun« residierte. Das AOK benötigte jedenfalls angesichts des verlustreichen Kriegsverlaufs Soldaten. Es gab permanente Musterungen für den Landsturm; alles, was auch nur halbwegs aufrecht gehen und eine Waffe abfeuern konnte, wurde in den Schützengraben geschickt. Trotzdem entging Pock allen diesen Landsturmusterungen, egal ob im Herbst 1915 oder im Winter 1916, wo er in beiden Fällen auf dem Dienstweg erneut »als zum Dienst mit der Waffe geeignet« befunden und »beim gemeinsamen Heere«, also der österreichisch-ungarischen Armee, als LandsturMLEUTNANT eingeteilt wurde.

Nun wurde es selbst Pocks Mentor, dem »Herrn General«, zu bunt, der nach dem dritten Versuch, Pock aus dem KPQ und damit an die Front zu holen, deutliche Worte an das k. u. k. Landesverteidigungsministerium richtete:

»Pock ist 45 Jahre alt und einer der wenigen Künstler, die sich schon im Frieden als Soldatenmaler betätigt haben. Während seiner Dienstleistung im Kriegspressequartier hat er ganz hervorragend gearbeitet und bei der Kriegsbilderausstellung einen großen Erfolg errungen. Ich bitte daher, von seiner Ernennung zum LandsturMLEUTNANT abzusehen und ihn wieder dem Kriegspressequartier behufs Verwendung als Kriegsmaler zur Verfügung stellen zu wollen«.

Was dann auch geschah, Pock blieb bis Kriegsende im KPQ, die Front als kämpfender Soldat blieb ihm erspart. Geschichten wie jene des Alexander Pock gibt es zuhauf. Oft zählte nicht die Profession des Einzelnen, sondern seine Beziehungen, um im KPQ zu landen, wo man sich doch relativ sicher sein konnte, den Krieg heil zu überstehen. Damit haftete den Soldaten des KPQ stets der Schatten eines Drückebergers an, sowohl in der k.u.k. Armee, als auch in der Öffentlichkeit.

7 Adalbert Stifter Verein 2003, Bd. 1, 14 (alle weiteren Zitate stammen aus diesem Text).

Das Ende

Je mehr sich abzuzeichnen begann, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war, desto betriebsamer wurden die Tätigkeiten des KPQ. Dies lag einerseits an der hyperaktiven Persönlichkeit Eisner-Bubnas, andererseits an der zunehmenden Propagandatätigkeit der Entente-Mächte, auf die es jeweils zu reagieren galt. Im Herbst 1918, als sich bereits eine allgemeine Kriegsmüdigkeit in der Bevölkerung und die Auflösung der Monarchie abzeichnete, wurden immer noch propagandistische Großprojekte in Angriff genommen, so sollten noch jede Menge Broschüren gedruckt und Ausstellungen präsentiert werden, was durch das Kriegsende letztlich verhindert werden sollte. So erfolgte in den letzten Monaten die Auflösung des KPQ. Ein Befehl vom 9. Juli 1918 machte den Anfang, die Dienststelle in Rodaun wurde aufgelassen, das Personal teilweise in das AOK und das KPQ-Kommando nach Wien überstellt, welches am 25. September 1918 in das Hotel *Majestic* in die Canovagasse übersiedelte. Am 29. Oktober wurde eine Neuorientierung beantragt, nach der die Propagandagruppe und die Berichterstattergruppe aufgelöst wurden. Die Arbeiten der Propagandagruppe musste teilweise von der redaktionellen Gruppe übernommen werden, welche vorerst noch bestehen blieb und angewiesen wurde, den feindlichen Nationen gegenüber aus Rücksicht auf hinkünftige Diplomatie nach und nach einen versöhnlicheren Ton anzuschlagen. Die ausländischen Kriegsberichterstatter wurden entlassen, die inländischen wurden dem Platzkommando zugewiesen. Mehrere Zeitschriften des KPQ wurden wegen Papiermangel entweder ganz eingestellt oder auf bloße vier Seiten reduziert. Die Filmstelle wurde angewiesen, bei der Beruhigung der Bevölkerung in »vorsichtiger und geschmackvoller Form«⁸ mitzuwirken. Die Lichtbildstelle hatte die sukzessive Umwandlung mit einer Privatfirma anzubahnen. Die rein militärisch-bildliche Berichterstattung wurde eingestellt. Die Theatergruppen wurden angewiesen, vor allem bei den tschechischen und südslawischen Truppen für eine Vermehrung der Unterhaltungspropaganda zu sorgen. Der Personalstand der Kunstgruppe wurde im September 1918 abermals stark dezimiert, bevor sie am 29. Oktober ganz aufgelöst wurde. Das KPQ sollte, so der Plan, auch nach Kriegsende weiterbestehen, in einer »spezifisch österreichischen Form«,⁹ wie diese genau aussehen sollte, blieb jedoch offen. Letztendlich wurden Bildstelle und Bildersammelstelle am 1. Dezember 1918 in das Heeresmuseum eingegliedert, vier Tage später stellten die In- und Auslandsstelle des KPQ ihre Tätigkeit ein. Das Kommando und Platzkommando des KPQ stellte am 15. Dezember 1918 ihren Dienst ein und übergaben die geräumten Kanzleien dem Militärkommando Wien, wodurch das KPQ aufgehört hatte zu existieren. Der spätere Direktor des Wiener Volkstheaters, Karl Lustig-Prean von Preanfeld (1892-1965), der als Kadett bereits bei der ersten, zehnköpfigen Gründungsmannschaft

8 ÖStA, KA, AOK, KPQ, Fasz. 86 fol. 398, 29. Oktober 1918, zitiert nach Mayer 1963, 19.

9 ÖStA, KA, AOK, KPQ, Fasz. 1-44, Reservatsbefehl Nr. 93, 23. Oktober 1918.

des KPQ mit von der Partie war und bis Kriegsende bleiben sollte schilderte die Auflösung des KPQ in nostalgischer Weise:

»Das Kriegspressequartier trat mit dem alten Österreich-Ungarn ab; unbeweint, dennoch nicht völlig wertlos, keine der schlechtesten Erinnerungen an österreichische Improvisierungskunst. Die Akten wurden zu Rauch und Asche, die Mitarbeiter reisten in alle Welt.«¹⁰

An Persönlichkeiten, seien diese bereits zu Kriegszeiten oder erst danach berühmt geworden, mangelte es dem Kriegspressequartier und/oder in dessen Wirkungskreis angesiedelten Dienststellen wie Kriegsarchiv, Kriegsfürsorgeamt, Heeresmuseum etc. nicht. Klingende Namen wie Albert Paris Gütersloh, Alfred Kubin, Egon Erwin Kisch, Robert Musil, Leo Perutz, Alice Schalek, Hugo von Hofmannsthal, Alexander Roda Roda, Ferenc Molnár, Robert Michel, Franz Werfel, Stefan Zweig, Rainer Maria Rilke, Albin Egger-Lienz, Anton Faistauer, Anton Kolig, Ferdinand Andri, Alexander Demetrius Goltz, Oskar Laske, Karl Friedrich Gsur, Ludwig Heinrich Jungnickel, Alexander Pock, Oskar Kokoschka, Alfred Hollitzer, Ludwig Hesshaimer, Fritz Ulreich, Oswald Roux, Ludwig Heinrich Jungnickel, Egon Schiele und Adolf Helmberger werden in diesem Zusammenhang immer wieder genannt, auch wenn oft nicht gesichert ist, ob sie tatsächlich und belegt Mitglieder des KPQ waren oder bloß in dessen Dunstkreis wirkten. Es existieren heute mehrere Namens- und Präsenzstandlisten des KPQ, die unvollständig sind und sich stark voneinander unterscheiden, eine exakte Anzahl der beim KPQ und seiner Untergruppen beschäftigten Personen war bislang nicht festzumachen. Die zusammengefasste Anzahl wird etwa bei Wikipedia mit 550 Künstlern und Journalisten festgesetzt, Wladimir Aichelburg nennt alleine an Kriegsmalern 451 Namen. Eine dem Autor vorliegende Auflistung mit dem Titel *Präsenzstand der Mitglieder des Kriegspressequartieres 1914/1918* beinhaltet 346, eine weitere Liste aus den Beständen des Kriegsarchives 668 Personen; Klaus Mayer kam in seiner Dissertation auf einen Höchststand von 880. Die Untersuchung der genauen biografischen Verhältnisse und Zusammenhänge der einzelnen Personen und dem KPQ ist zukünftiger Forschungsarbeit vorbehalten; auf jedes einzelne Schicksal dieser Menschen einzugehen, würde den Rahmen dieses Essays bei weitem sprengen.

Die österreichische Propaganda im Vergleich zu anderen Staaten

Sowohl Hoen als auch Eisner-Bubna beklagten sich stets und nicht zu Unrecht darüber, dass dem KPQ viel zu wenig finanzielle Mittel zur Verfügung standen,

¹⁰ Prean 1920, 4.

jedenfalls gemessen an den Propagandamitteln, die den entsprechenden Behörden des Deutschen Reichs oder der Entente-Mächte zur Verfügung standen. Österreich-Ungarn blieb damit in seiner Propagandatätigkeit während des gesamten Kriegsverlaufs weit hinter den vorgenannten zurück. Die Ententemächte legten größten Wert darauf, einander gegenseitig zu schmeicheln und Aufmerksamkeiten zu erweisen. Selbst marginale militärische Erfolge eines Mitglieds der Entente fanden bei den verbündeten Staaten positivsten Wiederhall. Die Meldungen über England, Frankreich und die USA wurden größtenteils dem Bündnispartner Deutschland überlassen, wie überhaupt eine enge Zusammenarbeit zwischen KPQ und dem Berliner Kriegspresseamt bestand. Weitere für Propaganda zuständige Behörden im Deutschen Reich waren die am 5. Oktober 1914 gegründete Zentralstelle für den Auslandsdienst, die am 1. Juli 1916 ins Leben gerufene ›Militärische Stelle des Auswärtigen Amtes‹ (MAA) und das am 30. Jänner 1917 gegründete ›Bild- und Filmamt‹ (BUFA). Die propagandistischen Hauptmotive Deutschlands waren die Zurückweisung jeglicher deutscher Kriegsschuld, die Rechtfertigung für den Einmarsch in Belgien, die Verunglimpfung der Russen als ›kulturlose Barbaren‹ und die Anprangerung des englischen Imperialismus. Mit dem ›Nachrichtenbureau der Reichsmarine‹ verfügte die deutsche Flotte über einen eigenen Propagandaapparat. Die deutschen Behörden ließen Journalisten aus dem neutralen bzw. verbündeten Ausland von Kriegsbeginn an zu, deren Berichte unterlagen jedoch einer rigorosen Zensur. Anders als in Österreich-Ungarn durften Kriegsberichterstatter aber Interviews mit höheren Offizieren der deutschen Armee führen.

Auch in Frankreich bediente man sich mittels der *Maison de la Presse*, gegründet im Februar 1916, intensiver Propaganda. Zentraler Begriff und Bedeutung hatte der ›sale boche allemand‹, also ›der schmutzige deutsche Bosch‹ – kurz ›Boche‹ und seine Gräueltaten in Frankreich selbst, vor allem aber in Belgien. Diese stellten sich nach dem Krieg freilich zum überwiegenden Teil als erfunden oder zumindest stark übertrieben heraus.

Spitzenreiter in Effizienz der Propaganda war mit Sicherheit Großbritannien. Bereits im August 1914 wurde dort auf Regierungsweisung von Schatzkanzler David Lloyd George (1863-1945) das *War Propaganda Bureau* (WPB) im *Wellington House* gegründet. Im Februar 1917 wurde es in Department of Information umbenannt, im März 1918 ging schließlich daraus das *Ministry of Information* hervor. Die Institution, die vorerst geheim gehalten wurde, wickelte die gesamte militärische, innenpolitische und die Rekrutierungs- und Ernährungsangelegenheiten betreffende Propaganda ab. Ziel der englischen wie auch der französischen Propaganda war vor allem das Deutsche Reich, dem man die alleinige Schuld am Krieg zuschrieb, weniger Österreich-Ungarn, zumindest vorerst. Das WPB ließ sogar eigene Kriegsberichterstatter erst ab 1915 an den Fronten zu und produzierte im gesamten Kriegsverlauf weit über 1.000 Pamphlete. Die Bildsprache englischer

Propaganda bediente sich vor allem der Metapher des ›Hunnen‹ als Sinnbild deutscher Brutalität und des preußischen Militarismus. Zentrale Themen waren der deutsche Einmarsch in Belgien, die Versenkung des britischen Passagierdampfers *Lusitania* oder die Hinrichtung der in Brüssel arbeitenden englischen Krankenschwester Edith Cavell (1865-1915), die alliierten Soldaten die Flucht aus dem besetzten Belgien ermöglicht hatte. Diese Ereignisse gaben immer wieder Anlass, die Deutschen als Barbaren und Monster zu charakterisieren, die gnadenlos unschuldige Zivilisten töteten oder in der Rüstungsindustrie die Arbeiter wie Sklaven mit Peitschen antrieben.

Zu Beginn des Jahres 1917 wurde darüber hinaus auch das *Crewe House* gegründet, eine Propaganda-Agentur und Abteilung des *Department of Information*, welche nun auch Österreich-Ungarn aufs Korn nahm. Vertreter des *Crewe House* reisten nach Italien und leisteten dort eine eigentlich nicht wirklich notwendige Überzeugungsarbeit hinsichtlich der Unterdrückung der Nationalitäten in der Habsburgermonarchie. Darüber hinaus knüpften sie Kontakte mit Polen, Tschechen, Südslawen und Rumänen in Österreich-Ungarn und gründeten mit ihnen eine ›interalliierte Propaganda-Kommission‹ im italienischen General-Hauptquartier. Diese begann Mitte April 1918 mit der Publikation einer wöchentlich erscheinenden Schrift in den entsprechenden Sprachen. Zu erreichen gedachte man damit, die nicht-deutschen Soldaten der k.u.k. Armee zum Überlaufen oder gar zur Sabotage zu bewegen.

Die Verteilung der Schriften in Millionenaufgabe und in bis zu zehn Sprachen wurde von der italienischen Armee übernommen. Da es dann im Herbst 1918 tatsächlich eine Menge Überläufer und Deserteure in der k.u.k. Armee gab, heftete sich das *Crewe House* zumindest einen Teil des Sieges der Alliierten in der Schlacht von Vittorio-Veneto Ende Oktober/Anfang November 1918 an seine Fahnen. Ähnliche Aktionen mit ähnlicher Effizienz sind aus österreichisch-ungarischer Sicht bzw. aus dem Umfeld des KPQ nicht bekannt: Gegeben mag es sie haben, Belege dafür gingen 1918 wohl in Rauch auf.

Literaturverzeichnis

Adalbert Stifter Verein 2003 = Adalbert Stifter Verein (Hg.): ›Musen an die Front!‹

Schriftsteller und Künstler im Dienst der k.u.k. Kriegspropaganda 1914-1918 (2 Bd.), München 2003.

HGM 1971 = Heeresgeschichtliches Museum/Militärwissenschaftliches Institut (Hg.):

›Fliegen 90/71‹ (Katalog zur Ausstellung, 2 Bd.), Wien 1971.

HGM 2002 = Heeresgeschichtliches Museum (Hg.): ›Nicht größer als eine Ameise‹ – Oskar

Laske und der Erste Weltkrieg (Katalog zur Sonderausstellung), Wien 2002.

- HGM 2012 = Heeresgeschichtliches Museum/Militärhistorisches Institut (Hg.): Alexander Pock – Militärmalerei als Beruf (Ausstellungskatalog), Wien 2012.
- John 1923 = John, Wilhelm (Hg.): Katalog der Kriegsbildergalerie des Österreichischen Heeresmuseums, Wien 1923.
- Krumpöck 1999 = Krumpöck, Ilse: Suffragetten oder Flintenweiber? Kriegsmalerinnen im Ersten Weltkrieg, in: Viribus Unitis. Jahresbericht 1998 des Heeresgeschichtlichen Museums, Wien 1999, 44-54.
- Krumpöck 2007 = Krumpöck Ilse: Anton Faistauers ›militärische Nichtsnutzigkeit‹ (Schriftenreihe zu Anton Faistauer und seiner Zeit, hg. v. Anton Faistauer Forum), Maishofen 2007.
- Mayer 1963 = Mayer, Klaus: Die Organisation des Kriegspressequartiers beim k.u.k. AOK im Ersten Weltkrieg 1914-1918 (phil. Diss.), Wien 1963.
- Ortner 2013 = Ortner, M. Christian: Die k.u.k. Armee und ihr letzter Krieg, Wien 2013.
- Popelka 1981 = Popelka, Liselotte: Vom ›Hurra‹ zum Leichenfeld – Gemälde aus der Kriegsbildersammlung 1914-1918, Wien 1981.
- Prean 1920 = Prean, Karl Lustig Prean von Preansfeld: Aus den Geheimnissen des Kriegsarchivs, in: Neues Wiener Journal (Nr. 9519) vom 7. Mai 1920.
- Schmölzer 1965 = Schmölzer, Hildegund: Die Propaganda des Kriegspressequartiers im Ersten Weltkrieg 1914-1918 (phil. Diss.), Wien 1965.
- Strobel 1928 = Strobl, Karl Hans: Geschichten und Bilder aus dem KPQ (Kriegspressequartier), Wien 1928.

Feindbilder von Japan im ›Westen‹ versus Feindbilder vom ›Westen‹ in Japan am Beispiel von Bildpostkarten von 1900 bis 1945

SEPP LINHART

Nach seiner durch US-amerikanische Kanonenboote erzwungenen Öffnung in den Jahren 1853-54 machte Japan zwei erstaunliche Entwicklungen durch. Erstens gelang es ihm, eine rasche Industrialisierung durchzuführen, so dass es bereits nach dem Ersten Weltkrieg zu den führenden Industriestaaten der Welt zählte, was umso bemerkenswerter war, als dieses Industrialisierungsprogramm fast zur Gänze von der eigenen Bevölkerung, vor allem von den Bauern durch sehr hohe Grundsteuern finanziert wurde. Zweitens schaffte es Japan nach dem Beispiel der westlichen imperialistischen Staaten in Ostasien durch kriegerische Auseinandersetzungen sein eigenes Imperium aufzubauen und ebenfalls in die erste Reihe der Kolonialreiche vorzustoßen.

Diese beiden Prozesse gingen Hand in Hand. Die Industrialisierung war dringend notwendig, um durch den Aufbau einer Waffenindustrie vom Ausland unabhängig die Kriegsmittel für seine imperialistischen Unternehmungen herstellen zu können, und die Kriege waren notwendig, um sich im Ausland die in Japan nicht im notwendigen Umfang vorhandenen Rohstoffe zu sichern und sich gleichzeitig Absatzmärkte für seine industriellen Produkte zu erschließen. Angesichts dieser *fukoku kyōhei* – ›ein reiches Land durch eine starke Armee‹ – genannten Politik, war es kein Wunder, dass Japan nach der Meiji-Restauration von 1867-68 bis zu seiner Kapitulation nach den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki und dem Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan im August 1945 fast permanent in militärische Auseinandersetzungen involviert war. In einem Zeitraum von nur fünfzig Jahren führte Japan mit allen militärischen Großmächten der Welt Krieg: mit dem kaiserlichen China (1894-95), dem zaristischen Russland (1904-05), dem wilhelminischen Deutschland (1914), abermals mit dem nun republikanischen China (1931-1945), mit der UdSSR (1938-39 und 1945), und schließlich mit den USA, Frankreich, Großbritannien und deren Verbündeten (1941-1945). Das in diesen Kriegen eroberte japanische Imperium umfasste bis 1931 neben den nach

Anmerkung: In diesem Aufsatz werden die japanischen Personennamen in der in Japan üblichen Reihenfolge Familienname – Vorname verwendet.

der Meiji-Restauration rasch ins Mutterland inkorporierten Gebieten Hokkaidō, den Kurilen-Inseln (1875 Abtausch mit Russland gegen Sachalin), den Bonin-Inseln (1876) und den Ryūkyū-Inseln (1878) die Kolonien Taiwan (ab 1895), die Kwantung-Halbinsel in China mit dem wichtigen Hafen Port Arthur sowie Südsachalin (ab 1905) und Korea (ab 1910), ab 1914 die ehemalige deutsche Kolonie Kiautschou mit der Stadt Tsingtao, die 1922 unter amerikanischem Druck an China zurückgegeben wurde, die ehemals deutschen Kolonien in der Südsee Marianen, Karolinen, Marshall-Inseln und Palau (ab 1914), und schließlich die Manjurei als ›Marionettenstaat‹ Manchukuo (ab 1931). Die japanischen Kriegseroberungen ab 1937 sind dabei noch nicht angeführt.¹

Bei all diesen militärischen Unternehmungen war es wichtig, die eigene Bevölkerung dafür zu begeistern, was mit einer Unmenge an Propagandamaterial bewerkstelligt wurde. Gleichzeitig wurde in den Ländern, mit welchen Japan sich im Kriegszustand befand, mit allen möglichen Mitteln gegen Japan mobil gemacht. Ich möchte in diesem kleinen Beitrag ein visuelles Medium vorstellen, das in der Kriegspropagandaforschung noch wenig Beachtung gefunden hat, auch wenn es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicherlich zu den wichtigsten Bildmedien gehörte, die in Kriegszeiten Verwendung fanden: die Bildpostkarte.² Die illustrierten Postkarten wurden von privaten Unternehmen herausgegeben, die sich in Kriegszeiten wegen des hohen Interesses der Konsumenten am jeweiligen Krieg von diesen Druckerzeugnissen gute Gewinne versprochen. Dabei interessiert mich besonders, welches Bild von Japan während der Kriege im Westen vermittelt wurde und welches Bild vom Westen auf japanischen Postkarten zu finden ist. Man kann vermuten, dass die gezeichneten Bilder in gewisser Weise den Bildern in den Köpfen der Käufer relativ gut entsprachen, weil die Verlage wohl nur mit solchen Karten Gewinne machen konnten. Postkarten mit Bildern auf der Rückseite und zunächst nur der Adresse auf der Vorderseite gab es ansatzweise in Deutschland und Österreich-Ungarn ab etwa 1870, richtig populär wurden die Postkarten aber erst ab 1896. In Japan wurden Postkarten mit Bildern auf der Rückseite ab 1900 gestattet. Die Jahre von 1896 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bilden auch die goldene Zeit der Bildpostkarten. Im Zweiten Weltkrieg noch sehr stark für Propagandazwecke eingesetzt, wurde danach der Themenkreis der Bilder sehr stark eingeschränkt und das Medium politisch immer bedeutungsloser. In diesem kurzen Aufsatz möchte ich Karten aus einzelnen westlichen Ländern und aus Japan in den

1 Zur Geschichte des japanischen Imperialismus vgl. Linhart 2010b.

2 Ich verwende hier absichtlich den Ausdruck Bildpostkarte, weil der Begriff Ansichtskarte Assoziationen von Ansichten schöner Landschaften und interessanten Baudenkmälern hervorruft. Tatsächlich wurden in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz aber auf den Ansichtskarten Bilder von allem und jedem abgedruckt, so dass der Ausdruck Bildpostkarte die Situation besser wiedergibt. In der Philatelie und Deltologie ist der Ausdruck Bildpostkarte allerdings für amtlich ausgegebene Postkarten mit Bildeindruck reserviert.

Mittelpunkt stellen, was nicht heißt, dass es in den nicht genannten Ländern nicht zur Ausgabe von Ansichtskarten kam.³

Die ›Gelbe Gefahr‹

Das erste militärische Motiv, das auf westlichen Postkarten über Japan stark präsent ist, ist das von der ›Gelben Gefahr‹, ein Schlagwort, das ja bekanntlich vom deutschen Kaiser Wilhelm II. 1895 geprägt wurde. Der Kaiser bekam angesichts des japanischen Erfolges über China im Sino-Japanischen Krieg 1894-95 vor allem Angst vor einer künftigen Allianz Chinas und Japans unter japanischer Führung, die sich gegen Europa richten könnte.⁴ Die Tripelintervention Russlands, Frankreichs und Deutschlands gegen die japanischen Gebietsgewinne von China im April 1895 war demnach aus europäisch-imperialistischer Sicht zur Schwächung Japans nur konsequent. Doch bereits beim Boxeraufstand im Jahr 1900 war Japan den Westmächten ein willkommener Bündnispartner gegen die ›unbotmäßigen‹ Chinesen, die nun ihrerseits zur ›Gelben Gefahr‹ mutierten. Als 1904-05 Japan gegen Russland Krieg führte, war natürlich wiederum Japan die ›Gelbe Gefahr‹. Das Label wurde je nach Weltlage entweder an China oder an Japan oder auch an beide Mächte vergeben.

Im Boxeraufstand kam es zur bekannten Intervention von acht Mächten, nachdem nicht nur zahlreiche chinesische Christen, sondern auch Ausländer, darunter ein deutscher und ein japanischer Diplomat, von Anhängern der im Westen ›Boxer‹ genannten sozialen Protestbewegung ermordet worden waren. Deutschland und Österreich-Ungarn entsandten nur kleine Truppenkontingente mit weniger als 1.000 Mann, Japan hingegen schickte mit über 20.000 Mann das bei weitem größte, gefolgt von Russland und Großbritannien. Zahlreiche deutsche Ansichtskarten⁵ berichten zumeist in humorvoller Weise von dem Konflikt – die Chinesen wurden anscheinend als Kriegsgegner nicht ernst genommen. Auf vielen dieser Ansichtskarten sind die Vertreter der acht Nationen, darunter immer auch ein Japaner, im Kampf mit dem chinesischen Drachen zu sehen. Nur eine Karte mit dem Titel *Japan als Vorkämpfer* ist völlig anders. Auf der Boxerkarte Nr. 7 aus dem Verlag Dr. Eysler & Co. G.m.b.H. in Berlin, entworfen im Jahr 1900 von F. Zuttner, kämpft ein

3 Für einen Überblick über westliche Bildpostkarten zu den japanischen Kriegen 1900 bis 1945 vgl. Linhart 2005a.

4 Er entwarf sogar ein Gemälde, das er vom Historienmaler Hermann Knackfuß ausführen und an alle gekrönten Häupter Europas verteilen ließ. Betitelt *Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!* zeigt die allegorische Darstellung bewaffneter Sinnbilder für die europäischen Staaten mit einem Engel mit Schwert an der Spitze, die von einem hohen Felsen aus wie die Wacht am Rhein eine Lichtfigur, die einer Buddhasstatue ähnlich ist, beobachten.

5 Da mir kein Archiv für oder eine öffentliche Sammlung von Ansichtskarten der besprochenen Art bekannt ist, verwende ich für diesen Aufsatz nur Bildpostkarten aus meiner eigenen Sammlung. Das detaillierte Abbildungsverzeichnis findet sich am Ende des Beitrages.

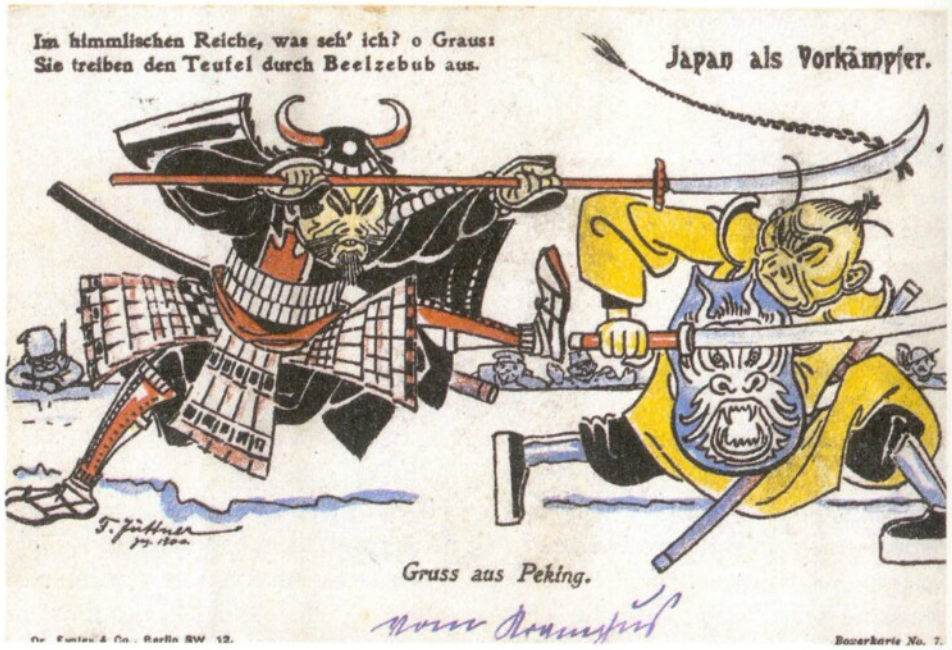


Abb. 1 Antijapanische deutsche Postkarte Japan als Vorkämpfer.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

japanischer Samurai in Rüstung gegen einen Chinesen (Abb. 1). Ein kurzer Spruch

»Im himmlischen Reiche, was seh' ich? O Graus:
Sie treiben den Teufel durch Beelzebub aus«

vermittelt eine kritisch-skeptische Sichtweise vom japanischen Engagement gegen China. Den Japanern sei nicht zu trauen, immerhin handelt es sich bei ihnen genauso um »Gelbe« wie bei den Chinesen. Eine ähnliche Sichtweise kommt in einer französischen Postkartenserie *Le Péril Jaune* von T. Bianco zum Ausdruck. Aus dem »himmlischen Reich« (»empire céleste«) strömen unzählige bewaffnete Chinesen unter der Führung des japanischen Kaisers Meiji zu sechs Betten, in welchen die Führer der europäischen Großmächte zunächst schlafen und dann nach und nach aufwachen.⁶ Auf einer weiteren französischen Karte wird für ein Domino-Spiel *Le Péril Jaune* geworben. Die Karte zeigt die Länder China, Korea und Japan und darüber den Kampf eines Drachen gegen einen Adler mit Krone. Erfinder des Spieles ist ein gewisser E. Labbé aus Montrouge (Seine). Eine andere französische Karte im Prägedruck mit dem Titel *L'Avenir* stellt links ein sinkendes Schiff »Europe« dar

6 Linhart 2005a, Nr. 15.

und rechts einen Drachen »L'Asie«, während im Hintergrund die Sonne aufgeht.⁷ Japanische Bildpostkarten, die sich mit der Boxer Rebellion beschäftigen, sind mir nicht bekannt, doch gibt es zahlreiche bunte Einzelblattdrucke (Lithographien), die von den Ereignissen in China berichten und meist die japanischen Streitkräfte heroisieren.

Der Russisch-Japanische Krieg

Waren die Bildpostkarten zum Boxer-Aufstand noch eher seltene Ausnahmen gewesen, so werden solche zum Russisch-Japanischen Krieg nun Massenware. Vor allem in Frankreich, damals mit Russland verbündet, während Japan seit 1902 mit Großbritannien verbündet war, erschienen zahllose Karten, die entweder über den Kriegsverlauf berichteten, bekannte Persönlichkeiten der kriegsführenden Staaten darstellten oder sich über den Krieg oder einen der Kriegsgegner lustig machten. Diese Karikaturen, in welchen naturgemäß die Japaner schlecht abschnitten, heruntergemacht und verhöhnt wurden, zeigen den Krieg auch als eine Auseinandersetzung zwischen der ›gelben‹ und der ›weißen Rasse‹, und jetzt natürlich Japan als die ›Gelbe Gefahr‹. Eine zentrale Figur bei der Produktion der zahlreichen französischen Bildpostkarten zu diesem Krieg ist ein ausgezeichnete Kenner Japans, Georges Bigot (1860-1927), der von 1882 bis 1900 in Japan wirkte und als einer der Väter der japanischen Karikatur gilt. Bigot hatte große Sympathien für das japanische Volk, aber er hasste das Militär, die Polizei und die autoritären Politiker. Als ein Höhepunkt seiner Kritik am japanischen Imperialismus ist die Ansichtskarte *Le Rêve* (›Der Traum‹) zu werten: Auf einer im Meer schwimmenden Weltkugel steht ein japanischer Soldat mit einem blutbefleckten Schwert in seiner Rechten. Die nördliche Halbkugel bildet das »Empire d'Asie«, ganz offensichtlich unter japanischer Herrschaft. Im blutgefärbten Meer treiben jede Menge Totenschädel und im Hintergrund geht die Sonne auf, so dass die gesamte Karte in gelbes Licht getaucht ist. Japan, das Land des Sonnenaufgangs, träumt davon, ganz Asien militärisch zu beherrschen und ein riesiges Imperium zu errichten.⁸ Die japankritischen Karten von Bigot waren offensichtlich so treffsicher, dass sie auch in Russland herausgegeben wurden mit zusätzlichen Beschriftungen in russischer Sprache, aber ohne Nennung des Namens des Künstlers.⁹ Die sonstigen russischen Karten von diesem Kriege sind gering an der Zahl und wenig interessant. Anscheinend unterschätzte man den Gegner Japan in jeder Hinsicht und versprach sich wohl auch von Japan herabsetzenden Ansichtskarten wenig Nachfrage.

7 Linhart 2005a, Nr. 18.

8 Linhart 2005a, Umschlag und Nr. 36.

9 Linhart 2005a, Nr. 37-39.

Auch andere französische Karikaturisten wie T. Bianco, B. Lavigne, E. Muller oder Orens zeichneten die japanische Militärmacht sehr kritisch. Insbesondere wurde Kaiser Meiji, der Tennō, immer wieder als blutrünstiger Schlächter dargestellt,¹⁰ ähnlich wie im Pazifischen Krieg (1941-1945) vierzig Jahre später dessen Enkel Hirohito von den Amerikanern. Diese Personalisierung, die Festmachung des Gegners an einer einzigen Person, ist natürlich ein besonders beliebtes und wirksames Mittel der Karikatur.

Neben den Karikaturen wurden in vielen Ländern Europas zahlreiche informative Bildpostkarten aufgelegt, die einerseits die Heerführer der beiden Nationen, ihre militärische Stärke, ihre bunten Uniformen bzw. den Kriegsverlauf zeigten. Außer auf Bildpostkarten wurden entsprechende Illustrationen auch auf Werbekarten, die verschiedenen Produkten beigelegt waren, gedruckt und anscheinend begeistert gesammelt, ähnlich den heutigen Sammelbildern, die zu Fußballweltmeisterschaften und Olympischen Spielen erscheinen.

Auf den englischen Bildpostkarten wird Russland gerne als Bär, ›der russische Bär‹, dargestellt, ein Tier, das ob seiner Größe und Kraft beinahe unangreifbar und unbesiegbar erscheint. Trotzdem gelingt es auf vielen Karten einem jugendhaften Japan immer wieder, diesen riesigen Bären zu zähmen, tanzen zu lassen oder irgendwie zu besiegen.¹¹ Eine entsprechende Tiermetapher für Japan ist – im Gegensatz zu Russland – zum Zeitpunkt des Russisch-Japanischen Krieges anscheinend noch nicht allgemein verbreitet. Immerhin wird Japan auf einigen wenigen Karten als Tiger gezeichnet, der es wagt, den russischen Bären anzugreifen,¹² obwohl es in Japan, anders als in Korea, keine natürlichen Tigervorkommen gibt. Im Vergleich mit späteren Tiermetaphern für Japan kann man den Tiger aus europäischer Sicht als durchaus ehrenhaft und als einen Ausdruck des Respekts vor Japan bezeichnen.

Den Ansichtskarten aus Österreich-Ungarn und Deutschland zu diesem Krieg merkt man an, dass diese beiden Staaten sich nicht bei der Auseinandersetzung engagierten wie Frankreich. Die Karten sind einfach humorvoll, wobei der Humor wenig Tiefgang hat. Auf einer österreichischen Karte des Verlags BKWI (Brüder Kohn Wien I) verzehrt ein Japaner einen »Russen«, also einen sauren Hering. Das Gegenstück bildet ein Russe, der einen Knochen abnagt – »Der Russe verzehrt Ja-Baner!«. ¹³ Ärgerlich, weil man ihnen anmerkt, wie völlig egal ihren Produzenten der Krieg im Fernen Osten eigentlich ist, sind eine Reihe von Ansichtskarten mit darauf abgedruckten Karten vom ›Kriegsschauplatz‹ aus dem gleichen Verlag, auf welchen wahrscheinlich lustig klingende Ortsnamen verzeichnet sind wie »Pantscherei« (wienerisch für ›Mischerei‹; soll vermutlich an Manjurei anklingen),

10 Linhart 2005a, Nr. 41-44.

11 Linhart 2005a, Nr. 21-24, 30-32.

12 Linhart 2005a, Nr. 100.

13 Linhart 2005a, Nr. 96 und 97. ›Russen‹ ist die in Österreich übliche Bezeichnung für ›Kronsild‹ (auch ›Russische Sardine‹); ›Baner‹ oder ›Bana‹ bairisch-österreichisch für ›Gebeine‹ oder ›Knochen‹.

»Muk-tseng-nit« (›Muckst euch nicht!‹, also ›Rührt euch nicht!‹, bezieht sich wohl auf die Stadt Mukden), »Krakehler-Bai« (›Nörgler Bucht‹, keine Assoziation zu einem Ortsnamen feststellbar, eventuell ist die Korea-Bucht gemeint); »Ui-do-schau« (›Ach, da schau!‹, für das deutsche Pachtgebiet Kiautschau/Jiaozhou), die von der »Mir-san-mir« (›Wir sind wir‹; keine Assoziation nachvollziehbar)-Mentalität – auch das ist einer der Ortsnamen – im damaligen Wien Zeugnis ablegen. Sich über eine einem nicht vertraute Sprache – in diesem Fall das Chinesische und Koreanische – lustig zu machen, ist wohl Humor aus der untersten Schublade.

Von größerem Interesse zu sein als diese humoristischen Auswüchse scheint mir, dass Karten zum Russisch-Japanischen Krieg, ob humorvoll oder informativ, zumindest in Russland, Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Spanien, Italien, Großbritannien, Schweden, Hongkong und den USA, wahrscheinlich aber in noch mehr Ländern verlegt wurden. Daraus lässt sich das globale Interesse an diesem Konflikt zwischen je einem Vertreter Europas und Asiens gut ablesen.

Was spielte sich in Japan selbst ab? In Japan gab es ab dem Jahr der Zulassung von Ansichtskarten einen nationalen Ansichtskarten-Boom, der bis in die Zwanziger- und Dreißiger-Jahre des 20. Jahrhunderts anhielt. Zum Russisch-Japanischen Krieg erschienen daher eine Fülle von Postkarten mit heroischen Bildern japanischer Soldaten, aber auch Ansichtskarten, die die gegnerischen Russen verhöhnten. Diese standen ganz in der Tradition ebensolcher Holzschnitte, wie sie schon während des Sino-Japanischen Krieges 1894-95 erschienen waren und die populäre Holzschnittproduktion, die damals wegen der neu aufgekommenen Bildmedien – vor allem der Lithographien – ihrem Ende zuzuging, noch einmal beflügelte. Das gleiche Muster wiederholte sich während des Russisch-Japanischen Krieges: neben Holzschnitten vom Kampfgeschehen mit berühmten japanischen Helden, meist als Triptychen im Format 75 Zentimeter breit und 37 Zentimeter hoch hergestellt, und ebensolchen Lithographien, wurden auch während des Russisch-Japanischen Krieges zahlreiche Karikaturen von Kobayashi Kiyochika und von Baidō Hōsai aufgelegt, auf welchen die Russen äußerst schlecht wegkamen. Viele dieser Karikaturen wurden dann in ähnlicher Form auch als Ansichtskarten gedruckt, allerdings ohne den langen japanischen Text, der auf den Holzschnitten zu finden ist, aber mit einem kurzen Titel in Englisch. Offensichtlich wandten sich diese Karten auch an ein internationales Publikum oder zumindest an westliche Besucher Japans.

Auf vielen japanischen Karten wird die vermeintliche Feigheit der russischen Truppen betont. So zeigt eine Karte im Hochformat einen japanischen Kommandanten auf einem Hügel stehend durch den Feldstecher die russischen Truppen beobachtend. Sein Kommentar lautet: »Look, how they run away. We never saw such cowards«, während auf einer anderen Karte derselben Serie japanische Kavallerie auf zurückgelassene russische Fahnen stößt, wozu es heißt: »So great was their hurry to get away, that they left even their colours behind«. Auf einer Karte der



Abb. 2 Antirussische japanische Postkarte *Hoisting the Russian Bear*.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

Serie *Hyakusen hyakushō* (›Laughing stock‹, wortwörtlich eigentlich ›Hundert Mal gewählt, hundert Mal gelacht‹) mit dem Titel *The great disturbance of the Vrajios-tock* flüchtet eine russische Familie angesichts der in den Hafen von Wladiwostock einlaufenden japanischen Flotte, nicht ohne die Flaschen mit Alkohol mitzunehmen. Eine Serie mit Schattenfiguren macht sich über den russischen Bären oder den russischen Adler lustig. Auf einer Karte, *Hoisting the Russian Bear*, stemmt ein japanischer Soldat einen russischen Bären in die Luft, während die anderen Bären davonlaufen (Abb. 2). Was an den Russen von den Japanern ebenfalls kritisiert wird, ist deren angebliche Nachlässigkeit angesichts der Kriegslage. Auf einer Karte besuchen russische Generäle und Admiräle eine Theateraufführung, während zugleich russische Schiffe von den Japanern versenkt werden und auf einer zweiten (B 4 einer aus mehr als 40 Karten bestehenden Serie) Karte tanzen im unteren Teil japanische Soldaten wohl auf der eingenommenen Kwantung-Halbinsel, während die russische Militärführung eine Balletttänzerin bewundert. Die russische Armee wird als schwach und ineffizient dargestellt, doch manchem Helden, wie dem russischen Admiral Makaroff wird sehr wohl auch Ehre bezeugt, wenn er auf der Karte *Two heroes in the next world* (B 28) gemeinsam mit dem japanischen Nationalhelden Kommandant Hirose auf dem Weg in die Unterwelt gezeigt wird. Freilich überwiegen Darstellungen von japanischen Helden wie Admiral Tōgō (*Russian war-ships*

easily crashed by admiral Tōgō, B 35), der Modelle russischer Kriegsschiffe auf seinen Knien zerbricht (Abb. 3). Japan wollte gegen Russland einen ›zivilisierten‹ Krieg führen, um sich derart die Achtung der Welt zu erwerben. Russische Kriegsgefangene wurden so gut wie möglich behandelt, denn angesichts der noch immer geltenden ungleichen Verträge wollten die Japaner nicht als rückständig und unkultiviert gelten. Dem entsprechen auch die Bildpostkarten vom Krieg, auf welchen vor allem die angebliche japanische Tapferkeit und der japanische Heldenmut in den Vordergrund gestellt werden. Obwohl die Russen als feige und schlechte Kämpfer kritisiert werden, gibt es zum Zeitpunkt des Russisch-Japanischen Krieges keine japanischen Bildpostkarten, auf welchen die Gegner über Gebühr verhöhnt und beschimpft worden wären. Das sollte Karten in späteren Kriegen vorbehalten bleiben, die man, beginnend mit dem Ersten Weltkrieg, beileibe nicht mehr als ›edle Kriege‹ bezeichnen konnte.

Der Kampf um Tsingtau gegen Deutschland

Die erwähnte Tripelintervention Russlands, Frankreichs und Deutschlands von 1895 gegen ein Festsetzen der Japaner in China mit Hilfe des Stützpunkts Liaodong-Halbinsel (Port Arthur) war nicht uneigennützig gewesen. Russland selbst pachtete 1898 die Halbinsel für 25 Jahre, Frankreich pachtete im gleichen Jahr die Bucht von Guangdong in Südchina, die ein Teil von Französisch-Indochina wurde, und Deutschland besetzte 1897 die Bucht von Jiaozhou (deutsche Umschrift: Kiautschou oder Kiautschau) und pachtete sie ein Jahr später für 99 Jahre. Die Tripelintervention hatte nicht wie vorgegeben der Rettung Chinas vor dem imperialistischen Japan gegolten, sondern der Sicherung der imperialistischen Interessen der drei intervenierenden europäischen Kolonialmächte in China.

Deutschland wollte sein ›Schutzgebiet Kiautschou‹ mit dessen Hauptstadt Qingdao (deutsche Umschrift: Tsingtau oder Tsingtao) zu einer Musterkolonie machen, doch dauerte die deutsche Präsenz in China nur sechzehn Jahre. Japan sah nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Europa eine günstige Gelegenheit gekommen, in der Bucht von Jiaozhou selbst Fuß zu fassen und sich für die als Schmach empfundene Tripelintervention zu revanchieren. Es stellte am 10. August 1914 Deutschland das Ultimatum, alle Kriegsschiffe aus Ostasien abzuziehen und Qingdao an Japan zu übergeben. Nach Ablauf des erfolglosen Ultimatus begannen japanische Schiffe Qingdao am 27. August 1914 anzugreifen, doch die Deutschen ergaben sich nach heftiger Gegenwehr der japanischen Übermacht erst am 7. November 1914.

Deutschland hatte bereits nach der Tripelintervention von 1895 in Japan einen sehr schlechten Ruf, die heutzutage bei Gedenkjahren immer wieder beschworenen großartigen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan waren von 1895 bis

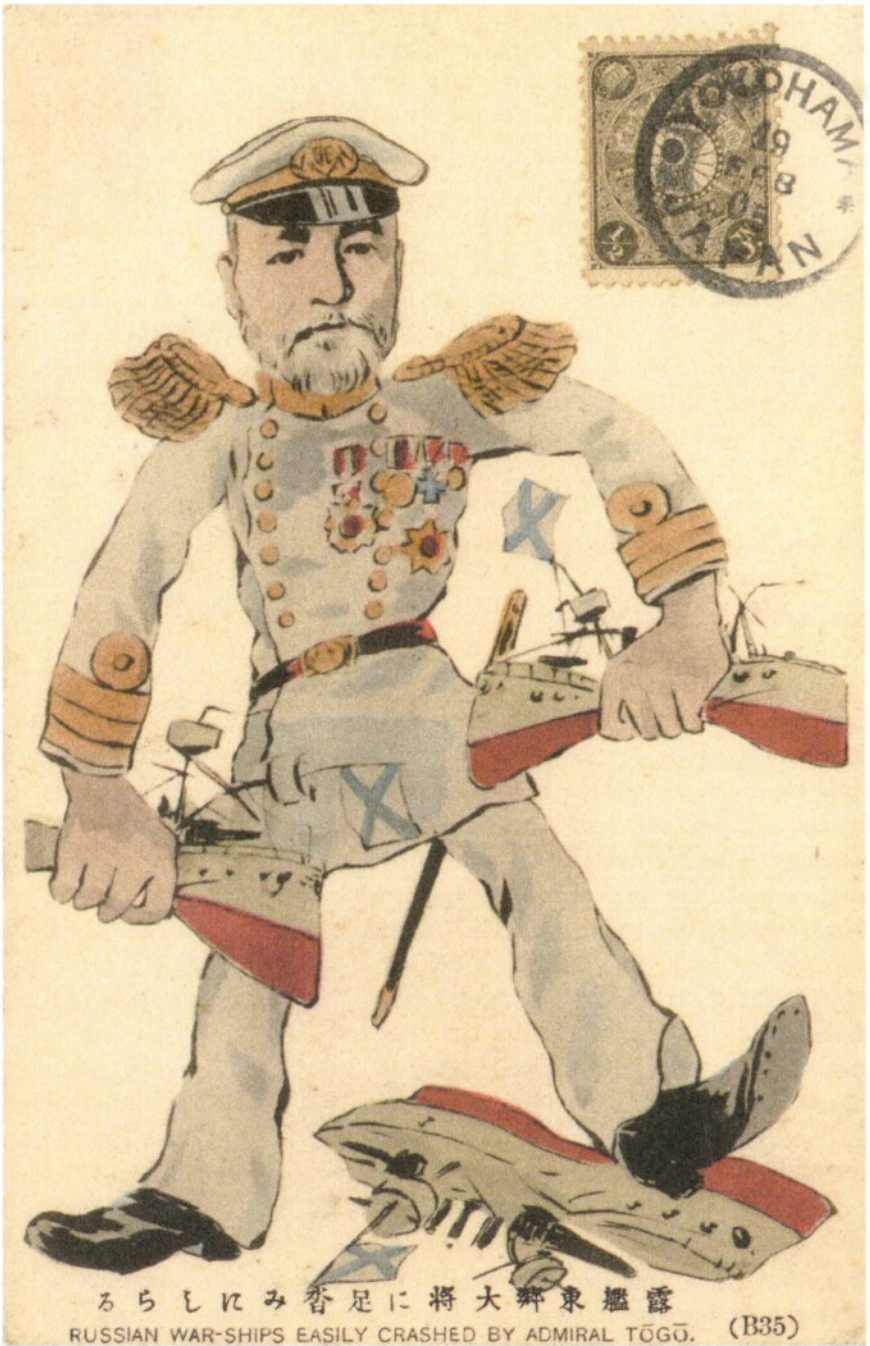


Abb. 3 Antirussische japanische Postkarte Russian war-ships easily crashed by Admiral Tōgō. Quelle: Privatbesitz des Autors.

1918 völlig am Boden, und erst Ende der Zwanziger Jahre und verstärkt nach dem Austritt Japans aus dem Völkerbund 1932, näherten sich die beiden Staaten wieder einander an. In Deutschland trug die *Anglo-Japanese Alliance* von 1902 zu einer Entfremdung von Japan bei. Hatten allerdings während des Russisch-Japanischen Krieges 1904-05 noch viele Deutsche Sympathie mit Japan empfunden, so war das spätestens nach dem japanischen Ultimatum an Deutschland endgültig vorbei.

Etlliche der zahlreichen in Deutschland während des Ersten Weltkrieges herausgegebenen Bildpostkarten thematisierten diese japanische ›Frechheit‹ des Ultimatums, den Japanern wurde Falschheit, Verschlagenheit, Lüge, Diebstahl und vor allem Undankbarkeit vorgeworfen. Die tapferen Kämpfer gegen die Russen waren innerhalb von zehn Jahren zu verantwortungslosen Feiglingen mutiert. Neues tierisches Sinnbild dieses Japan-Bildes im Ersten Weltkrieg war nicht mehr der Tiger, sondern der Affe, der uns auf den Kriegspostkarten, aber auch in der Karikatur nun immer wieder entgegentritt. Dieser Affe wird gerne als eine Marionette Englands dargestellt, und die Schandtaten, die der japanische Affe begeht, gehen nach dieser Argumentation eigentlich auf die Briten zurück.

Auf einer mit »Leonard« signierten Karte des Wm. Baron-Verlags in Berlin mit dem Titel *Der gemeine gelbe Schweinsaffe* und der Anmerkung: »Heimat: Japan, Eigenschaften: Diebisch und undankbar«, hetzt Großbritannien den japanischen Affen mit einer Rute auf Kiautschau, das als Kaktus und daher als ›unangreifbar‹ dargestellt ist.¹⁴ Ganz ähnlich wird ein japanischer Soldat mit intensiv gelbem affenartigem Gesicht und langen Krallen an den Fingern vom späteren Erich Kästner Kinderbuch-Illustrator Walter Trier auf der Karte *Schuft No.7* in der Reihe Kriegs-Karten der *Lustigen Blätter* (Nr. 9) gezeichnet.¹⁵ Eine Kriegs-Karte, gezeichnet von Hans Lemke, zeigt unter der Überschrift »Steckbrief Klauwi Japani« den affenartigen Kopf eines Soldaten und die zusätzlichen Hinweise »Gemeiner Dieb«, »Spitzname: Klaubritze«, »Besondere Kennzeichen: Grinsendes, schlitzaugiges Affengesicht« (Abb. 4). Im Verlag E. Spork, Graz, erschien, gezeichnet vom Verlags-eigentümer selbst, eine Darstellung der japanischen Inseln als *Japan das gelbe Gespenst* mit dem Gedicht:

»Ein Ausbund feigster Hinterlist,
Den je die Erde trug,
Lebt Japan, seit es war und ist,
Von Treubruch, Lug und Trug«.

Einige Kriegskarten bestehen nur aus Text, wie die *Kriegs-Speisenkarte 1914* auf der »Englische Lügenbrühe mit japanischen Schlitzaugen« angeboten wird oder

14 Linhart 2005a, Nr. 111.

15 Linhart 2005a, Nr. 113.

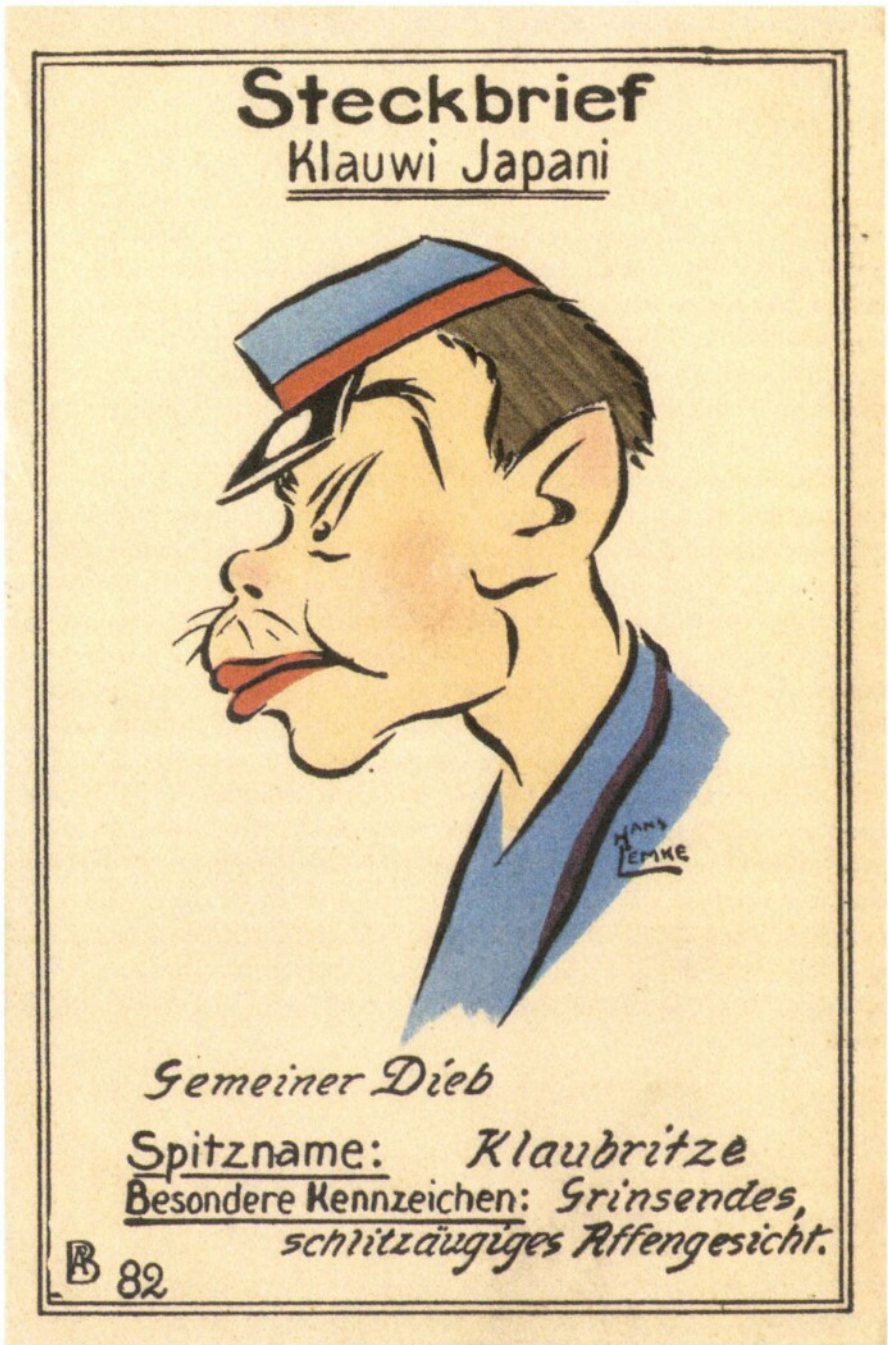


Abb. 4 Antijapanische deutsche Postkarte Steckbrief Klauwi Japani.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

eine Karte wie ein Theaterprogramm, auf der die Besetzung des Stückes *Der Weltkrieg* zu finden ist mit »Japan, ein gelber Affe, Räuber in der Bande Lord Englands«. Eine weitere Karte, die sich *Warschauer Nachrichten* nennt und bei M.M.S. in Wien erschien, hat als Mittelstück eine Karte Japans, »genannt Affentürkei«. Die Ortsnamen in diesem Japan lauten in bewährt unsäglicher Manier »Hock o do (wohl Dialekt für: ›Hacke da ab!‹)« für Hokkaidō, »Geh nei (›Geh hinein!‹)« für Sendai, »Nix is da (›Da ist nichts‹)« für Niigata, »Do kick o (›Da kicke an!‹)« für Tokyo, »A do jo (›Ach da, ja‹)« für Nagoya, »O sakra (›Oh, Sakrament!‹)« für Osaka etc. Japan wird als ein Land der Affenzüchter beschrieben.

Die Affenmetapher für Japan ist natürlich auch in der zeitgenössischen Karikatur weit verbreitet. So zeichnete etwa der berühmte Olaf Gulbransson in den *Kriegs-Flugblättern des Simplicissimus* Nr. 4 am 31. März 1915 unter dem Titel *Da gehören sie hin* einen Käfig mit drei Affen und fünf Japanern mit Anzug, affenartigen Gesichtern und affenartigem Gehabe. Als Erklärung fügte er hinzu: »Wir schlagen vor, die noch in Deutschland befindlichen Japaner in den zoologischen Gärten aufzubewahren. Auf den Protest beleidigter Schimpansen kann keine Rücksicht genommen werden.«¹⁶

Wie schon aus den bisherigen Beschreibungen deutlich wurde, diente jetzt den japanischen Gegnern auch die Hautfarbe zur Diffamierung der Japaner. Auf den Karten vom Russisch-Japanischen Krieg war diese noch kein Thema, aber 1914 änderte sich das, und die Japaner waren nun nicht nur Affen mit allen erdenkbar schlechten Eigenschaften, sondern sie waren auch ›Gelbe‹. Auf allen farbigen Postkarten wurden die Japaner mit Gesichtern in einem grellen Gelb ausgestattet und damit eindeutig den ›farbigen‹ Völkern im Gegensatz zu den ›weißen‹ Deutschen zugeordnet. Eine typische Karte dieser Art stammte vom Verlag der satirischen Zeitschrift *Ulk*, einer wöchentlichen Beilage zum *Berliner Tagblatt*. Der *Ulk* verwendete die Zeichnung des österreichischen Kriegsmalers August Hajduk (1880-1918)¹⁷ auch als Titelblatt seiner Ausgabe vom 4. September 1914 (Nr. 36 des 43. Jahrgangs, zugleich Kriegsnummer 5). Diese ›Kriegspostkarte‹ trägt den Titel *Die gelbe Fratze* und zeigt das Portrait eines mies lächelnden ›Gelben‹ mit Stehkragen und Schlips. Darunter stehen Hamlets Worte:

»O Schurke! Lächelnder, verdammter Schurke!
Schreibttafel her! Ich muss mir's niederschreiben,
Dass einer lächeln kann, und immer wieder lächeln,
Und doch ein Schurke sein!
Shakespeare, der Brite« (Abb. 5).

16 Simplicissimus 1896-1940: Kriegsflugblätter Nr. 4, 1915.

17 Hajduk 2014.

Kriegspostkarte des „ULK“



**Die gelbe
Fratze.** *O Schurke! lächelnder, verdammter Schurke!
Schreibtafel her! Ich muss mir's niederschreiben,
Dass einer lächeln kann, und immer wieder lächeln,
Und doch ein Schurke sein! Shakespeare, der Britz.*

Abb. 5 Antijapanische deutsche Postkarte Die gelbe Fratze.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

Auch die relativ bekannte und weit verbreitete Postkarte *Ich klau' Kiautschau*, die einen Japaner, der ein markantes gelbes Gesicht mit einem maliziösen Lächeln aufweist, mit Lackschuhen im Stresemann zeigt,¹⁸ trägt eine ähnliche Botschaft: den lächelnden, gelben Japanern ist nicht zu trauen!

Außer dass Japan wegen der im Vergleich mit den durchschnittlichen Deutschen geringeren Körpergröße seiner Bewohner als ›klein‹ verächtlich gemacht wurde – auf den vielen Karten, auf welchen die acht Nationen, die 1914-15 gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kämpften, dargestellt werden, ist Japan stets die kleinste Figur –, wird nun auch der Name der Japaner oder ›Japanesen‹ zu einem pejorativen ›Japs‹ umgewandelt, also verkürzt. Diese Bezeichnung inspirierte wiederum zahlreiche Kriegskarikaturisten zum Reim ›Japs – Klaps‹ und zu dessen Umsetzung in einer Zeichnung. Neben den bekannten Reimen »Jeder Schuss ein Russ'. Jeder Stoss ein Franzos'. Jeder Tritt ein Britt'«, findet sich auf einer Karte des Verlags Wilhelm S. Schröder Nachf., Berlin, auch »Jeder Klaps ein Japs«. Auf einer Karte der Buchdruckerei A. Braunschmidt in Coburg hält ein mindestens doppelt so großer deutscher Soldat einen kleinen japanischen zum gleichen Vers am Schlaffittchen hoch. Auf zwei ganz ähnlichen Karten des Postkarten-Verlags Fritz Schulz in Tempelhof-Berlin bzw. der Kunstanstalt Martin Baumann in Charlottenburg heißt es »Japs kriegt'n Klaps« sowie »Ob der Japs noch japsen kann?«. Manchmal wird der ›Japs‹ um des Reimes willen auch einfach zum ›Jap‹, wie auf der Karte *Des Deutschen Abrechnung* des Verlags Hermann Wolff in Berlin. England, Frankreich, Belgien, Serbien und Montenegro liegen bereits auf dem Boden, während der deutsche Michel einen kleinen japanischen Soldaten am Ohr in die Luft hält und rezitiert:

»Heran, heran du kleiner Jap!!!
 Mit deutschen Fäusten schwipp und schwapp
 Eins hinters Ohr, doch nicht zu knapp!!!
 Dir geht es wie den andern hier,
 Du tückisches Mongolentier!«.

Ironischerweise zeigt eine französische Postkarte der Série *humoristique de la guerre* 1914 nach dem Fall von Qingdao eine ganz ähnliche Darstellung aus umgekehrter Perspektive. Ein kleiner japanischer Soldat packt einen weitaus größeren Deutschen, dessen Pickelhaube am Boden liegt, an der Hand, so dass dieser vor Schmerzen schreit und springt. Titel der Karte ist sinnigerweise *Comment on le traite! A la Japonaise – Un peu de jiu-jitsu* (›So geht man mit ihm um! Auf japanische Art – ein bisschen Jiu-Jitsu.‹)¹⁹

18 Linhart 2005, Nr. 112.

19 Linhart 2005a, Nr. 135.

Selbstverständlich gibt es noch eine Reihe anderer Karten aus den Staaten der Alliierten, vor allem aus Frankreich und Italien, aber auch aus Russland und England, die den Konflikt zwischen Deutschland und Japan graphisch darstellen. Auf diesen wird ein heroisches Bild von den japanischen Kämpfern gegen Qingdao vermittelt, ganz anders als auf den deutschen. Von gelben Affen ist nichts zu sehen, die einzige Tiermetapher, die auf Japan angewandt wird, ist auf einer französischen Karte ein Küken, das aus einem Ei schlüpft und den unter ihm liegenden deutschen Adler erdrückt.

Auch in der künstlerisch wertvollsten Serie von Propagandakarten der Alliierten zum Ersten Weltkrieg, der Serie *Danza macabra Europea* (1916) des italienischen Surrealisten Alberto Martini (1876-1954), ist eine der insgesamt 54 Karten Japan gewidmet: *La vittoria gialla* (»Der gelbe Sieg«). Darauf ist ein Skelett mit einem Schwert und mit einer japanischen Fahne mit der Aufschrift Tsing Tao zu sehen, das auf einem sterbenden deutschen Soldaten mit Pickelhaube steht, der nur noch »Jaja« von sich geben kann.²⁰

Interessant ist natürlich, wie Japan selbst seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg bzw. seinen Kampf gegen Deutschland um Qingdao und die deutschen Kolonien in der Südsee darstellt. Zum Ersten Weltkrieg existiert eine umfangreiche Serie, bestehend aus 500 Ansichtskarten, von dem berühmten japanischen Architekten Itō Chūta (1867-1954), der unter anderem das Haupteingangstor zur Universität Tokyo und den Meiji-Schrein in Tokyo entwarf. Da die umfangreiche Serie von 500 Karten zwischen 1914 und 1919 ununterbrochen fortgesetzt wurde, kann man sich vorstellen, dass sie auch eine gewisse Popularität genoss. Itō gab seiner Serie, die 1920-1921 auch als Buch in fünf Bänden mit jeweils 100 Karten erschien,²¹ den Titel *Ashura* (»Titanen«). Ashura sind im japanischen Buddhismus diejenigen niedrigsten Halbgötter, die ständig nur kämpfen und am Fuße des Berges Sumeru wohnen, wo ihnen ein Aufstieg in eine höhere Welt verwehrt wird, obwohl sie sich ständig kämpfend darum bemühen. Der sehr charakteristische Stil Itōs wirkt einerseits von buddhistischen Darstellungen der Hölle und von den Ukiyoe-Holzschnitten beeinflusst, lässt einen aber auch an die heutigen Manga denken und Itō als einen bedeutenden Vorläufer der Manga-Zeichner sehen. Auf Nr. 1 der Serie ist Österreich, gezeichnet als greiser, grauer Mann, in einen Kampf mit Serbien, dargestellt als junger, roter Knabe, verwickelt. Österreich wird von Deutschland unterstützt, während England, Frankreich und Russland bereit sind, für Serbien einzuspringen. Italien verhält sich abwartend neutral. Alle diese Personen, die, wie man aus an ihren Körpern angebrachten Schriftzeichen identifizieren kann, für einzelne Staaten stehen, sind bis auf ein kleines japanisches Lendentuch (*fundoshi*) nackt, wie japanische Sumo-Ringer. Die Karte trägt das Datum 28. Juli 1914 (Abb. 6), also

20 Linhart 2005a, Nr. 136.

21 Itō 1920-21, Bd. 1.

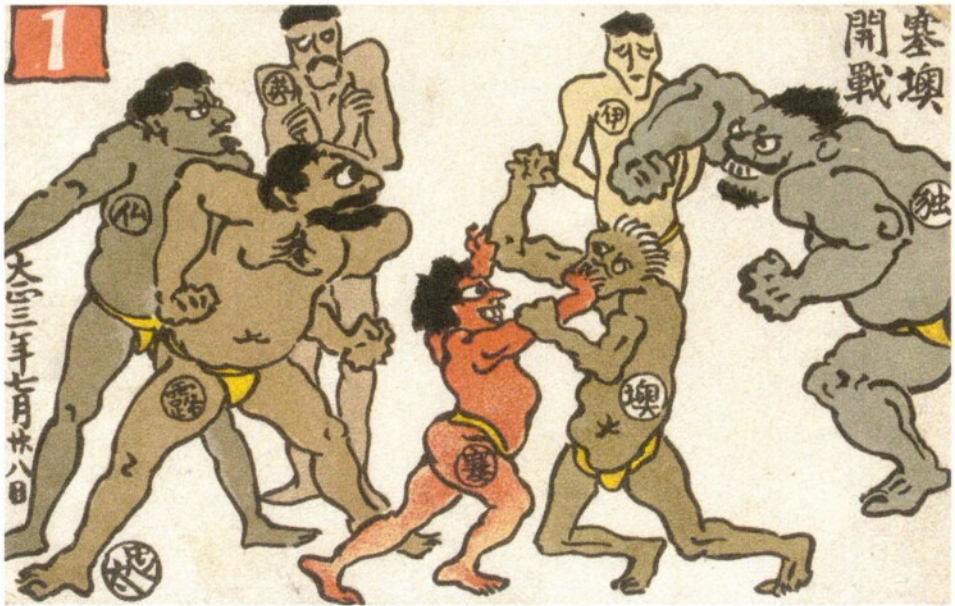


Abb. 6 Kriegsbeginn zwischen Serbien und Österreich.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

den Tag, an dem Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärte. Auf Karte Nr. 3, datiert mit 16. August 1914, sieht man Deutschland und Japan als Samurai, deren einer die Übergabe Qingdaos fordert. Nr. 38 vom 25. September 1914 zeigt den alten Mann Österreich-Ungarn oder den 84-jährigen Kaiser Franz Josef auf dem Krankenbett, umgeben von weinenden Kindern und einer ihn pflegenden Frau, aber bedrängt rechts von Russland und links von anderen Feinden. Während der Kaiser ein japanisches Schlafgewand trägt, treten die Feinde wiederum halbnackt als Sumo-Ringer auf. Die Karte trägt die Überschrift *naiyū gaikan*, ›Innere Unruhen und äußere Bedrohungen‹, woraus hervorgeht, dass die Feinde von links wohl die ›innerösterreichischen‹ Kriegsgegner sind. Als der Kreuzer *Kaiserin Elisabeth*, nachdem alle Munition verschossen worden war, am 2. November 1914 von der eigenen Mannschaft versenkt wurde, hielt das Itō auf Karte Nr. 78 mit Datum 5. November 1914 fest, in dem er eine Samurai-Kämpferin zeichnete, die ihre Lanze (*naginata*) niedergelegt hat und sich anschickt, mit einem Dolch Harakiri zu begehen. Itō's *Ashura*-Bildepos vom großen Krieg wird durch den Verfremdungseffekt, dass er alles in japanischem Gewand zeichnet, zu einer für die zeitgenössischen Japaner einfacher verständlichen Interpretation des Weltgeschehens und für uns Europäer heute zu einer nachdrücklicheren Kritik am Krieg als sie einer Schilderung des Kriegsgeschehens durch naturalistische Bilder möglich wäre.



Abb. 7 Japanische Neujahrskarte für das Jahr 1915.

Neben der Monumentalserie Itō Chūta's sind in Japan offensichtlich nur wenige Karten zum Ersten Weltkrieg erschienen, und wenige wollen den Gegner Deutschland herabsetzen oder verunglimpfen. Auf einer am 1. Dezember 1914 abgestempelten Karte ist ein Sumo-Ring zu sehen, in welchem ein Kämpfer mit der Aufschrift Japan auf seiner Schürze im Triumph die Hände nach oben reißt, während der Ringer mit Deutschland auf seiner Schürze am Boden liegt. Amerika macht übrigens den Schiedsrichter. Zwei Neujahrskarten zum »Jahr des Hasen« 1915 verdienen ebenfalls Erwähnung: Ein junger, breitbeinig auf dem asiatischen Kontinent stehender japanischer Soldat, hinter ihm ein Matrose, schwenkt seine Mütze und pflanzt die japanische Flagge in Qingdao ein, während zwei Hasen mit japanischen Fahnen auf die ehemals deutschen Südseeinseln vordringen. Auf einer Karte des Verlags Torii Shoten, Tokyo, prostern sich vier uniformierte menschenähnliche Hasen, die wohl für Japan, Russland, England und Frankreich stehen, an einem Tische sitzend zu, während sich zwei weitere Uniformierte fortstehlen: Deutschland und Österreich, letzteres ganz offensichtlich schluchzend. Ein weiterer Hase, China, schenkt den Alliierten Wein ein. Die Welt ist zu Jahresbeginn 1915 unwiderruflich in zwei Teile geteilt, scheint die Karte auszudrücken, in die Welt der Alliierten und die der Mittelmächte, und Japan gehört jetzt zur ersteren (Abb. 7).

Krieg gegen die Sowjetunion 1938-39

Obwohl Japan im Ersten Weltkrieg zu den Siegermächten gehörte, verschaffte ihm dieser Status weder innere Ruhe noch außenpolitische Größe. Die Rivalität mit den USA in Ostasien und im Pazifik, die nach dem Russisch-Japanischen Krieg begonnen hatte, setzte sich auch nach dem Ersten Weltkrieg fort. Bei der Pariser Friedenskonferenz 1919 gelang es Japan nicht durchzusetzen, dass in der Charta des neugeschaffenen Völkerbundes ein Anhang zu Artikel 21 jegliche Form der ›rassischen‹ Diskriminierung verbot (›Racial Equality Proposal‹)²², und zwar wegen des Widerstands des Nichtmitglieds USA und des japanischen Verbündeten Großbritannien. Folgerichtig wurde das Verhältnis zu den beiden dominierenden Mächten immer schlechter. 1923 wurde das Bündnis mit Großbritannien endgültig aufgelöst. Bei den verschiedenen Flottenabkommen gelang es den Japanern nie, ihren Wunsch nach Parität seiner Flottenstärke mit den USA und Großbritannien durchzusetzen. 1924 schließlich wurde Japanern wie allen anderen Asiaten von den USA im *Immigration Act*, auch ›Asian Exclusion Act‹ genannt, die weitere Einwanderung und der Erwerb der Staatsbürgerschaft aus ›rassischen‹ Gründen explizit verboten. Solcherart in vieler Hinsicht von den USA und Großbritannien enttäuscht, begann sich Japan ab der Mitte der Zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Deutschland wieder anzunähern.

Innenpolitisch schien Japan mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer 1925 zunächst einen Weg zu mehr Demokratie zu beschreiten, doch tatsächlich wurde durch die gleichzeitige Einführung eines repressiven Gesetzes zur Bewahrung des ›inneren Friedens‹ (*Chian ijihō*) die verstärkte Überwachung der Gesellschaft gefördert, die vor allem gegen die Gewerkschaften, Linksparteien und Feministinnen gerichtet war. Nach dem sogenannten Manjurei-Zwischenfall 1931, der zur Gründung des ›Marionettenstaates Manchukuo‹ und zum Austritt Japans aus dem Völkerbund führte, wurde das Land von 1932 bis 1945 von Militärregierungen, die alle ultranationalistisch und extrem antikommunistisch waren, regiert.

Daher nimmt es nicht wunder, dass Japans Nachbar auf dem Kontinent, die Sowjetunion, der Japan bereits 1919 zumindest einen Teil Sibiriens entreißen wollte, zum Erzfeind Japans hochstilisiert wurde. Im Sommer 1938 kam es an der Grenze von Manchukuo und der Sowjetunion bei Changkufeng am Chassan-See und im Sommer 1939 an der Grenze von Manchukuo und der Mongolei bei Nomonhan zu heftigen Kämpfen zwischen japanischen und sowjetischen Truppen, die mit einer japanischen Niederlage endeten und Japan offenbar die Lust auf weitere Auseinandersetzungen mit der Sowjetunion nahmen. Für unser Thema ist interessant, dass

22 Eine Akzeptierung dieses Antrags hätte über kurz oder lang zu einem Ende der europäischen Kolonien geführt. Japan selbst wollte zwar gleich behandelt werden, hatte aber kein Interesse an der Aufgabe seiner Kolonien Taiwan und Korea.

sich damals die besten Graphiker der Sowjetunion zusammentaten und kollektiv eine Ansichtskartenserie schufen, die sich über den Aggressor Japan lustig machte. Die Japaner rennen mit dem Kopf gegen eine Wand mit der kyrillischen Aufschrift SSSR, sie werden von der verschlossenen Tür, die das Sowjetreich abschirmt, beim Versuch, sich unten durchzuschieben, erdrückt, sie fliehen und verlieren dabei ihre Uniformen. Am beeindruckendsten ist vielleicht die Karte im Querformat, auf der ein kleiner japanischer Soldat vor einem riesigen Schatten davonläuft, den eine nur zu einem Viertel sichtbare rote Figur über den kleinen Japaner wirft.²³ Da diese für Japan nicht sehr ruhmreichen Konflikte vor der Bevölkerung geheim gehalten wurden, gab es in Japan dazu natürlich auch keine Ansichtskarten.

Der Pazifische Krieg gegen die USA

Am Morgen des 7. Dezember 1941 begann mit dem japanischen Angriff auf den amerikanischen Marinestützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii der Krieg zwischen Japan und den USA, der beinahe vier Jahre andauern sollte. Von beiden Seiten wurde der Krieg mit einer ungeheuren Intensität geführt. Die Japaner wussten, dass die ›materialistischen‹ Amerikaner eine ungeheure Menge von Kriegsmaterial gegen sie einsetzen würden, die Amerikaner ihrerseits waren davon überzeugt, dass jeder japanische Soldat bereit sein würde, für seinen ›göttlichen‹ Tenno sein Leben hinzugeben, und unter keinen Umständen aufgeben würde. Die japanische Kriegsführung wurde auch nicht müde, an den ›überlegenen Geist‹ der Japaner zu appellieren, der letzten Endes über den ›amerikanischen Materialismus‹ siegen würde. Wie erbarmungslos dieser Krieg im Pazifik geführt wurde, war nach 1945 Thema zahlreicher Filme und Romane. Der bekannte amerikanische Historiker und Pulitzer-Preisträger John Dower spricht von einem ›War without Mercy‹.²⁴ Dass die Atombomben, die für einen Einsatz gegen Nazi-Deutschland entwickelt worden waren, letztlich gegen Japan verwendet wurden, ist ob des Hasses der Amerikaner auf die Japaner, die es gewagt hatten, Pearl Harbor und damit das ›mächtige‹ Amerika anzugreifen, eigentlich nur konsequent – auch angesichts des verbissenen Widerstandes der japanischen Streitkräfte.

Dass ein solcher Krieg natürlich auch an den Heimatfronten intensiv geführt wurde, versteht sich von selbst. Die demokratischen Institutionen wurden weitgehend aufgegeben, die Kontrolle der Zivilbevölkerung schien in beiden Ländern vorrangig. Dass die amerikanischen Staatsbürger japanischer Herkunft einfach in Internierungslager gesteckt wurden, ohne deren Einstellung zu ihrer Heimat USA auch nur zu überprüfen, ist bis heute ein unbewältigtes Trauma der amerikanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

23 Linhart 2005a, Nr. 139-143.

24 Dower 1986.

Eine wichtige Rolle spielte während dieser vier Kriegsjahre die staatliche Propaganda und die Beeinflussung der Bevölkerung, der sich selbst die Wissenschaftler nicht entziehen konnten. Während die japanische Regierung sich bemühte, auch die Propaganda hundertprozentig zu kontrollieren, vertraute die amerikanische Regierung eher auf die Kräfte des freien Marktes. Die Stimmung war so antijapanisch, dass genügend Unternehmer, Künstler und Musiker entsprechende antijapanische und eindeutig rassistische Produkte zur weiteren Verstärkung dieser Stimmung anfertigten und davon auch profitierten. Zahlreiche Titel der Country Music, der Schlagermusik und des Blues zogen nach dem Angriff auf Pearl Harbor gegen die Japaner ins Feld mit Titeln wie: *Goodbye Mama, I'm Off To Yokohama*; *Remember Pearl Harbor*; *You're A Sap, Mister Jap*; *We're Gonna Have To Slap The Dirty Little Jap And Uncle Sam's The Guy Who Can Do It*; *It's A K.O. For Tokyo*; *Tell Them All In Tokio We're Coming*; *We've Got To Do A Job On The Japs, Baby*; *We'll Have A Rodeo In Tokyo*; oder *The Rising Sun Has Gone Down For All Time*. Die Umschläge dieser Schlagernoten zierte Zeichnungen mit kleinen, böseartig dreinblickenden, gelben Japanern, die von einem riesigen Uncle Sam gemäßregelt wurden. Viele Personen verwendeten patriotische Briefumschläge. Mit diesen wurde unter Verwendung ähnlicher Motive gegen die amerikanischen Kriegsgegner Stimmung gemacht. Auch Zündholzbriefchen warben nicht länger unterschwellig für bestimmte Produkte, sondern trugen Hassbilder von Deutschland, Italien und Japan.

Den Ansichtskarten kam in diesem geballten Ausstoß von Nazi-Deutschland- und Japan-kritischen populären kriegshetzerischen Grafiken eine wichtige Rolle zu. Von den USA an die Front gesandt, sollten sie die Soldaten für den Kampf motivieren und beim Einsatz im Inlandsverkehr sollten sie daran erinnern, warum es die Pflicht der jungen Männer war, an diesem Kampf teilzunehmen. Nicht länger waren die Bildpostkarten humorvoll. Sie hatten nur die Aufgabe, den Gegner als das Minderwertigste, was auf dieser Erde existiert, darzustellen und zu zeigen, wie die US-Armee die Erde von diesem Übel befreit. *We'll Blow The Jap Off The Map* ist denn auch der programmatische Titel einer Postkarte.²⁵

Der berühmteste Bildpostkartendesigner in den USA kam aus Polen, Arthur Szyk (1894-1951). Dieser Künstler nutzte jedwedem Medium für seinen Kampf gegen Hitler: Poster, Zeitschriftencover, oder eben auch Ansichtskarten. Da er, aufgrund seiner jüdischen Herkunft, mit einer solchen Inbrunst und Heftigkeit vor allem Propaganda gegen Hitler zeichnete, dass ihn die amerikanische Präsidentengattin Eleanor Roosevelt als ›one-man-army-against-Hitler‹ bezeichnete und Hitler angeblich sogar ein Kopfgeld auf ihn aussetzte, wird oft übersehen, dass er auch zahlreiche Illustrationen gegen Tenno Hirohito und Japan entwarf. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 zierte ein Portrait von Admiral Yamamoto Isoroku, der

25 Linhart 2005a, Nr. 159.



Abb. 8 Antijapanische amerikanische Postkarte December 7, 1941.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

den Angriff ersonnen hatte, das Titelblatt der Zeitschrift *Time*: Ein furchterregend dreinblickendes dunkelgelbes Gesicht vor einem gelben Hintergrund, flankiert von zwei Kanonenrohren. Als sich der Angriff jährte, im Dezember 1942, prangte eine weitere Szyk-Karikatur auf *Collier's Weekly*: Ein riesiger Vampir mit japanischem Gesicht und umgeschnalltem Schwert fliegt mit einer Bombe in den Händen über die Hawaii-Inseln.

1942 designte Szyk eine Serie von sechs Postkarten über die drei amerikanischen Kriegsgegner, die Achsenmächte Deutschland, Italien und Japan, für das Herrenmagazin *Esquire*. Die erste Karte der Serie mit dem Titel *December 7, 1941* ist Japans Angriff auf Pearl Harbor gewidmet (Abb. 8). Ein großer ›Weißer‹, die USA symbolisierend, sitzt mit einem Gewehr in der Hand auf einer Bank, während sich von hinten ein kleiner Japaner, einen Dolch in der Hand, anschleicht. Der Japaner verfügt über alle Attribute, die ihm von der Kriegspropaganda stereotypisch zugeschrieben werden: gelbe Hautfarbe, Brille, schlechte, vorstehende Zähne, einen bösen Blick. Er hat ein langes Schwert umgeschnallt und auf seiner Tasche steht ›stolen goods‹. Wie auf fast allen Szyk-Zeichnungen von Japanern trägt er auch eine Hakenkreuz-Armbinde, was ihn als Hitler-affin charakterisiert, obwohl die Achse Deutschland-Japan militärisch nie wirklich kooperierte. Im Hintergrund sind Hitler und Mussolini zu sehen. Aus dem Gesicht des Japaners lässt sich seine Identität nur schwer ermitteln, doch dürfte es sich um Tenno Hirohito handeln, den Szyk wie die amerikanische Kriegspropaganda stets mit Hitler und Mussolini zusammen darstellte.

Im Vergleich mit den künstlerisch anspruchsvollen Postkarten Szyks reichen die üblichen amerikanischen Bildpostkarten zu Japan während des Pazifischen Krieges von einfachen Cartoons bis zu primitiven Fotomontagen. Wie schon bei Szyk zeichnen sich die Japaner auf den farbigen Karten generell durch eine kräftige gelbe Farbe aus, sie sind oft wesentlich kleiner als die dargestellten Amerikaner und sie haben vorstehende, schlechte Zähne, oft mit Zahnlücken. Zusätzlich wird die Farbe Gelb auch in den Texten auf den Karten gerne angesprochen. So heißt es etwa auf einer *Japanese Hunting License*, ›Jagdzeit für die gelben Säcke‹ (›Open season on the yellow bellies‹), neben einer Darstellung eines Japaners auf einem Zahnarztstuhl, der von einem amerikanischen Soldaten behandelt wird, heißt es. ›Watch the little yellowman yell-o!‹, und auf einer Karte, auf der Hitler, Mussolini und Hirohito miteinander telefonieren, sagt letzterer: ›Hallo, hallo, ich hier im Pazifik, ... Ich habe die Gelbsucht, aber ihr würdet es kaum erkennen, wenn ihr mich betrachtet‹. Die ›gelbe‹ Hautfarbe dient eindeutig dazu, die Japaner herabzusetzen und gleichzeitig die Bedrohung durch die ›Gelbe Gefahr‹ heraufzubeschwören.

Wie üblich wurden die Bildpostkarten meist in Serien herausgegeben. Auf dem Umschlag einer sechsteiligen Serie *Slam the Axis* vom Verlag Robbins & Co in New York City aus dem Jahr 1943 heißt es: »A laugh in every card! Six different

subjects. Clever original designs. Ready for mailing. Men and women in the services will appreciate receiving a set of these humorous cards«. Auf den Karten sieht man Hirohito, Hitler und Mussolini als drei Ratten beim Wahrsager Uncle Sam, der ihnen das baldige Ende vorhersagt; ebenso wie das gleiche Trio von Uncle Sam in der Klomuschel hinuntergespült wird (»A Royal Flush«), oder die Drei als Affen, die im Zoo bestaunt und schließlich auf Bäumen aufgeknüpft werden (»Unconditional Surrender!«).²⁶ Andere Serien tragen Namen wie *Jap Comics*, *Marine Comics* (beide Tichnor Bros, Boston), *C. T. Army Comics* (Curt Teich, Chicago), *Axis Series* (Graphic Postcard, New York), *Aviation Comic Series* (MWM, Aurora, Montana), *Army Comics* oder *Morale Builder Series* (beide Color Pictures Publication, Cambridge, Mass.). Besonders die letzte Bezeichnung spricht Bände über die Ziele, die mit der Publikation dieser Bildpostkarten verfolgt wurden.

Die Bezeichnungen ›Jap‹ oder ›Jappy‹, die während des Russisch-Japanischen Krieges von den Amerikanern liebevoll zärtlich für ihre japanischen Nachbarn gebraucht worden waren, etwa als ›brave little Jap‹, ›happy Jappy‹ etc., wurden nun eindeutig pejorativ verwendet, genauso wie die ihrer ›Rasse‹ zugeordneten Merkmale gelbe Hautfarbe, vorstehende Zähne und Kurzsichtigkeit, erkennbar an den Japanern oft aufgesetzten Brillen. Auf 30 mir zur Verfügung stehenden amerikanischen Kriegspostkarten, auf welchen Japaner explizit bezeichnet oder angesprochen werden – auf vielen erkennt man sie auf Grund ihrer Darstellung und sie werden nicht extra bezeichnet –, wird 22 Mal die Bezeichnung »Jap« oder »Japs« verwendet, zweimal das wohl ebenfalls beleidigend gemeinte »Nipponese«, und je einmal »Japanese Sandman« nach dem berühmten gleichnamigen Schlager der Zwanziger- Jahre, »Rising Sun«, »Setting Sun«, »Yellow Bellies«, »Yellowman« sowie das korrekte »Japan«.

Natürlich fehlen auch diesmal die Tiermetaphern für Japan nicht, aber anders als bei den deutschen Karten während des Ersten Weltkrieges ist Japan nun nicht ausschließlich der Affe, obwohl es natürlich auch die Darstellung eines gelben Affens gibt. Daneben werden die Japaner auf den Kriegspostkarten als Esel, Schweine, Ratten, Stinktiere und Schlangen wiedergegeben. Aber im propagandistischen Denken der Amerikaner sind auch diese Vergleiche der Japaner mit Vertretern der Tierwelt noch nicht genug. Obwohl es Karten gibt, die als Jagdscheine für die Jagd nach japanischen Schlangen gestaltet sind, gibt es auch eine Karte mit dem Foto einer Klapperschlange und der Inschrift: »A Gentleman, compared with the Japs. He wouldn't strike without warning« (›Ein Gentleman im Vergleich mit den Japsen. Würde niemals ohne Vorwarnung angreifen‹) (Abb. 9), womit wohl auf den japanischen Angriff auf Pearl Harbor angespielt wird. Den Vogel schießt aber eine Karte ab, auf der die Japaner generell mit Tieren gleichgestellt werden. Auf einem hölzernen Zaun ist das Fell eines Tieres mit dem Kopf eines Japaners mit Matrosenkappe

26 Linhart 2005a, Nr. 174-178.

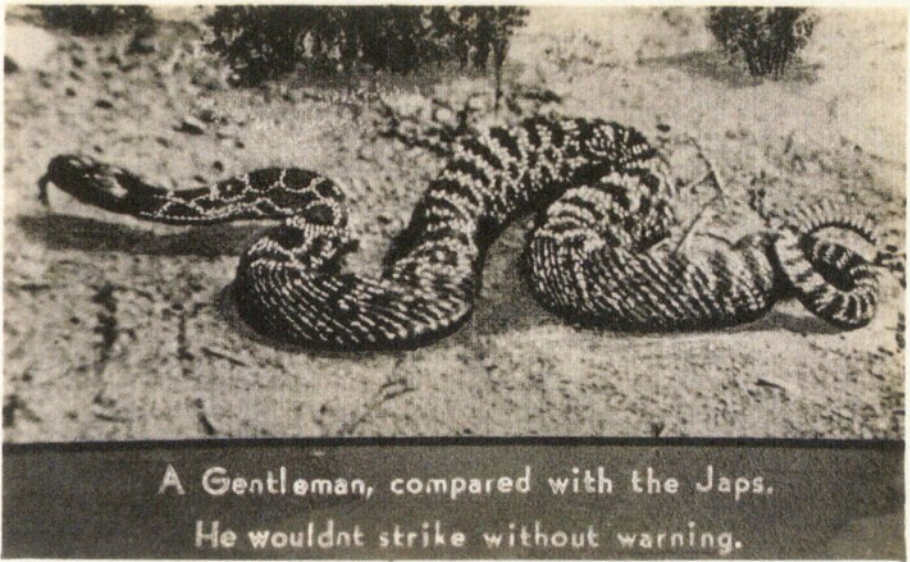


Abb. 9 Antijapanische amerikanische Postkarte A Gentleman, compared with the Japs. He wouldnt strike without warning. *Quelle: Privatbesitz des Autors.*

zum Trocknen aufgespannt. Dieses Fell trägt die Inschrift: »Made in Japan. Caught in the Pacific. Tanned in the U.S.A.« (»In Japan erzeugt. Im Pazifik gefangengenommen. In den USA gegerbt«).²⁷ Die Karte ist insofern besonders problematisch, als tatsächlich viele amerikanische Soldaten versuchten, entsprechende Souvenirs vom Kriegsschauplatz nach Hause mitzunehmen: nicht nur den japanischen Feinden entwendete Gegenstände, sondern vor allem auch feindliche Knochen und Skalps,²⁸ also wie echte Jagdtrophäen von der Jagd nach Tieren!

Bildpostkarten dieser Art von Japans anderen Kriegsgegnern sind mir nicht bekannt. Anders verhält es sich in den befreundeten Ländern. In der Achsenmacht Italien wurde zumindest eine sechsteilige Serie von Aurelio Bertiglia mit Krieg spielenden Kindern herausgegeben, die die drei Achsenmächte, Großbritannien und die USA symbolisierten. Da es sich durchwegs um putzige Kinder handelt, ist der erhaltene Eindruck eher harmlos. Eindrucksvoller ist eine von der Partito Nazionale Fascista veröffentlichte Karte für die *Forze Armate* (»bewaffnete Streitmacht«). Ein riesiger Japaner in einer Samurai-Rüstung steht wie der Koloss von Rhodos über dem Meer und schwingt einen Bihänder über untergehenden feindlichen Schlachtschiffen, während im Hintergrund die Fahnen der drei Achsenmächte wehen.²⁹

27 Linhart 2005a, Nr. 169.

28 Dower 1986, 65-66.

29 Linhart 2005a, Nr. 146.

Diese Karte sollte wohl auch die Wehrkraft der italienischen Armee bestärken. In Deutschland selbst konnte ich keine Karten eruieren, die japanische Motive verwendeten. Wohl aber publizierte Deutschland zu Propagandazwecken nach dem Angriff auf Pearl Harbor Propagandakarten mit portugiesischer Aufschrift, auf welchen Präsident Roosevelt angesichts des japanischen Überraschungsangriffs lächerlich gemacht wurde.³⁰ Auch der Schweizer Freiheitsverlag, ein Nazi-Unternehmen, publizierte eine Propagandakarte, auf der England von Deutschland und die USA von Japan angegriffen und ins Meer gedrängt werden.³¹ Obwohl in Nazi-Deutschland zahlreiche Bücher und Broschüren über Japan veröffentlicht wurden,³² scheint Japan auf damaligen Ansichtskarten kaum vorzukommen.

Bleibt Japan selbst: In der japanischen Zwischenkriegszeit, die auf verschiedene Arten definiert werden kann und zwar von längstens 1915 (Ende der Kämpfe um die deutschen Kolonien) bis 1941 (Angriff auf Pearl Harbor) bis kürzestens 1922 (Rückzug der japanischen Streitkräfte aus Sibirien) bis 1931 (Gründung des japanischen Marionettenstaates Manchukuo in der Manjurei) und daher neun bis 26 Jahre umfasste, erschienen eine Reihe von Propagandapostkarten, auf welchen eindringlich vor der feindlichen militärischen Übermacht, vor allem der der Sowjetunion und der USA, gewarnt wird, und Japan stets als klein und schwach gezeichnet wird – besonders beeindruckend ist eine Karte auf der Japan als kleines Küken dargestellt ist, über dem riesige amerikanische, englische, französische etc. Adler kreisen, bereit, das Küken zu verschlingen (Abb. 10), so dass es besonderer Anstrengungen seiner Bürger bedürfte, dem Druck der Feinde standzuhalten. Auf einer Karte, auf der graue Silhouetten mit bunten Landesflaggen als Länder kenntlich gemacht sind, und die den Titel *Abunai ya eiji* (›Gefährlich! Baby!‹) trägt, krabbelt das Baby Manchukuo zur Mutter Japan, die ihm die Hände entgegenstreckt, während es ein sowjetischer Raubvogel zu fassen versucht. Ein chinesischer Kopf fletscht böseartig seine Zähne, und Uncle Sam und seine Verbündeten nähern sich von hinten mit ausgestreckten Armen. In der rechten unteren Ecke werden noch Statistiken über die Zahl der jeweiligen Kriegsschiffe für Japan, England und die USA einander gegenübergestellt.

Die ›westlichen‹ Feinde werden natürlich als hinterlistig und brutal dargestellt. So ballt ein großer, dicker ›Kaukasier‹ (hellhäutiger Mensch, Europäer) hinter seinem Rücken die Faust, während er einem Japaner die Hand gibt. Die Karte hat den Titel *Kokusai heiwa no akushu* (›Das Händeschütteln für einen internationalen Frieden‹) und weist die Beschriftung »Katate no kobushi wa misezu shite« (›Die Faust, die er mit der zweiten Hand macht, zeigt er nicht her‹) auf (Abb. 11). Auf einer weiteren Karte wird im oberen Teil ein junger hockender Japaner von einem

30 Linhart 2005a, Nr. 148.

31 Linhart 2005a, Nr. 147.

32 Vgl. Linhart 2005b.

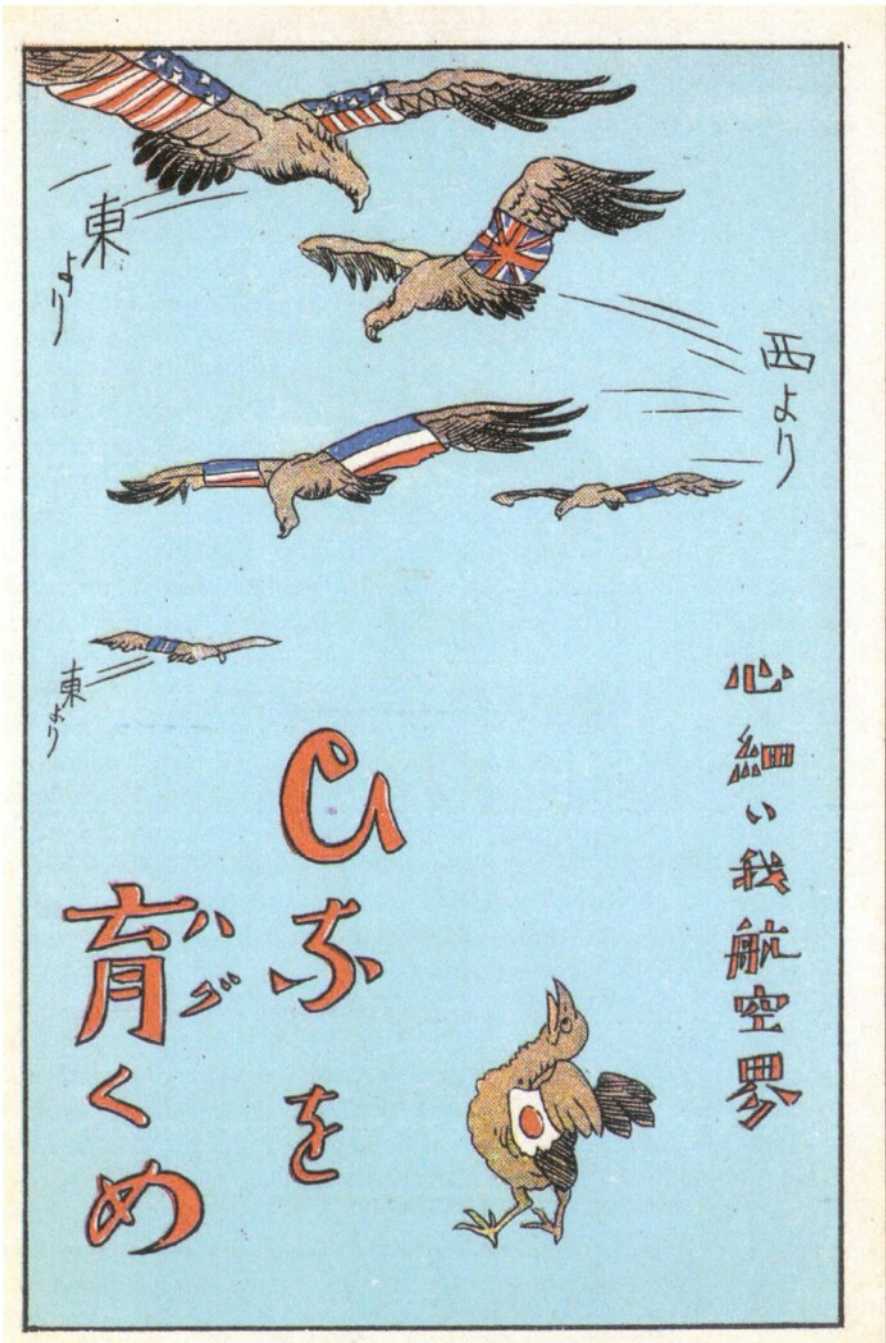


Abb. 10 Antiwestliche japanische Postkarte Aufziehen des Kükens.
Quelle: Privatbesitz des Autors.

Ringer, von dem man nur einen großen Schuh und den Ansatz eines Hosenbeins sieht, getreten, und dazu die Frage gestellt: »Kussubeki ka« (›Sollen wir bei allem nachgeben?‹), während im unteren Teil der Japaner aufsteht, worauf sich der Ringer entfernt und die entsprechende Frage lautet: »Tatsubeki ka« (›Oder sollen wir uns erheben und Widerstand leisten?‹).

Besonders stark wird auf einigen Ansichtskarten gegen die ›rote Gefahr‹, also gegen den Kommunismus, agitiert. Eine zwölfteilige, sowohl in Schwarz-Weiß als auch in Farbe erschienene Serie, für welche das Urheberrecht beim Armeeministerium (*Rikugunshō*) liegt, zeigt als Nr. 1 mit dem Titel *Abunai erabikata* (›Gefährliche Auswahl‹) einen Japaner mit verbundenen Augen, der zwischen einer schwarzen und einer weißen Perle auswählen soll. Die weiße hat die Aufschrift ›Unser strahlendes Nationalwesen‹ (›Kōki aru waga kokutai‹) und die schwarze ›Ausländische Ideen, die auf unser Nationalwesen keine Rücksicht nehmen‹ (›Kokutai mushi no gairai shisō‹). Von dieser schwarzen Kugel steigt Rauch auf, sie entpuppt sich als Bombe. Auf Karte Nr. 3 wird vor der ›westlichen‹ Kultur gewarnt: Ein Automat mit der Aufschrift ›Kultur, die einen schwanken macht‹ (›Ayamareru bunka‹) zieht menschliche Wesen mit Schmetterlingsflügeln, also wohl Japaner, an, die auf dem Automaten tanzen, bis er sie verschlingt. Die Karte trägt den Titel: ›Gefährlich, gefährlich, erst sehnt man sich danach, dann berauscht man sich und dann geht man zu Grunde‹ (*Abunai, abunai, akogarete, yotte, horobi-yuku*). Genauso gefährlich wie die ›westliche‹ Vergnügungssucht ist die Nahrung, die man dem Kind Japan offeriert: Eine Keule mit der Aufschrift ›Kommunismus, eine Torte namens Marx, und zur Auswahl Getränke namens Kuropatkin, Anarchismus und Materialismus‹. ›Am Ende dieser extremistischen Ideen‹ (*Kageki shisō no hate*), so der Titel einer weiteren Karte, fressen Kinder ihre Eltern und Ehefrauen ihre Gatten auf, was auch anschaulich gezeigt wird. Wenn Japan in seinen Verteidigungsanstrengungen nachlässt, dann endet der Fisch Japan, dessen alter Traum es war, Wasserfälle zu überwinden und den Flusslauf nach oben zu steigen, auf dem Schneidbrett eines ausländischen Teufels (Abb.12).

Während der Kriegshandlungen von 1937 bis 1945 sind die unzähligen Kriegspostkarten erstaunlich friedlich. Sie zeigen zwar die heroischen japanischen Soldaten, aber diese sind vor allem darauf bedacht, die Bevölkerung in den eroberten Regionen und ganz besonders die dortigen Kinder zu schützen.³³ Es gibt Fotokarten vom Angriff auf Pearl Harbor und von Seeschlachten, aber es scheinen keine Karten zu existieren, auf welchen die Feinde, seien es die USA, Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, das kommunistische oder das republikanische China, beschimpft, dämonisiert oder lächerlich gemacht werden, wie das den Japanern auf den amerikanischen Karten passierte.³⁴ Stattdessen wurden unzählige Karten mit

33 Vgl. Linhart 2010.

34 Ich bemühe mich seit 15 Jahren, entsprechende Karten ausfindig zu machen, war aber bisher erfolglos.

手握の和平際國

てあずせ見は拳の片



Abb. 11 *Antiwestliche japanische Postkarte* Das Händeschütteln für einen internationalen Frieden. *Quelle: Privatbesitz des Autors.*



Abb. 12 Antiwestliche japanische Postkarte Unser Traum war es ...
Quelle: Privatbesitz des Autors.

weiblichen japanischen Schönheiten oder mit japanischen Liedtexten mit Regionalbezug herausgegeben, die den Soldaten an die Front geschickt wurden, damit diese auch wüssten, wofür sie kämpften: für ihre Frauen, für ihre Heimat. Das abstrakte Nationalwesen (*kokutai*), das auf den besprochenen ideologischen Karten immer wieder erwähnt wird, kommt während der heißen Phase des Krieges nach dem Angriff auf Pearl Harbor kaum mehr vor.

Zusammenfassung: Nur Postkarten?

Wurden die Japaner auf den Postkarten zum Russisch-Japanischen Krieg, selbst auf den in Russland erschienenen, noch relativ milde kritisiert, während sich viele japanische Karten sehr wohl über die russischen Feinde lustig machten, so werden die Japaner auf den deutschen Postkarten 1914 und auf den amerikanischen von 1941 bis 1945 auf übelste rassistische Weise dargestellt, es wird ihnen das Menschsein abgesprochen und sogar ihre komplette Ausrottung gefordert. Diese heute wohl mit dem Label ›in höchster Weise politisch unkorrekt‹ zu versehenen Karten scheinen in Japan keine Entsprechungen zu haben. Ähnliches gilt übrigens auch für andere Bereiche der Populärkultur. Gegenstücke etwa zu einem Lied wie *We're Gonna Have To Slap The Dirty Little Jap And Uncle Sam's The Guy Who Can Do It* sind in Japan genauso wenig zu finden wie japanische Spielfilme, die ihre Feinde nach Strich und Faden herunter und lächerlich machen, wie wir es aus den Walt Disney Productions kennen. Für die Mobilisierung der Heimatfront scheinen derartige Bemühungen der Populärkultur in Japan nicht notwendig gewesen zu sein.

Ein letztes Wort zu dem hier behandelten Medium. Obwohl sich in den letzten Jahren immer mehr historische Forschung ernsthaft mit ›kleinen‹ Forschungsobjekten auseinanderzusetzen begonnen haben, herrscht nach wie vor ein Vorurteil gegenüber diesen, wobei die Fotografie heute am ehesten als ein ernst zu nehmendes Forschungsgebiet akzeptiert wird. Ansichtskarten der geschilderten Art sind sicherlich kurzlebige Objekte, und es gibt nur wenige, die über einen längeren Zeitraum immer wieder neu aufgelegt wurden. Durch die Inspektion zahlreicher Karten lassen sich aber zweifelsohne Trends oder Tendenzen ausmachen, wird die Botschaft, die durch die Karten vermittelt wird, klarer. Die Wirkung, die eine gut gemachte Karte auslösen kann, kann sicherlich gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, vor allem, da eine solche Karte bei sich getragen und immer wieder angesehen und unter Gleichgesinnten hergezeigt werden konnte. Aus diesem Grunde sollten wohl auch Museen und Forschungsinstitutionen vermehrt beginnen, entsprechende Archive aufzubauen und dieses Feld nicht zur Gänze den privaten Sammlern überlassen, wie es in der Vergangenheit üblich war.

Literaturverzeichnis

- Dower 1986 = John Dower: War without Mercy. Race and Power in the Pacific War, New York 1986.
- Hajduk 2014 = August Hajduk: (Stichwort) August Hajduk, Wikipedia http://de.wikipedia.org/wiki/August_Hajduk (Zugriff 19.4.2014).
- Chuta 1920-21 = Itō Chūta: Ashura chō (Album der Titanen), 5 Bde., Tokyo 1920-21.
- Linhart 2005a = Sepp Linhart: ›Niedliche Japaner‹ oder Gelbe Gefahr? Westliche Kriegspostkarten 1900 bis 1945 (›Dainty Japanese‹ or Yellow Peril? Western War Postcards 1900-1945), Wien 2005.
- Linhart 2005b = Sepp Linhart: Das heroische Japan – Deutschsprachige Japan-Literatur zwischen 1933 und 1945, in: Martin Kubaczek/Masahiko Tsuchiya (Hg.): Bevorzugt beobachtet. Zum Japanbild in der zeitgenössischen Literatur, München 2005, 41-65.
- Linhart 2010a = Sepp Linhart: Die Großostasiatische Wohlstandssphäre exemplifiziert auf Ansichtskarten, in: Andrea Schnöller/Ilja Steffelbauer/Bernd Hausberger (Hg.): Von der Lust an der Grenzüberschreitung und vom Reiz der Verweigerung, Wien 2010, 137-143.
- Linhart 2010b = Sepp Linhart: Ein halbes Jahrhundert Imperialismus. Japan, in: Walther L. Bernecker/Hans Werner Tobler (Hg.): Die Welt im 20. Jahrhundert (bis 1945, Reihe Globalgeschichte: Die Welt 1000-2000, Bd. 7), Wien 2010, 158-191.
- Simplicissimus 1896-1944 = Simplicissimus: Digitalisierte Ausgabe der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar in Zusammenarbeit mit der RWTH Aachen und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach <http://www.simplicissimus.info> (Zugriff 19.4.2014).
- Ulk 1914-1930 = Ulk: Digitalisierte Ausgabe der Universität Heidelberg <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/ulk> (Zugriff 19.4.2014).

Abbildungsverzeichnis

Sämtliche Karten entstammen der Sammlung des Autors

Abb. 1: Antijapanische deutsche Karte vom Boxeraufstand. *Japan als Vorkämpfer.*

Boxerkarte Nr. 7, F. Zuttner, Verlag Dr. Eysler & Co, Berlin SW 12. Beschriftung: »Gruss aus Peking«. »Im himmlischen Reiche, was seh' ich? O Graus:/ Sie treiben den Teufel durch Beelzebub aus«.

Abb. 2: Antirussische japanische Postkarte zum Russisch-Japanischen Krieg. *Hoisting the Russian Bear.* Anonymer Künstler, ohne Verlag.

Abb. 3: Antirussische japanische Postkarte zum Russisch-Japanischen Krieg. *Russian war-ships easily crashed by admiral Tōgō (Rokan Tōgō taishō ni ashifumi ni shiraru)* Karte Nr. B 35. Anonymer Künstler, ohne Verlag.

Abb. 4: Antijapanische deutsche Karte aus dem Ersten Weltkrieg. *Steckbrief Klauwi Japani.* Hans Lemke, Logo BA 82. Beschriftung: »Gemeiner Dieb«, »Spitzname: Klaubritze«, »Besondere Kennzeichen: Grinsendes, schlitzäugiges Affengesicht«.

- Abb. 5: Antijapanische deutsche Karte aus dem Ersten Weltkrieg. Titel *Die gelbe Fratze*. August Hajduk. Kriegspostkarte des *Ulk*, einer wöchentlichen Beilage zum *Berliner Tagblatt*, September 1914. Beschriftung: »'O Schurke! Lächelnder, verdammter Schurke! Schreibrtafel her! Ich muss mir's niederschreiben, Dass einer lächeln kann, und immer wieder lächeln, Und doch ein Schurke sein!' Shakespeare, der Brite«.
- Abb. 6: Japanische Karte aus der Serie Ashura von Itō Chūta. Nr. 1: *Kriegsbeginn zwischen Serbien und Österreich (Sai-O kaisen)*. Beschriftung: »28. Juli 1914«, Verlag Seiundō, Tokyo.
- Abb. 7: Japanische Neujahrskarte für das Jahr 1915. Anonymer Künstler, Torii Shoten, Tokyo.
- Abb. 8: Antijapanische amerikanische Karte. *December 7, 1941*. Arthur Szyk. Szyk Caricatures Set # 6, Card # 1, Verlag Esquire, Chicago 1942.
- Abb. 9: Antijapanische amerikanische Karte. *A Gentleman, compared with the Japs. He wouldnt strike without warning*. Anonym, ohne Verlag.
- Abb. 10: Antiwestliche japanische Karte. *Hina o hagukume* (Aufziehen des Kükens). Anonym, ohne Verlag. Beschriftung: »Vom Westen. Vom Osten. Vom Osten. Unser unsicherer Flughimmel«.
- Abb. 11: Antiwestliche japanische Karte. *Kokusai heiwa no akushu* (Das Händeschütteln für einen internationalen Frieden). Anonym, ohne Verlag, Beschriftung »Katate no kobushi wa misezu shite (Die Faust, die er mit der zweiten Hand macht, zeigt er nicht her)«.
- Abb. 12: Antiwestliche japanische Karte. *Taki o nobotta wa mukashi no yume. Manaita ni nobotta ga saigo!* (Unser alter Traum war es, über die Wasserfälle den Flusslauf emporzusteigen. Wenn man auf das Schneidbrett steigt, so ist das das Ende!) Anonym, ohne Verlag, Beschriftung: »Gaikoku (Ausland)«, »Nippon (Japan)« (auf dem Fisch). »Kokubō kekkan (Fehler bei der Landesverteidigung)«.

Die Besetzung Deutschlands nach 1918

NICOLAS BEAUPRÉ

Die Geschichte der französischen Besatzungsmacht in Deutschland nach 1918 erfährt seit den letzten zehn Jahren im Zuge des erneuerten Interesses am Ersten Weltkrieg sowie bereits früher in Studien zu internationalen Beziehungen eine von kontroversen Diskussionen begleitete Wiederbelebung. Die zentrale Frage dabei ist, ob die militärische Präsenz Frankreichs eine Fortsetzung des ›Großen Krieges‹ mit anderen Mitteln ist oder nicht. Vor allem in Deutschland, aber auch in Frankreich und anderswo widmen sich Historiker und Historikerinnen dieser komplexen Geschichte, um diese bilaterale Vergangenheit mit neuen Ansätzen angehen.¹

Das ›erste‹ Nachkriegsdeutschland im Fokus neuer Forschungsansätze

In dieser historiografischen Wiederbelebung des Themas dominieren zwei Aspekte. Der erste ist der Höhepunkt eines ›deutsch-französischen Kalten Krieges‹: die Besetzung des Ruhrgebiets 1923 bis 1924. Obwohl diese Episode bereits gut dokumentiert ist, ergänzen aktuelle Publikationen sie durch einen neuen politikgeschichtlichen² als auch sozial- und kulturgeschichtlichen Blick.³ Die Gewalt, die in den Konfrontationen zwischen Besatzern und Besetzten zutage trat, erscheint mit diesen Arbeiten in einem neuen Licht: Sie präsentiert sich facettenreicher als bisher angenommen, was hinter den zeitgenössischen Euphemismen eines ›passiven Widerstands‹ oder ›Ordnungsmaßnahmen‹ oft verborgen geblieben war. Diese neueren Untersuchungen betonen auch, wie die Erinnerung an den Großen Krieg von 1914 bis 1918 in diesem Konflikt neu belebt wurde, sei es auf französischer, deutscher oder belgischer Seite.⁴

Der zweite Aspekt ist die sogenannte ›Schwarze Schmach‹, eine rassistische Kampagne, die die Anwesenheit von französischen Kolonialtruppen im Rheinland von

Anmerkung: Der Beitrag ist eine überarbeitete Version von Nicolas Beaupré: »Occuper L'Allemagne après 1918 – La présence française en Allemagne avant l'apaisement de Locarno ou la continuation de la Grande Guerre par d'autres moyens« (Revue Historiques des Armées 254, 2009, 9-19), siehe: <http://www.rha.revues.org/633> (aufgerufen am 20. Januar 2015).

1 Darunter Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Polen, also Länder, die direkt oder indirekt an diesem Teil der Geschichte eines ›ersten Nachkriegsdeutschlands‹ mitgeschrieben haben.

2 Jeannesson 1998; Lauter 2006.

3 Fischer 2003; Krumeich, 2004.

4 Mignon 2005.

deutscher Seite anprangerte. Dieser Aspekt profitiert vom Interesse junger Forscher und Forscherinnen an den Themen ›Gender‹ und ›Postcolonial Studies‹ und ist in den letzten zwei Dezennien Gegenstand diverser Monografien geworden.⁵

Wenn diese beiden Gesichtspunkte den Löwenanteil der Studien über die französische Militärbesatzung⁶ in Deutschland ausmachen, sind auch andere Themen in der Historiographie erforscht worden. Propaganda und Politik der ›friedlichen Durchdringung‹ (*pénétration pacifique*) in Kunst, Literatur, Presse usw. beschäftigen auch weiterhin die Geschichtsschreibung.⁷ Die Frage des rheinischen Separatismus,⁸ mit dem sich deutsche Historiker seit Längerem beschäftigen, blieb auch im Blickpunkt und führte zu detaillierten Studien.⁹ Der Sonderfall des Saargebiets ist noch weniger erforscht als die zweite Nachkriegszeit nach 1945, als der zukünftige völkerrechtliche Status der linksrheinischen Gebiete Deutschlands, insbesondere des französischen ›Protektorates‹ Saarland (1947-1956), erneut zur Diskussion stand. Doch gibt es dazu bereits mehrere neue Monografien, die aus Dissertationen hervorgegangen sind. Dies gilt ebenso für ein anderes Mandat des Völkerbundes: die Präsenz französischer Truppen in Oberschlesien von 1920 bis 1922.¹⁰ Diese Untersuchungen ermöglichen es uns, einen frischen und vergleichenden Blick auf Besatzungsfragen in der Zwischenkriegszeit zu werfen, neue Fragestellungen zu entwickeln und verschiedene Episoden dieser Geschichte mit dem Ersten Weltkrieg zu verbinden. Unter diesem Blickwinkel soll im Folgenden die militärische Besatzung und zivile Präsenz der Französischen Republik in Deutschland der Weimarer Republik skizziert werden. Eine Okkupation, welche die wichtigste ›Schnittstelle‹ – im Sinne von *Interface* – zwischen den beiden Ländern zwischen 1918 und 1930 bildete. Auch wenn dieses ›Interface‹ als Begegnungs- und Konfliktraum geografisch beschränkt war, so betraf es doch zahlenmäßig signifikante Bevölkerungsgruppen: ungefähr zwölf bis 15 Millionen Deutsche und zwischen 200.000 und 300.000 französische Soldaten und Beamte, die manchmal von ihren Familien begleitet wurden.¹¹

5 Koller 1998; Le Naour 2003; Maß 2006; Wigger 2006.

6 Nach dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes vom 11. November 1918 teilten sich französische, belgische, britische und US-amerikanische Truppen vier Besatzungszonen am linken Rheinufer. Da die Vereinigten Staaten letztendlich den Versailler Vertrag nicht ratifizierten, zog sich die US-Armee zurück.

7 Wein 1992; Breuer/Cepl-Kaufmann 2005; Kostka/Lucbert 2004. Die ›friedliche Durchdringung‹ ist eigentlich ein Schlagwort aus dem französischen Kolonialdiskurs aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

8 Der Separatismus mündete u. a. 1923 in dem Versuch, eine von den Franzosen und Belgiern unterstützte sogenannte ›Rheinische Republik‹ zu errichten.

9 Eine rezente Studie liefert Martin Schlemmer 2007.

10 Linsmayer 1992; Becker 2007; Tooley 1997; Haubold 2001; Eichner 2002; Struve/Ther 2002; Struve 2003

11 Hierbei handelt es sich um Schätzungen: Im Rheinland standen 100.000 Franzosen in ›ruhigen‹ Zeiten. Ein Höhepunkt wurde im Mai 1921 erreicht, als 250.000 Soldaten (darunter 210.000 französische) Ruhrort, Düsseldorf und Duisburg besetzten, siehe Jeannesson 1998, 64. Darüber hinaus darf man die Erneuerung der Einheiten (Ende individueller Militärdienstzeiten; Truppenablösung) nicht vergessen.

In der Tat sind die deutsch-französischen Beziehungen – in einem erweiterten Sinne auch die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen – bis zum Referendum im Saargebiet im Januar 1935 von diesen regionalen Fragen dominiert: die Besetzung des Rheinlandes (1918-1930), des Ruhrgebietes (1923-1924), das Mandat des Völkerbundes für das ›Gebiet der Saar‹ (offiziell *Territoire du Bassin de la Sarre*, 1920-1935), die Präsenz eines kleinen französischen Kontingents an der Memel im Norden von Ostpreußen und in Schleswig-Holstein und schlussendlich die Besetzung Oberschlesiens (1920-1922).¹²

Das Besatzungsregime während des Waffenstillstandes: erste Kontakte, erste Reibungen

Die französische Besetzung Deutschlands beginnt nicht mit dem Versailler Vertrag, sondern de facto mit der Einstellung der militärischen Feindseligkeiten. Tatsächlich ist es das Waffenstillstandsabkommen vom 11. November 1918, das den rechtlichen Rahmen für die präventive militärische Besetzung Deutschland setzt.¹³ Die Klauseln in Artikel 5 sehen die Evakuierung aller deutschen Truppen und die Kontrolle über die Verwaltung dieser Gebiete durch lokale Behörden vor. Die Besetzung soll durch ein Militärkontingent, das aus französischen, belgischen, US-amerikanischen und britischen Truppen besteht, durchgeführt werden. Den Franzosen wird die größte der Besatzungszonen zugeteilt. Französische Truppen marschieren also bereits Ende November 1918 in Deutschland ein. Bis zum Inkrafttreten des Versailler Vertrags am 10. Januar 1920 sind das die Rahmenbedingungen für eine erste Phase der Besetzung. Diese wenigen Monate werden die Beziehungen zwischen Besatzer und Besetzten entscheidend prägen.

Zunächst begrüßte die Bevölkerung die französischen Truppen, zwar mit Zurückhaltung, aber manchmal doch erleichtert, denn sie versprachen Ruhe und Ordnung in eine chaotische Situation zu bringen, die von Versorgungsproblemen, politischen Unruhen und der kriegsbedingten Wirtschaftskrise gekennzeichnet war. Die Besatzer selbst neigten zur Annahme, dass sie das »Prestige des Siegers«¹⁴ genossen. Als die Rollen vertauscht wurde – Teile Nord- und Ost-Frankreichs waren über Jahre vom Deutschen Reich militärisch besetzt gewesen –, verschlechterte sich die Lage zwischen ›Neo-Besatzern‹ und ›Neo-Besetzten‹ sehr schnell und verwandelte sich allmählich in offene Feindseligkeit. Noch vor dem ›Schandvertrag‹ von Versailles symbolisierte und verkörperte die Besetzung tagtäglich die Niederlage

12 Französische Verwaltungen bedienten sich seit der Revolution bei Neubenennungen von Verwaltungseinheiten bei topografischen Namen u. a. Flüssen wie der Saar.

13 Ausgenommen davon war Elsass-Lothringen, das für die Siegermächte als nicht verhandelbarer Teil Frankreichs galt und wieder an dieses angeschlossen wurde (vgl. Beaupré 2009, 32-37 und 81-83).

14 Französische Notiz über Propaganda aus dem Jahr 1920, zitiert nach Wein 1992, 34.

der Deutschen. Während die Westgrenze des Landes mehr als vier Jahre vom Feind unangetastet geblieben war, wurde sie jetzt vom Feind überschritten.

Die Jahre 1918 und 1919 sind aus dieser Sicht folgenschwer.¹⁵ Der Saarländer Max Ophüls, zu jener Zeit ein Teenager, erinnert sich in seinen Memoiren an die Emotionen und Tränen seiner Kameraden während einer von seinem Gymnasium organisierten Feier. Einen Tag vor der Ankunft der französischen Truppen an der Saar hatten die jungen Leute in aller Stille für fünf Minuten die Grenze beobachtet, die gerade von französischen Truppen überquert wurde.¹⁶ Andernorts war Gustav Regler (1898-1963), später einer der Protagonisten gegen die Rückeingliederung von Rhein- und Saargebiet in das Deutsche Reich unter Hitler, rasend vor Wut, als seine Heimatstadt Merzig 1919 besetzt wurde. In seinem Tagebuch wirft er den Offizieren und anderen Franzosen, mit denen er Kontakt bekam, vor, sich »mit Manieren, die denen im Bordell ähnlich sind« zu benehmen.¹⁷ Bereitwillig greift die Regionalliteratur diese diffuse Angst und die Vorstellung einer »Penetration des Territoriums« durch das Ausland auf.¹⁸

Auch wenn die französischen Truppen sich bemühten, die Bevölkerung entgegenkommend zu behandeln,¹⁹ so waren sie dabei oft ungeschickt und gingen mit Brutalität vor. Das Bild des Feindes als *boche* war noch immer sehr wirkungsvoll und *Bochie* herablassend für Deutschland in Verwendung. In der neueren Forschung wird auf die hohe Intensität der Ressentiments und des gesteigerten Hasses gegenüber dem besiegten Feind bei Kriegsende und beim Einmarsch in Deutschland hingewiesen.²⁰ So fühlte sich im Mai 1919 General Andlauer, Kommandant der Besatzungstruppen, gezwungen, eine Verordnung zu erlassen, in dem der Begriff *boche* für die Saarländer verboten wurde: Lediglich »Preußen und Deutsche [...], die außerhalb der Saar lebten«, durften so bezeichnet werden. Die deutsche Propaganda bemächtigte sich umgehend dieser Aussage und sah in ihr einen Beweis für den allgemeinen Hass der Franzosen auf alles Deutsche.²¹ Ebenso wurde die Verwendung von Kolonialtruppen – *Tirailleurs tonkinois* und *Tirailleurs marocains* aus Französisch-Indochina und Marokko – im Saargebiet als bewusste Demütigung angesehen. Die Spannung zwischen Besatzern und Besetzten kam im Oktober 1919 zu einem ersten Höhepunkt, als die Besatzungsarmee von Unruhen überrascht wurde, die aufgrund der schlechten Versorgungslage ausgebrochen waren: Es wurde in die Menge gefeuert, und dabei mindestens acht Zivilisten getötet. Ein protestie-

15 Für das Saarland zwischen 1918 und 1919 Herrmann 1993; Mallmann 1987; zum benachbarten Rheingebiet siehe Voelker 2002.

16 Ophüls 1980, 41-42; Ophüls (1902-1957), als Max Oppenheimer in Saarbrücken geboren, war ein deutsch-französischer Film-, Theater- und Hörspielregisseur.

17 Regler 1919 (unveröffentlichtes Manuskript).

18 Zum Beispiel die Romane von Lisbeth Dill, im Besonderen *Der Grenzpfahl* (1925).

19 Ophüls 1980.

20 Cabanes 2004.

21 Dieser Text findet sich in dem vom deutschen Außenministerium herausgegebenen »Weißbuch«, siehe *Weißbuch/Auswärtiges Amt* 1921, 350.

render Arbeiter, der mit einem Gewehr aufgegriffen wurde, wurde im Anschluss standrechtlich zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Aber letztlich waren es weniger die Gewalttaten oder Überfälle, sondern die Symbole und symbolischen Handlungen der Fremdherrschaft, welche die Bevölkerung besonders kränkten und reizten: So wurde die französische Zeitzone eingeführt, der Trikolore musste öffentlich Respekt gezollt werden, der Bürgersteig musste den französischen Soldaten überlassen werden, und die Offiziere mussten begrüßt werden. Genau in solchen Momenten kam es oft zu Reibereien.²² Sie sind charakteristisch für den ganzen Zeitraum. Diese Auseinandersetzungen und Friktionen waren auch das Ergebnis dessen, was hinter dieser Besetzung der ersten Monate steckte: Der ›Besitzer‹ war eine alltägliche Erinnerung für den ›Besetzten‹, dass er den Krieg verloren hatte, und für den ›Besitzer‹ war es die alltägliche Vergewisserung, als ›Sieger‹ auftreten zu dürfen.

Die Besetzung: vom Zeichen der Niederlage zum Symbol von Versailles

Zu diesen tagtäglichen Erinnerungen an die Niederlage gesellte sich bald auch die Demütigung des Versailler Vertrags. Mit der Besetzung unmittelbar nach dem Waffenstillstand wurde die Niederlage für die Bevölkerung zwar manifest, doch erst der ›Diktatfrieden von Versailles‹ wurde zum Symbol der nationalen Schande, weil er die Kriegsschuldfrage stellte: Bereits die im November und Dezember 1918 von französischen Offizieren in den okkupierten Städten gehaltenen Reden versinnbildlichten damit nicht nur die Niederlage, sondern wiesen bereits auf eine moralische Verurteilung und alleinige Kriegsschuld hin, die sich im berühmten Artikel 231 des Versailler Vertrags wiederfindet: Dieser schrieb dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten die Alleinverantwortung für den Krieg zu.

Der Vertrag sah jetzt auch eine militärische Besetzung durch Franzosen, Briten, US-Amerikaner und Belgier des linken und von Teilen des rechten Rheinuferes vor, die von Januar 1920 an für einen Zeitraum von fünf bis 15 Jahren (abhängig von den jeweiligen Regionen) angesetzt wurde. Frankreich kontrollierte die größte Besatzungszone, die sich mit dem schnellen Rückzug der US-Amerikaner noch ausdehnte. Die Franzosen übernahmen auch die Präsidentschaft der Interalliierten Rheinlandkommission (*Interalliiertes Hoher Ausschuss für die Rheinlande*, IRKO), die Paul Tirard zufiel (*Oberpräsidium der Rheinprovinz* in Koblenz, 1920-1930).²³ Die Franzosen hatten auch den Vorsitz der Regierungskommission des Saargebietes, die ihr Mandat vom Völkerbund erhielt (Victor Rault), der Memel (General

22 Cabanes 2004, 231; Kienitz 2006.

23 Letzte Sitzung am 28. Juni 1930, zwei Tage vor der endgültigen Räumung der besetzten Gebiete.

Dominique Odry) und von Oberschlesien (General Henri Le Rond) inne.²⁴ Die französische Besatzungsmacht wurde schnell verdächtigt, dass sie entweder Teile des Territoriums, unter anderem das Saargebiet, annektieren wollten oder aber den rheinischen Separatismus und die polnische Partei in Oberschlesien förderten. Dieses Misstrauen – kombiniert mit der Erinnerung an den Krieg und an die Pariser Vororteverträge, in denen die Franzosen am unerbittlichsten gegenüber Deutschland und seinen Verbündeten aufgetreten waren – erklärt, warum die Kampagne gegen die Besatzung vor allem gegen Frankreich gerichtet war, obwohl die Briten im Ersten Weltkrieg noch mehr als die Franzosen zum Feindbild aufgebaut worden waren.²⁵ Neben den schon genannten Vorfällen, die vor Januar 1920 stattfanden, kam es zu einer rassistischen Kampagne gegen die französischen Kolonialtruppen, die 1920-1921 ihren Höhepunkt erreichte, und zum sogenannten ›passiven Widerstand‹, der im Januar 1923 in der französischen Ruhrbesetzung endete.

Die ›Schwarze Schmach‹

Für die militärische und politische Führung Frankreichs war die Besatzung sowohl durch den Sieg wie auch durch den Versailler Vertrag legitimiert: Sie musste sich jetzt entscheiden, wie sie diesen umsetzen wollte. Die Entsendung von Kolonialtruppen gehörte dazu und beruhte sowohl auf praktischen als auch symbolischen Überlegungen. Das Entsenden von Kolonialtruppen nach Deutschland erlaubte es, erstens, Regimenter der Metropole schneller zu demobilisieren. So wurde es den französischen Soldaten ermöglicht, früher in die Heimat und zu ihren Familien zurückkehren. Es erlaubte auch, zweitens, den Deutschen, die gerade ihre Kolonien verloren hatten, zu zeigen, dass Frankreich seine Herrschaft nicht nur im besiegten Nachbarland ausübte, sondern weltweit. Eine Machtdemonstration also.²⁶ Es ist auch möglich, dass es sich um einen bewussten Versuch handelte, den geschlagenen Feind weiterhin zu demütigen, indem man ›minderwertige‹ Soldaten für die Besatzung einsetzte.²⁷ Wie auch immer, die ersten Reaktionen der Bevölkerung können so interpretiert werden, wie es die Berichte der französischen Postzensurstelle in Landau zeigen: »Wir werden von Schwarzen bewacht. Siehst du, wie seltsam die Welt ist. Im Laufe der Zeit haben wir sie zivilisiert, und jetzt bewachen sie uns«, schrieb jemand im Juni 1919. Und drei Monate später: »Die Franzosen denken

24 Für ›die Saar‹ (das Saarland) und Oberschlesien wird in späteren Fußnoten auf Literatur verwiesen; für die Memel auf die Arbeiten von Gueslin u.a. 2004. Eine vom Service historique de la Défense organisierte Tagung zu den ›Plebiszitterritorien‹ fand am 1. Juni 2007 unter dem Titel *Les territoires à plébiscite 1918-1922* statt.

25 Stibbe 2001.

26 Nelson 1970, 611-615.

27 Cabanes 2004, 262.

wahrscheinlich, dass Neger gut genug sind, um uns zu bewachen. Für uns ist es eine Schande. Wir verdienen kultivierte Leute so wie wir. Was für ein Horror!«. ²⁸

Diese Stimmung wurde durch die Presse, die deutschen Behörden – darunter das Außenministerium, die politischen Parteien, Meinungsführer, Künstler u.a. in unterschiedlichem Maße aufgegriffen, ausgenutzt und angeheizt. Nur wenige wendeten sich gegen diese Kampagne, wie zum Beispiel unabhängige Sozialisten oder einige Intellektuelle. Sie setzte eine Kampagne aus Zeiten des Ersten Weltkriegs fort, da der Einsatz von Kolonialtruppen in Europa durch die Alliierten, insbesondere durch Frankreich, seit 1914 angefeindet worden war, vor allem in dem weltberühmten sogenannten *Aufruf an die Kulturwelt* von 93 deutschen Intellektuellen und Professoren, worin es heißt: »Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen«. ²⁹

Nach einer ersten Welle der Empörung im März 1919 wurde die Kampagne gegen die französische ›Kolonialbesatzung‹ im April 1920 handgreiflich. Anlass bot der ›Ruhraufstand‹: Gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrags verstoßend, war die deutsche Reichswehr (und republikfeindliche Freikorps) in das entmilitarisierte Ruhrgebiet eingedrungen, um den bürgerkriegsähnlichen Aufstand und die ›Rote Ruhrarmee‹ – Gegenbewegung zum ›Kapp-Putsch‹, der die Regierung unter Gustav Bauer (SPD) stürzen wollte – niederzuschlagen. Als Vergeltung besetzten die Franzosen daraufhin Frankfurt am Main und Darmstadt. Während einer Kundgebung feuerten marokkanische Truppen in Panik in die Menge und töteten mehrere Zivilisten. Daraufhin radikalisierte sich die Kampagne. Medaillen, Filme, Zeitschriften, Romane, Theaterstücke, alles wurde benutzt, um die Anwesenheit von Kolonialtruppen zu desavouieren. Den Soldaten wurden unter anderem Vergewaltigung und sexuelle Nötigung vorgeworfen. Die Kampagne erfüllte somit eine Doppelfunktion. Sie erlaubte einerseits, das Verhalten der französischen Besatzungstruppen anzuprangern, und andererseits reagierte sie auch auf tief sitzende Ängste bei Männern wie Frauen gegenüber dem ›Feind‹. Die Kampagne beförderte in der Tat eine unüberwindbar werdende Barriere zwischen Frankreich und dem Rheinland. Während der Hochkommissar Tirard weiterhin auf eine Politik der ›friedlichen Durchdringung‹ setzte, zeigte aber gerade die Ruhrbesetzung, dass die ›Durchdringung‹ auf keinen Fall friedlich ablaufen würde. Dies erklärt auch, warum die rassistische Hasskampagne gegen die Kolonialtruppen ausgerechnet während der Ruhrkrise abebbte, obwohl die Konfrontation mit Frankreich auf ihren

28 Zitiert nach Le Naour 2003, 40.

29 Sogenanntes Manifest der 93 (*An die Kulturwelt! Ein Aufruf*, Oktober 1914), das sich nach der Invasion Belgiens (*Rape of Belgium*), gegen die britisch-französische Charakterisierung der deutschen Armeen als kulturzerstörende Barbaren und Hunnen richtete, vgl. Ungern-Sternberg/Ungern-Sternberg 1996. Zitiert nach http://de.wikipedia.org/wiki/Manifest_der_93, Letzter Zugriff: 20.01.2015.

Höhepunkt zusteuerte. Denn sobald es nicht mehr um die Frage einer ›friedlichen Durchdringung‹ ging, sondern es zu einer direkten Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Franzosen kam, hatte die Kampagne ihren Zweck verloren, einen Antagonismus über das rassistische Ressentiment herzustellen. Die imaginären Gräueltaten der Kolonialsoldaten waren auch nutzlos geworden, weil die Besetzung des Ruhrgebietes und die Deportationen aus dem Rheinland (zwischen Januar und November 1923 wurden 147.000 Deutsche, darunter 46.200 Beamte mit ihren Familien abgeschoben³⁰) genügend Argumente lieferten, um Gräueltaten des Feindes als selbstredend zu ›beweisen‹.³¹ Wenn auch zu Beginn der Besetzung des Ruhrgebiets ein so lautendes Gerücht lanciert wurde, so verschwand es schnell, weil »die französische Armee bewusst [...] keine senegalesischen *Tirailleurs* [mehr] einsetzte«. ³²

Die Ruhrkrise von 1923 stellte zweifellos den Höhepunkt der Fortsetzung des Krieges nach dem Krieg auf französischer und deutscher Seite dar. Doch schon vor dieser Episode – und zur gleichen Zeit wie die Kampagne gegen die ›Schwarze Schmach‹ – wurde die französische Militärpräsenz in Deutschland auch im Saargebiet und Oberschlesien infrage gestellt.

Die Mandate des Völkerbundes: eine ›andere französische Besetzung‹

Die unter das Mandat des Völkerbundes gestellten Abstimmungsgebiete waren in der Tat nicht *stricto sensu* besetzte Gebiete: Die Verwaltung war französischen Offizieren oder Zivilisten übertragen. Darüber hinaus waren französische Truppen in diesen Gebieten stationiert. Im nachmaligen Saargebiet hatte sich der erste Präsident der Regierungskommission (1920-1926), der Franzose Victor Rault, sehr schnell unbeliebt gemacht. Die Bevölkerung und alle politischen Parteien des Mandatsgebietes beschuldigten ihn der Befangenheit bei der Durchführung der Verwaltung. In ihren zahlreichen Protestbriefen an das Generalsekretariat des Völkerbundes³³ versäumten sie es nicht, darauf hinzuweisen, dass Rault die Interessen des Völkerbundes und nicht Frankreichs zu vertreten habe. Es ist richtig, dass angesichts des fernen Datums der Volksabstimmung (in 15 Jahren), der geopolitischen Lage und des wirtschaftlichen Potenzials der Region einige französische Kreise die Hoffnung nicht aufgegeben hatten, das *Territoire du Bassin de la Sarre* an Frankreich anzugliedern. Darüber hinaus war der französische Staat durch Konfiszierung der neuen Eigentümer der ehemaligen preußischen Staatsminen. Er war somit zum größten

30 Bariety 1977, 114.

31 Le Naour 2003, 220; Nelson 1970.

32 Le Naour 2003, 220.

33 Diese Protestbriefe werden unter anderem in Genf in den Archiven des Generalsekretariats des Völkerbundes aufbewahrt (R97 und R100).

Arbeitgeber in der Region geworden. Jeder Streik, jede Arbeiterbewegung konnte so in einen nationalen Konflikt ausarten, was dann auch mehrmals vorkam. Darüber hinaus wurde die Erinnerung an die Toten vom Oktober 1919 im Saargebiet, aber auch in Deutschland hochgehalten, vor allem durch den sehr aktiven Bund der Saarvereine.³⁴

Auch wenn die Verträge von Locarno 1925 die deutsch-französischen Beziehungen beruhigten und Frankreich seine Truppen 1927 aus dem Saargebiet und 1930 aus dem Rheinland abzog, so blieb die Saar-Frage schwierig. Der Wahlkampf für die Volksabstimmung von 1935 begann de facto lange bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen und diesen für ihre Zwecke zu instrumentalisieren verstanden. Sie mussten dabei die Konfliktlage, die sich zwischen Besatzer und Besetzten vor 1924/25 aufgebaut hatte, politisch nur verlängern und vereinnahmen.

Diese Vereinnahmung war auch sehr offensichtlich im Fall von Oberschlesien, wo die Besatzung kürzer gewesen war und die Franzosen – als vom Völkerbund beauftragte ›Besatzer‹ – neben den Polen nur einen ›zweitrangigen Feind‹ darstellten. Doch die Krise in dieser Region hatte noch vor der Ruhrinvasion einen höheren Grad an Intensität erreicht als der alltägliche Besatzungskonflikt an der Saar und im Rheinland, wo brenzlige Situationen eigentlich die Ausnahme blieben.

Die Krise in Oberschlesien, die Volksabstimmung über die Selbstbestimmung und die drei polnischen Aufstände zwischen 1919 und 1921 werden – was plausibel ist – zumeist in einem deutsch-polnischen Rahmen gesehen. Allerdings ist diese Episode auch eine internationale und vor allem eine deutsch-französische Krise. Die Entscheidung, sich in die oberschlesische Frage einzumischen, hatte für Paris mehrere Gründe. Es galt, den Versailler Vertrag so anzuwenden, dass er den neu entstandenen polnischen Staat stärkte: 1919 wollte Clemenceau als französischer Ministerpräsident Polen in die Lage versetzen, Deutschland und das neue Russland der Sowjets in Schach zu halten. Frankreich konnte sich so auch als Verteidiger der neuen Nationen und Nationalitäten positionieren, die früher von den Mittelmächten dominiert worden waren, und gleichzeitig daraus geopolitischen und wirtschaftlichen Nutzen ziehen. Zusätzlich hoffte Frankreich, Deutschland durch diese Politik sein zweitgrößtes Industriegebiet zu entziehen – es hatte Deutschland bereits der Ressourcen an der Saar beraubt – und Deutschland so noch abhängiger vom Ruhrgebiet zu machen, das unter alliierter Kontrolle stand. Auch wenn die Krise im Osten vergleichsweise kurz war (etwas weniger als vier Jahre, davon weniger als 29 Monaten Besatzung von Februar 1920 bis Juni 1922), so wog sie in der deutschen Außenpolitik der Nachkriegszeit schwer und spielte eine Schlüsselrolle in den deutsch-polnisch-französischen Beziehungen.

Nach Inkrafttreten des Versailler Vertrags, der über den südöstlichsten Teil der Region Schlesien eine Volksabstimmung über die künftige staatliche Zugehörigkeit

34 Becker 2004.

(*Plébiscite de Haute-Silésie*) vorgesehen hatte, kamen alliierte Truppen im Februar 1920 in das Gebiet. Die Situation war verwirrend und angespannt, denn auch die Spartakisten waren in der Region sehr aktiv. Ein erster Aufstand der polnischen Schlesier hatte bereits im August 1919 nach einem Generalstreik im Industriesektor stattgefunden und zehn Tote gefordert. Unter diesen Umständen war das von den Alliierten entsandte Kontingent groß und zählte am Anfang rund 12.000 französische und 3.000 italienische Soldaten.³⁵ Weitere britische und französische Soldaten wurden später als Verstärkung entsandt, als sich die Situation verschlechterte, vor allem während der Volksabstimmung. Die Verwaltung des Gebietes war einer Kommission anvertraut worden, die vom französischen General Le Rond geleitet wurde, einem der Experten für polnische Themen auf der Pariser Friedenskonferenz. Auf lokaler Ebene kontrollierten die Franzosen elf der 21 Abstimmungsbezirke. Neben den Polen waren sie somit der Hauptfeind der ›deutschen Schlesier‹. Die Beziehungen zwischen französischen Truppen und der Bevölkerung, auch mit den polnischen Teilen, waren angespannt und wie in anderen Gegenden von einem »Hass«³⁶ gekennzeichnet, der sich aus Kriegserfahrungen und Vorfällen zwischen Soldaten und Zivilisten speiste. Die Deutsch-Schlesier und die Berliner Behörden beschuldigten die französischen Truppen regelmäßig, wenn schon nicht mit den Polen zu pak-tieren, sie dann doch zumindest zu fördern und somit das ›Deutschtum‹ in dieser Region zu gefährden.

Die Realität war nuancierter, auch wenn es stimmt, dass sich General Gratier, der die Besatzungstruppen kommandierte, und viele seiner Soldaten als Befreier der Polen und Feinde der Deutschen sahen.³⁷ So blieben französische Truppen manchmal bei den Ereignissen passiv, die zum zweiten der polnischen Aufstände 1920 führten. Es war dies die zweite große Krise in der Region: Mitte August 1920 kursierte das Gerücht, dass die Bolschewiken im – jetzt als Polnisch-Sowjetischen Krieg bezeichneten Konflikt – Warschau eingenommen hätten, was von den Deutsch-Schlesiern gefeiert wurde. Die Kundgebungen schlugen in Plünderungen von polnischen Geschäften und die Zerstörung des polnischen Plebiszitkommissariats in Katowice/Kattowitz um. Während dieser Ereignisse reagierten die französischen Truppen nur, um eindeutige anti-polnische Unruhen zu unterdrücken. Die Reaktion war ein erneuter polnischer Aufstand, der 90 Todesopfer forderte. Damals kam es, so scheint es, zu einigen Verbrüderungsaktionen zwischen französischen Truppen und Aufständischen.³⁸

Der polnische Aufstand machte eine geordnete Durchführung des Plebiszits, das für März 1921 geplant war, umso dringlicher. Der Wahlkampf wurde so zur Büh-

35 Tooley 1997; Eichner 2002, 51.

36 Eichner 2002, 56.

37 Tooley 1988.

38 Eichner 2002, 99-101.

ne eines Propagandakrieges von beiden Seiten, auf der sich sehr radikale Bilder des ›anderen‹ zu kristallisieren begannen und nationale Loyalitäten verstärkt eingefordert wurden. Obwohl die Kampagnen und die Volksabstimmung in relativ geordneten Bahnen verliefen, war die politische Gewalt – insbesondere vonseiten der Freikorps – stets präsent. 707.488 Wähler sprachen sich für Deutschland und 479.369 für Polen aus, also etwas weniger als 60 Prozent für Deutschland. Das Auszählen nach Gemeinden ergab folgendes Resultat: 844 Kommunen für Deutschland und 678 für Polen.³⁹ Aber das Ergebnis beruhigte die Gemüter nicht – im Gegenteil. Nach Beratung der Aufsichtsbehörden über den Verlauf der Grenze am 30. April 1921 gab Adalbert (Wojciech) Korfanty, Führer der Polnischsprachigen und Volksabstimmungskommissar in der Region, das Signal für einen dritten Aufstand, der am 2. Mai 1921, am Vorabend des polnischen Nationalfeiertags, losbrach. Die Besatzungstruppen wurden von beiden Parteien überwältigt. Am 18. Mai beschloss der neue Reichskanzler der (Weimarer) Republik, Joseph Wirth, Freikorps zu entsenden. In Wirklichkeit waren diese bereits lange vor der offiziellen Entscheidung in Stellung gebracht worden. Am 21. Mai fand die ›Schlacht von Annaberg‹ statt, die mit einem deutschen Sieg endete. Erst im Juli konnten die Besatzungstruppen die Kontrolle über die Situation zurückgewinnen.

Schließlich verlor Deutschland nicht nur rund 30 Prozent des oberschlesischen Gebietes, sondern auch die wichtigsten Industrie- und Bergbauzonen. So fielen 53 von 67 Kohleminen an Polen sowie alle neun Eisenminen und zehn der 15 Zink- und Bleiminen. Von den 18 Koksöfen behielt Deutschland nur sieben.⁴⁰ Im Jahr 1922 war Deutschland damit noch abhängiger von der Industrie des Ruhrgebiets. Wiederum war es im Frieden mit dem Feind aus dem Krieg konfrontiert worden.

Das Ruhrgebiet: Epilog des Ersten Weltkriegs

Wenn die oberschlesische Episode auch sehr gewalttätig gewesen war, so war es hauptsächlich eine Auseinandersetzung zwischen Polen und Deutschen. Im Ruhrgebiet standen sich Franzosen und Deutsche direkt gegenüber und hier kam es zum gewalttätigen Höhepunkt ihrer Beziehung. Es verwundert deshalb kaum, dass die Besatzung der Zwischenkriegszeit als »eine Art Wiederholung der deutschen Besatzung Belgiens und Frankreichs zwischen 1914 und 1918« gedeutet wurde.⁴¹ Selbst wenn es sich um eine einzigartige Erfahrung handelte, die die Franzosen gerne als konform mit dem Friedensvertrag darstellten, so wurde sie doch auf beiden Seiten als eine ›Kriegsbesatzung‹ erlebt, die mit staatlicher Nötigung (Beschlagnahmungen,

39 Tooley 1997, 218-252.

40 Lesiuk 1995, 245.

41 Krumeich 2004, 9.

Vertreibungen, Verurteilungen, Unterdrückung von Streiks etc.) bzw. organisierter Gewalt (Attentaten, Streiks, passivem Widerstand) und spontaner bzw. individueller Gewalt (etwa bei persönlichen Auseinandersetzungen und Vergewaltigungen) einherging. Diese letztgenannte sexuelle Gewalt erfuhr in der Tat ein Wiederaufleben im heftigsten Moment der Auseinandersetzung (Februar bis März und Juni bis Juli 1923). Von Januar 1923 bis Juli 1924 gab es deutschen Quellen zufolge im Rheinland und im Ruhrgebiet 87 von den Besatzungssoldaten begangene und 45 versuchte Vergewaltigungen und französischen Quellen zufolge 59 von den eigenen Truppen begangene und 20 versuchte Vergewaltigungen, davon etwa zwei Drittel zwischen Februar und Juni 1923.⁴²

Die Gewalt sprengte also bei Weitem den Rahmen von ›zwischenstaatlichen‹ Auseinandersetzungen in einer Besatzungssituation und fand auch um den individuellen (weiblichen) Körper statt. Die Zahl der Opfer schwankt zwischen 154 getöteten und 112 durch Waffengewalt schwer verletzten Zivilisten (nach deutschen Quellen) und 118 Toten und 74 Verletzten (nach französischen Quellen).⁴³ Einige Episoden hatten einen besonderen symbolischen Wert und wurden anschließend durch die Propaganda mythologisiert. Dies gilt insbesondere für den bekannten Fall der Ermordung des Nazi-Aktivisten Albert Leo Schlageter am 26. Mai 1923 oder für das, was später ›Blutiger Karsamstag von Essen‹ genannt wurde: 13 Streikende fanden am 31. März durch französische Kugeln den Tod und wurden anschließend zu Märtyrern stilisiert. Das Gleiche kann auf französischer Seite beobachtet werden (wo nach deutschen Quellen zwischen 1920 und 1925 141 Besatzungsmitglieder umkamen⁴⁴): Als Leutnant Colpin aus Lille im Ruhrgebiet getötet wird, errichtet man ihm ein Denkmal wie für einen Kriegsgefallenen – *Mort pour la France*.⁴⁵

Die Erinnerung an die Blockade wurde auf deutscher Seite immer wieder aufgefrischt und führte zur Evakuierung von Tausenden von Kindern in das nicht besetzte Deutschland, damit sie der ›Hungersnot‹ entkämen. Parallel dazu verbreiteten die Franzosen Flugblätter, in denen sie an die Härte des deutschen Besatzungsregimes während des Grande Guerre erinnerten.⁴⁶ Zusätzlich kam es, wie während der Episode der ›Schwarzen Schmach‹, zu einer moralischen ›Sittenkontrolle‹ im persönlichen Umgang mit dem Besatzer: Frauen, die im Verdacht standen, mit Franzosen eine Beziehung zu unterhalten, wurden durch Flugblätter und Zeitungsartikel an den Pranger gestellt, waren Denunziation und öffentlicher Schmach ausgeliefert und wurden manchmal zur Strafe und Abschreckung für andere wie Verbrecher geschoren.

42 Jeannesson 1998, 212-214.

43 Jeannesson 1998, 210-211. Die Zahlen gelten für Januar 1923 bis Juli 1924 sowohl für das Ruhrgebiet wie für das Rheinland.

44 Krüger 2004.

45 Becker 2004.

46 Einige davon befinden sich in Krumeich/Schröder 2004. Zur Evakuierung der Kinder vgl. Fischer 2004.

Abschließende Bemerkungen: die Aporien des ›Friedens‹ von Locarno 1925

Die Besatzererfahrungen an den Peripherien Deutschlands, im Osten und Westen, sind zweifellos Schlüsselmomente der Nachkriegszeit und werden manchmal als der ›deutsch-französische Kalte Krieg‹ bezeichnet.⁴⁷ Aber mehr als einen ›kalten‹ Krieg galt es, den ersten der Weltkriege mit anderen Mitteln fortzusetzen, der aber keinen Stellvertreter an einem anderen Schauplatz kannte, sondern von den alten Kontrahenten selbst fortgeführt wurde. Wenn man die Geschehnisse dieser Zeit an sich vorüberziehen lässt, wird der Bruch, den die kulturell-emotionale Demobilisierung der Locarno-Ära mit sich brachte, umso deutlicher. Aber die gewaltsame Natur und die Bedeutung dieser Episoden aus der Besatzungszeit, die unmittelbar Millionen Deutsche und Zehntausende Franzosen berührten, erlaubt es gleichzeitig, diesen Bruch infrage zu stellen. Musste diese diplomatische Zäsur nicht um den Preis des Vergessens und einer schizophrenen Vertuschung dessen, was noch vor kurzem als konstitutiv für das Bild des anderen als unversöhnlichem Feind gegolten hatte, erkaufte werden? Genügte die politische Dynamik – nicht ohne Hintergedanken der beiden Außenminister Briand und Stresemann –, um die Feindschaft zu überdenken? Die beiden – vor allem Briand – wollten daran glauben. Aber nach 1924-1925 führte diese Befriedung auch zu einer selektiven Erinnerung an den Großen Krieg und an die Besatzungen. Wenn die Schrecken des Krieges thematisiert wurden, wurden sie abstrakt diskutiert oder ihre Symmetrie wurde betont. Der Krieg galt einerseits als schrecklich, wurde andererseits jedoch auf einen bloßen Zusammenstoß zwischen Soldaten, die ihre Pflicht taten, reduziert.

Es galt deshalb, die Gräueltaten und die Besatzungsgewalt zu verschweigen, die immer asymmetrischer Natur ist, da sie sich in erster Linie gegen die Zivilbevölkerung richtet. Es erfolgte eine Form der selektiven Amnesie, die die Unterschiede zwischen regionalen und nationalen Erinnerungen an den Krieg sichtbar machte. Diese Form der Amnesie war notwendig für eine kulturelle Demobilisierung auf nationaler Ebene, war jedoch schwieriger in den Regionen, wo es zwischen 1914 und 1918 bzw. zwischen 1918 und 1924 zu Auseinandersetzungen zwischen Besatzern und Besetzten gekommen war.

Aus dem Französischen von Benoît Majerus und Thomas Kolnberger

47 Bariéty/Poidevin 1977, 240.

Literaturverzeichnis

- Bariety 1977 = Bariety, Jacques: Les relations franco-allemandes après la Première Guerre mondiale. 10 novembre 1918-10 janvier 1925. De l'exécution à la négociation, Paris 1977.
- Bariety/Poidevin 1977 = Bariety, Jacques/Poidevin, Raymond: Les relations franco-allemandes, 1815-1975, Paris 1977.
- Beaupré 2009 = Beaupré, Nicolas: Das Trauma des Großen Krieges (1918-1932/33), Darmstadt 2009.
- Becker 2004 = Becker, Annette: Das Begräbnis des Leutnants Colpin in Lille am 21. März 1923, in: Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.): Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen, 2004, 257-264.
- Becker 2007 = Becker, Frank G.: ›Deutsch ist die Saar immerdar!‹ – Die Saarpropaganda des Bundes der Saarvereine 1919-1935 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung Bd. 40), Saarbrücken 2007.
- Breuer/Cepl-Kaufmann 2005 = Breuer, Dieter/Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hg.): Deutscher Rhein – fremder Rosse Tränke? Symbolische Kämpfe um das Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg, Essen 2005.
- Cabanes 2004 = Cabanes, Bruno: La victoire endeuillée. La sortie de guerre des soldats français (1918-1920), Paris 2004.
- Dill 1925 = Dill, Lisbeth: Der Grenzpfahl, Stuttgart 1925.
- Eichner 2002 = Eichner, Karsten: Briten, Franzosen und Italiener in Oberschlesien 1920-1922, St. Katharinen 2002.
- Fischer 2004 = Fischer, Conan: The Ruhr Crisis 1923-1924, Oxford 2003.
- Gueslin 2004 = Gueslin, Julien: La France et les petits États baltes. Réalités baltes, perspectives françaises et ordre européen: 1920-1932 (unveröffentl. Dissertation, Université de Paris I-Sorbonne) Paris 2004.
- Haubold 2001 = Haubold, Juliane: ›Blutende Grenze‹. Oberschlesien im Abstimmungskampf und in der politischen Mythologie der Weimarer Republik (unveröffentl. Magisterarbeit, Universität Göttingen) Göttingen 2001.
- Herrmann 1993 = Herrmann, Hans-Walter: 1919 – ›Schicksalsjahr für die Saar‹, in: Stadtverband Saarbrücken (Hg.): ›Als der Krieg zu uns gekommen war ...‹, Die Saarregion und der Erste Weltkrieg, Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloss, Merzig 1993, 249-265.
- Jeannesson 2004 = Jeannesson, Stanislas: Übergriffe der französischen Besatzungsmacht und deutsche Beschwerden, in: Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.): Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, 207-232.
- Jeannesson 2006 = Jeannesson, Stanislas: Poincaré, la France et la Ruhr (1922-1924), Strasbourg 1998.

- Kienitz 2006 = Kienitz, Sabine: L'occupation française et la construction culturelle des différences nationales dans le Palatinat de 1918 à 1930, in: *Histoire et sociétés. Revue européenne d'histoire sociale* 17 (2006), 32-43.
- Koller 1998 = Koller, Christian: ›Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt‹. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914-1930), Stuttgart 1998.
- Kostka/Lucbert 2004 = Kostka, Alexandre/Lucbert, Françoise: Distanz und Aneignung. Relations artistiques entre la France et l'Allemagne 1870-1945. Kunstbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich 1870-1945, Berlin 2004.
- Krüger 2004 = Krüger, Gerd: ›Wir wachen und strafen!‹ – Gewalt im Ruhrkampf von 1923, in: Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.): *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004, 233-256.
- Krumeich 2004 = Krumeich, Gerd: Der ›Ruhrkampf‹ als Krieg. Überlegungen zu einem verdrängten deutsch-französischen Konflikt, in: Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.): *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004, 9-24.
- Krumeich/Schröder 2004 = Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.): *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004.
- Lauter 2006 = Lauter, Anna-Monika: Sicherheit und Reparationen. Die französische Öffentlichkeit, der Rhein und die Ruhr 1918-1923, Essen 2006.
- Le Naour 2003 = Le Naour, Jean-Yves: *La Honte Noire. L'Allemagne et les troupes coloniales françaises, 1914-1945*, Paris 2003.
- Lesiuk 1995 = Lesiuk, Wieslaw: Plebiszit und Aufstände in Oberschlesien, in: *Gesellschaft für Internationalen Kulturaustausch* (Hg.): ›Wach auf, mein Herz, und denke‹. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Schlesien und Berlin-Brandenburg von 1740 bis heute, Berlin-Opole 1995, 232-246.
- Linsmayer 1992 = Linsmayer, Ludwig: *Politische Kultur im Saargebiet 1920-1932*, St. Ingbert 1992.
- Mallmann 1987 = Mallmann, Klaus-Michael: ›Auf dem Bürgermeisteramt ist die rote Fahne zu hissen‹, in: Mallmann, Klaus-Michael u. a. (Hg.): ›Richtig daheim waren wir nie‹. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815-1955, Berlin 1987, 90-97.
- Maß 2006 = Maß, Sandra: *Weißer Krieger, schwarze Helden. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland, 1918-1964*, Köln 2006.
- Mignon 2005 = Mignon, Nicolas: *La Belgique francophone et l'occupation de la Ruhr (1923-1925)*, (unveröffentl. Mémoire de licence, Université Catholique de Louvain) Louvain 2005.
- Nelson 1970 = Nelson, Keith S.: Black Horror on the Rhine. Race as a factor in post-World War diplomacy, in: *Journal of Modern History* 42 (1970), 606-627.
- Ophüls 1980 = Ophüls, Max: *Spiel im Dasein. Eine Rückblende*, Dillingen 1980.
- Regler 1919 = Regler, Gustav: ›Zur Zeit der Besetzung in Merzig 1919‹. Tagebuch (Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass), Saarbrücken 1919.

- Schlemmer 2007 = Schlemmer, Martin: ›Los von Berlin‹. Die Rheinstaatsbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg, Köln 2007.
- Stibbe 2001 = Stibbe, Matthew: German Anglophobia and the Great War, 1914-1918, Cambridge 2001.
- Struve 2003 = Struve, Kai (Hg.): Oberschlesien nach dem Ersten Weltkrieg. Studien zu einem nationalen Konflikt und seiner Erinnerung, Marburg 2003.
- Struve/Ther 2001 = Struve, Kai/Ther, Philipp (Hg.): Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit, Marburg 2002.
- Tooley 1988 = Tooley, T. Hunt: German Political Violence and the Border Plebiscite in Upper Silesia, 1919-1921, in: Central European History 21/1 (1988), 56-98.
- Tooley 1997 = Tooley, T. Hunt: National Identity and Weimar Germany. Upper-Silesia and the Eastern Border 1918-1922, Lincoln 1997.
- Ungern-Sternberg/Ungern-Sternberg 1996 = Ungern-Sternberg, Jürgen von/Ungern-Sternberg, Wolfgang von: Der Aufruf ›An die Kulturwelt‹. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg (erweiterte Auflage von 1914 mit einem Beitrag von Trude Maurer), Stuttgart 1996.
- Voelker 2002 = Voelker, Judith: ›Unerträglich, unerfüllbar und deshalb unannehmbar‹. Kollektiver Protest gegen Versailles im Rheinland in den Monaten Mai und Juni 1919, in: Dülffer, Jost/Krumeich, Gerd (Hg.): Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, 229-242.
- Wein 1992 = Wein, Franziska: Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze. Geschichte und Propaganda am Rhein 1919-1930, Essen 1992.
- Weißbuch/Auswärtiges Amt 1921 = Das Saargebiet unter der Herrschaft des Waffenstillstandsabkommens und des Vertrags von Versailles (Das deutsche Weißbuch zur Saarfrage), Berlin 1921.
- Wigger 2006 = Wigger, Iris: Die ›Schwarze Schmach am Rhein‹. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2006.

Krieg und Gesellschaft

Militärische Notwendigkeiten können andere gesellschaftliche Aspekte maßgeblich beeinflussen. Das Ausmaß und die Form dieser Intervention sollen hier anhand ausgewählter Beispielfälle aus Wirtschaft, im Bereich Geschlechterrollen und anhand des Kriegsrechts präsentiert werden.

Die Industrialisierung der Lebenswelten zog im Laufe des 19. Jahrhundert auch geographisch gesehen immer weitere Kreise und schloss – wirtschaftlich gesehen – ehemals periphere Räume ein, die aber machtpolitisch und militärisch schon im europäischen Konzert der Mächte ihren festen Platz innehatten, wie das Osmanische Reich etwa. Die Notwendigkeit, militärisch konkurrenzfähig zu bleiben, führte dazu, dass der Krieg nicht nur zum vielzitierten ›Schwungrad an der Staatsmaschine‹ wurde, sondern auch zum Schrittmacher für wirtschaftliche Modernisierung werden konnte. Die jüngere Geschichte Russlands vom späten Zarenreich bis zur Sowjetunion dient hier als Fallbeispiel für nachholende Entwicklung. Die neuen Industriegüter der Waffenproduktion verlangten im Zug dieser Modernisierung aber nach einem neuen Typ von ›Nutzer‹, der in den neu entstandenen Kasernen erst trainiert werden musste. Die neuen national-patriotischen Soldaten wurden nicht mehr spontan ausgehoben, sondern ihr Einsatz in Massenheeren schon in Friedenszeiten Jahrgang für Jahrgang im großen Stil vorbereitet.

Historisch war politische Partizipation auf unterschiedlichste Weise mit Waffendienst verknüpft. Für Europa geht die Industrialisierung mit dem Zeitalter der ›allgemeinen Wehrpflicht‹ einher, welche in fast allen Staaten bis Ende des 19. Jahrhunderts eingeführt wurde. Damit war die Ausweitung des Männerwahlrechtes auf weniger einkommensstarke Gruppen und der faktische Ausschlusses der Frau aus dem politischen und militärischen Bereich der Gesellschaft verbunden.

Während Krieg als ›Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln‹ praktiziert wurde, bildete sich ein konzeptionelles Gegenlager auf internationalem Niveau, der Pazifismus, der maßgeblich von Frauen getragen und gestaltet wurde.

Wie den Krieg nun ›einhegen‹? Aus unserer heutigen Perspektive wissen wir, dass sich das Konfliktpotential Richtung ›totaler‹ Kriege entwickeln sollte. Wie gestaltete sich parallel dazu das Kriegsrecht? Im Kriegsvölkerrecht spiegelte sich auch immer die Konsensbereitschaft von Staaten. Waren diese noch im vorangegangenen Zeitalter von den Kabinetten der Fürsten bestimmt und als ›Weiterführung der Politik mit anderen Mitteln‹ gedacht, brach der erste der beiden Weltkriege diese Konvention.

Industrialisierung und Rüstung im Zarenreich und in der Sowjetunion

HANS-HEINRICH NOLTE

Unter Industrialisierung¹ verstehe ich einen umfassenden Prozess zunehmender Massenproduktion, der auf verschiedenen ökonomischen, sozialen, politischen und intellektuellen Ebenen und in Wechselwirkungen abläuft.² Weder die Anfänge noch der Verlauf der Industrialisierung lassen sich im Rahmen nationaler Geschichte erklären, z. B. waren schon im 18. Jahrhundert im ›Leitsektor‹ Textilindustrie Güter in Warenketten organisiert, die Stoffe aus Bengalen und Manchester mit Silber aus Potosí in Südamerika und Seide aus China verbanden.³ In einer ähnlichen Verbindung importierte Großbritannien im 18. Jahrhundert Eisen, den Grundwerkstoff der neuen Industriekultur, aus Russland und Schweden – Ländern, die durch sogenannte »nachholende Entwicklung«⁴ gekennzeichnet waren, die nicht aufgrund endogener Entwicklungsdynamik, sondern zumindest teilweise aufgrund des englischen Vorbilds, wenn nicht in konkurrierender Imitation zu ihm Industrie förderten. Nicht zuletzt, weil ein Modell vorgegeben war (so schwierig es auch war, dieses richtig zu deuten), konnten unter solchen Umständen Staatsbürokratien, Offizierskorps oder auch Parteien zu Akteuren der Industrialisierung werden.⁵ William Blackwell hat hervorgehoben, warum dies Auf- und Nachholen für Russland besonders schwierig war: »*Russia was big, Russia was poor, and Russia was weak*«, aber jede Niederlage, so Blackwell weiter, stachelte zu neuen Modernisierungsversuchen an.⁶ Insgesamt machen die besonderen Schwierigkeiten Russlands allerdings verständlich, warum es auf dessen staatsorientiertem ›Entwicklungspfad‹ nicht ge-

Anmerkung: Die Transliteration aus dem Russischen folgt *Gosstandart* (GOST), das ohne diakritische Zeichen auskommt.

1 Pierenkemper 1998.

2 Nolte 1984, 319.

3 Komlosy 2004.

4 Komlosy 2012 (Schwerpunktnummer mit Beiträgen und Kommentaren zu Rumänien, Russland, und Brasilien)

5 Anders als in England, in dem Unternehmer und Handwerker den Gesamtvorgang stärker bestimmt hatten: Osterhammel 2009, 909-957; Nolte 2009, 217-223.

6 Blackwell 1994, 1 u. 7.

lang, den Vorsprung Westeuropas ›aufzuholen‹.⁷ Entscheidend für den Zusammenhang zwischen Industrie und Rüstung war, dass Veränderungen des technischen Niveaus in einem Land innerhalb des europäischen Konkurrenzsystems, aber auch an dessen Außengrenzen, in der Regel unmittelbar in Rüstung umgesetzt wurden.⁸ Dies galt auch schon etwa bei der Verbreitung der Kanone ab dem 14. Jahrhundert⁹ und der Durchsetzung der neuen Heeresformationen, als Folge der Fernwaffen, auf dem Großkontinent ›Eurasiafrika‹ ab Timur Lenk.¹⁰ Es galt außerdem nicht nur für neue Techniken, sondern auch für neue militärbezogene Sozialformen wie die Kosaken: Die Eliten Polens und Moskaus haben bei den ›Tataren‹, den Mongolen gelernt.¹¹ Das Motiv dafür, Kosten und soziale Belastungen einer nachholenden Entwicklung auf sich zu nehmen, war sehr häufig die militärische Notwendigkeit und der daraus resultierende Wille von Eliten, im Rüstungsniveau mit den Konkurrenten gleichzuziehen.

Mächt konkurrenz und Rüstung I: der Ural

Je mehr das Moskauer Russland¹² im 17. Jahrhundert in das europäische Mächtesystem einbezogen wurde und auch selbst hineindrang, desto dringender wurde es, den Rüstungsstandard des ›Westens‹ zu übernehmen. Dort war gerade eine ›militärische Revolution‹ in Gang gesetzt worden¹³ – der Übergang zur Linientaktik, nach welchem Kriege noch mehr durch Fernwaffen (Artillerie und Gewehre) entschieden wurden als bei den Gewalthaufen des 16. Jahrhunderts. Die ›Revolution‹ erforderte nicht nur die Einrichtung eines stehenden Heeres, sondern auch neue Festungen, industrielle Produktion und Magazinierung von Rüstungsgütern, also ein Bündel von Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft. Zu den Veränderungen gehörte, dass man große Zahlen von eisernen Kanonen einsetzte – Bronze war teuer. Die zum Bohren von Kanonen nötigen Stücke aus gleichmäßigem Eisen konnte man im Zarenreich nicht aus in bäuerlichen Schmelzöfen gewonnenen Luppen¹⁴ herstellen, sondern nur mit vor allem in Lüttich entwickelten Hochöfen, die viel Holzkohle zur Verhüttung erforderten. Der Aufbau der industriellen Basis

7 Nolte 1991.

8 Nolte 2005, 183-193.

9 Liedl/Pittioni/Kolnberger 2002.

10 Vgl. Darwin 2010, 5; engl. Neologismen sind: *Afro-Eurasia* oder *Eurafrasia*.

11 Nolte 2007. Die Kosaken waren slawischsprachige Gemeinschaften freier Reiterverbände, die als ›Wehrbauern‹ den Kampfstil der innerasiatischen Reiternomaden kopierten und dann nach und nach als freie Kavallerieverbände in reguläre Armeen integriert wurden.

12 Übersetzter Text im Quellenbuch Nolte/Schalhorn/Bonwetsch 2014; fachlich grundlegend Hellmann/Zernack/Schramm 1981-2003; Übersicht bei Nolte 2012.

13 Chaunu 1968, 145-181; Schnitter/Schmidt 1987; Parker 1990; Meumann 2008.

14 Eine teigige Eisenmasse vom Grund des Schmelzofens mit ungleicher Konsistenz zwischen Mitte und Rand der Schmelzmasse und hohem Kohlenstoffgehalt.

für die imperiale Machtentfaltung Russlands wurde im 17. Jahrhundert begonnen, u. a. durch die Anlage moderner Eisenhütten durch Ausländer in Tula (200 Kilometer südlich von Moskau), zu deren Gunsten den regionalen Bauern der Holzeinschlag für bäuerliche Eisenproduktion untersagt wurde.¹⁵

Unter Peter I. wurde die russische Eisenindustrie mit großem staatlichen Aufwand ausgeweitet, anfangs in Karelien,¹⁶ später vor allem im Ural,¹⁷ wo große Holzvorkommen und gute Eisenerze zusammenkamen. Außerdem schlossen die neuen Werke hier an alten Erzabbau und alte Verhüttung an.¹⁸ Schon Peter I. trat dafür ein, diese neue Industrie möglichst zu privatisieren. Die russische Eisenindustrie im Ural beruhte zu einem sehr großen Anteil auf an die Fabrik gebundener Arbeitskraft; Kaufleute erhielten – nicht nur für Werke im Ural – das (an sich dem Adel vorbehalten) Privileg, schollenpflichtige Bauern zu erwerben und bei ihren Fabriken anzusiedeln, sodass sie diese dort ›festschreiben‹ lassen konnten.¹⁹ Die reichen Erze und die großen Holzvorräte des Ural bildeten die Rohstoffbasis; der Nachteil des Produktionsstandorts war aber die große Entfernung zur Verarbeitung und zum Verbrauch. Dies waren zu einem großen Teil die Militärstandorte, denn für die Versorgung der Landwirtschaft mit Eisen reichte die bäuerliche Eisengewinnung aus. Die großen Entfernungen vom Ural bis St. Petersburg (oder Archangelsk) wurden auf Booten zurückgelegt, welche über Flussläufe, ausgebaute Kanäle und Schleppestrecken zu den Häfen getreidelt wurden. Dort wurden sowohl die Fracht als auch das Holz der Boote verkauft und die Bauern (oder auch Leute aus der untersten sozialen Gruppe, die ›wandernden Menschen‹), die hier als Schiffzieher gearbeitet hatten, marschierten danach in die Heimat zurück.²⁰ Im 18. Jahrhundert exportierte Russland – in Konkurrenz zu Schweden – Eisen nach England.²¹

Da Holzkohle auf die britischen Inseln teuer importiert werden musste, wurden dort die Verfahren zur Verhüttung von Eisenerz mit Steinkohlekoks und zur Gewinnung von Stahl aus ›grauem‹ Eisen (z. B. durch das Puddle-Verfahren) kontinuierlich verbessert. Hatte im 18. Jahrhundert der Mangel an Holz die Eisenproduktion in England behindert, erlaubte der Einsatz von Steinkohle im 19. Jahrhundert eine außerordentliche Steigerung der Mengen. Vom Anfang des Jahrhunderts bis 1860 stieg die britische Eisenproduktion auf das Zwanzigfache, die russische nicht ein-

15 Vom Moskauer *Kanononprikaz* 1629 geförderte Versuche, aus bäuerlich gewonnenem Eisen Kanonen zu schmieden, schlugen fehl, man benötigte ›deutsches Eisen‹, siehe: Zaozerskaja 1970, 254-380 u. 287; vgl. Quellenbuch 2.30, 2.32 und Amburger 1957.

16 Glagoleva 1954.

17 Aleksandrov/Gavrilova 2008, 294-407; Produktionsdaten 1725-1806 siehe Quellensammlung 3.7; Beschreibung 1762 siehe Quellensammlung 3.29.

18 Die von den Technikern des 18. Jahrhunderts auf die Perioden »vor dem Einfall der Tataren« zurückgeführt wurden: Rytschkow 1983, 219.

19 Quellensammlung 2.63.

20 Kartenskizze Nolte 2012, 117f.

21 Quellensammlung 3.8.

mal auf das Doppelte. Der Aufstieg der britischen Eisenindustrie verdrängte die Importe aus Schweden und Russland vom britischen Markt. Auch am Anfang des 19. Jahrhunderts waren gute russische mit Holzkohle gefertigte ›schwarze‹ Bleche und Stähle noch konkurrenzfähig, sie waren aber keine Massenprodukte mehr. Schweden und Russland reagierten übrigens unterschiedlich auf den Verlust des Exportmarktes – in beiden Systemen spielte der Staat eine beträchtliche Rolle, in Schweden bezog er jedoch mehr bürgerliche Produzenten ein, während er in Russland auf Ausländer und russischen Adel setzte.²²

Bei einigen besonderen Stählen und Blechen blieb die Uralindustrie wie erwähnt auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig, aber die These einer »Konvergenz« der technischen Niveaus wird schwer zu verteidigen sein, da man den Übergang zur Massenproduktion eben verpasste.²³ Die Uralindustrie blieb trotz einiger aus England geworbener Fachleute²⁴ zurück – weil Vorkommen verkokbarer Kohle in der Nähe der Erzlager nicht bekannt waren, weil die an die Hütten gebundene Arbeiterschaft dem liberalen Konkurrenzsystem nicht entsprach und weil die im Verlauf des 18. Jahrhunderts meist geadelten Besitzer nicht genug Geld für Innovationen ausgaben.²⁵ Die Niederlage im Krimkrieg (1853-1856), die nicht zuletzt darauf zurückzuführen war, dass südlich von Moskau keine Eisenbahnlinien existierten, gab den Reformern jedoch die Oberhand. 1861 wurden die Bauern emanzipiert und die Regierung begann (erneut) eine Politik der Industrialisierung von oben.²⁶

Mächt konkurrenz und Rüstung II: Donbass

Die Grundlinien der russischen Industrialisierungspolitik nach dem Krimkrieg sind oft dargestellt worden.

»Aus der Erkenntnis des enormen Entwicklungsdefizits folgte der Entschluss zur Reform [...]. Dabei hat sich das Regime von dem Gedanken leiten lassen, dass dieser Fortschritt eine Vorbedingung für die Stärkung der militärischen Schlagkraft und für die Behauptung der gefährdeten Großmachtposition des Reiches sei.«²⁷

22 Komlosy, 2008, 150-153.

23 Alekseev/Gavrilov 2008, 148f. (auch mit dem Zitat).

24 Mehrere erwähnt bei Beck 1983.

25 Umfassend Nolte 1984, z. B. war auch das heiße Gebläse, das nicht von der Art des Energieträgers abhängt, noch 1870 nicht im Ural verbreitet, vgl. Ryndzunskij 1978, 205-213.

26 ›Formale‹ Bauernbefreiung von 1861, siehe: Geyer 1975; Hildermeier 1981-2003.

27 Geyer 1977, 21. Anmerkung: Eine Übersicht über die Produktion von Eisen und Stahl in diesem Kontext habe ich an anderer Stelle vorgelegt Nolte 2013 (Ich danke dem Herausgeber und Matthias Bürgel für kritische Hinweise).

Diese russische Industrialisierung wurde nicht selten als Modell nachholender Entwicklung in Reaktion auf Rückständigkeit überhaupt verstanden.²⁸ Gegenwärtig geht die Tendenz in der Forschung eher dahin, den Terminus ›Rückständigkeit‹ in seinem übergreifenden Anspruch zu kritisieren: »Inzwischen mag man den Begriff gar nicht mehr in den Mund nehmen. Jede Verwendung und auch jede Variation setzt sich dem Verdacht des ›Geschichtsimperialismus‹ aus«, meint Manfred Hildermeier²⁹ und nimmt damit die alte Diskussion um den russischen ›Aufbruch‹³⁰ vor der Revolution wieder auf. Kontinuierlich wurde für die russische Geschichte diskutiert, ob der Aufschwung am Ende des Jahrhunderts einen selbsttragenden Charakter erreicht habe oder doch hätte erreichen können, wenn er 1914-1917 nicht unterbrochen worden wäre.³¹

Das Argument Jürgen Nötzolds, dass der Boom um die Jahrhundertwende nicht genügend Arbeitskräfte in Lohn und Brot brachte, um dem Zuwachs an Bevölkerung zu entsprechen, bleibt allerdings unwiderlegt; Nötzold hat auch schon früh darauf verwiesen, dass die Produktivitätssteigerung je Arbeitskraft in der Landwirtschaft (die der Industrialisierung in Großbritannien vorausging) in Russland fehlte.³² Vor allem aber bestimmte das Bild russischer Rückständigkeit die Weltsicht der Eliten von links und von rechts; Leo Trotzki und Sergei J. Witte³³ stimmten darin überein.³⁴ Es ist also hier einfach ein Quellenbegriff, und es ist m. E. unmöglich, eine aus den Quellen gearbeitete Geschichte Russlands zu schreiben, welche diesen Begriff vermeidet. Die Eliten des Zarenreichs förderten die heimische Industrialisierung, um den Großmachtstatus zu erhalten, indem sie – dabei Alexander Hamilton (1757-1804) und Friedrich List (1789-1846) folgend – Schutzzollpolitik betrieben, Eisenbahnen (wieder wie in den Vereinigten Staaten und in Deutschland³⁵) subventionierten und eine hohe Rüstungsquote aufrechterhielten.³⁶ Insbesondere die Metallindustrie wuchs – im Jahrzehnt des Booms bis 1899 auf 300 Prozent des

28 Klassisch: Gerschenkron 1962; vgl. zuletzt Komlosy/Hofbauer 2009, vgl. die Diskussion ebendort 119-134.

29 Hildermeier, 1998, 89.

30 Katkov/Oberländer/Poppe 1970.

31 Klassisch: Kahan 1989.

32 Nötzold 1966.

33 1849-1915, geb. in Tiflis, Studium in Odessa. Eisenbahnfachmann, Unternehmer und Staatsmann, 1892 Finanzminister, 1905-1906 Ministerpräsident; vgl. Shchukin 2011, 132. Dimitri Medwedew und Wladimir Putin haben ihn jetzt für eine neue industrielle Modernisierung zum Vorbild ausgerufen, vgl. ›Medwedews Vorbild: Der Graf des Zaren‹ in: FAZ 04.05.2011.

34 Witte, 1959, z. B. auf S. 176: »Russland bleibt auch heute als wesentlich ackerbauendes Land zurück [...]. Die ökonomischen Beziehungen zwischen Russland und Westeuropa gleichen völlig den Beziehungen zwischen Kolonien und ihren Metropolen«. Vgl. eine längere Übersetzung in Quellenbuch 4.5.1; Trotzki 1971, z. B. auf S. 41: »Das russische Denken entwickelte sich wie die russische Ökonomie unter dem unmittelbaren Druck des weiter fortgeschrittenen Denkens und der weiterentwickelten Wirtschaft des Westens«.

35 Vgl. Nolte 2015.

36 Zuwächse der Strecken 1841-1913, siehe Quellenbuch Nr. 4.5.2.

Standes von 1890, im folgenden Jahrzehnt stagnierte sie und danach wuchs sie bis 1913 noch einmal auf über 160 Prozent des Standes von 1908.³⁷

Nach den Berechnungen von Arcadius Kahan betrug der Anteil der Ausgaben der Regierung für die Rüstung im Jahr 1903 36 Prozent: 16 Prozent gingen in die Förderung von Wirtschaft und Kultur, 25 Prozent wurden für die Verwaltung ausgegeben und 22 Prozent für den Schuldendienst.³⁸ Arkadij Sidorov berechnet für das Jahrfünft zwischen 1909 und 1913, dass etwa ein Drittel des Haushaltes für Rüstung ausgegeben wurde.³⁹

Der Staat förderte die Entwicklung der Schwerindustrie, indem er für Schienen Zuschüsse gab und bei Rüstungsaufträgen große Gewinne ermöglichte. Damit lockte er bewusst ausländisches Kapital und ausländisches Know-how nach Russland. Vorreiter dieser Entwicklung war der Walliser John Hughes, der 1869 am Donez die *New Russia Coal, Iron and Railmaking Co.* gründete: Die Regierung schenkte ihm lokale Vorkommen von Rohstoffen und zahlte für 16 Kilogramm produzierte Schiene eine Subvention von einem halben Rubel. Die Finanzierung der Subsidien erfolgte zum großen Teil über Staatsanleihen Russlands, die meist auf dem französisch-belgischen Kapitalmarkt untergebracht wurden. Allerdings waren die Entfernungen zum Erz aus dem Ural groß und die Verkehrswege schlecht, der Transport also teuer.⁴⁰ Der Ural blieb trotzdem lange das hauptsächliche Produktionsgebiet für Eisen und Stahl.

Die große Karriere des *Doneckij bassejn*, des Donbass (oder Donezbeckens beiderseits der russisch-ukrainischen Ost-Grenze),⁴¹ begann, als der französische Konsul in Odessa Erze aus Krivoj Rog in der Südukraine an der *École des Mines* in Paris untersuchen ließ und man einen Erzgehalt von über 60 Prozent feststellte. 1884 verband eine Eisenbahnlinie den Donbass mit Krivoj Rog, sodass Erz hin- und Koks hergefahren werden konnten, die Transportkosten also niedrig blieben. Ein geografischer Nachteil Russlands – die weiten Entfernungen zwischen Eisen und Steinkohle – wurde damit für den Donbass aufgehoben. Ein zweiter Nachteil allerdings blieb – wie beim Ural waren die Entfernungen zu den Zentren der Maschinenindustrie in Russland groß. Diesen Nachteil verringerten jedoch die Eisenbahnen. Die Verbesserungen der Verkehrswege wurden von der Regierung planend vorbereitet; überhaupt begann am Ende des Jahrhunderts die Berücksichtigung der Industriereviere in der Regionalisierung des Imperiums.⁴² ›Hughes Stadt‹ – russisch Jusovka, das heutige Doneck – wurde zu einer Boomtown ›auf der Kohle‹. 1883 baute die *Société Cockerill* aus Lüttich eine Hütte in Jekaterinoslaw am Dnjepr ›auf

37 Haumann 1980, 27.

38 Kahan 1989, 96.

39 Vgl. deutsch die Übersicht bei Sidorov 1975.

40 Vgl. die Skizze von Lagerstätten im Vergleich zu den USA in Nolte 2006, 68.

41 Die Nachweise in Nolte 1984.

42 Tagirova 2007.

dem Erz- und eine Werft in Nikolaev; zwischen 1893 und 1902 zahlte diese Aktiengesellschaft nie weniger als 20 Prozent Dividende: »Solche Gewinne übertrafen bei weitem jene, die französische, belgische oder russische Rentiers mit soliden passiven Investitionen [...] verdienen konnten«. ⁴³ Bei mehreren Hütten, die nun im Donbass entstanden, führten die Funktionalität von Neuanlagen »auf der grünen Wiese« und der Reichtum der Lagerstätten dazu, dass in der Ukraine die damals produktivsten und größten Hochöfen gebaut wurden. ⁴⁴

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die russische Industrie von der »Einpersonenfirma« zur *Société Anonyme* – der Kapitalgesellschaft – über. ⁴⁵ Die Schwerindustrie im Donbass und in Russisch-Polen war in diesem Übergang führend. Eisen und Stahl bildete vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1914 einen der größten und stabilsten Sektoren des an den Börsen gehandelten Kapitals, 1910 waren 209 Aktiengesellschaften mit 16,3 Prozent des ausgewiesenen Kapitals notiert – vor dem Bergbau mit 15,6 Prozent und nach der Textilindustrie mit 24,3 Prozent die zweitgrößte Gruppe. ⁴⁶

Zwischen 1893 und 1899 stieg die Produktion von Metallen um das Drei- und die von Kohle und Erdöl um das Zweieinhalbfache. Der größte Teil der Nachfrage, wenigstens für Roheisen, kam vom Staat. ⁴⁷ Nimmt man die Produktion von 1896 als Basis (100), dann stieg die Kohleproduktion bis 1910 auf 266 und die von Eisen auf 191 Millionen Tonnen. ⁴⁸ Valerij Bovykin wies 1984 darauf hin, dass die russische Industrie insgesamt durch mittlere und kleine Unternehmen geprägt war. ⁴⁹ Die Uralindustrie z. B. wurde weiterhin von Einzelunternehmen bestimmt. Durch den Aufstieg des Donbass ging der Anteil des Ural an der russischen Gesamtproduktion im 19. Jahrhundert von rund drei Viertel auf unter ein Viertel zurück, nach der Bauernbefreiung sank die Zahl der (teilweise vorher schollenpflichtigen) Arbeiter. Jedoch auch die Uralindustrie profitierte vom Bau von Eisenbahnen, die am Ende des 19. Jahrhunderts an die Stelle des Flusstransports traten. ⁵⁰ Die Konzentration schritt aber voran. Sie folgte allgemein dem globalen Wachstum der optimalen Betriebsgröße und betraf nicht nur die Schwerindustrie, war aber hier gut greifbar: Zwischen 1890 und 1908 wurde der Wert der im Betriebsdurchschnitt produzierten Kohle von 69.000 auf 308.000 Rubel, die der Eisenindustrie von 398.000 auf 1,2 Millionen Rubel vervielfacht. ⁵¹ Trotzdem sank beim Stahl die Zahl der Betriebe

43 McKay 1998, 74; vgl. McKay 1970.

44 Neuere Forschungen in Dahlmann/Scheide 1998; Quellen-Publikation bei D'jakonova 1996, vgl. D'jakonova 1999.

45 Bovykin 1984, 106-109.

46 Borodkin/Konovalov 2010, 55.

47 Borodkin/Konovalov 2010, 126f.

48 Bovykin 1984, 42.

49 Bovykin 1984, 102.

50 Alekseev/Gavrilov 2008, 166-185.

51 Bovykin 1984, 81.

durch Konzentrationsprozesse. In der Kohleproduktion nahm trotz eines Anstiegs der Zahl der Firmen gerade der Anteil der großen Unternehmen zu.⁵² Nach der Jahrhundertwende wurden Kartelle gegründet. Die Schwerindustrie kam unter den Einfluss der beiden *Sociétés Générales* – der belgischen und der französischen: *Produgol* gelang es, etwa die Hälfte der verkauften Kohle des Donbass zu syndizieren; *Prodmetal* je nach Sorte zwischen 62 und 93 Prozent. Viele andere Kartellierungsversuche scheiterten aber.⁵³

Die russische Eisenindustrie wurde in dieser Periode der Anonymisierung des Kapitals auch auf dem Aktienmarkt eng in das internationale Finanznetz eingebunden. Der Anteil ausländischen Kapitals an den Investitionen in ganz Russland, soweit sie über die Börse erfolgten, betrug im Jahr 1900 fast zwei Drittel und lag vor dem Ersten Weltkrieg immer noch bei mehr als 50 Prozent.⁵⁴ Nach Bovykin betrug der Anteil ausländischen Kapitals an den Staatsschulden 1908 72 Prozent, der Anteil am Aktienkapital in Russland jedoch nur 18,3 Prozent. Die Summe ausländischen in Russland investierten Kapitals betrug 1908 6,5 Milliarden Rubel, während die Summe des von Inländern gehaltenen Kapitals 9,9 Milliarden ausmachte.⁵⁵ Wenn man davon ausgeht, dass die nicht über die Börse gehandelten Kapitalien – etwa der Uralindustrie – vor allem in russischer Hand waren, kann man sowohl festhalten, dass der Anteil ausländischen, besonders belgischen, französischen und britischen Kapitals am Gesamtkapitaleinsatz in Russland groß war, als auch, dass im Rahmen einer allgemeinen Zunahme des Gesamtkapitals der von Inländern gehaltene Anteil stieg.

Mächtekonkurrenz und Rüstung III: Ural und Kuzbass

Revolution und Bürgerkrieg, so Alekseev und Gavrillov,

»warfen das Land weit zurück auf dem Weg zu einer zivilisierten Gesellschaft [...]. Die Sowjetmacht lehnte den in Jahrhunderten erprobten Weg der kapitalistischen Modernisierung ab, vor allem den Markt, und konzentrierte sich auf die ganz unerforschten Grundlagen des Sozialismus, was die Praxis der Modernisierung grundlegend änderte und letztlich in eine Sackgasse führte.«⁵⁶

Als Ausgangspunkt sehen sie den ›Umsturz‹ 1929 durch Stalin, der eine industrielle Modernisierung von oben mit allen Mitteln durchsetzen wollte. Die Frage, ob

52 Bovykin 1984, 94-105.

53 Bovykin 1984, 203 u. 237.

54 Borodkin/Kononov 2010, 140.

55 Bovykin 1984, 167.

56 Alekseev/Gavrillov 2008, 186.

danach der Sozialismus aufgebaut wurde, beantworten sie ausweichend – mancher Schritt auf dem Weg zum Sozialismus wurde getan, ohne das Ziel zu erreichen. Die Kategorie ›Totalitarismus‹ lehnen sie ab und plädieren für ›Modernisierung‹: »Die Wirklichkeit ist, dass als Resultat jener Entscheidungen Russland aus einem Agrarland in eine Industriemacht verändert wurde, das heißt, dass Modernisierung stattfand«. ⁵⁷

Wie lief die Entwicklung im Einzelnen? Auf Krieg und Bürgerkrieg, in dem die Anlagen ohne Reparaturen gefahren, wenn nicht zerstört wurden, folgte der langsame Wiederaufbau. Alles Kapital war nationalisiert worden, auch das der ausländischen Firmen. Für Patente zu zahlen, hielt die UdSSR nicht für notwendig und baute nach internationalen Vorbildern Produktionsstätten nach. Nachdem der Versuch, unmittelbar zu einem Wirtschaftssystem ohne Geld überzugehen, gescheitert war (und die Erinnerung daran in der politischen Lehre als ›Kriegskommunismus‹ eingeht worden war), folgte in den Jahren der ›Neuen Ökonomischen Politik‹ (1921-1927) im Austausch zwischen Stadt und Land eine teilweise Rückkehr zum Markt. Die mit den ersten Fünfjahresplänen forcierte Entwicklung ging von dem Konzept aus, ein zentraler, wissenschaftlich erarbeiteter Plan könne den Austausch zwischen den Produzenten und den Kunden sowie den Sektoren der Industrie und den einzelnen Betrieben optimal gestalten. ⁵⁸ Erstmals in der Geschichte der industriellen Produktion, so A. N. Jefimow 1967, erreichte die sowjetische Industrie »die planmäßige Proportionalität zwischen den Industriezweigen und zwischen den anderen Bereichen der Volkswirtschaft sowie die hohen, stabilen Raten eines kontinuierlichen Produktionszuwachses«. ⁵⁹

Über den Erfolg dieser Wirtschaftspolitik wird nicht erst gestritten, seit in den 1980er Jahren sowohl die errechnete Proportionalität zwischen den Wirtschaftszweigen als auch die stabilen Zuwachsraten ausblieben. Dass es zwischen 1921 und 1941 einige ›Sprünge vorwärts‹ gab – beispielweise Aufbau der Industrie, Urbanisierung des ganzen Landes, Bekämpfung des Analphabetismus – ist sicher. Allerdings hat die sowjetische Geschichtsschreibung die Opfer der Industrialisierungspolitik lange verschwiegen – nicht nur die Opfer der Hungersnot 1932/33 und des Gulag, sondern auch die vielen einfachen Menschen, die während der ›großen Säuberung‹ 1937/38 erschossen wurden. ⁶⁰

Nach den Daten der sowjetischen Statistik stieg der Abbau von Eisenerz zwischen 1928 und 1971 von 6,1 auf 203 Millionen Tonnen, wobei der Gehalt an Eisen jeweils über der Hälfte des Erzes lag und insgesamt sogar von 51 auf 55 Prozent anstieg. Die Produktion von Roheisen wurde in derselben Periode von 3,3

57 Alekseev/Gavrilov 2008, 187.

58 Zu den Diskussionen über Plan und Planbarkeit zusammenfassend Haumann 1995, 466-575; zu den Verfahren der Nachkriegszeit Haumann 1977; vgl. Kaser 1970.

59 Jefimow 1969, 7.

60 Fitzpatrick 2002; Junge/Bonwetsch 2011.

auf 89,3 Millionen Tonnen, die von Stahl von 4,3 auf 120,6 Millionen Tonnen und die von Walzstahl von 3,2 auf 84,1 Millionen Tonnen vervielfältigt.⁶¹ Es ist keine Frage, dass die Daten der sowjetischen Statistik, besonders nach der Unterstellung des statistischen Amtes unter den *Gosplan* (staatliches Planungskomitee für die Fünfjahrespläne) 1929, nach oben frisiert wurden. Einen gewissen Zugriff auf die Realität geben sie jedoch, und sie bildeten weithin die Grundlage der Planungen.⁶²

Die Vervielfachung der Stahlproduktion setzte den Ressourcenreichtum der UdSSR an Erzen und verkokbarer Steinkohle voraus, auch wenn die im Vergleich zu den USA beispielsweise ungünstige geografische Lage der Lagerstätten kostenträchtig war. Die Stahlkonjunktur beruhte aber vor allem anderem auf der Grundannahme der Autoren der Fünfjahrespläne, dass die Produktion von Produktionsmitteln (Abteilung A) stets der Produktion von Konsumgütern (Abteilung B) voranzugehen habe. Zu dieser theoretischen Position trat der Vergleich mit kapitalistischen Ländern. Immer wieder wird in den publizierten Akten⁶³ auf die »führenden kapitalistischen Mächte« verwiesen, welche das »erste sozialistische Land« »einholen und überholen« müsse. Der Vergleich wurde auch konkret für das Rüstungsniveau durchgeführt: »Das Niveau der technischen Ausrüstung der Roten Armee insgesamt war jedoch noch niedrig und blieb immer mehr hinter dem der imperialistischen Großmächte zurück.«⁶⁴

Dahinter stand die Annahme der KPdSU, dass die UdSSR durch kapitalistische Mächte bedroht sei, weshalb sie 1927 beschloss,

»der schnellsten Entwicklung jener Zweige der Volkswirtschaft allgemein und jener Industrie insbesondere äußerste Aufmerksamkeit zu widmen, welcher die Hauptrolle bei der Vorbereitung der Verteidigung und der wirtschaftlichen Standfestigkeit in Krisenzeiten zufällt.«⁶⁵

Auch wenn diese Bedrohungsanalyse zu stark auf eine Wiederholung der Intervention der Alliierten gegen die Oktoberrevolution abhob, wird man angesichts des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion (»Unternehmen Barbarossa« 1941) nicht

61 CSUSSSR 1972, 65-167. Grundlegend für die Stahlproduktion: Rumer 1989. Die jüngste Übersicht über die große Zahl russischer Titel zum Thema bei Licholobava 2007.

62 Seljunin/Khanin 1987; Nolte 2012, 357f.

63 Dieser Abschnitt folgt in der UdSSR publizierten Akten, vor allem der von M. P. Kim herausgegebenen *Istorija Industrializacii SSSR 1926-1941* (folgend *IstInd*), 1969-1972. Die sowjetischen Statistiken sind bekanntlich oft geschönt und die Quelleneditionen lassen häufig blinde Flecken, eine neue Bearbeitung der hier beschriebenen Zusammenhänge aus den Archiven Russlands ist also sehr wünschenswert. Bis dahin muss man mit solchen Editionen arbeiten. Des Weiteren enthalten die in diesen Bänden publizierten Quellen auch viel interne Kritik und sind keineswegs bloß affirmativ.

64 Korabljow/Anfilow/Mazulenko 1976, 212.

65 Institut Marksizma-Leninizma (Hg.): *Kommunisticheskaja Partija Soveckogo Sojuza v rezoljucijach i reshenijach*, (folgend *KPSR*) (Tom 3, 1924-1927, Moskva, 1970, 504-542, Zitat auf S. 507); vgl. Nolte 2009.

einmal 15 Jahre später nicht die These vertreten können, dass die UdSSR in einer Welt des Friedens existierte. Sie konnte ja nicht erst mit dem Aufbau von Stahlwerken beginnen, wenn der Feind im Lande stand. Und auch wenn man annimmt, dass die UdSSR selbst für andere Staaten eine Bedrohung bildete, so handelte sie im Bereich der Rüstung wie Frankreich und Großbritannien, die in den Rüstungsverhandlungen der Zwischenkriegszeit keine Abrüstung zugestanden. Der wichtigste Werkstoff der Rüstungsindustrie war in dieser Periode Stahl – plakativ herausgehoben in Mary R. Habeks ›Stahlgewitter‹ (*Storm of Steel*) zu den Panzer-Militärdoktrinen der Sowjetunion und Hitlerdeutschlands.⁶⁶

Im ersten Fünfjahresplan (1926-1928) sollten die Investitionen für die gesamte Eisenindustrie von 502 auf 862 Millionen Rubel gesteigert werden, davon waren 221 Millionen für Neuanlagen vorgesehen.⁶⁷ Zu Beginn des zweiten Fünfjahresplans wurde deutlich, dass viele Ziele nicht erreicht worden waren. Diese Misserfolge wurden auf »eine konterrevolutionäre Gruppe bürgerlicher Spezialisten« zurückgeführt, die Kessel sprengte, Turbinen zerstörte etc., um den ersten Fünfjahresplan zu hintertreiben. Anfang 1928 wurden die Spezialisten als ›Shakhty-Gruppe« im ersten der stalinistischen Schauprozesse vor Gericht gestellt. Stalin präsentierte diesen Prozess als Kampf mit einer »ökonomischen Intervention westeuropäischer sowjetfeindlicher kapitalistischer Organisationen in die Angelegenheiten unserer Industrie« und rief zur besseren Ausbildung sowjetischer Kader auf: »Es gibt keine Festung auf der Welt, die die Werktätigen, die Bolschewiki nicht nehmen könnten«. Konkret forderte Stalin mehr Praxis in den Studiengängen der Spezialisten.⁶⁸

Ohne ausländische Spezialisten schien man aber doch nicht auszukommen. Die Partei kritisierte 1929 die Donbass-Industrie: Obgleich das Land unter einem ›Hunger nach Stahl‹ leide, sei der Stahltrust *Jugostal*, zu deutsch ›Südstahl‹, in allen Bereichen zurückgeblieben. Die Partei schrieb nicht nur Investitionen in die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft und die Erhöhung der Arbeitsdisziplin vor, sondern auch die Heranziehung »einer großen Gruppe ausländischer Spezialisten für die Organisation des Trust sowie einiger zig erfahrener ausländischer Ingenieure und Meister zur Verbesserung der Organisation der Produktion und des Neubauwesens«. ⁶⁹ Man wollte also nicht nur Ingenieure, sondern auch Manager aus dem Ausland holen. Der Vorschlag zeigt vielleicht, dass die Parteiführung annahm, der »Ausbruch aus der Wirklichkeit« ⁷⁰ gelte auch außerhalb der sowjetischen Grenzen – wer würde ein Jahr nach dem Shakhty-Prozess mit elf Todesurteilen aus dem Ausland in die UdSSR gehen?

66 Habek 2003.

67 IstInd 26-28 u. 161-175, Zahlen auf S. 161.

68 MELST 1971, Bd. 11, 32f., 47-56; Zitate auf S. 32 u. 48.

69 KPSR 4, 284-294, Zitate auf S. 284 u. 292.

70 Löwe 2002, 166ff.

Seit dem deutschen Vormarsch bis in die Ostukraine im Bürgerkrieg (1917-1923) spielte für die Planungsentscheidungen das Argument ›Weit weg von den Deutschen‹ eine Rolle. In den Diskussionen um den ersten Fünfjahresplan wurde das Argument, dass der Ural »der sicherste Platz vom strategischen Standpunkt« aus sei, ebenfalls angeführt.⁷¹ Ob das Argument für die Planungen entscheidend war, kann hier nicht nachgewiesen werden; dass es vorgebracht wurde, zeigt ein angemessenes Verständnis der Raum-Zeit-Bedingungen vor dem Zweiten Weltkrieg.⁷²

Aber angesichts der ukrainischen Opposition stand der Anteil des Ostens an der Eisenproduktion erst im zweiten Fünfjahresplan im Vordergrund: die ›zweite metallurgische Basis‹ zwischen Ural und Kuzbass. Bei der Verteilung der Investitionsmittel gab es in der Partei eine regionale Auseinandersetzung zwischen den Vertretern des Donbass und jenen des Ural; beide gaben in ihren Begründungen auch die Sorge vor einem Krieg an.⁷³ Der Anteil des Ural an der Gesamtproduktion der UdSSR stieg auch tatsächlich von 1928/29 bis 1931 von 23,5 auf 59,8 Prozent, sank aber 1932 wieder auf 47,5 Prozent.⁷⁴ Die Durchführung des Plans stieß auf beträchtliche Schwierigkeiten. Magnitogorsk erhielt z. B. nur 37 Prozent der vorgesehenen Ziegelsteine, und auch die Mechanisierung der Arbeit, die eigentlich dem Zustand in Deutschland nahekommen sollte, blieb weit dahinter zurück.⁷⁵ Die neuen Hochöfen wurden, um schnell Planziele zu erreichen, mit unreinen Rohstoffen beschickt, woraufhin einige ausfielen. Die Gesamtproduktion und die Anlieferung guter Koks-kohle sanken und entsprechend sank die Produktion von Eisen und Stahl 1929/30 auf 90 Prozent des Plans. Der überhastete Ausbau ging nicht nur auf Kosten der Qualität, sondern auch der Wirtschaftlichkeit (also im Rahmen sowjetischer Begrifflichkeit der Selbst-, insbesondere der Herstellkosten). 1931 sank die Produktion von Eisen, Stahl und Walzstahl noch unter die von 1930 und die Planerfüllung auf 60 Prozent!⁷⁶

Aber auch wenn der *Gosplan* in seinem Bericht über den Verlauf des Jahres 1931 die »Fehler bei der Einführung neuer Produkte« und Verwendung nicht adäquater Metalllegierungen vor allem im Maschinenbau ausführlich kritisierte,⁷⁷ beschloss der 17. Parteitag 1934, dass die sowjetische Volkswirtschaft »das Niveau der besten Beispiele kapitalistischer Technik erreicht« und bei den »Zuwachsraten der Produktivität der Arbeit die kapitalistischen Länder hinter sich gelassen« habe. Bis 1937 sollte die Produktion von Eisen um 260 Prozent auf 16 Millionen Tonnen, von Stahl um 289 Prozent auf 17 Millionen Tonnen und von Walzstahl um 303

71 Kirstein 1979, 65 u. 229.

72 Vgl. Nolte in diesem Band, siehe 75ff.

73 Kirstein 1985.

74 IstInd 29-33, 170-176, hier 172.

75 IstInd 29-33, 121, 137 u. 140.

76 IstInd 29-32, 224-254, hier 235 u. 251; 272-331, hier 298f.

77 IstInd 29-32, 272-331, hier 303-308.

Prozent auf 13 Millionen Tonnen erhöht werden. Die Rückstände der Eisenindustrie gegenüber den alten Planzahlen sollte vollständig aufgehoben, Magnitogorsk sollte vollendet werden. Für das Ural-Kuzneck-Kombinat wurde ein Viertel des gesamten neu aufgebrauchten Kapitals des zweiten Fünfjahresplans bestimmt. Die weitere »Stärkung der Verteidigungsfähigkeit des Landes« wurde als wichtiges Ziel festgehalten.⁷⁸ Da Flugzeugindustrie und Panzerwerke nicht im Plan ausgewiesen waren, kann der Anstieg der Rüstungsindustrie nur geschätzt werden – auf deutlich über dem allgemeinen Niveau.⁷⁹

Der Parteitag kritisierte 1934 die Kopflastigkeit der Wirtschaftsverwaltung und zerlegte den Obersten Rat für Volkswirtschaft in mehrere Volkskommissariate für einzelne Industriezweige.⁸⁰ Die Massenproduktion moderner Rüstungsgüter⁸¹ hatte mit dem zweiten Fünfjahresplan 1928 begonnen und war 1929 durch Beschluss des Zentralkomitees hervorgehoben worden. Bis 1933 stieg die Produktionskapazität für Artillerie um das Sechsfache, die von Flugzeugen um das 4,5-Fache. Im dritten Fünfjahresplan wurden sowohl neue Flugzeugtypen als auch neue Panzertypen in die Serienproduktion übernommen, und in der ersten Jahreshälfte 1941 produzierten die sowjetischen Panzerwerke bis zu 300 Stück im Monat.

Trotzdem blieb insgesamt gesehen die Produktion hinter dem Plan zurück. 1939 gingen nur 71,7 Prozent der für dieses Jahr geplanten Neuanlagen im Bereich der Schwarzmetalle tatsächlich in die Produktion.⁸² Der Ausbau der Schwerindustrie in Kuzbass und Ural war beeindruckend, obgleich der Bericht des *Gosplan* vom Oktober 1940 »schwere Fehler« vor allem in der Zuordnung der Produktion zugab. Kohle aus dem Westen musste nach Sibirien gefahren werden, die Eisenproduktion im Zentrum um Moskau und Tula sank, sodass dorthin Eisen aus dem Süden transportiert werden musste. Auch die Eisenproduktion im Ural sank und in Magnitogorsk gab es Rückschläge.⁸³ Im Bereich der Rüstungsproduktion konnten 1940 entgegen dem Plan nur 115 Panzer vom Typ T-34 (»Tank 34«) gebaut werden – von über 50.000 Stück, die während des Zweiten Weltkrieges insgesamt ausgeliefert wurden.⁸⁴

Nach den Daten des Statistischen Amtes der UdSSR war zwischen 1928 und 1940 die Produktion folgendermaßen angestiegen: Eisen von 3,3 auf 14,9 Millionen Tonnen, Stahl von 4,3 auf 18,3 Millionen Tonnen und Walzstahl von 3,4 auf 13,1 Millionen Tonnen.⁸⁵

78 KPSR 5, 127-173, Zitate auf S. 128; Zahlen auf S. 130 u. 149.

79 Kirstein 1985, 45.

80 KPSR 5, 150-160, Zitat auf S. 151.

81 Die Daten nach Korabljow/Anflow/Mazulenko 1976, 121-128 u. 155-158.

82 IstIInd 39-41 u. 55.

83 IstIInd 39-41, 64-66 u. 72.

84 Korabljow/Anflow/Mazulenko 1976, 157. Die Tendenz dieser Darstellung dürfte eher sein, Misserfolge zu vertuschen, wie das dann in Epishev 1980, 136-165, auch mehr der Fall ist.

85 IstIInd 39-41 u. 208.

Eisen und Stahl waren im Stalinismus zu Ikonen der Industrialisierung gemacht worden, Magnitogorsk, ›die Stadt am magnetischen Berg‹ wurde zu einem ›magischen Berg‹.⁸⁶ Nicht nur der Bergmann, sondern auch der Hüttenarbeiter wurden zu kulturellen Leitfiguren.⁸⁷ Die Bilder der Bergarbeiter in der Presse erhielten einen fast mythischen Zug; viele Künstler widmeten sich dem industriellen Produktionsprozess und es entstanden Gemälde aus der Stahlgießerei, z. B. von fahrenden Kollern mit flüssigem Stahl, von Hochöfen und Arbeiterklubs. Es gab auch Plakate, welche die Planungsentscheidungen und den Vorrang der Abteilung A legitimierten, z. B. 1930 eines von Hochöfen mit der Unterschrift: »Die Eisenwerke geben den neuen Schächten, Werften und Maschinenfabriken Neubauten, Schienen, Schwel­len, Stahlträger, Schmiedestücke [...]«. Auch die Beziehung zur Vaterlandsverteidigung wurde im Plakat popularisiert, etwa in einem von 1927, in dem ein Kapitalist mit Monokel vor den Mauern des Kreml steht, der sich unversehens in einen modernen Industrieort verwandelt.⁸⁸

Aber auch der (nach Zar Peter des Großen) zweite Ausbau des Ural wurde zu einem großen Teil mit Fronarbeit durchgesetzt, die gegebenenfalls mit staatlichem Terror erzwungen wurde.⁸⁹ Unmittelbar als Stahlkocher scheinen Häftlinge nicht gearbeitet zu haben, aber nicht nur wurden sehr viele Verkehrswege im Rahmen des Gulag (›Hauptverwaltung der Lager‹, einem Teil der Behörde NKWD, also des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten) gebaut, sondern auch Kombinate für die Gewinnung von Nickel und Chrom, Kupfer und Gold fielen in die Zuständigkeit des NKWD, wurden also mit Zwangsarbeit von Häftlingen betrieben – z. B. in Noril'sk, Kola (Kombinat *Severonikel'*), Aktjubinsk, Dzhezkazgansk in Kasachstan, und *Dal'stroj* in Magadan am Ochotskischen Meer. Hinzu kamen Arbeiterlager für Kohlekombinate – in Workuta, Bukachacha in Burjätien und Rajchikha am Amur⁹⁰ – und andere, z. B. in Karaganda.⁹¹ Der Ausbau der Montanindustrie in der Sowjetunion bis zum Zweiten Weltkrieg war beeindruckend. Einige Probleme der zentralen Leitung traten aber deutlich hervor, insbesondere bei der Zuordnung von Indikatoren – Kennziffern – für Produktion und Abbau. Der Bedarf an Rohstoffen und an Transportraum wurde oft fehlerhaft berechnet, Öfen wurden mit schlechter Kohle beheizt, was zu nachhaltigen Schäden führte, für die bestehende Maschinenindustrie im russischen Zentrum fehlten Eisen und Stahl und es wurden nicht genügend Spezialstähle gefertigt. Durchweg fehlten Fachleute, gerade in der

86 Kotkin 1995.

87 Penter 2007.

88 Neue Gesellschaft für Bildende Kunst Berlin 1977, 140 u. 114; Sartori 1981, 101-182.

89 Statistik der Häftlinge QGR 5.4.4; vgl. insgesamt Baberowski 2012; zum Terror in der Provinz siehe Binner/Bonwetsch/Junge 2010.

90 Bericht des stellvertretenden Abteilungsleiters Lepidov an Berija u. a. in: Kokurin/Petrov 2000, 725-780, hier 747-758; vgl. insgesamt Applebaum 2003 und die Beiträge in Dahlmann/Hirschfeld 1999, 187-370.

91 Hedeler, 2007.

Arbeiterschaft. Die Wirtschaftsverwaltungen versuchten, die Schwierigkeiten zu beheben; die Parteitage setzten allerdings stets neue überwältigende Ziele, mit denen schlecht umzugehen war. Der deutsche Überfall löste diese Probleme insofern als die Produktion für den Krieg mit weniger Differenzierungen auskam, und sich die Rezipienten schlechter Ware nicht beschwerten (z. B. wenn Granaten nicht deto- nierten).

Das Gefühl militärischer Bedrohung durch die kapitalistischen Mächte und nach 1933 durch Deutschland hat bei der Entscheidung für den Ausbau der Montan- industrie ebenfalls eine Rolle gespielt. Zwischen 1927/28 und 1940 stieg der An- teil des im Ural gewonnenen Erzes an der Eisenerzproduktion der Union von 19 auf 27 Prozent.⁹² Aus dem Aufbau des *Ural-Kuzbass*-Kombinats (und dem Plan zum Aufbau eines Kombinats in Fernost) ergeben sich jedoch keine Anhaltspunkte für sowjetische Angriffspläne bis nach Westeuropa – vielleicht im Unterschied zu westlichen Schreibtischstrategen kannte die sowjetische Führung die Bedeutung des Raumes bzw. konkret der Entfernungen. Hätte man solche Expansionen im Wes- ten geplant, hätte man den Donbass und Tula entwickelt. Man kann im Gegenteil vermuten, dass die sowjetische Führung die Machtverhältnisse recht angemessen einschätzte, denn ohne das *Ural-Kuzbass*-Kombinat hätte das nationalsozialistische Deutschland 1941 wenn nicht den, so doch einen wichtigen Sieg errungen, weil die UdSSR keine industrielle Möglichkeit mehr besessen hätte, den Abnutzungskrieg weiterzuführen. Nur weil es das *Ural-Kuzbass*-Kombinat gab, konnte die UdSSR ihre Rüstungsproduktion im ersten Halbjahr 1942 gegenüber dem zweiten Halb- jahr 1941 noch steigern, trotz des Verlustes des Donbass. Die UdSSR hatte nach den Niederlagen der ersten Monate nur noch die Chance, einen Abnutzungskrieg zu führen, also mehr Rüstungsgüter und mehr Mannschaften in die Schlacht zu bringen als der Gegner.⁹³ Dass die UdSSR dazu in der Lage blieb, bildete die Grund- lage ihrer Teilhabe am Sieg 1945. Es gelang der sowjetischen Führung, einen großen Teil der Artillerie- und Panzerfabriken in den Ural zu evakuieren. Durch frühzei- tige und vollständige Umstellung auf Rüstung ›besiegte der Ural die Ruhr‹: In der UdSSR wurden während des Krieges kontinuierlich mehr Waffen produziert als im ›Dritten Reich‹, obgleich dort insgesamt mehr Stahl gekocht wurde.

Nachholen und Zurückbleiben: Zusammenfassung

Die russischen – zwischen 1923-1991 sowjetischen – Eliten maßen ihre Eisen- und Stahlproduktion an der ›des Westen‹. Da die Ordnung des internationalen Systems

92 Alekseev/Gavrilov 2008, 556 u. 578. Die Anteile an der Eisen- und Stahlherstellung blieben etwa dieselben, wuchsen also ähnlich wie die der anderen Standorte.

93 Meine Einschätzung in Nolte 1991a mit der bis dahin klassischen Literatur. Zu den außerordentlich vielen Publikationen zum Thema vgl. Müller/Ueberschär 2009 (die deutsche Ausgabe ist aber veraltet).

nicht ohne militärische Leistungen hergestellt wurde,⁹⁴ gab es in diesem Bereich einen Systemzwang, mit dem die Regierungen jedoch unterschiedlich umgingen. Eisen und Stahl waren in der gesamten Periode für die Rüstung konstitutiv. Russland bzw. die UdSSR organisierte deshalb immer wieder mit staatlichen Ressourcenzuteilungen auf Kosten anderer Produktionszweige günstige Bedingungen für die Eisenindustrie. Technologietransfers, die bei der Kontinuität der Überlegenheit ›des Westens‹ immer wieder für nötig angesehen wurden, waren niemals einseitig. Nur wenn auch russische (bzw. sowjetische) Meister und Ingenieure selbstständig mitentwickelten, war nachholende Entwicklung möglich.⁹⁵ Es gelang durchweg, das global geltende Niveau zu erreichen; allerdings gelang es nicht, so viel Forschungspotenzial und so viel eigene Dynamik zu entwickeln, dass die endogene Innovation im Tempo jener ›des Westens‹ vor sich ging. Man kann die Eisenindustrie deshalb zuerst einmal im Kontext des Machtsystems in Russland zu erklären versuchen.⁹⁶

Hier wurde, globalgeschichtlich ansetzend, die Geschichte von Eisenindustrie und Rüstung in die Kontexte des jeweiligen europäischen Rüstungsniveaus, des Welthandels als Realisierung internationaler Arbeitsteilung⁹⁷ und von Technologietransfers⁹⁸ bei nachholender Industrialisierung gestellt. Die Eisenindustrie bildet einen aussagekräftigen Indikator für diese Prozesse, weil sie stets vom Staat beobachtet, wenn nicht gefördert wurde, sodass in staatlichen Archiven Akten hierüber vorhanden sind. Die staatliche Förderung schränkt ihre Repräsentativität für die Gesamtwirtschaft selbstverständlich ein, sodass für den Historiker die Versuchung groß ist, die gute Quellenlage als Indiz für die Wichtigkeit zu nehmen. Außerdem wirft diese Förderung die Frage nicht nur nach den sozialen, sondern auch nach den ökonomischen Kosten dieser Schwerpunktsetzung und der Periodisierung auf.

Im Rahmen des klassischen Themas ›Russland und der Westen‹ werden von Alekseev und Gavrilov drei Wellen der Modernisierung in der Eisenproduktion benannt:

- die petrinsche (18. Jahrhundert bis erste Hälfte des 19. Jahrhunderts)
- die frühindustrielle (Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang des 20. Jahrhunderts)
- die industrielle und spätindustrielle (30er bis 80er Jahre des 20. Jahrhunderts).

Um die sozialistische Modernisierung einzuordnen, betonen sie, dass »Moder-

94 Vgl. einführend Kolnberger 2010.

95 Alekseev/Gavrilov 2008 verweisen immer wieder auf solche Eigenentwicklungen und genuinen Beiträge; vgl. auch Pini 2002, 251-292 (Zusammenfassung). Der oben erwähnte T-34 wurde zum erfolgreichsten Panzermodell des Zweiten Weltkrieges. Er beruhte, wie auch das AK-47 (Kalaschnikow-), zwar auf ausländischen Vorbildern, seine technische Überlegenheit wurde jedoch erst durch die Eigen- und Weiterentwicklung erreicht.

96 Goehrke 2010, bes. 182-237.

97 Jetzt einführend Hardach 2010.

98 Jetzt einführend Weitsenfelder 2011.

nisierung ein ›kulturelles‹ (*civilizacionnyj*) und nicht ein an eine Formation gebundenes Phänomen« sei.⁹⁹ Diese ›Wellen‹ der Entwicklung stimmen mit meinen Ergebnissen weithin überein, nur dass ich die Dauer des Prozesses länger ansetze und auch andere Gründe für die lang anhaltende Rückständigkeit Russlands nenne. Außerdem halte ich die Einführung von EDV in die Produktion um 1970 für eine weitere ›industrielle Revolution‹. Russlands Technik kam jeweils in der zweiten Phase – der Konsolidierungsphase – einer globalen ›Welle‹ nah an das Niveau des Zentrums der fortschrittlichsten Industrienationen heran, nahm aber an der technologischen Entwicklung selbst nicht in solchem Maß teil, dass es in der nächsten ersten Phase – der Aufschwungsphase – mit der Einführung neuer Technologien, (bisher) nicht wieder zurückgeblieben wäre. Um es bildlich zu beschreiben: Russland lief, aber da ›der Westen‹ schneller war, lief Russland hinterher. Dennoch: Gerade bei den Rüstungen erreichte es ein konkurrenzfähiges Niveau.

Meines Erachtens ist es ergiebig, den ›Westen‹ als das Zentrum eines Systems industrieller Entwicklung im anfangs skizzierten Sinn eines Zusammenwirkens der Akteure in Politik, Religion, Habitus, Militär und Wirtschaft zu beschreiben. Obgleich das Konzept eine Überforderung jedes Historikers bedeutet, erscheint es doch als sachlich angemessen, weil in aller Regel vieles mit vielem zusammenhängt.¹⁰⁰ Die Nationen und Großregionen im europäischen ›Westen‹ wechselten einander in der ›Führung‹ und Avantgarde ab. Bei mancher Innovation übernahmen sowohl die USA als auch Japan die weltweite Führungsrolle (und bildeten so in gewisser Weise einen anderen ›Osten‹). In diesem System war und ist Russland kontinuierlich ›halbperipher‹ in der Lage, mitzuhalten und aufzuholen, aber nur selten befähigt, eine führende Position dauerhaft einzunehmen. Dafür sind Eisenproduktion und Eisenexporte über Jahrhunderte hinweg gute Indikatoren – Russland exportierte und exportiert nicht (nur) Rohstoffe, sondern (auch) Halbfertigwaren (und, keine Regel ohne Ausnahme, im 20. und 21. Jahrhundert Waffen).

Mein Verständnis ist, dass ›nachholende Entwicklung‹ im Sinne eines ›Lernen beim Gegner‹ in der Tat ein globales Phänomen ist und nicht nur die Geschichte des europäischen Weltsystems vom frühen Mittelalter an kennzeichnet. Oder, wenn man Lernvorgänge innerhalb des Zentrums nennen möchte: Krupp lernte in England, und John Lombe (1693-1722) verbrachte zwei Jahre in Italien, um das Know-how für eine piemontesische Seidenbearbeitungsmaschine auszuspionieren.¹⁰¹ Aber vielleicht können solche Lernvorgänge am leichtesten für ›halbperiphere‹ Länder beschrieben werden.¹⁰² Zwänge zum Nachholen tragen zur Überforderung der Akteure bei und diese lässt sie besonders leicht in die ›Militarisierungsfalle‹ tappen.¹⁰³

99 Alekseev/Gavrilov 2008, 140f.; vgl. Nolte 1991b.

100 Vgl. Nolte 2005 u. 2009.

101 Cipolla 1976, 174-176.

102 Vgl. Nolte 1996.

103 Komlosy/Hofbauer 2009, 113f.

Man kann die Geschichte der sowjetischen Stahlproduktion auch im Kontext der Geschichte des Sozialismus erzählen.¹⁰⁴ Das System zentraler Planung hatte hinsichtlich des ›Nach- und Aufholens‹ durchaus seine Stärken, wie die Rüstungsleistung im Krieg zeigte, aber die politische Verfassung der Diktatur behinderte Korrekturen: »Dreißig Jahre lang sind alle Überwindungsversuche gescheitert«.¹⁰⁵ Auch die Manager der Eisenindustrie erfuhren, dass sie selbst bei gutem Willen auf Dauer die Mängel des Systems nicht durch ›Reserven‹ und Übergewichte konterkarieren konnten, und schlossen sich denen an, welche das Land in die Marktwirtschaft führen wollten.

Durch günstige geografische Voraussetzungen (Fundstellen für aus Rasenerzen gewonnenes Eisen in Baschkortostan werden ins 4. Jahrhundert vor unserer Zeit datiert, der Abbau montaner Erze und die Differenzierung der Öfen im Ural auf die Zeit seit der Jahrtausendwende¹⁰⁶) gehört Russland zu den weltweit wichtigsten Produzenten von Eisen. Es ist seit dem 18. Jahrhundert ein globaler Exporteur, wobei diese Exporte wellenförmig zu- oder abnahmen. Es gehörte bisher – außer im Waffengeschäft – nicht zu den großen Exporteuren von Fertigwaren aus Eisen oder Stahl.

Literaturverzeichnis

- Afandirjarov 2006 = Afandirjarov, A. Z.: Bashkirskie tarkhany, Ufa 2006.
 Alekseev/Gavrilov 2008 = Alekseev, V. V./Gavrilov, D. V.: Metallurgija Urala s drevnejshikh vremen do nashikh dnei, Moskau 2008.
 Amburger 1957 = Amburger, Erik: Die Familie Marselis, Gießen 1957.
 Applebaum 2003 = Applebaum, Anne: Gulag. A History, London 2003.
 Aust 2013 = Aust, Martin (Hg.): Globalisierung imperial und sozialistisch, Frankfurt/Main u.a. 2013.
 Baberowski 2012 = Baberowski, Jörg: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft und Gewalt, München 2012.
 Beck 1983 = Beck, Hanno: Alexander von Humboldts Reise durchs Baltikum und nach Russland 1829, Darmstadt 1983.
 Becker/Weissenbacher 2009 = Becker, Joachim/Weissenbacher, Rudi (Hg.): Sozialismen. Entwicklungsmodelle von Lenin bis Nyerere, Wien 2009.
 Beskrovnyj/Kafengauz 1963 = Beskrovnyj, L. G./Kafengauz, B. B. (Hg.): Khrestomatija XVIII veka, Moskau 1963.

104 Becker/Weissenbacher 2009.

105 Segbers 1989, 335.

106 Alekseev/Gavrilov 2008, 251-268.

- Binner/Bonwetsch/Junge 2010 = Binner, Rolf/Bonwetsch, Bernd/Junge, Marc (Hg.): Stalinismus in der sowjetischen Provinz 1937-1938, Berlin 2010.
- Blackwell 1994 = Blackwell, William L.: The Industrialization of Russia. A Historical Perspective, 3. Auflage, Arlington-Heights 1994.
- Bonwetsch 1978 = Bonwetsch, Bernd: Handelspolitik und Liberalisierung. Zur außenwirtschaftlichen Abhängigkeit Russlands 1890-1914, in: Geyer, D. (Hg.): Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland, Köln 1978, 277-300.
- Borodkin/Konovalova 2010 = Borodkin, L. I./Konovalova, A. V.: Rossijskij fondovjyj rynek v nachale XX veka, Sankt Petersburg, 2010.
- Bovykin 1984 = Bovykin, V. I.: Formirovanie finansovogo kapitala v Rossii, Moskau 1984.
- Cerman/Eder/Eigner 2011 = Cerman, Markus/Eder, Franz X./Eigner, Peter/Komlosy, Andrea/Landsteiner, Erich (Hg.): Wirtschaft und Gesellschaft. Europa 1000-2000, Innsbruck u.a. 2011.
- Chaunu 1968 = Chaunu, Pierre: Europäische Kultur im Zeitalter des Barock, München 1968.
- Cipolla 1976 = Cipolla, Carlo M.: Before the Industrial Revolution, London 1976.
- CSUSSR 1972 = CSUSSR (Hg.): Narodnoe Khozjajstvo SSSR, Moskau 1972.
- D'jakonova 1996 = D'jakonova, I. A. (Hg.): Rossija i mirovoj biznes: dela i sud'by, Moskau 1996.
- D'jakonova 1999 = D'jakonova, I. A.: Neft' i ugol' v energetike carskoj Rossii v mezhdunarodnoykh sopostavlenijakh, Moskau 1999.
- Dahlmann/Hirschfeld 1999 = Dahlmann, Dittmar/Hirschfeld, Gerhard (Hg.): Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation, Essen 1999.
- Dahlmann/Scheide 1998 = Dahlmann, Dittmar/Scheide, Carmen (Hg.): ...das einzige Land in Europa, das eine große Zukunft vor sich hat ...«. Deutsche Unternehmen und Unternehmer im Russischen Reich im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Essen 1998.
- Darwin 2010 = Darwin, John: Der imperiale Traum: Die Globalgeschichte großer Reiche 1400-2000, Frankfurt/Main 2010.
- EdN = Jäger, Friedrich (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit (Bd. 1-16), Stuttgart 2004-2012.
- Epishev 1980 = Epishev, A. A. (Hg.): Partija i Armija, Moskau 1980.
- Fitzpatrick 2002 = Fitzpatrick, Sheila: Neue Richtungen der Stalinismusforschung, in: Zeitschrift für Weltgeschichte 3/1 (2002), 81-98.
- Gerschenkron 1962 = Gerschenkron, Alexander: Economic Backwardness in Historical Perspective, Cambridge (Mass.) 1962.
- Geyer 1975 = Geyer, Dietrich (Hg.): Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Russland, Köln 1975.
- Geyer 1977 = Geyer, Dietrich: Der russische Imperialismus, Göttingen 1977.
- Glagoleva 1957 = Glagoleva, A. P.: Oloneckie zavody v pervoj chetverti XVIII veka, Moskau 1957.
- Goehrke 2003-2005 = Goehrke, Carsten: Russischer Alltag, Bd. 1-3, Zürich 2003-2005.
- Goehrke 2010 = Goehrke, Carsten: Russland. Eine Strukturgeschichte, Paderborn 2010.

- Grechko 1982 = Grechko, A. A. (Hg.): *Istorija Vtoroj Mirovoj Vojny 1939-1945*, Bd. 1-12, Moskau 1973-1982.
- Habek 2003 = Habek, Mary H.: *Storm of Steel. The Development of Army Doctrine in Germany and the Soviet Union 1919-1939*, Ithaca 2003.
- Hardach 2010 = Hardach, Gerd: *Internationale Arbeitsteilung*, in: Sieder, Reinhard/ Langthaler, Ernst (Hg.): *Globalgeschichte 1800-2010*, Wien 2010, 191-212.
- Harrison 2005 = Harrison, Mark: *The USSR and Total War. Why didn't the Soviet Economy Collapse in 1942?*, in: Chickering, Roger/Förster, Stig/Greiner, Bernd (Hg.): *A World at Total War*, Cambridge 2005, 137-156.
- Haumann 1977 = Haumann, Heiko (Hg.): *Grundlagen der sowjetischen Wirtschaftsverfassung*, Meisenheim am Glan, 1977.
- Haumann 1980 = Haumann, Heiko: *Kapitalismus im zaristischen Staat 1906-1917*, Königstein 1980.
- Haumann 1995 = Haumann, Heiko: *Geschichte Russlands*, München 1995.
- Hedeler 2007 = Hedeler, Wladislaw: *Das Bergwerk Dubovskaja Šachta. Produktionsstätte und Strafsolator des Karlag*, in: Tenfelde, Klaus (Hg.): *Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen* 37, Bochum 2007, 97-112.
- Hellmann/Zernack/Schramm 1981-2003 = Hellman, Manfred/Zernack, Klaus/Schramm, Gottfried/Plaggenborg, Stefan (Hg.): *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 1-5, Stuttgart 1981-2003.
- Hildermeier 1981-2003 = Hildermeier, Manfred: *Industrialisierung, sozialer Wandel und Rückständigkeit*, in: Hellman, Manfred/Zernack, Klaus/Schramm, Gottfried/Plaggenborg, Stefan (Hg.): *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 1-5, Stuttgart, 1981-2003, 125-135.
- Hildermeier 1998 = Hildermeier, Manfred: *Zwischen Bürgertum und Adel. Unternehmer im Zarenreich*, in: Dahlmann, Dittmar/Scheide, Carmen (Hg.): *›...das einzige Land in Europa, das eine große Zukunft vor sich hat ...‹. Deutsche Unternehmen und Unternehmer im Russischen Reich im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Essen 1998, 87-99.
- Hroch/Klusakova 1996 = Hroch, Miroslav/Klusakova, Luda (Hg.): *Criteria and Indicators of Backwardness*, Prag 1996.
- Hyde 1977 = Hyde, Ch. K.: *Technological Change in the British Iron Industry 1700-1870*, Princeton 1977.
- IstInd = Kim, M. P. (Hg.): *Istorija Industrializacii SSSR 1926-1941 (vier nach Jahren gegliederte Bände, Moskau, 1969-1972)*.
- Jefimow 1969 = Jefimow, A. N.: *Die Industrie der UdSSR*, Berlin 1969.
- Junge/Bonwetsch 2011 = Junge, Marc/Bonwetsch, Bernd: *›Rundherum Feinde, nichts als Feinde‹. Die ›Kriegsgefahr‹ und das Morden der kleinen Leute in der Sowjetunion*, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 12/1 (2011), 45-66.
- Kafengauz 1949 = Kafengauz, B. B.: *Istorija chozjajstva Demidovykh*, Bd. 1, Leningrad 1949.
- Kahan 1989 = Kahan, Arcadius: *Russian Economic History. The Nineteenth Century*, Chicago 1989.

- Kaser 1970 = Kaser, Michael: Wirtschaftspolitik der Sowjetunion, München 1970.
- Katkov/Oberländer/Poppe 1970 = Katkov, George/Oberländer, Erwin/Poppe, Nikolaus/Rauch, Georg von (Hg.): Russlands Aufbruch ins 20. Jahrhundert, Olten 1970.
- Kirstein 1979 = Kirstein, Tatjana: Sowjetische Industrialisierung – geplanter oder spontaner Prozess?, Baden-Baden 1979.
- Kirstein 1985 = Kirstein, Tatjana: Die Rolle der KPdSU in der Wirtschaftsplanung 1933-1953/5, Berlin 1985.
- Kokurin/Petrov 2000 = Kokurin, A. I./Petrov, N. V. (Hg.): Gulag 1917-1960, Moskau 2000.
- Kolnberger 2010 = Kolnberger, Thomas: Krieg und Militär. Die ›große Divergenz‹ und ihre Schließung, in: Sieder, Reinhard/Langthaler Ernst (Hg.): Globalgeschichte 1800-2010, Wien 2010, 557-584.
- Komlosy 2004 = Komlosy, Andrea: Chinesische Seide, indische Kalikos, Maschinengarn aus Manchester, in: Grandner, Margarete/Komlosy, Andrea (Hg.): ›Vom Weltgeist beseelt‹. Globalgeschichte 1700-1815, Wien 2004, 103-134.
- Komlosy 2008 = Komlosy, Andrea: Wirtschaftliche Entwicklungswege im Ostseeraum, in: Komlosy, Andrea/Nolte, Hans-Heinrich/Sooman, Imbi (Hg.): Ostsee 700-2000, Wien 2008, 148-173.
- Komlosy/Hofbauer 2009 = Komlosy, Andrea/Hofbauer, Hannes: Peripherisierung und nachholende Entwicklung in Osteuropa in historischer Perspektive, in: Zeitschrift für Weltgeschichte 10/2 (2009), 99-118.
- Komloys 2012 = Komlosy, Andrea (Hg.): Nachholende Entwicklung, Schwerpunktnummer d. Zeitschrift für Weltgeschichte 13/2, (2012), 11-42.
- Korabljow/Anflow/Mazulenko 1976 = Korabljow, J. J./Anflow, W. A./Mazulenko, W. A. (Hg.): Kurzer Abriß der Geschichte der Streitkräfte der UdSSR von 1917-1972 (dt. Übersetzung von 1975), Berlin 1976.
- Koshman 1979 = Koshman, L. V.: Manufaktura, in: Arcikhovskij, A. V. (Hg.), Očerki russkoj kul'tury XVII veka, Moskau 1979, 105-121.
- Kotkin 1995 = Kotkin, Stephen: Magic Mountain. Stalinism as a Civilization, Berkeley 1995.
- Kovalenko 1979 = Kovalenko, G. M.: Pervye metallurgicheskie zavody v Karelii 1670-1703, Leningrad 1979.
- KPSR = Institut Marksizma-Leninizma (Hg.): Kommunističeskaja Partija Soveckogo Sojuza v rezoljucijakh i reshenijakh (Bd. 1-7), Moskau, 1970-1971.
- KPSS 1986 = KPSS (Hg.): Materialy XXVII s-ezda Kommunističeskoj Partii Soveckogo Sojuza, Moskau 1986.
- Licholobava 2007 = Licholobava, Zoja G.: Der Bergmann in der Historiographie, in: Tenfelde, Klaus (Hg.): Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 37, Bochum 2007, 15-30.
- Liedl/Pittioni/Kolnberger 2002 = Liedl, Gottfried/Pittioni, Manfred/Kolnberger, Thomas: Im Zeichen der Kanone. Islamisch-christlicher Kulturtransfer am Beginn der Neuzeit, Wien 2002.

- Löwe 2002 = Löwe, Heinz-Dietrich: Stalin. Der entfesselte Revolutionär, 2 Halbbd., Göttingen 2002.
- MELST 1971 = Marx-Engels-Lenin-Stalin Institut beim ZK der KPdSU (Hg.): J. W. Stalin, Werke (Nachdruck) Hamburg 1971.
- McKay 1970 = McKay, John: Pioneers for profit. Foreign Entrepreneurship and Russian Industrialization, 1885-1913, Chicago 1970.
- McKay 1998 = McKay, John: Ausländische Unternehmer im zaristischen Russland 1860-1914, in: Dahlmann, Dittmar/Scheide, Carmen (Hg.), ›...das einzige Land in Europa, das eine große Zukunft vor sich hat ...‹. Deutsche Unternehmen und Unternehmer im Russischen Reich im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Essen 1998, 65-86.
- Meumann 2008 = Meumann, Markus: Militärische Revolution (Lexikonstichwort), in: Jäger, Friedrich (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1-16, Stuttgart 2004-2012, hier: Bd. 8, Stuttgart 2008.
- Mokyr 2003 = Mokyr, Joel (Hg.): The Oxford Encyclopedia of Economic History, Oxford 2003.
- Müller/Ueberschär 2009 = Müller, Rolf-Dieter/Ueberschär, Gerd R. (Hg.): Hitler's War in the East. A Critical Assessment, New York 2009.
- Neue Gesellschaft für Bildende Kunst Berlin 1977 = Neue Gesellschaft für Bildende Kunst Berlin (West) (Hg.): Kunst in die Produktion!, Berlin 1977.
- Nikitin/Prozorov/Tutykhin 1973 = Nikitin, N. P./Prozorov, E. D./Tutykhin, B. A.: Ekonomičeskaja Geografija SSSR, Moskau 1973.
- Nolte 1984 = Nolte, Hans-Heinrich: Technologietransfer in Russland vor 1914, in: Technikgeschichte 51/4 (1984), 319-334.
- Nolte 1991a = Nolte, Hans-Heinrich: Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion 1941, Hannover 1991.
- Nolte 1991b = Nolte, Hans-Heinrich: Tradition des Rückstands. Ein halbes Jahrtausend Rußland und der Westen, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 78 (1991), 1-21.
- Nolte 1996 = Nolte, Hans-Heinrich: The European System in the Middle Ages, in: Hroch, M./Klusakova, L. (Hg.): Criteria and Indicators of Backwardness, Prag 1996, 29-46. (Tschechisch in: Klusáková, Lud' a (Hg.), Kritéria a ukazatelé nerovnomerneho vývoje v evropských dejinách, Prag 1997, 29-48.)
- Nolte 2005 u. 2009 = Nolte, Hans-Heinrich: Weltgeschichte, Bd. 1 u. 2, Wien 2005 u. 2009.
- Nolte 2006 = Nolte, Hans-Heinrich: Geschichte der USA, Teil I, Bad Schwalbach 2006.
- Nolte 2007 = Nolte, Hans-Heinrich: Neuzeitlicher Kulturtransfer zwischen Islam und Christenheit, Politik, Militär, Religion, in: Zeitschrift für Weltgeschichte 8/1 (2007), 105-130.
- Nolte 2009 = Nolte, Hans-Heinrich: Nachholende Entwicklung in der Sowjetunion, in: Becker, Joachim/Weissenbacher, Rudy (Hg.), Sozialismen, Wien 2009, 57-73.
- Nolte 2012 = Nolte, Hans-Heinrich: Geschichte Russlands, 3. Auflage, Stuttgart 2012.

- Nolte 2013 = Nolte, Hans-Heinrich: Eisen und Stahl im Zarenreich und in der Sowjetunion, in: Augst, Martin (Hg.), Globalisierung imperial und sozialistisch. Russland und die Sowjetunion in der Globalgeschichte 1851-1991, Frankfurt/Main u.a., 274-300.
- Nötzold 1966 = Nötzold, Jürgen: Wirtschaftspolitische Alternativen der Entwicklung Rußlands in der Ära Witte und Stolypin, Berlin 1966.
- Nove 1975 = Nove, Alec: An Economic History of the U.S.S.R., London 1975.
- Osterhammel 2009 = Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009.
- Overy 1999 = Overy, Richard: Russia's War. Blood upon the Snow, London 1999.
- Parker 1990 = Parker, Geoffrey: Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens, Frankfurt/Main 1990.
- Penter 2007 = Penter, Tanja: Der neue ›sozialistische Donbas‹ und der Aufstieg des Bergmanns zur kulturellen Leitfigur, in: Tenfelde, Klaus (Hg.), Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 37, Bochum 2007, 79-96.
- Pierenkemper 1998 = Pierenkemper, Toni: Umstrittene Revolutionen. Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert, Frankfurt/Main 1998.
- Pinl 2002 = Pinl, Harald: Deutsch-russischer Schiffbau vor 1914, Langenhagen 2002.
- Poljan 2005 = Poljan, Pavel: Die russische Auseinandersetzung mit der Schuld, in: Nolte, Hans-Heinrich (Hg.): Auseinandersetzungen mit den Diktaturen, Gießen 2005, 27-45.
- Portal 1950 = Portal, Roger: L'Oural au XVIII siècle, Paris 1950.
- Preobrazhenskij 1972 = Preobrazhenskij, A. A.: Ural i Zapadnaja Sibir' v konce XVI. Nachale XVIII veka, Moskau 1972.
- Pronshtejn/Zadera 1977 = Bronshtejn, A. P./Zadera, A. G.: Remeslo, in: Arcikhovskij, A. V. (Hg.), Ocherki russkoj kul'tury XVI veka, Moskau, 1977, 99-112.
- Quellenbuch = Nolte, Hans-Heinrich/Schalhorn, Bernhard/Bonwetsch, Bernd (Hg.): Quellen zur Geschichte Russlands (Reclams Universal-Bibliothek 19269), Stuttgart, 2014.
- Raupach 1970 = Raupach, Hans: Geschichte der Sowjetwirtschaft, Reinbek 1970.
- Rumer 1989 = Rumer, Boris Z.: Soviet Steel. The Challenge of Industrial Modernization in the USSR, New York 1989.
- Ryndzuskij 1978 = Ryndzuskij, P. G.: Utverzhdenie kapitalizma v Rossii, Moskau 1978.
- Rytschkow 1983 = Rytschkow, Pjotr: Orenburgische Topographie v. 1772, deutsch, hrsg. v. Alfred Anderle, Leipzig 1983.
- Sartori 1981 = Sartori, Rosalinde: Pressefotografie und Industrialisierung in der Sowjetunion, Berlin 1981.
- Schnitter/Schmidt 1987 = Schnitter, Helmut/Schmidt, Thomas: Absolutismus und Heer, Ost-Berlin 1987.
- Scrivenor o. J. = Scrivenor, Harry: A Comparative History of the Iron Trade, London 1841 (Nachdruck o. O., o. J., bei Kessinger).
- Segbers 1987 = Segbers, Klaus: Die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg. Die Mobilisierung von Verwaltung, Wirtschaft und Gesellschaft, München 1987.

- Seljunin/Khanin 1987 = Seljunin, V. I./Khanin, I. (Hg.): Lukavaja Cifra, in: *Novyj Mir* 2 (1987), 182-210.
- Serbina 1978 = Serbina, K. N.: Krest'janskaja zheleznodatel'naja promyshlenost' central'noj R ossii XVI – pervoj poloviny XIX v., Leningrad 1978.
- Shchukin 2011 = Shchukin, A. N. (Hg.), Kto est kto v russkoj istorii, Moskau 2011.
- Sidorov 1975 = Sidorov, Arkadij L.: Zur Finanzlage Rußlands vor 1914, in: Geyer, Dietrich (Hg.): *Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Russland*, Köln 1975, 252-276.
- Sieder/Langthaler 2010 = Sieder, Reinhard/Langthaler, Ernst (Hg.): *Globalgeschichte 1800-2010*, Wien 2010.
- Tagirova 2007 = Tagirova, Nailya: Mapping the Empire's Economic Regions from the Nineteenth to the Early Twentieth Century, in: Burbank, Jane/van Hagen, Mark/Remnev, Anatolyi (Hg.): *Russian Empire*, Bloomington 2007, 125-138.
- Tenfelde 2007 = Tenfelde, Klaus (Hg.): *Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen* 37, Bochum 2007.
- Trotzki 1971 = Trotzki, Leo: *Ergebnisse und Perspektiven. Die permanente Revolution* (1906), Frankfurt/Main 1971.
- Vitte 1959 = Vitte, S. Ju.: Vsepoddanejšij doklad ministra finansov Nikolaju II (1899) (Sidorov, A. L.: *Dokumenty po istorii monopolisticheskogo kapitalizma v Rossii*, Moskau, 1959, 173-222, übersetzter Auszug Quellenbuch Nr. 4.5.1.).
- Weitsenfelder 2011 = Weitsenfelder, Hubert: Technologische Entwicklungen, in: Cerman, Markus/Eder, Franz X./Eigner, Peter/Komlosy, Andrea/Landsteiner, Erich (Hg.): *Wirtschaft und Gesellschaft. Europa 1000-2000*, Innsbruck u. a. 2011, 161-177.
- Westwood 1964 = Westwood, J. N.: John Hughes and Russian Metallurgy, in: *The Economic History Review* 17/5 (1964), 564-569.
- Zakiev 2008 = Zakiev, M. Z.: *Istorija Tatarskogo naroda*, Moskau 2008.
- Zaozerskaja 1970 = Zaozerskaja, E. I.: U istokov krupnogo proizvodstva v Russkoj promyshlennosti XVI-XVII vekov, Moskau 1970.

Die internationale Frauenkonferenz in Den Haag 1915

Geburtsstunde einer zukunftsweisenden Friedensbewegung

GALIT HADDAD

Zwischen 1914 und 1918, in der Zeit des ›Großen Krieges‹, standen Frauen nicht nur hinter den Fließbändern der Rüstungsindustrie, um die Männer an der Front als Industriearbeiter zu ›substituieren‹, sie engagierten sich auch an vorderster Front in den pazifistischen Bewegungen Europas. Dabei standen sie den Männern in nichts nach. Im Gegenteil, sie zählten sogar zu den Ersten, die diesen Krieg grundsätzlich ablehnten und zur Verbreitung dieser Idee internationale Organisationen ins Leben riefen. In dieser Hinsicht kann der Erste Weltkrieg als prägend für die Pazifismusbewegung im Allgemeinen und für die der Frauenbewegung im Speziellen erachtet werden, denn er wurde zum Auslöser dafür, dass sich auf überstaatlicher Ebene von Frauen initiierte Organisationsstrukturen überhaupt bildeten, die auch ausschließlich von Frauen getragen wurden. So wurde zum Beispiel im Frühjahr 1914 das *International Committee of Women for Permanent Peace* in Den Haag gegründet, aus dem 1919 die *Women's International League for Peace and Freedom* (WILPF) hervorging. Diese Organisation besteht bis heute. Der folgende kurze Rückblick soll dazu dienen, diese spezifische Friedensbewegung in den historischen Kontext zu stellen.

Pazifismus und Frauenbewegung

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde ›Frieden‹ in einem neuen Licht betrachtet und als normative Tugend kritisch reflektiert. Es bildete sich eine europäische Generation pazifistischer Idealisten, die zum Fahmenträger dieser Bewegung wurde. Eine ›Kultur des Friedens‹ entstand in Europa – auch als Gegenbewegung zum ›Kriegskult‹ dieser Zeit –, die christlich oder liberal inspiriert war und eine Verhaltensänderung in den internationalen Beziehungen herbeiführen wollte. Diese Zeit sah die Gründung erster Organisationen und Vereine, die sich dieses Ziel setzten.¹ In diesem neuen sozialen und politischen Klima näherten sich auch die

1 Beispielsweise in Frankreich die *Association de la paix par le droit* (1887) oder der *1er Congrès universel pour la paix* (der erste Weltfriedenskongress von 1889 in Paris, der erstmals Breitenwirkung

Frauenrechtsbewegung(en) der Idee des Friedens an, die zur Grundlage ihrer Aktivitäten und Aktionen sowie des Diskurses in Frauenvereinen und feministischen Organisationen wurde. All diese Tagungen thematisierten die Frage des internationalen Friedens als einen ›Weltfrieden‹ im Sinne eines Idealzustandes, der dauerhafte Freiheit, Gerechtigkeit und Glück bringen sollte, darunter auch die Emanzipation der Frauen. Der erste von Frauen organisierte pazifistische Kongress wurde 1880 von der *Alliance des Femmes pour la Paix* durchgeführt. Neun Jahre später, 1889, fand der *Congrès des Œuvres et institutions féminines* statt, der die Frauen aufrief, »vom friedlichen Geiste das Herz und die Seele ihrer Schüler durchdringen zu lassen, sodass die Mütter in den Familien dasselbe Prinzip gegenüber ihren Kindern walten lassen«.² Hauptsächlich waren es Feministinnen aus dem Bürgertum, die dieser Bewegung folgten. In ihrer sozialen und politischen Agenda war der Frieden wesensgleich mit dem Kampf um mehr politische Rechte für Frauen verbunden. Zwei Visionen verschmolzen dementsprechend zu einem Ziel: dem Wahlrecht für Frauen und den Erhalt des weltweiten Friedens.

Die Idee vom Frieden und seiner Verteidigung auf internationaler Ebene führte Frauen aus Europa und Amerika zusammen. Diese Entwicklung war aber kein direktes Resultat des Konfliktes, sondern die Konsolidierung einer Entwicklung, die im Laufe des vorherigen Jahrzehnts eingesetzt hatte. Eine der aktivsten Organisationen war die *International Woman Suffrage Alliance* (IWSA), die 1904 gegründet wurde und ab 1906 jährliche Treffen organisierte. Militanter war die *Association internationale pour le suffrage des femmes* (AISF oder *International Alliance of Women*, IAW).

Frauen, die sich im Rahmen von Arbeiterbewegungen zusammenschlossen, verteidigten einen ideologischen Pazifismus, dessen Ziel eine soziale Revolution war. Für die bürgerlichen Feministinnen repräsentierte das Wahlrecht eine Korrektur bestehender Verhältnisse – eine Art ›interne‹ Reform des Systems, während für die Frauen in der Arbeiterbewegung die Gleichheit der Frau von einer antikapitalistischen Revolution begleitet war, die alle Ungleichheiten zwischen den Klassen beseitigen werde. Die wichtigste organisatorische Speerspitze war hier die Sozialistische Internationale der Frauen (*Socialist International Women*, SIW – *Internationale socialiste des femmes*, ISF), deren erste Konferenz im August 1907 in Stuttgart stattfand. In deren Rahmen wurde ein internationales Sekretariat eingerichtet und die deutsche Friedensaktivistin und spätere Reichstagsabgeordnete Clara Zetkin (1857-1933), die in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) dem revo-

erzielte und von da ab regelmäßig abgehalten wurde). Davor hatten sich ab den 1830er Jahren in verschiedenen Ländern nationale Friedensgesellschaften gebildet. Die ersten internationalen Treffen waren noch von anglo-amerikanischen Friedensgesellschaften dominiert, insbesondere von religiös motivierten Gruppen, siehe Osterhammel 2013, Kapitel IX, 674ff.

2 »[...] de faire pénétrer l'esprit pacifique [...] dans le cœur et l'esprit de leurs élèves, aux mères de famille de suivre le même principe à l'égard de leurs enfants«, zitiert in Thibault 1982, 136.

lutionär-marxistischen Flügel angehörte, wurde zur Direktorin ernannt. Die Konferenz beschloss u. a. eine Resolution zum Wahlrecht der Frauen. 1910, während eines Kongresses in Kopenhagen, wurden zwei weitere Resolutionen verabschiedet: Eine legte den ›Internationalen Tag der Frauen‹³ fest, die andere befasste sich mit dem Frieden. Die Konferenz in Basel vom November 1912 brachte den pazifistischen Kampf am stärksten zum Ausdruck. Unter dem Eindruck der Balkankriege (1912-1913) rief Zetkin die sozialistischen Frauen auf, Widerstand gegen den Krieg zu leisten, da die ersten Opfer in ihren Augen die Kinder der Arbeiterklasse wären.

Viele pazifistische Feministinnen behaupteten, dass die Beziehungen zwischen den Staaten auf friedlichen Grundlagen gestellt werden würden, wenn nur die Frauen politische Rechte hätten. Das Argument der ›Mütterlichkeit‹ (verstanden als Liebe einer Mutter zu ihrem Kind), das die ideologische Orientierung prägte, bestimmte die Debatte entscheidend mit: Der Mann könne den Krieg akzeptieren, aber die Frau könne ihn aufgrund ihres angeborenen mütterlichen Instinkts nur fürchten und hassen. Nach dieser Logik war der Mann der Urheber der Gewalt gegen die Leben spendende Frau.

Ebenso wie in anderen pazifistischen oder sozialistischen Bewegungen vor 1914 fanden die Diskussionen um den Frieden im Rahmen eines ›imaginären Krieges‹ statt und suchten nach Mitteln, diesen zu verhindern. Als sich die westlichen Gesellschaften in einem realen Krieg wiederfanden, wurden die Initiativen der Frauen, der Feministinnen wie Sozialistinnen, plötzlich auf Eis gelegt. Es herrscht ein ›Burgfrieden‹ der anderen Art: Ab Ausbruch des Krieges fanden sich kaum mehr Frauen, die für die pazifistische Sache eintraten und sich für einen zukünftigen ›ewigen Frieden‹ stark machten – sie wurden nun zur Minderheit und an den Rand der eigenen Bewegungen gedrängt.

1914: ›der Frauen Pflicht und Treue gegenüber dem Vaterland‹

Mit Beginn der Kampfhandlungen wurden die feministischen und sozialistischen Aktivistinnen vor ein praktisch unlösbares Dilemma gestellt: die Entscheidung zwischen der internationalen Solidarität der Frauen und ihrer ›vaterländischen‹ Pflicht. Der Krieg zerriss die staatenverbindende Zusammenarbeit aus der Vorkriegszeit, stieß die Prioritäten aller Frauenbewegungen um und ordnete ihre Arbeit – gemäß

3 Auch bezeichnet als ›Internationaler Frauentag‹, ›Weltfrauentag‹ oder ›Frauenkampftag‹ wurde er erst 1977 von den Vereinten Nationen zu einem Weltgedenktag ausgerufen, der jeweils am 8. März begangen wird (in Frankreich schon 1882). Davor wurde dieses Datum zu einem Tag der Demonstrationen von Frauen auf der ganzen Welt. 1914 demonstrierten deutsche Frauen für ihr Wahlrecht. 1917 protestierten russische Frauen gegen ihre Arbeitsbedingungen, forderten Frieden und die Rückkehr ihrer Männer aus dem Krieg. 1921 wurde von Lenin der 8. März als ›Tag der Frauen‹ festgelegt, der seit 1946 in den sozialistischen Ländern als Festtag begangen wird.

dem patriotischen Gebot der Stunde – völlig dem nationalen Dienst unter. In den kriegsbeteiligten Ländern Europas wurde der ›Kampf der Geschlechter‹ durch einen ›Schulterschluss‹ der Heimatländer ersetzt. In Frankreich bekräftigte die *Union française pour le suffrage des femmes* (UFSF) etwa: »Solange diese Bewährungsprobe anhält, unter der unser Land leidet, darf niemand hier über seine Rechte reden; wir haben unserem Land gegenüber nichts als Pflichten«. ⁴ Auch die Feministin Cécile Brunschvicg (1877-1946) bestand auf der patriotischen Pflicht und lehnte alle anderen Bestrebungen ab: »Unser Herz, unser Geist, unsere Tatkraft sind ganz und gar auf ein Ziel gerichtet: Frankreich zu dienen, im Hinterland unsere Pflicht zu erfüllen, wie unsere bewundernswerten Soldaten es an der Front tun«. ⁵

Die ›alten‹ Feministinnen verurteilten scharf ihre ›Verräter-Schwestern‹, die Friedensverhandlungen mit dem Feind suchten. Auch Margueritte de Witt-Schlumberger (1853-1924), Präsidentin des UFSE, erklärte, »[...] dass jede Frau, die zu dieser Stunde das Pflichtbewusstsein der Menschen gegenüber dem Vaterland erschüttert, kriminell sei«. ⁶ Auch sei jedes Friedensangebot sofort entschlossen zurückzuweisen, und die »zerrissenen Herzen sollen die Waffen sprechen und das Blut fließen lassen«. ⁷

In Großbritannien gab es bis Januar 1916 keine Wehrpflicht, auch dort waren es die Frauen, die die Männer ermutigten, Uniform zu tragen. Dieses britische ›Khaki-Fieber‹ – in Anspielung auf die militärische Tarnfarbe ⁸ – steckte auch die Suffragetten-Bewegungen an, die vor 1914 noch ihr Festhalten am Frieden deklariert hatten. Ab dem Zeitpunkt, an dem sich ihr Land an den Kriegshandlungen beteiligte, gaben die feministischen Bewegungen, von denen die aktivsten die von Emmeline Pankhurst gegründeten *National Union of Suffrage Societies* (NUWSS) und die *Women's Social and Political Union* (WSPU) waren, ihre politischen Bemühungen auf, um ihr Engagement ganz der nationalen Sache zu widmen. Pankhurst, an der Spitze der WSPU, verkündete, dass die Aktivistinnen im Angesicht der Krise für ihre Heimat kämpfen müssten wie sie es zuvor für das Wahlrecht getan hätten. Anlässlich eines Treffens appellierte sie außerdem an die Gewerkschaftsbewegungen, den Frauen zu gestatten, in die Industrie als Arbeitskraft integriert zu werden. In diesem Zusammenhang änderte die Zeitschrift der WSPU-Bewegung, *The Suf-*

4 »Tant que durera l'épreuve dont souffre notre pays, il ne sera permis à personne d'y parler de ses droits; nous n'avons plus envers lui que des devoirs«, zitiert in François Thébaud 1992, 36.

5 »Notre cœur, notre esprit, notre énergie ont été entièrement tendus vers un seul but: servir la France, faire à l'arrière notre devoir comme nos admirables soldats le faisaient au front«, Rapport moral de UFSF, 1914-1916, zitiert in Bard 1995, 52.

6 »[...] toute femme qui, à l'heure présente, ébranlerait chez l'homme le sens du devoir envers la Patrie serait une criminelle«, zitiert in Cosnier 2004, 84.

7 »Aussi toute proposition de paix immédiate doit-elle être fermement rejetée: Il faut, le cœur déchiré, laisser agir les armes et couler le sang«, so Jane Misme, 19. Dezember 1914, zitiert in Bard 1995, 50.

8 Woollacott 1994.

fragette, ihren Namen.⁹ Umbenannt in *Britannia* widmete sie sich nun ›König und Vaterland‹ und veröffentlichte antideutsche Texte von Emmeline Pankhurst und ihrer Tochter Christabel. Die beiden Frauen waren überzeugt, dass der Beitrag der Frauen zum Krieg auch eine entscheidende Etappe auf dem Weg zur Gleichheit der Geschlechter sei.¹⁰

Die Position von Emmeline Pankhurst grenzte nicht nur die Pazifistinnen aus der Bewegung aus, sondern provozierte zudem familiäre Kontroversen. Während ihre Mutter und ihre Schwester die Politik der Regierung unterstützten, plädierte Sylvia Pankhurst für die Bildung einer Art Föderation, die sich gegen den Krieg ausspräche und sich weiterhin für das Wahlrecht für Frauen einsetzte.¹¹ Sylvia Pankhurst war vom Leid und Elend der Frauen der Arbeiterklasse in Großbritannien berührt; gegen Ende des Jahres 1915 interessierte sie sich mehr und mehr für die Sozialistische Internationale und begann, in ihren Reden den Begriff ›*suffrage humain*‹ zu verwenden, ebenso wie den Slogan ›Wahlrecht für Frauen‹.¹²

Auf Seiten der deutschen Frauen waren dieselben Phänomene wie bei den ›Kriegsgegnern‹ auf der französischen und britischen Seite zu beobachten: Es galt, für das Heimatland aktiv zu werden. In Deutschland kamen die Feministinnen, die größtenteils einen bürgerlichen Hintergrund hatten, im Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) zusammen. Die sozialistischen Frauen, angeführt von Clara Zetkin, verstanden ihr Engagement als Teil einer weltweiten sozialen Revolution,¹³ die antikapitalistisch war. Die Kontroversen zwischen bürgerlichen Feministinnen und sozialistischen Aktivistinnen wurden hier schärfer geführt als in Frankreich oder Großbritannien. Tatsächlich spielte dieser Umgangston im nationalen Kontext eine wichtige Rolle und verhinderte schon vor dem Krieg den Zusammenhalt und gemeinsame Perspektiven für das Engagement der deutschen Frauenbewegungen.¹⁴ Der Kriegsbeginn brachte den BDF 1914 dazu, einen altbekannten Vorschlag einzubringen: den Zivildienst für Frauen, quasi ein ›Dienstjahr für Frauen‹. Dieser Vorschlag löste in den Frauenbewegungen heftige Debatten aus. Die Idee beruhte darauf, Frauen zu ermutigen, sich an den Kriegsanstrengungen durch die Übernahme (weiterer) sozialer Aufgaben zu beteiligen, womit zugleich ihr Anspruch auf

9 Die Verbreitung der Bezeichnung ›Suffragette‹ fällt in die Gründungszeit der WPSU als ›Soziale und Politische Union der Frauen‹ am 10. Oktober 1903 durch Emmeline und Christabel Pankhurst in Manchester. Diese Bewegung hatte das Wahlrecht für Frauen zum Ziel. Die Bezeichnung ›Suffragetten‹ ist nicht zu verwechseln mit *suffragistes*. Obwohl das Ziel ihrer Bestrebungen identisch war (gleiche politische Rechte und das Wahlrecht), führten die Suffragetten ihren Kampf in der Öffentlichkeit. Die Aktivistinnen hingegen wurden häufig auf brutale Weise von den Behörden zurückgedrängt, verurteilt und inhaftiert.

10 Sylvia Pankhurst, zitiert nach Marwick 1970, 30 (Rede vom 8. September 1914 im London Opera House).

11 Edmondson 1981, 80.

12 Edmondson 1981, 80-81.

13 Bouillot/Pasteur 2005, 20.

14 Bouillot/Pasteur 2005, 20.

politische Gleichstellung untermauert werden sollte.¹⁵ Die deutsche Frauenrechtlerin Gertrude Bäumer (1873-1954) stand als Politikerin jeglichen pazifistischen Treffen von Frauen kritisch gegenüber. Als ihre feministischen Kolleginnen am Internationalen Kongress der Frauen für den Frieden im Frühjahr 1915 in Den Haag teilnahmen, verunglimpfte Bäumer sie, indem sie ihr Benehmen als unvereinbar mit der vaterländischen Pflicht deutscher Frauen erklärte.¹⁶ 1917 verdamnte sie auch die Friedenspläne des amerikanischen Präsidenten Wilson. Angesichts einer solchen ›weiblichen Hingabe‹ schickte sogar Paul von Hindenburg, während die von ihm geführte Oberste Heeresleitung zu jenem Zeitpunkt fast uneingeschränkt die Regierungsgewalt ausübte, eine Belobigung. Im Telegramm vom 27. September 1917 heißt es: »Wir deutschen Männer verbeugen uns vor der deutschen Frau.«¹⁷

Tatsächlich blieben in Deutschland nur die feministischen Aktivistinnen Anita Augspurg (1867-1943) und Lida Gustava Heymann (1868-1943), die Verteidigerinnen der pazifistische Sache; beide zögerten nicht, sich auf dem Kongress in Den Haag Ende April 1915 zu präsentieren und bei ihrer Rückkehr nach Deutschland das ›Nationale Frauenkomitee für Dauernden Frieden‹ zu gründen.

Letztlich gaben französische, britische und deutsche Frauen die Kampagnen für das Frauenwahlrecht und das pazifistische Engagement auf und warben stattdessen für die Erfüllung ihrer – wie es damals gesehen wurde – staatsbürgerlichen Pflicht. Die patriotische Opferbereitschaft werde – so hofften sie – eine Gleichstellung der Geschlechter nach dem Krieg zur Folge haben.

Frühjahr 1915: pazifistischer Widerstand der Frauen auf internationaler Ebene

Erst ab dem Beginn des Frühjahrs 1915 – der Krieg war unentschieden geblieben und hatte sich an der Westfront festgefahren – bildete sich auf internationaler Ebene ein kollektiver Pazifismus heraus: Er vereinte sozialistische Pazifisten, Gewerkschaftler, Lehrer, Anarchisten, aber auch die feministischen und sozialistischen Aktivistinnen.¹⁸ Letztlich war es diese Periode, in der der Grundstein der pazifistischen Protestbewegung gelegt wurde: Sie erlebte ihren Höhepunkt um den 5. bis 9. September 1915 mit der ersten (geheimen) internationalen Konferenz, die im schweizerischen Zimmerwald bei Bern abgehalten wurde. Die Kräfte der Sozialistischen Internationale sollten im Konsens nationaler ›Burgfriedenspolitik‹ (*Union sacrée* in Frankreich) neu formiert werden. Die ersten Friedensinitiativen und -demonstratio-

15 Evans 1976, 207-208.

16 Evans 1976, 220.

17 Zitiert in Evans 1976, 221.

18 Zum Pazifismus 1915 in Frankreich siehe Haddad 2012, 31-80.

nen während des Krieges entstanden während zweier internationaler feministischer und sozialistischer Kongresse im Frühjahr 1915.

Der erste Kongress fand vom 26. bis 28. März 1915 in Bern statt, von wo aus er auch organisiert wurde: die Konferenz der *Internationale Socialiste des femmes* (ISF), an der 28 Personen aus acht Ländern teilnahmen, die von der Sekretärin des Sozialistischen Frauenbüros, Clara Zetkin, zusammengerufen wurden.¹⁹ Diese Konferenz endete mit der Verabschiedung der ›Resolution der internationalen Konferenz der sozialistischen Frauen‹, verfasst von Zetkin, und mit dem Manifest *Frauen des Proletariats. Wo sind eure Ehemänner? Wo sind eure Söhne?*, unterzeichnet von allen anwesenden europäischen Delegierten. Kurz danach, für den 5. bis 7. April, wurde in Bern eine internationale Konferenz der sozialistischen Jugend organisiert.

Diese beiden Konferenzen in Bern schufen eine Atmosphäre des Austauschs unter den Teilnehmern und Teilnehmerinnen. Trotzdem: Das in vielen Grundsatzfragen weitauseinanderliegende Meinungsspektrum bezüglich der gemeinsamen Ziele verhinderte konkrete Aktionen. Letztlich waren es zwei pazifistische Initiativen, die – wie Annie Kriegel zeigt – »weniger wegen ihrer Teilnehmerzahl, ihrer Ideen oder ihrer Entscheidungen, sondern alleine durch ihre Existenz die Aufmerksamkeit auf sich zogen.«²⁰ In Bern gab es keinen Konsens über die Modalitäten einer gemeinsamen Aktion; nichtsdestotrotz schaffte man es, das Internationale Frauenkomitee für dauerhaften Frieden am 28. April und am 1. Mai 1915 in Den Haag zu organisieren. Die Wurzeln dieses Kongresses liegen im *Comité international des femmes pour la paix permanente*, das sich in Deutschland zusammengefunden, sich aber wegen des Kriegsausbruches wieder aufgelöst hatte. Eine Minderheit von Frauen unter den Feministinnen Europas und der USA hatte bereits vor Beginn der Feindseligkeiten ihre Netzwerke mobilisiert, um gegen den Krieg aktiv zu werden und eine grenzüberschreitende Solidarität der Frauen zu schaffen. Dank der Initiative holländischer Feministinnen – die neutralen Niederlande waren nicht in den Krieg hineingezogen worden – wurde eine Konferenz in Den Haag organisiert, die mehr als Tausend Frauen aus am Krieg beteiligten und nicht-beteiligten Nationen zusammenbrachte.²¹ Die amerikanische Aktivistin Jane Addams, die auch eine der Organisatorinnen war, erhielt die Rolle der Präsidentin.²²

19 Clara Zetkin war eine Vertreterin der SPD. Während die Mehrheit der Partei im März 1915 zum dritten Mal für die Kriegskredite stimmte, lehnte der linke Flügel dies ab. 1916 gründete sie mit Karl Liebknecht den Spartakusbund. Für ihre pazifistischen Aktivitäten saß Zetkin mehrfach im Gefängnis, ohne aber je von ihrer Propaganda zugunsten des Friedens abzulassen.

20 »[...] retiennent moins d'attention par le nombre de leur participants, l'éclat de leurs travaux ou la portée de leurs décisions que par leur existence même«, Kriegel 1964, 102.

21 800 Niederländerinnen, 28 Deutsche, 47 Amerikanerinnen, 16 Schwedinnen, zwölf Norwegerinnen, zwei Kanadierinnen, drei Belgierinnen, drei Engländerinnen und eine Italienerin. Zur Organisation der Konferenz in Den Haag und zu den Resolutionen, die dort beschlossen wurden, siehe Addams/Balch/Hamilton 2003.

22 Jane Addams, amerikanische Feministin und Pazifistin, war wegen ihrer Anschauungen über

Hauptargumente dieser pazifistischen Frauenbewegungen

Aus historiografischer Sicht wird die Dissidenz von Frauen während des Ersten Weltkriegs am häufigsten in Studien zur Rolle der Frauen während des Krieges thematisiert²³ oder in Untersuchungen zum Feminismus allgemein. Sie findet sich auch in Arbeiten zur Arbeiterbewegung zwischen 1914 und 1918, in die sie aber eher anekdotenhaft Eingang findet.²⁴ Tatsächlich werden die Proteste der Frauen aber nicht als Komponenten eines wesentlich breiteren Phänomens wahrgenommen: dem des Pazifismus von 1914 bis 1918. Mit dem Zusammenbruch der pazifistischen Utopie angesichts des industrialisierten Tötens auf den Schlachtfeldern, wurde weiblicher Widerstand – ob individuell oder kollektiv – durch die Brille von Protestbewegungen betrachtet. Diese Perspektive erlaubt allerdings nicht, die Position und die Rolle der Frauenproteste angemessen zu beurteilen. Im Gegensatz dazu erlaubt eine Betrachtung des Widerstands der Frauen als eine Facette globalen Protestes zwischen 1914 und 1918, die Besonderheit derselben und ihrer Praktiken hervorzuheben.

Obwohl diese Bewegungen in Studien zu Frauen im Ersten Weltkrieg thematisiert werden, ist deren Textproduktion im Umfeld der Kongresse – Resolutionen wie Manifeste – kaum analysiert worden. Dabei erlauben diese Schriften eine andere, komplementäre Herangehensweise an die Geschichte des weiblichen Pazifismus: Gibt es in der Argumentation gegen den Krieg unterschiedliche Ansichten zwischen Männern und Frauen? Unterscheiden sich die unabhängigen Rechtfertigungen je nach Zugehörigkeit zu einer Nationalität oder sozialen Klasse? Stimmen die Stereotype der männlichen Kriegsbegeisterung und der weiblichen Friedfertigkeit? Und schließlich: Behält der pazifistische Diskurs die Zuschreibung von Geschlechterrollen bei oder stärkt er sie gar? Was ist in diesem Diskurs die Aufgabe der Frauen angesichts der Eskalation des Krieges?

soziale und wirtschaftliche Reformen eine kontroverse Figur. Im Mai 1886 unterstützte sie die Arbeiter Chicagos, die auf dem Haymarket Square gegen die schweren Arbeitsbedingungen protestierten. Noch ehe die Vereinigten Staaten 1917 in den Krieg eintraten, gründete Addams 1915 eine amerikanische Pazifistenorganisation, *The Woman's Peace Party* (WPP). Deren Ziel war es, Druck auf die Regierung auszuüben, sich nicht am Krieg zu beteiligen. Als sich die USA den Entente-Mächten anschlossen, wurde Addams von den *Daughters of the American Revolution* (DAR) ausgeschlossen. Sie setzte dennoch ihre pazifistischen Aktionen fort und war 1915 eine der Organisatorinnen des Internationalen Frauenkomitees für dauerhaften Frieden, das am 28. April und am 1. Mai 1915 in Den Haag zusammenkam.

23 Von den grundlegenden Werken aus Frankreich zu Frauen zwischen 1914 und 1918 sei das Werk von Françoise Thébaud (1986 und 1992) angeführt; des weiteren Bard 1995 und Mann 2010. Es kann an dieser Stelle nur an die zahlreichen Arbeiten aus dem angelsächsischen Raum verwiesen werden, von denen einige auf dem Gender-Studies-Ansatz basieren. Von den neuesten Arbeiten seien hier erwähnt Darrow 2000; Grayzel 1999, Melman 1998 und Roberts 1994.

24 Eine Ausnahme bildet das Werk von Charles Sowerwine (2008).

Mütterliche Instinkte und Familienleben: die biologische Rolle der Frau oder ihre ›natürliche‹ Kriegsgegnerschaft

Die doppelte Assoziation von ›Frieden‹ und ›Frauen‹ auf der einen und ›Krieg‹ und ›Männern‹ auf der anderen Seite war nicht das einzige Argument in diesem von Frauen getragenen Pazifismus; aber sie war eine wichtige Ergänzung in der politischen und ideologischen Argumentation. Die feministischen Organisationen befürworteten die Ablehnung des Krieges seitens der Frauen, wobei sie sich auf die ›biologische Rolle‹ der Frauen beriefen. Sie beschränkten sich jedoch nicht darauf, sondern stellten auch ideologische und politische Kernpunkte vor. Die ideologische Orientierung der Frauenbewegungen – sozialistisch oder feministisch – trug neben den Modalitäten der typischen Proteste im Rahmen des pazifistischen Diskurses zwischen 1914 und 1918 eine ›feminine Nuance‹, die anderswo nicht zu finden war.

Die Klischees, die Kriegslust mit dem Mann assoziieren und die Sehnsucht nach Frieden mit der Frau, waren mitunter in der Argumentation des weiblichen Pazifismus allgegenwärtig. Es ist frappierend, wie jene Feministinnen, die jegliche Repräsentation der Frau in ihrer ›genetischen Funktion‹ zurückwiesen, die Ablehnung des Krieges mit dem ›mütterlichen Instinkt‹ legitimierten, der alle Frauen vereine. In ihrer Rede auf dem Kongress von Den Haag bezog sich die niederländische Feministin Aletta H. Jacobs ebenfalls auf diese Verbindung, die sie in eine politische Perspektive integrierte. Die Pflicht der Frau-und-Mutter wäre es ihrer Ansicht nach, sich Gehör zu verschaffen: »Unser Protestruf muss laut werden. Schon zu lange leidet das mütterliche Herz der Frau in Stille.«²⁵

Jacobs unterschied die Geschlechter, indem sie die Werte präziserte, die die jeweilige Seite traditionell vertrat: Die Männer seien eher mit ökonomisch-materiellen Werten verbunden und von Machtinteressen geleitet, während die Frauen dem Leben an sich verbunden seien und dementsprechend für Gewaltlosigkeit einträten. Das männliche Geschlecht wurde für sein ›kriegerisches Naturell‹ nicht angeklagt, aber als unfähig bezeichnet, Gesellschaften mit gewaltlosen Mitteln zu leiten, da es keine Sensibilität für das Leben aufwiese. Einzig die Frau sei in der Lage, den aggressiven Instinkt des Bösen zu bremsen:

»Freilich weiß ich ganz genau und bin fest davon überzeugt, dass der Weltenbrand, wie er während der neun Monate angefacht worden ist, unmöglich gelöscht werden kann, bis auch das letzte noch brennbare Material zu Asche geworden ist. Aber auch dies fühle ich aus der Tiefe meines Herzens, dass wir unsere Stimmen jetzt laut werden lassen müssen, wenn das neue Jahrhundert der Zivilisation, das aus dieser Asche sein Haupt erheben wird, auf einer festeren Basis als bisher ruhen

25 »Il faut que notre cri de protest [sic] se fasse entendre. Il y a trop longtemps déjà que le cœur maternel de la femme souffre en silence«, Zitatstelle siehe nachfolgende Fußnote.

soll. Und auf dieser Basis werden die Frauen mit ihren angeborenen friedlichen und versöhnenden Neigungen die Gelegenheit haben, im Verein mit dem Mann, die Angelegenheiten dieser Erde zu regeln. Denn wir Frauen, wir beurteilen den Krieg anders als die Männer. Für den Mann kommt in erster Linie das praktische Ergebnis in Betracht, Geldkosten, Gewinn und Verlust für den nationalen Handel, Machtausdehnung u. s. w. Aber was bedeutet wohl uns Frauen der materielle Verlust, wenn wir ihn vergleichen mit der Unzahl von Brüdern, Vätern, Gatten und Söhnen, die ins Feld ziehen, um niemals heimzukehren. Für uns Frauen kommt zu allererst der Schaden in Betracht, welcher dem Menschengeschlecht aus dem Krieg erwächst, der Kummer, die Leiden und das Elend, die er mit sich führt«. ²⁶

Angesichts der ›männlichen Brüderlichkeit‹, die der Krieg hervorrief, erschufen auch die Frauen unter sich eine ›weibliche Schwesterlichkeit‹ – allerdings um dem Krieg entgegenzutreten. Indem sie beanspruchten, sich im öffentlichen Raum zu einem solchen Thema Gehör zu verschaffen, stürzten sie die traditionelle Rolle, die der Frau in Kriegssituationen bisher zugeschrieben wurde. So drückten sie ihre Ablehnung aus, ihre Ehemänner zu opfern, lediglich den Haushalt zu führen oder durch ihre Kinder den Nachschub von ›Kanonenfutter‹ sicherzustellen.

Diese weibliche Solidarität, so der damalige Diskurs, kannte keine Grenzen; sie wollte auf dem Schmerz der Frauen gründen und auf dem Instinkt jeder Frau, ihre Kinder und ihre Familie zu schützen. Der Rekurs auf einen Pazifismus, der sich aus dem mütterlichen Leiden speiste, musste konsequenterweise auch den Kummer der ›gegnerischen‹ Mütter anerkennen. Es handelte sich hier um einen sehr markan-

26 »Ah, je le sens, je le sais, qu'il est impossible que la conflagration mondiale, qui fait rage depuis neuf mois, puisse s'éteindre avant que la matière inflammable soit réduite en cendres, mais je sens cependant en moi la conviction que nous devons maintenant élever nos voix, si nous voulons que la civilisation nouvelle, qui sortira de ces cendres, reposera sur une base plus solide sur laquelle les femmes avec leurs qualités inhérentes, conservatrices et pacifistes, aideront les hommes à conduire les affaires du monde. Nous femmes, nous jugeons la guerre autrement que les hommes ne le font. La plupart des hommes considèrent en premier lieu le côté économique: ce que la guerre coûte d'argent, la perte ou le profit pour le commerce et les industries nationales, l'expansion de pouvoir, etc. Mais que veulent dire pour nous, femmes, les pertes matérielles en comparaison du nombre de pères et de frères, de maris et de fils, qui s'en vont à la guerre pour ne jamais retourner auprès de nous! Nous considérons, avant tout, l'atteinte portée à la race humaine et la souffrance, la peine et la misère, nées de la guerre. Nous savons trop bien que tout ce qui puisse être gagné par elle, ne vaut pas le sang et les pleurs, les souffrances cruelles, les vies perdues, les agonies et les désespoirs qu'elle a causés«. Eröffnungsrede von Aletta H. Jacobs, Präsidentin des Exekutivausschusses, im Bericht – Rapport – Report, Women's International League for Peace and Freedom Congress, siehe WILPF 1915.

Anmerkung der Übersetzung: die deutsche und französische Originalversion des Berichts weisen einen unterschiedlichen Sprachduktus auf. Es wurde deshalb – und in Folge – die zeitgenössische Übersetzung gewählt und zusätzlich die französische Originalversion in die Fußnote gesetzt. Die University of Illinois bietet dazu den kompletten Bericht als Stream an:

https://archive.org/stream/berichtrapportre45wome/berichtrapportre45wome_djvu.txt, abgerufen 20.12.2015.

ten sprachlichen Aspekt; das Leid der Frauen galt als etwas Gemeinsames, Einheit stiftendes, denn die gegnerische Frau war nur ein anderes Selbst, angesichts der Schmerzen und der Trauer des Krieges, die alle zu ertragen hatten.

Während patriotische Reden den Feind verteufelten, arbeitete der pazifistische Diskurs daran, dieses Bild mit dem Ziel zu verändern, die verschiedenen Seiten einander näherzubringen. Der Pazifismus lehnte auch die Einstellung ab, die Schuldfrage am Krieg und den Kriegsgräueln dem jeweils anderen Lager zuzuschieben.

Das ist ein Zustand *sine qua non* in der Rezeption: Die beiden verfeindeten Seiten waren zu gleichen Teilen ›Erzeuger‹ der Gewalt. Die Brutalität wurde als inhärente Komponente des Krieges betrachtet. Demzufolge wurde das Abwälzen der Verantwortung auf eine Seite abgelehnt. An der Barbarei hatten alle Kriegsteilnehmer ihren Anteil, alle hatten sie mitverursacht in ihrer Kriegswut. An diesem Punkt gab es auch keine Unterschiede mehr zwischen weiblichen und männlichen Pazifisten. Der pazifistische Diskurs vermied es, einen Schuldigen zu stigmatisieren, und drückte seine Sympathie allen Opfern gegenüber aus, gleich welcher Herkunft. Das kann man in den Resolutionen von Den Haag lesen:

»Dieser Internationale Kongress von Frauen der verschiedenen Nationen, Klassen, Parteien und Glaubensrichtungen, ist einig im Ausdruck warmen Mitgefühls mit dem Leiden Aller, die unter der Last des Krieges für ihr Vaterland arbeiten und kämpfen, gleichviel welcher Nation sie angehören. Da die Völker aller im Kriege befindlichen Länder glauben, keinen Angriffskrieg zu führen, sondern zur Selbstverteidigung und für ihre bedrohte nationale Existenz zu kämpfen, können keine unversöhnbaren Gegensätze zwischen ihnen bestehen. Ihre gemeinschaftlichen Ideale bieten eine Grundlage, auf der ein gerechter und ehrenhafter Friede aufgebaut werden kann.«²⁷

Die Grausamkeit des Krieges: verletzte Männlichkeit und leidende Frauen

Wenn der Krieg alle bisher latenten Facetten des männlichen Ideals in den Vordergrund holte,²⁸ kehrten sich die Geschlechterrolle durch die Frauenproteste um: Der Mann, dessen Rolle bislang darin bestanden hatte, Haus und Frau zu beschützen,

27 »Le Congrès International, composé de femmes de différents pays, classes, croyances et partis, est uni dans un sentiment de commisération pour les souffrances de tous ceux qui, à quelque nationalité qu'ils appartiennent, combattent pour leur patrie ou sont courbés sous le fardeau de la guerre. Considérant que, dans chacun des pays belligérants, la masse du peuple est convaincue qu'elle se bat, non comme agresseur mais uniquement pour sa propre défense et pour son existence nationale, il ne pent [sic] dès lors exister entre les peuples des différences irréconciliables et leur idéal commun constitue une base sur laquelle une paix magnanime et honorable pourra être conclue«, WILPF 1915, 59.

28 Vgl. Van Creveld 2002, 128.

hatte nun selbst einen Beschützer nötig, und bei gegebenem Anlass auch eine Beschützerin. Das ›starke Geschlecht‹ wurde folglich ›schwächer‹; die Erfahrung des Kämpfens transformierte den Mann in ein verletzliches Wesen, physisch behindert, mental gelähmt. Das Bild des heldenhaften Mannes schwand; der Mann wurde passiv, ohnmächtig angesichts der Ereignisse. Der Kämpfer des Großen Krieges verlor allen Glanz, seine Aura der Männlichkeit war angegriffen.²⁹ Der pazifistische Diskurs drückte seinen Respekt gegenüber jenen Soldaten aus, die ihre Pflicht erfüllten, wies aber die heldenhafte Figur des Kriegers ab, die nun ein ›entmännlichter‹ Mann geworden war.

Der moderne Krieg führte zur Zerstörung der maskulinen Integrität; die Invaliden blieben künftig »die lebendigen Opfer des Krieges«. ³⁰ Aber auch die Frau war von den körperlichen und psychischen Verletzungen betroffen, die ihr Mann oder Gefährte erlitten hatte. Die irreparable Beschädigung der Unversehrtheit des männlichen Körpers fiel indirekt auf die Frau zurück; sie erschütterte die Verbindung zwischen den Geschlechtern, zerbrach familiäre Bande, isolierte mitunter die Männer inmitten des Haushaltes. Die Männer verloren ihren Status als Krieger und wurden stattdessen zu Opfern – mitunter entmenschlicht. Der Krieg hatte ihnen Arme und Beine genommen, aber selbst nach ihrer Heimkehr, nahm er ihnen weitere Teile ihrer selbst.

Wie man feststellen kann, unterstrich der Pazifismus der Frauen die Gewalttätigkeit des Krieges und die dadurch verursachten Verletzungen des männlichen Körpers. Das Erinnern an die Konsequenzen der Gewalt war dem Pazifismus inhärent, unabhängig von gender- oder sozialspezifischen Identitäten – und verwies weit über den Ersten Weltkrieg hinaus. Im Pazifismus der Männer hingegen zählte Letzteres trotz der Massen an Toten und der Spuren, die in der sozialen Landschaft durch Trauerbekundungen hinterlassen wurden, nicht immer als explizites Argument. Insofern war die Trauer bei Frauen indirekt präsent, oder mehr noch, sie erschien vielschichtig und filigran, stand sie für die, welche einen Ehemann oder Vater verloren hatten, doch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem neuen Status der Frauen und Kinder als Witwen und Waisen. Das Bild der durch den Krieg hervorgerufenen Folgen schuf damit einen der zentralen Pfeiler des weiblichen Pazifismus. Dieser stützte sich auf die Prognose einer steigenden Zahl von Opfern, wobei zwischen den ›Opfern der Kampffront‹ und den ›Opfern der Heimatfront‹ unterschieden wurde.

Es handelte sich folglich um ein Sichtbarmachen des Übels, das den Männern und (durch sie) auch den Frauen zugefügt worden war. In der Kongressdebatte von

29 Zu den körperlichen und psychischen Dimensionen der zeitgenössischen Kriegserfahrungen vgl. Audoin-Rouzeau 2008. Sachverhaltsdarstellungen des zeitgenössischen Geschehens finden sich auch in den aktuellen Synthesen von Alain Corbin, Jean-Jacques Courtine und Georges Vigarello (2006 u. 2011).

30 Sinngemäß: »victimes de la guerre vivantes«, Capdevila/Rouquet/Virgili 2003, 206.

Den Haag wurde betont:

»Mit Trauer in unserem Herzen sind wir hier versammelt. Wir trauern um die Tausenden tapferen, jungen Männer, die durch barbarischen Brudermord im Kampf fielen, bevor sie auch nur die Blüte des Mannesalters erreichten, wir trauern um die armen Mütter, die ihre Söhne verloren, mit den tausenden und abertausenden von jungen Witwen und vaterlosen Kindern.«³¹

Frauen waren manchmal auch direktes Ziel kriegerischer Gewalt, so zum Beispiel bei sexuellen Übergriffen. Eine der Besonderheiten der Den Haager-Resolutionen ist es, dass dieses Thema explizit angesprochen wurde. Der erste Teil des ersten Artikels (»Frauen und Krieg«) ist mit »Protest« betitelt und lehnt jede Art des Krieges ab:

»Wir in diesem internationalen Kongress vereinigten Frauen protestieren gegen den Wahnsinn und die Gräueltaten des Krieges, der zu einer Unzahl von Opfern führt und der alles zerstört, was die Menschheit in den letzten Jahrhunderten aufgebaut hat«.

Der zweite Teil, der den ersten vervollständigt, hat folgenden Titel: »Das Leiden der Frauen im Krieg«. Dieser Artikel ist einem Tabu gewidmet: Frauen als erste Opfer der Waffengewalt:

»Dieser Internationale Frauenkongress protestiert gegen die Auffassung, dass Frauen unter einer modernen Kriegsführung geschützt werden können. Er protestiert aufs Entschiedenste gegen das furchtbare Unrecht, dem Frauen in Kriegszeiten ausgesetzt sind, und besonders gegen die entsetzlichen Vergewaltigungen von Frauen, welche die Begleiterscheinung jedes Krieges sind.«³²

Trotz ihrer Kürze rückt diese Klausel die Frage der Vergewaltigung und der Denunzierung in den Brennpunkt, erkennt aber zugleich an, dass die den Frauen an-

31 »Le cœur en deuil nous trouvons assemblées en ce lieu. Nous pleurons les jeunes braves qui ont perdu la vie dans une lutte barbare et fratricide ; nous pleurons avec les pauvres mères la perte de leurs fils ; avec les milliers de veuves et de jeunes orphelins, leurs maris et leurs pères«, Résolutions du Congrès de La Haye, WILPF 1915, 58-65.

32 »Nous femmes, réunies en Congrès International, nous protestons contre la folie et les horreurs de la guerre qui mènent à un sacrifice inconsidéré de vies humaines et à la destruction de ce que l'Humanité s'est efforcée d'édifier pendant des siècles«; »Souffrances des Femmes résultant de la guerre«; »Le Congrès International des Femmes s'élève contre l'allégation que les femmes peuvent être protégées dans les conditions de la guerre moderne. Il proteste énergiquement contre les abus odieux dont les femmes sont victimes en temps de guerre, et spécialement contre le viol horrible de femmes qui se commet en toute guerre«, *ibid.*

getane Gewalt in Zeiten des Krieges nicht ›anormal‹ sei – Vergewaltigung sei eine der Dimensionen der kriegerischen Brutalisierung³³ und mitunter »die Essenz des Krieges an sich«.³⁴ Der Paragraf reflektiert zudem die Sorge und die Sympathie der Frauen gegenüber ihren ›Schwestern‹.

Die friedfertige Frau: Engagement und Pflichten im Hinblick auf den zukünftigen Frieden

Im Gegensatz zu einer Reihe von pazifistischen Reden, in denen eine grundlegende Reflexion – eine Zukunftsvision über die Zeit nach dem Krieg fehlt, konstatieren die Resolutionen des Kongresses von Den Haag, dass das Schlimmste eigentlich schon überstanden sei. Anstelle sich mit einer Verurteilung des Krieges zu begnügen, suchen sie nach Möglichkeiten und Modalitäten für eine friedvolle Zukunft. Die Konferenz von Den Haag sieht – auf der Grundlage eines internationalen rechtlichen Programms – einen ›Ausweg aus dem Krieg‹ vor, der etwa auch das Frauenwahlrecht beinhaltet. Die Resolutionen thematisieren internationale Schiedsgerichte, das Recht auf Selbstbestimmung, die Kontrolle der Außenpolitik, die Reduzierung von Waffen, die friedliche Erziehung der Kinder und den Aufbau einer internationalen Föderation. Es ist ein Friedensordnung, eigentlich eine neue Rechtsordnung, die wie ein Vorgriff auf das ›14-Punkte-Programm‹ von US-Präsident Wilson drei Jahre später wirkt.

In Den Haag wurden nach all den Feindseligkeiten konkrete Prinzipien für die Errichtung eines Friedens greifbar, eine Dimension, die dem Pazifismus sozialistischer Frauen fehlte, da deren Programm eher theoretisch blieb. Während die Mehrheit der Feministinnen freiwillig ihren Kampf für das Wahlrecht aufgab, betrachteten die Frauen, die in Den Haag zusammenkamen, diese Gleichberechtigung als ein grundlegendes Element eines jeden Friedensvertrages:

»Die Gleichberechtigung der Frau. Da der zusammenwirkende Einfluss der Frauen aller Länder einer der stärksten Faktoren zur Vermeidung des Krieges ist und da Frauen nur dann volle Verantwortung und wirksamen Einfluss ausüben können, wenn sie die gleichen politischen Rechte, wie die Männer haben, fordert dieser Internationale Frauenkongress die politische Gleichberechtigung der Frauen.«³⁵

33 Audoin-Rouzeau 1995; siehe auch den Sammelband, herausgegeben von Raphaëlle Branche und Fabrice Virgili (2011).

34 »[...] l'essence même de la guerre«, Van Creveld 2002, 45.

35 »Le Suffrage des Femmes. Considérant que l'influence combinée des femmes de tous les pays constitue une des forces majeures pour prévenir la guerre ; considérant aussi que les femmes ne peuvent avoir pleine responsabilité et influence efficace que lorsqu'elles auront des droits politiques égaux à ceux des hommes, le Congrès International des Femmes demande pour elles le suffrage politique«,

Das Dokument unterstreicht, dass die Frauen »alle bürgerlichen und politischen Rechte und Verantwortungen unter gleichen Bedingungen tragen sollen, wie die Männer« und »dass ein Zusammenwirken von Männern und Frauen in der Sache des Friedens erwünscht ist«. ³⁶ Das klassische Argument des weiblichen Pazifismus, nach dem internationale Beziehungen auf pazifistischen Werten gegründet sein würden, sobald Frauen politische Rechte hätten, erlaubte den Aktivistinnen, jegliche Verantwortung für die Konflikte von sich zu weisen: Da sie aus allen politischen Sphären ausgeschlossen waren, waren sie auch nicht in der Lage, den Krieg zu verhindern.

In allen kriegsführenden Ländern zog die Presse über jene Frauen her, die an dieser Konferenz teilnahmen. Die Polizeibehörden der jeweiligen Staaten betrachteten diese Zusammenarbeit als moralisch verwerflich und politisch als Verrat und Rechtsbruch. Man denke zum Beispiel an die Französin Louise Saumoneau (1875-1950) oder die Deutsche Clara Zetkin, die beide in ihren Heimatländern inhaftiert wurden, um deren Teilnahme am Kongress zu verhindern. Die Behörden konnten die Visa-Erteilung verweigern oder die Anreise war schlicht nicht möglich, wie für die Mehrheit der britischen Teilnehmerinnen aufgrund der Seeblockade Großbritanniens. Aber auch die leitenden Personen, die Präsidentinnen feministischer Vereine verschiedener kriegsführender Staaten verboten ihren Mitgliedern, an der Konferenz teilzunehmen – dies alles im Namen des Patriotismus.

Schlussbetrachtung

Die Bedeutung dieser internationalen Treffen in den Niederlanden und der Schweiz bestand im Wesentlichen in seiner Existenz, in ihrem Zustandekommen, und zwar unter Umständen, in denen friedensbeschwörende Stimmen fast vollständig im Kanonendonner und ›Hurra-Patriotismus‹ untergingen. Mehr noch, diese beiden Initiativen auf neutralem Staatsgebiet markierten den Beginn international organisierter Proteste gegen den Krieg; sie wurden Wegbereiter für weitere Initiativen. ³⁷

Während der Pazifismus der internationalen Arbeiterschaft es nicht geschafft hatte, eine konkrete Aktion durchzuführen – weder während des Krieges noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit –, gelang es dem von Frauen angeführten Pazifismus, seine Ziele besser zu konkretisieren: Die ›Internationale der Frauen für

Résolutions du congrès de La Haye, WILPF 1915, 61.

36 »[...] doivent partager tous les droits et toutes les responsabilités civiles et politiques aux mêmes conditions que les homes« und »qu'il est désirable que les hommes et femmes collaborent à l'œuvre de paix«, *ibid.*

37 Einige Monate später, vom 5. bis 8. September 1915, wurde die Internationale Sozialistische Konferenz in Zimmerwald in der Schweiz organisiert. Ein Jahr später, vom 24. bis 30. April 1916, fand eine zweite sozialistische Konferenz in Kienthal in der Schweiz statt.

Dauerhaften Frieden« wird in Den Haag gegründet, außerdem Untergruppen in den jeweiligen Ländern. Darüber hinaus werden Frauendelegationen zu den Regierungen in Europa, Russland und den Vereinigten Staaten geschickt, um das Prinzip eines von den im Krieg neutral gebliebenen Staaten geleitetes Schlichtungsverfahren zwischen den kriegsführenden Nationen vorzuschlagen. Der in der Konferenz von Den Haag (28. April bis 1. Mai 1915) begründete pazifistische Protest hatte nachhaltiges Potenzial und – rückblickend betrachtet – längere historische Wirksamkeit als vergleichbare Initiativen. Tatsächlich ist der weiblich geprägte Pazifismus weder verschwunden, noch hat er sich nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands aufgelöst. Ganz im Gegenteil: der Erste Weltkrieg war ein erster Schritt in Richtung seiner Institutionalisierung. Ab Mai 1919 wurde ein neuer Kongress in Zürich organisiert, auf dem *La Ligue Internationale de Femmes pour la Paix et la Liberté* (LIFPL-WILPF, ›Internationale Liga der Frauen für den Frieden und die Freiheit‹) gegründet wurde, deren Präsidentin bis 1935 – wie oben erwähnt – Jane Addams war. Bis heute hat diese Organisation einen Sitz in Genf und einen in den Vereinigten Staaten. Die Ambition der LIFPL-WILPF war es zu Anfang, Frauen unterschiedlicher pazifistischer Strömungen und aus verschiedenen Ländern mit dem Ziel zu vereinen, eine Kultur des Friedens durch internationale Abrüstung zu fördern und eine Politik der Gewaltlosigkeit mittels Bildung zu propagieren.

Der Erste Weltkrieg begründete eine erste Phase in der Herausbildung eines, wie man es nennen könnte, pragmatischen und aktiven Pazifismus der Frauen. Seit den 1920er Jahren haben Frauenorganisationen ihre Friedensaktivitäten intensiviert. Während des gesamten 20. Jahrhunderts und bis zum Beginn des folgenden hörten die Frauenorganisationen nicht auf, die Fahne für die Verteidigung aller Opfer von Krieg und militärischer Gewalt – Frauen, Männer und Kinder – hochzuhalten.

Aus dem Französischen von Mechthild Herzog und Thomas Kolnberger

Literaturverzeichnis

- Addams/Balch/Hamilton 2003 = Addams, Jane/Balch, Emily G./Hamilton Alice (Hg.): *Women at The Hague. The International Congress of Women and its Results*, Urbana 2003.
- Audoin-Rouzeau 1995 = Audoin-Rouzeau, Stéphane: *L'enfant de l'ennemi, 1914-1918. Viol, avortement, infanticide pendant la Grande Guerre*, Paris 1995.
- Audoin-Rouzeau 2008 = Audoin-Rouzeau, Stéphane: *Combattre. Une anthropologie historique de la guerre moderne (XIXe-XXIe siècle)*, Paris 2008.
- Bard 1995 = Bard, Christine: *Les Filles de Marianne. Histoire des féminismes, 1914-1940*, Paris 1995.

- Bouillot/Pasteur 2005 = Bouillot, Corinne/Pasteur, Paul (Hg.): Femmes, féminisme et socialisme dans l'espace germanophone après 1945, Paris 2005.
- Branche/Virgili 2011 = Branche, Raphaëlle/Virgili, Fabrice (Hg.): Viols en temps de guerre, Paris 2011.
- Capdevila/Rouquet/Virgili 2003 = Capdevila, Luc/Rouquet, François/Virgili, Fabrice/Voldman, Danièle (Hg.): Hommes et femmes dans la France en guerre, 1914-1945, Paris 2003.
- Corbin/Courtine/Vigarello 2006 = Corbin, Alain/Courtine, Jean-Jacques/Vigarello, Georges (Hg.): Histoire du corps, Bd. 3, Paris 2006.
- Corbin/Courtine/Vigarello 2011 = Corbin, Alain/Courtine, Jean-Jacques/Vigarello Georges (Hg.): Histoire de la virilité, Bd. 3, Paris 2011.
- Cosnier 2004 = Cosnier, Colette: Bodin: l'itinéraire d'une pacifiste, in: Morin-Rotureau, Évelyne (Hg.): 1914-1918. Combats des femmes, pilier de l'effort de guerre, coll. Mémoires (Éd. Autrement), Paris 2004, 83-97.
- Darrow 2000 = Darrow, Margaret H.: French Women and the First World War. War Stories on the Home Front, Oxford-New York 2000.
- Edmondson 1981 = Edmondson, Linda: Sylvia Pankhurst. Suffragist, Feminist, or Socialist?, in: Slaughter, Jane/Kern, Robert (Hg.): European Women on the Left. Socialism, Feminism, and the Problems Faced by Political Women, 1880 to the Present, Westport (Conn.)-London 1981, 75-100.
- Evans 1976 = Evans, Richard J.: The Feminist Movement in Germany, 1894-1933 (Sage Studies in 20th Century History), Beverly Hills-London 1976.
- Grayzel 1999 = Grayzel, Susan R.: Women's Identities at War. Gender, Motherhood and Politics in Britain and France during the First World War, London 1999.
- Haddad 2012 = Haddad, Galit: 1914-1918. Ceux qui protestaient, Paris 2012.
- Kriegel 1964 = Kriegel, Annie: Aux origines du communisme français, 1914-1920. Contribution à l'histoire du communisme français, 2 Bde., Paris-Den Haag 1964.
- Mann 2010 = Mann, Carole: Femmes dans la guerre, 1914-1945. Survivre au féminin devant et durant deux conflits mondiaux, Paris 2010.
- Marwick 1970 = Marwick, Arthur: Women at War 1914-1918, London 1970.
- Melman 1998 = Melman, Billie (Hg.): Borderlines. Genders and Identities in War and Peace, 1870-1930, New York 1998.
- Osterhammel 2013 = Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2013.
- Roberts 1994 = Roberts, Mary Louise: Civilization without Sexes. Reconstructing Gender in Post-War France, 1917-1927 (Women in Culture and Society), Chicago-London 1994.
- Sowerwine 2008 = Sowerwine, Charles: Sisters or Citizens. Women and Socialism in France since 1876, Cambridge 2008.
- Thébaud 1986 = Thébaud, Françoise: Les Femmes au temps de la guerre de 14, Paris 1986.

- Thébaud 1992 = Thébaud, Françoise: *La Grande Guerre*, in: Duby, George/Perrot, Michel (Hg.), *Histoire des femmes en Occident*, Bd. 5, Paris 1992, 31-74. (Neuaufgabe als Taschenbuch unter: *Histoire des femmes en Occident, le XX^e siècle*, Paris 2002.)
- Thibault 1982 = Thibault, Odette: *Non à la guerre, disent-elles* (Coll. L'Essentiel, Chronique sociale), Lyon 1982.
- Van Creveld 2002 = Van Creveld, Martin: *Les femmes et la guerre*, Paris 2002.
- WILPF 1915 = Bericht – Rapport – Report, WILPF (Women's International League for Peace and Freedom Congress) (Hg.), Amsterdam, International Women's Committee of Permanent Peace, Den Haag, 1915, 14-17) = Internationales Frauenkomitee für Dauernen Frieden / Comité International de Femmes pour une Paix Permanente / International Women's Committee of Permanent Peace: Bericht – Rapport – Report [Amsterdam 1915]).
- Woollacott 1994 = Woollacott, Angela: 'Khaki Fever' and its control. Gender, Class, Age and Sexual Morality on the British Home Front in the First World War, in: *Journal of Contemporary History* 29/2 (1994), 325-347.

»Humanising war! You might as well talk of humanising hell«

Recht und die Humanisierung des Krieges in der industriellen Gesellschaft Europas

DANIEL MARC SEGESSER

»Der Krieg ist [...] ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen«.¹ So definierte der preußische General Carl von Clausewitz zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Wesen des Krieges und er ergänzte, dass derjenige ein Übergewicht bekomme, welcher »sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, [...]«.² Gleichzeitig betonte Clausewitz aber auch, dass Kriege »gebildeter Völker« als Folge von deren innerer Ordnung als auch deren gegenseitigem Verhältnis weniger grausam seien als solche »ungebildeter«. Ein Prinzip der Mäßigung in den Krieg hineinzutragen, sei aber eine Absurdität, so der preußische General weiter, denn dies könne nicht Teil einer »Philosophie des Krieges« sein.³ Ähnlich drückte sich im Umfeld der Haager Friedenskonferenz von 1899 auch der britische Admiral John Fisher aus, der betonte, »*The essence of war is violence. Moderation in war is imbecility. Hit first, hit hard, hit anywhere*«. Für ihn war deshalb klar: »*The humanising of war! [...] You might as well talk of humanising hell*«.⁴

Dennoch gab es immer schon Menschen und Bemühungen, die darauf abzielten, die Kriegführung Einschränkungen zu unterwerfen, sei dies in Form kultischer Handlungen, durch die Tötung von Verantwortlichen für Grausamkeiten, durch rechtliche Vereinbarungen oder sogar durch wechselseitige Heiraten.⁵ Der deutsche Strafrechtler und Rechtsphilosoph Reinhard Merkel ist zwar der Meinung, dass die Hinweise auf ein früh bestehendes Rechtsbewusstsein im Krieg nur der »Maskerade für die blutige Rache der Sieger gedient [hätten]«,⁶ die Mehrheit seiner Kollegen aus dem Bereich der Rechtswissenschaft wie der Geschichte ist aber durchaus der Meinung, dass rechtliche Normen schon früh zur Begrenzung von Kriegshandlungen

1 Clausewitz 1991, 191-192.

2 Clausewitz 1991, 192.

3 Clausewitz 1991, 192-193.

4 Bacon 1929, Bd. 1, 121.

5 McCormack 1997, 32-37.

6 Merkel 1995, 494.

gen beigetragen hätten.⁷ Angesichts dieser unterschiedlichen Einschätzungen ist es das Ziel des vorliegenden Beitrages, die Rolle von Recht im Krieg zwischen dem späten 18. Jahrhundert und den Haager Friedenskonferenzen der Jahre 1899 und 1907 zu analysieren. Dabei soll danach gefragt werden, wie Zeitgenossen die Rolle des Rechts im Krieg einschätzten und weshalb gerade die zweite Hälfte des 19. sowie das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zur Blütezeit völkerrechtlicher Regelungen wurde.⁸

Der Konsens der späten Aufklärung, die Französische Revolution und der Konsens der Monarchen

Die zweite Hälfte des 18. und die erste des 19. Jahrhunderts können in einer längeren Zeitperspektive als eine Zeit verstanden werden, in welcher sich Wirtschaft und Gesellschaft, Mentalitäten, Wertvorstellungen und die Politik ebenso veränderten wie das Kriegswesen. Im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich spielte die Industrialisierung eine entscheidende Rolle. Auch wenn die Landwirtschaft bis weit ins 19. Jahrhundert der dominierende Wirtschaftszweig blieb, so prägten Fabriken mit ihren neuartigen Produktionsmethoden und einer steigenden Arbeitsteilung mehr und mehr das Leben einer stark wachsenden Bevölkerung. Teil dieses Prozesses war auch eine Verkehrs- und Kommunikationsrevolution, welche es immer mehr Menschen ermöglichte, miteinander direkt in Kontakt zu treten und sich zu versammeln.⁹ Diese Veränderungen waren verbunden mit einem Prozess der Verrechtlichung, der zuerst die innerbetriebliche und innerstaatliche Ebene erreichte, mit der Zeit aber auch mehr und mehr die zwischenstaatlichen Beziehungen miteinzuschließen begann. Der Historiker Geoffrey Best spricht in diesem Zusammenhang von einem allgemein bestehenden Konsens der späten Aufklärung hinsichtlich der großen Bedeutung des Rechts für die zwischenstaatlichen Beziehungen, zeigt aber auch, dass sich selbst die Gelehrten damals im Detail uneinig waren und sich deshalb nicht auf ein einheitliches Regelwerk zu verständigen vermochten.¹⁰

Die Kriege der Französischen Revolution und Napoleons stellten diesen Konsens auf eine harte Probe. Dies hing nicht zuletzt damit zusammen, dass die unterschiedlichen Parteien sich mit Blick auf die Legitimierung ihrer eigenen Herrschaft auf unterschiedliche Rechtsauffassungen stützten, die in vielen Fällen nicht miteinander vereinbar waren. Besonders deutlich wird dies im Fall Frankreichs, wo die Revo-

7 Für eine Übersicht siehe Segesser 2010, 24-25.

8 Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops *The History of the Laws of War* vom 22.-23. Januar 2015 am European University Institute in Florenz für die wertvollen Anregungen zu diesem Beitrag.

9 Hippel/Stier 2012, 314-324.

10 Best 1980, 31-74; Schulze 2002, 78-83.

lutionäre Eroberungskriege ursprünglich ausschlossen, dann aber doch zum Mittel des Krieges griffen, um anderen Menschen und Gesellschaften die ›Früchte der Freiheit‹ zu bringen. Sie beriefen sich dabei implizit auch auf Rousseaus Diktum, dass Krieg keine Sache zwischen Menschen bilde, sondern zwischen Staaten, in welchen die Menschen nur durch Zufall Feinde seien. Die Regierung der Französischen Republik betonte daher in ihrer Kriegserklärung von 1792, dass sie nur die Rechte freier Bürger verteidige und alles in ihrer Macht stehende tun werde, um die Auswirkungen der Geißel des Krieges zu lindern und privates Eigentum zu schützen.¹¹ Dies sollte sich nicht zuletzt angesichts der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht als schwierig erweisen, denn dadurch wurden nun Menschen Teil militärischer Konflikte, die sich bis dahin nie mit der Frage auseinandergesetzt hatten, welche Handlungen in einem Krieg erlaubt sein sollten und welche nicht. Zudem wurden Kriege nun verstärkt als Volkskriege und mit Blick auf die Verbreitung der Idee des Selbstbestimmungsrechts der Völker geführt. Dass es entsprechend im Verlauf der Feldzüge der Jahre 1792 bis 1799 immer wieder zu gegenseitigen Schuldzuweisungen in der französischen Staatsführung, zwischen Befürwortern und Gegnern eines Expansionskrieges, zwischen Berufssoldaten und Rekruten der *levée en masse* u. a. kommen sollte, erstaunt daher wenig. Erst mit der Machtübernahme Napoleons, der selber danach trachtete zum anerkannten Teil eines monarchischen Systems zu werden, flauten diese Auseinandersetzungen wieder etwas ab, erreichten aber am Ende der napoleonischen Kriege einen neuen Höhepunkt, als die Anhänger des zurückkehrenden Bourbonenkönigs Louis XVIII. forderten, den ehemaligen Kaiser sowie dessen Weggenossen als Friedens- und Ruhestörer für ihre ›Verbrechen‹ zur Rechenschaft zu ziehen. Unterstützung dafür kam aus Preußen, während die politischen und militärischen Führer Großbritanniens ein solches Vorgehen ablehnten und sich schließlich weitgehend durchzusetzen vermochten.¹² Der Wiener Kongress zementierte in der Folge eine Ordnung, die sich trotz aller Spannungen zwischen den Großmächten und der Brüchigkeit der ›Heiligen Allianz‹¹³ bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu halten vermochte. Es ist daher wohl durchaus angemessen davon zu sprechen, dass der von Geoffrey Best für das späte 18. Jahrhundert beschriebene Konsens der späten Aufklärer nach 1815 im Bereich des *ius in bello* durch einen Konsens der Monarchen ersetzt wurde.¹⁴

11 Rousseau 1762, 18-19. Zur französischen Kriegserklärung von 1792, die diese Worte aufgriff, vgl. Best 1980, 78.

12 Bass 2000, 37-57; Best 1980, 84-127; Fisch 1979, 117-118; Fisch 2010, 97-102; Grewe 1984, 485-498.

13 Die ›Heilige Allianz‹ war eine vieldeutige, im September 1815 abgeschlossene Deklaration der anti-napoleonischen Mächte, welche einen christlich geprägten Fürsten- und Völkerbund zur Abwehr revolutionärer Umgestaltungen in Europa schaffen wollte. Sie begründete damit eine auf dem europäischen Kontinent in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts praktizierte restaurative Friedens- und Interventionspolitik, Hippel/Stier 2012, 66-68.

14 Für Hinweise in diese Richtung vgl. Best 1980, 128-129 und Grewe 1984, 502-509. Hierzu besteht allerdings immer noch Forschungsbedarf.

Der Krimkrieg und die Deklaration von Paris

Mit dem Vormärz im Deutschen Bund und den Revolutionen von 1848/49 in weiten Teilen Europas blieb die Monarchie zwar weiterhin die bestimmende Staatsform, die Frage der Verteilung der politischen Macht zwischen Staatsoberhaupt, gesetzgebender Körperschaft und der Bevölkerung wurde in den einzelnen Staaten aber verstärkt diskutiert. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es auch immer wieder zu Verschiebungen der politischen Gewichte, meist zugunsten der gesetzgebenden Körperschaft. Eine wichtige Rolle spielte in diesem Zusammenhang auch der politische Liberalismus, dessen Ziel primär die Verwirklichung der Rechtsgleichheit, die Garantie des Privateigentums und die Beteiligung der materiell nicht zuletzt dank der Industrialisierung abgesicherten Teile der Gesellschaft am politischen Prozess war.¹⁵ Diesem politischen Lager gehörte auch die große Mehrheit derjenigen Juristen an, die im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt auf einheitliche rechtliche Regeln für die zwischenstaatlichen Beziehungen drängten. Gerade angesichts aufkeimender Konflikte zwischen den Mächten der ehemaligen Heiligen Allianz in der Zeit nach 1848/49 waren solche Regeln für diese Männer von großer Bedeutung.¹⁶

Zu einer ersten Herausforderung wurde in den Jahren 1853 bis 1856 der Krimkrieg. Zum Thema wurden dadurch besonders seekriegsrechtliche Fragen, insbesondere diejenige, wann kriegführende Parteien Güter von Staatsangehörigen neutraler Mächte beschlagnahmen dürften, und inwiefern der Handelsaustausch zwischen kriegführenden Parteien möglich bleiben sollte. Vor allem in Großbritannien kam es zu heftigen Diskussionen, in denen die liberalen Verfechter eines freien Handels auch in Kriegszeiten betonten, dass die Nationen nun durch tausende Verflechtungen ökonomischer Natur und eine starke humanitäre Sympathie verbunden seien, während die konservativen Gegner einer Einschränkung der Möglichkeiten der Royal Navy beklagten, dass Großbritannien seine Interessen denjenigen neutraler Nationen opfere.¹⁷ Am Ende des Krieges war die liberale britische Regierung nicht nur bereit, einen Friedensvertrag mit Russland zu unterzeichnen, sondern sie akzeptierte auch ein erstes allgemeines Rechtswerk zum Völkerrecht in Form der Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856. Darin wurde festgehalten, dass das Kapern von Schiffen im Krieg illegal sei, dass Waren aus einem feindlichen Land auf einem neutralen Schiff ebenso wie Waren aus neutralen Staaten auf Schiffen des Feindes vor Beschlagnahme geschützt sein sollten und dass eine Blockade effektiv sein müsse, um als rechtsverbindlich betrachtet werden zu können.¹⁸

15 Fisch 2002, 272-286 u. 288-289.

16 Koskenniemi 2001, 11-12.

17 Semmel 1986, 53-56.

18 Schindler/Toman 1981, 699-700.

Im britischen Parlament führte die Unterzeichnung der Deklaration durch die eigene Regierung zu einer intensiven Debatte, die den Ton auch für weitere Diskussionen über Fragen des *ius in bello* bestimmen sollte. Im Oberhaus kritisierte der konservative Politiker Charles Abbot, Lord Colchester, dass besonders der zweite Artikel der Deklaration, der feindliche Güter auf neutralen Schiffen schütze, nicht mit dem bestehenden Recht vereinbar sei. Eine solche Regelung würde zudem tendenziell dazu führen, »to prolong wars by depriving the stronger belligerent of the power of reducing his enemy to sue for peace in consequence of exhaustion; [...]«. ¹⁹ Ihm widersprach Außenminister George Villiers, der 4. Earl of Clarendon. Er betonte, dass die Bestimmungen der Deklaration von Paris ebenso vernünftig wie gerecht seien und die Zustimmung der zivilisierten Welt finden würden. Hätte sich Großbritannien gegen die Regelungen von Paris ausgesprochen, würde sich das Land gegen die öffentliche Meinung der Welt stellen, würde es dem eigenen Handel schaden und auf jegliche Mäßigung im Krieg verzichten. Im schlimmsten Fall hätte sogar ein militärischer Konflikt mit den Vereinigten Staaten gedroht, denn diesen gehe selbst die Deklaration von Paris zu wenig weit. ²⁰ Villiers Parteikollege George Keppel, der 4. Earl of Albermarle, betonte, dass die neuen Regeln einen wichtigen Schritt »in the progress of civilisation« bildeten, der dem Land zur Ehre gereiche. Die Tatsache, dass die neutrale Flagge neutrale Güter im Krieg nun schütze, sei als Höhepunkt einer Entwicklung zu sehen, die damit begonnen habe, dass Kriegsgefangene, die ursprünglich gefoltert, getötet und gegessen worden seien, nun gut behandelt würden, um bei Kriegsende ausgetauscht zu werden. ²¹ Die Bedeutung der Deklaration von Paris im Prozess des Fortschritts rechtlicher Regelungen im Krieg hob 1868 auch der schweizerisch-badische Staats- und Völkerrechtler Johann Caspar Bluntschli in der ersten Auflage seines *Das moderne Völkerrecht der civilisierten Staten* hervor. Er betonte, dass »[d]iese Fortbildung des Völkerrechts [...] nicht mehr lange ausbleiben [wird]«. Er wies aber auch darauf hin, »dass noch weitere Fortschritte zu machen sind, wenn die civilisatorische Aufgabe des Völkerrechts und eine humane Weltordnung hergestellt werden soll«. ²²

Genfer Konvention und Deklaration von St. Petersburg

Als Johann Caspar Bluntschli seine eben zitierten Worte zu Papier brachte, hatte die gerade unter bürgerlichen Liberalen weit verbreitete Überzeugung, dass der Fortschritt der Menschheit nach einer weiteren Einhegung des Krieges verlange,

19 Hansard HL Deb. Bd. 142, 22 Mai 1856, Sp. 481-488, Zitat Sp. 486.

20 Hansard HL Deb. Bd. 142, 22 Mai 1856, Sp. 488-501.

21 Hansard HL Deb. Bd. 142, 22 Mai 1856, Sp. 516.

22 Bluntschli 1868, 1-49, Zitate 43 und 49. Ähnlich äußerte sich Moynier 1870, 26-28.

schon einen weiteren Schritt gemacht. Ausgangspunkt dazu bildete die Schrift *Eine Erinnerung an Solferino* des Genfer Kaufmanns Henry Dunant, der sich auf der Suche nach einer Audienz beim französischen Kaiser Napoleon III. am 24. Juni 1859 mitten im Schlachtgetümmel von Solferino wiedergefunden hatte. Drei Jahre später beschrieb er nicht nur die schreckliche Situation der Verwundeten sowie das uneigennützig Verhalten der Frauen von Castiglione, sondern forderte aus Gründen der Menschlichkeit und der Zivilisation auch die Gründung von Hilfsgesellschaften zugunsten von Kriegsoptionen. Angesichts der schrecklichen Zerstörungsmittel, über welche die Staaten dank der Industrialisierung verfügten, sei es zwingend, dass mit solchen Gesellschaften wenigstens etwas getan werde, um die Schrecken des Krieges zu mildern.²³ Für diese Ideen konnte Dunant in der Folge die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft unter Führung ihres Präsidenten Gustave Moynier gewinnen und am 17. Februar versammelte sich erstmals das *Comité International de Secours aux Blessés*, dessen erster Präsident der schweizerische General Guillaume-Henri Dufour wurde.²⁴ Diese Wahl war kein Zufall, denn Dufour war einerseits der militärische Lehrer Napoleons III. gewesen und andererseits hatte er im schweizerischen Sonderbundskrieg von 1848 einen Befehl erlassen, mit welchem seine Truppen angewiesen wurden, Zivilpersonen zu schonen und den Kampf mit Mäßigung sowie unter Verzicht auf Misshandlungen zu führen.²⁵

Mittels Zirkularen und persönlichen Reisen, speziell von Henry Dunant, wurden die Ideen des Genfer Komitees in den europäischen Hauptstädten verbreitet. Im Oktober 1863 fand in Genf schließlich eine private Konferenz statt, an welcher nicht zuletzt dank maßgeblicher Unterstützung durch deutsche Fürstenhäuser 36 Vertreter aus 16 Länder teilnahmen, von welchen 18 gar als Vertreter ihrer Regierungen in Genf präsent waren. Trotz Vorbehalten von Moynier und Dufour stimmten diese schließlich neben der Aufforderung zur Schaffung von Hilfsgesellschaften für die Verwundeten auch einer Resolution zu, die eine weitgehende Neutralisierung sowohl des militärischen als auch des nicht-militärischen Sanitätspersonals forderte.²⁶ Ein Jahr später setzte eine diplomatische Konferenz in Genf diesen Wunsch als erste Genfer Konvention in ein erstes völkerrechtliches Abkommen zum Schutz von Kriegsoptionen um.²⁷ Dafür spielte nicht zuletzt eine wichtige Rolle, dass es den Mitgliedern des Komitees und speziell Louis Appia im Deutsch-Dänischen Krieg (Zweiter Schleswig-Holsteiner Krieg) von 1864 gelungen war, zumindest die preussische Seite von den Vorzügen der privaten Hilfsgesellschaften zu überzeugen,²⁸

23 Dunant 1962, 105-119.

24 Boissier 1978, 49-59; Pitteloud 1999, 16-19.

25 Boissier 1978, 67-72; Moynier 1870, 17-20; Riesenberger 1992, 21-22.

26 Boissier 1978, 75-114; Riesenberger 1992, 22-28; Schindler/Toman 1981, 209-211; Segesser 2013, 75-77.

27 Boissier 1978, 115-165; Schindler/Toman 1981, 213-216; Segesser 2013, 77-78.

28 Appia 1864, 93-99.

während die Neutralisierung des medizinischen Personals von militärischer Seite vorerst noch skeptisch betrachtet wurde.²⁹ Der preußisch-österreichische Krieg von 1866 bestätigte für erstere Seite den Nutzen der neuen Regelungen und bewog die zuvor skeptischen süddeutschen Staaten sowie die Habsburgermonarchie dazu, die Genfer Konvention zu unterzeichnen.³⁰ Mit Befriedigung nahm diese Entwicklung kurz vor dem Beginn des Deutsch-Französischen Krieges auch Gustave Moynier, der 1864 die Präsidentschaft des Internationalen Komitees übernommen hatte, zur Kenntnis: »Die Genfer Konvention mit ihrem karitativen und ritterlichen Charakter kann als Ausdruck des Charakters unseres Zeitalters sowie als eine wirkliche Errungenschaft der Zivilisation verstanden werden.«³¹ Er zeigte sich auch überzeugt, dass die Befehlshaber alles daran setzen würden, damit die Regeln des *ius in bello* in einem zukünftigen Krieg beachtet und Verstöße gegebenenfalls geahndet würden.³²

Neben den Bemühungen des Genfer Komitees und dem Abschluss der Genfer Konvention von 1864 gelang im gleichen Jahrzehnt auch der Abschluss einer zweiten vertragsrechtlichen Regelung zum *ius in bello*. Auch in diesem Fall ging es darum, unnötige Härte im Krieg zu vermeiden. Im Zentrum standen nun aber Einschränkungen mit Blick auf den Einsatz neu entwickelter Waffen. 1863 hatte das Russländische Reich nämlich neue, explosive Geschosse für Infanteriegewehre eingeführt, mit welchen harte Ziele, also speziell Artilleriestellungen, beschossen werden könnten. Schon bald erkannte das Kriegsministerium, dass diese Kugeln, mit welchen auch in anderen Staaten experimentiert und die in Südasien zur Elefant- und Tigerjagd eingesetzt wurden, auch gegen weiche Ziele gerichtet werden konnten. Diese Befürchtung bewog Kriegsminister Dimitrii Miliutin zum Eingeständnis, dass es sich dabei um eine barbarische Waffe handle, deren Einsatz nicht mehr durch das Prinzip der militärischen Notwendigkeit gerechtfertigt sei. Grundlose Gewalt und Grausamkeit müssten verboten werden, so Miliutin in einem Schreiben an Außenminister Alexander Gortschakow.³³ Letzterer nutzte die Chance, um diese Frage nicht nur mit Blick auf die russischen Streitkräfte, sondern auf internationaler Ebene zu diskutieren. Unter dem Vorsitz von Gortschakows rechter Hand Baron Alexander Jomini und Kriegsminister Miliutin verabschiedete eine Konferenz in St. Petersburg schließlich Ende 1868 eine Deklaration, die den Gebrauch von explosiven Geschossen mit einem Gewicht von unter 400 Gramm verbot. Von russischer Seite unterstützte Bemühungen der preußischen Regierung, den Bann

29 Appia 1864, 108-112.

30 Boissier 1978, 237-260.

31 Moynier 1870, 84 (Übersetzung durch den Autor). Das französische Original lautet: »On peut considérer la Convention de Genève, avec son caractère charitable et chevaleresque, comme l'expression du sentiment de notre époque et comme une véritable conquête de la civilisation«.

32 Moynier 1870, 303-304.

33 Holquist 2015, 3-4; Moynier 1870, 312-317.

solcher Geschosse auf »*other means of destruction that are contrary to humanity*« auszudehnen, scheiterte am Widerstand der britischen Delegation, die sich auf das Prinzip berief, dass an diplomatischen Konferenzen nur über vorab unterbreitete Vorschläge diskutiert werden dürfe.³⁴ Bemerkenswert an der Deklaration von St. Petersburg war aber nicht nur das Verbot einer bereits eingeführten Waffe, sondern auch die Begründung dafür. Die unterzeichnenden Mächte hielten nämlich fest:

»That the progress of civilization should have the effect of alleviating as much as possible the calamities of war; that the only legitimate object which States should endeavour to accomplish during war is to weaken the military forces of the enemy; That for this purpose it is sufficient to disable the greatest possible number of men; That this object would be exceeded by the employment of arms, which uselessly aggravate the sufferings of disabled men, or render their death inevitable; That the employment of such arms would, therefore, be contrary to the laws of humanity.«³⁵

Gustave Moynier sah in diesem Abkommen einen wichtigen Schritt, denn erstmals seien Regelungen getroffen worden, um den Einsatz »neu entwickelter höllischer Erfindungen« zu begrenzen. Er betonte allerdings, dass weitere nun folgen müssten. Dies gelte speziell mit Blick auf die Klärung der Frage, welche Mittel in einem Krieg eingesetzt werden dürften, ohne übermäßiges Leid zu verursachen.³⁶ Mit den beiden Abkommen von 1864 und 1868 war ein Rahmen gesteckt, innerhalb dessen sich die weiteren Diskussionen mit Blick auf eine umfassende Regelung des *ius in bello* auf internationaler Ebene entwickeln würden.

Der Deutsch-Französische Krieg und die Problematik des Kombattantenstatus

Im Gegensatz zum Amerikanischen Bürgerkrieg, der vier Jahre gedauert und 1863 mit dem sogenannten »Lieber Code« ein erstes innerstaatliches Regelwerk zum *ius in bello* hervorgebracht hatte,³⁷ schien der Deutsch-Französische Krieg 1870 nach den preußisch-deutschen Erfolgen zu Beginn des Krieges rasch entschieden zu sein.³⁸ Die Ausrufung der Republik in Frankreich sowie die Forderung namhafter preußisch-deutscher Politiker und Militärs nach einer vollständigen Kapitulation des Gegners führte dazu, dass ein Volkskrieg mit nationalistischen Aspirationen entstand. Die

34 Holquist 2015, 5-6.

35 Holquist 2015, 6; Schindler/Toman 1981, 96.

36 Moynier 1870, 321-330.

37 Vgl. dazu Segesser 2010, 79-86, siehe auch der Beitrag von Heidi Mehrkens in diesem Band.

38 Howard 1962, 85-223; Wawro 2003, 85-229.

französische Seite brachte darin mit Hilfe einer *levée en masse* und der Aufstellung sogenannter ›Franc-tireur‹-Einheiten eine neue Kampfform zum Tragen, das Militärführung auf preußisch-deutscher Seite zu scharfen Maßnahmen veranlasste.³⁹ Alfred Graf Waldersee, damals Oberstleutnant und Stabchef der mecklenburgischen Truppen hielt dazu in seinem Tagebuch am 4. Oktober 1870 fest:

»Strenge Maßregeln sind nötig und werden auch oft angewandt. Wir müssen hier überhaupt durch Schrecken wirken und dieses Übel im Keim unterdrücken, sonst kann es uns sehr unbequem werden. Ich bin darin oft verschiedener Ansicht mit sonst ganz vernünftigen Leuten, die immer zur Milde raten und jammern, der Krieg würde zu grausam geführt. Ein Krieg ist an sich die größte Grausamkeit und Ruchlosigkeit, die man erdenken kann; man muss danach trachten, ihn möglichst schnell zu Ende zu führen, also dem Gegner möglichst bald die Lust daran verleiden, [...] Wenn wir unsere Kavallerie Verwüstungszüge à la Sheridan quer durchs Land machen liessen, so würde vielen Franzosen die Lust vergehen, Franktireurs zu spielen«. ⁴⁰

Ähnlich äußerte sich einige Jahre später auch der damalige preußische Generalstabchef Helmuth von Moltke in einem Brief an Johann Caspar Bluntschli vom 11. Dezember 1880:

»Die grösste Wohlthat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären [...], dass die ›Schwächung der feindlichen Streitmacht‹ das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei«. ⁴¹

Für die eben gerade erwachende Gemeinschaft der Völkerrechtler, die sich 1873 in Form des *Institut de Droit International* erstmals zu einer transnational organisierten Organisation zusammenschlossen,⁴² bildeten solche Aussagen sowie ganz generell die Kriegführung im Deutsch-Französischen Krieg eine erhebliche Herausforderung. Schon 1871 kritisierte Johann Caspar Bluntschli beide Seiten. Er vermied eine Schuldzuweisung, sondern versuchte vielmehr Schwächen, Mängel und Lücken im bestehenden Völkerrecht zu identifizieren und zu dessen weiterer Entwicklung beizutragen. Seines Erachtens sollten Franc-tireurs durchaus als legitime Kämpfer betrachtet werden, aber es gelte in diesem Punkt in Zukunft eine klarere Regelung anzustreben.⁴³ Bluntschlis belgischer Kollege Gustave Rolin-Jaequemyns

39 Förster 1997, 115-140; Förster 1999a, 343-376.

40 Meisner 1923, Bd. 1, 100-101.

41 Bluntschli 1884, Bd. 2, 471-472.

42 Vgl. dazu Koskeniemi 2001, 11-19; Segesser 2010, 95-102.

43 Bluntschli 1871, 270-342.

übte zwar auch vereinzelt Kritik am Vorgehen der preußisch-deutschen Truppen, hielt deren Vorgehen aber in vielen Fällen durchaus für gerechtfertigt. Auch er war der Meinung, dass der Einsatz von *Franc-tireurs* zulässig gewesen sei, dies allerdings nur im nicht vom Feind bereits militärisch besetzten Gebiet. Mit Blick auf Anpassungen im Bereich des *ius in bello* plädierte Rolin-Jaequemyns für eine Ausweitung der Schutzbestimmungen für die Non-Kombattanten.⁴⁴ Wenig erstaunlich war es, dass scharfe Kritik am Vorgehen der deutschen Truppen aus Frankreich kam, so von Achille Morin.⁴⁵ Der britische Militärpublizist Edward Hamley sprach sogar von einem terroristischen System und einer Freveltat an der Menschheit.⁴⁶

Am zurückhaltendsten in seiner Kritik war der Präsident des Internationalen Komitees in Genf, Gustave Moynier. Viele der bestehenden Bestimmungen des *ius in bello* seien beachtet worden, auch wenn es bedauerliche Ausnahmen gegeben habe.⁴⁷ Als besonders problematisch bezeichnete er die Tatsache, dass die Staaten dort wo es zu Verstößen gekommen sei, ihrer strafrechtlichen Verantwortung nicht nachgekommen seien:

»Der Deutsch-Französische Krieg hat demnach gezeigt, dass moralische Sanktionen allein nicht ausreichen, um entfesselte Leidenschaften zu zähmen; es wurde deutlich, dass es bedauerlich war, dass die Redakteure der Konvention glaubten, sich in strafrechtlichen Dingen vollständig auf den Eifer der verschiedenen Staaten verlassen zu müssen, sei es um entsprechende rechtliche Bestimmungen zu erlassen, sei es bei der Ahndung von Verstößen durch ihre eigenen Staatsangehörigen.«⁴⁸

Er forderte deshalb die Schaffung eines internationalen Gerichtshofes zur Ahndung von Verstößen gegen die Genfer Konvention und betonte, dass einem solchen mit der Zeit auch die Jurisdiktion für Verstöße gegen andere Bestimmungen des *ius in bello* übertragen werden könnte.⁴⁹ Mit seinem Vorstoß stieß Moynier nur bei wenigen seiner Kollegen auf ein positives Echo, so dass sein Vorschlag vom Komitee in Genf stillschweigend fallengelassen wurde. Moynier engagierte sich aber weiterhin dafür, dass schließlich in der revidierten Genfer Konvention von 1906 eine Bestimmung aufgenommen wurde, welche die Vertragsparteien verpflichtete,

44 Rolin-Jaequemyns 1870, 643-718; Rolin-Jaequemyns 1871, 288-384; Rolin-Jaequemyns 1872, 481-525.

45 Morin 1872, Bd. 1, 45-55 und Bd. 2, 103-106.

46 The Times, 22.02.1871, zitiert in Best 1980, 194.

47 Moynier 1873, 51-70.

48 Moynier 1872, 122-123 (Übersetzung durch den Autor). Das französische Original lautet: »Ainsi, la guerre franco-allemande a permis de reconnaître l'insuffisance d'une sanction purement morale pour mettre un frein aux passions déchaînées; elle a fait regretter aussi que les rédacteurs de la Convention eussent cru devoir, en matière pénale, s'en remettre complètement au zèle des divers Etats, soit pour promulguer des lois, soit pour réprimer les écarts de leurs propres ressortissants«.

49 Moynier 1872, 123-129.

solche Verstöße vor nationalen Gerichten strafrechtlich zu ahnden.⁵⁰

Eine wesentliche Rolle mit Blick auf eine präzisere Regelung der Bestimmungen des *ius in bello* nach dem Deutsch-Französischen Krieg spielte auch der junge russische Völkerrechtler Fjodor Fjodorowitsch Martens. Er hatte sich 1870 im Norddeutschen Bund aufgehalten und schlug 1872 vor, dass sich sein Land auf der Basis der Arbeiten von Francis Lieber und Johann Caspar Bluntschli für eine umfassendere Kodifizierung des *ius in bello* einsetzen solle. Damit solle verhindert werden, dass die Existenz eines solchen Rechts angesichts der doch erheblichen Anzahl von Verstößen gänzlich in Frage gestellt werde. Martens war nämlich der Überzeugung, dass diese Verstöße vor allem auf die fehlende Instruktion der Soldaten in den neuen Massenheeren zurückzuführen seien. Wie 1868 wurden schließlich auf der Grundlage des Vorstoßes von Martens 1873 Dimitri Miliutin und Alexander Jomini aktiv und unterbreiteten am 29. April 1874 einen Vorschlag, der schließlich im Juli und August desselben Jahres an einer diplomatischen Konferenz in Brüssel diskutiert und in modifizierter Form als Deklaration verabschiedet wurde. Konkret wurde dabei unter anderem beschlossen, dass Milizen und Freiwilligenverbände als legitime Kombattanten gelten sollten, dass auch Zivilpersonen beim Herannahen des Feindes zur Verteidigung des Landes zu den Waffen greifen dürften, dass kein uneingeschränktes Recht zur Schädigung des Feindes bestehe und dass Kriegsgefangene menschlich behandelt werden sollten. Eine formelle Ratifikation unterblieb allerdings, dies primär wegen des Widerstands Großbritanniens.⁵¹ Auch wenn das Interesse ab 1880 nachließ, gingen die Diskussionen über genauere Regelungen im Bereich des *ius in bello* allgemein ebenso weiter wie über eine Revision der Genfer Konvention. Während die Juristen dabei darauf drängten, unnötiges Leiden möglichst zu vermeiden, war es den Militärs vor allem ein Anliegen, ihre Handlungsspielräume unter Berufung auf das »Prinzip der militärischen Notwendigkeit« zu bewahren.⁵²

Die Haager Friedenskonferenzen

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts begannen sich Rechtswissenschaftler und Militärärzte wieder verstärkt mit dem *ius in bello* zu beschäftigen. Grund dafür waren einerseits die nie nachlassenden Bemühungen von Gustave Moynier, andererseits das Engagement von Fjodor Fjodorowitsch Martens. Letzteres war besonders deshalb von großer Bedeutung, weil er dieses Mal im Unterschied zu den Jahren 1868 bis 1874 nicht mehr auf die uneingeschränkte Unterstützung durch

50 Segesser 2010, 92-95 u. 117-122.

51 Holquist 2015, 7-41; Schindler/Toman 1981, 25-34; Segesser 2010, 97-102.

52 Best 1980, 128-215; Segesser 2010, 102-116 u. 123-124.

führende russische Politiker wie Außenminister Michail Murawjow, dessen Stellvertreter Vladimir Lamsdorf oder Kriegsminister Alexei Kuropatkin zählen konnte. Auch unter Völkerrechtlern war die Skepsis gegenüber einer Wiederaufnahme der Ideen von 1874 groß und ab 1898 hatte Moynier gesundheitliche Probleme, was seine Aktionsfähigkeit erheblich einschränkte.⁵³

Sowohl Martens als auch der französische Völkerrechtler Louis Renault, der ab 1899 verstärkt die Federführung mit Blick auf eine Revision der Genfer Konvention übernahm, wählten in der Folge ein pragmatisches Vorgehen, welches anerkannte Bestimmungen zu bewahren trachtete. Anpassungen sollten dort erfolgen, wo dies zweckmäßig und angebracht war. Dabei galt es sowohl dem Prinzip der Menschlichkeit als auch demjenigen der militärischen Notwendigkeit Rechnung zu tragen, denn nur Regeln, die auch eingehalten würden, könnten als Fortschritt angesehen werden. Martens war dabei etwas optimistischer als Renault und dessen Schüler Louis Gillot, der in seiner Dissertation von 1901 die wesentlichen Vorarbeiten für die revidierte Genfer Konvention von 1906 geleistet hatte.⁵⁴ Nicht zuletzt deshalb wurde der am 29. Juli 1899 verabschiedeten Haager Landkriegsordnung eine Präambel vorangestellt, die seither nach ihrem Schöpfer als Martens-Klausel bekannt ist. Darin wurde festgehalten, dass die Konferenz eine ganze Reihe von Bestimmungen schriftlich festgehalten habe, um das Übel des Krieges soweit zu mildern, wie dies mit militärischen Notwendigkeiten vereinbar sei und dass in denjenigen Bereichen, in welchen dies nicht erfolgt sei, die Menschen wie die kriegführenden Mächte »*remain under the protection and empire of the principles of international law, as they result from the usages established between civilized nations, from the laws of humanity, and the requirements of the public conscience*«. ⁵⁵

Angesichts der gegen Ende des Jahrhunderts massiv steigenden Aufrüstung, der neuen im Zeichen der zweiten industriellen Revolution entwickelten Waffen und des daraus resultierenden Zerstörungspotentials,⁵⁶ verfolgten Martens und seine Mitstreiter das Ziel, so viel wie möglich vom Enthusiasmus der Mitte des 19. Jahrhunderts für eine Beschränkung der Kriegführung in ein neues vertragsrechtliches Abkommen hinüberzuretten. Dafür waren sie auch bereit, Kompromisse zu machen, was sich in etlichen vagen Formulierungen niederschlug. Von einigen ihrer Kollegen wurde dies auch scharf kritisiert.⁵⁷ Dass es gegen solche Regelungen durchaus auch grundsätzlichen Widerstand gab, zeigen die zu Beginn zitierten und im Zusammenhang mit der Haager Friedenskonferenz stehenden Worte des britischen Admirals John Fisher.

53 Dülffer 1981, 39-53; Segesser 2010, 119-120 u. 125-126; Sennarclens 2000, 279-281.

54 Gillot 1901, 337-338; Segesser 2010, 120-122 u. 125-126.

55 Schindler/Toman 1981, 64.

56 Vgl. dazu Bloch 1899.

57 Segesser 2010, 127-128.

»Die Humanisierung der Hölle«? – ein Fazit

In der Zeit zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und dem Beginn des Ersten Weltkrieges erlebte Europa eine massive Transformation, die, wie Wolfgang von Hippel, Bernhard Stier und Jörg Fisch zurecht betont haben, von Reform und Revolution sowie vom Streben nach Wachstum und verstärkter Gleichheit geprägt war.⁵⁸ Das wirkte sich auch auf den Krieg aus. Dieser wurde nun mehr und mehr mit Massenheeren und industriell gefertigten Waffen geführt, was einen immer stärkeren Einbezug des industriellen, gesellschaftlichen, militärischen und kulturellen Potentials der Staaten mit sich brachte.⁵⁹ Besonders ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich abzeichnete, dass der durch den Wiener Kongress begründete Konsens der Monarchen die Schrecken des Krieges danach ebenso wenig einzugrenzen vermochte wie der zuvor bestehende Konsens der Aufklärung die Kriege der Französischen Revolution und Napoleons, wurden eine große Zahl liberaler Rechtswissenschaftler aktiv, um sich in den Worten Gustave Moyniers von 1870 den »im Entstehen begriffenen höllischen Erfindungen«⁶⁰ entgegenzustellen. Ähnlich formulierte es Johann Caspar Bluntschli: »Die kriegerische Gewalt darf nicht dem zügellosen Hasse und wilder Rachsucht dienen [...]. Das Gebot der Menschlichkeit darf auch nicht von der aufgeregten Wuth der kriegerischen Leidenschaft überhört werden.«⁶¹ Diesen Grundsätzen folgten daher auch die Regelungen, die im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgeschlossen wurden. Dass deren Umsetzung durchaus auch zu Schwierigkeiten führen konnte, zeigte schon der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. Aber erst die Balkankriege von 1912/13 und vor allem der Erste Weltkrieg, in welchem die auf Kompromissbereitschaft beruhende Kooperation der Völkerrechtler zerbrach,⁶² sollte zeigen, dass es doch nicht so einfach war, die »Hölle des Krieges zu humanisieren«.

Literaturverzeichnis

- Appia 1864 = Appia, Louis: *Les Blessés dans le Schleswig pendant la Guerre de 1864. Rapport présenté au Comité International de Genève*, Genf 1864.
- Bacon 1929 = Bacon, Reginald H.: *The Life of Lord Fisher of Kilverstone, Admiral of the Fleet*, 2 Bd., London 1929.

58 Hippel/Stier 2012; Fisch 2002.

59 Zur Frage damit verbundener Vorstellungen vom »Totalen Krieg« vgl. Förster 1999b, 12-29.

60 Moynier 1870, 330 (Übersetzung durch den Autor). Moynier sprach von »inventions infernales qui pourraient éclore«.

61 Bluntschli 1868, 34.

62 Segesser 2015.

- Bass 2000 = Bass, Gary Jonathan: Stay the Hand of Vengeance. The Politics of War Crimes Tribunals, Princeton 2000.
- Best 1980 = Best, Geoffrey: Humanity in Warfare. The Modern History of the International Law of Armed Conflicts, London 1980.
- Bloch 1899 = Bloch, Jan Gotlib (dt. Johann von Bloch): Die Zukunft des Krieges, 6 Bd., Berlin 1899.
- Bluntschli 1868 = Bluntschli, Johann Caspar: Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten, Nördlingen 1868.
- Bluntschli 1871 = Bluntschli, Johann Caspar: Völkerrechtliche Betrachtungen über den Deutsch-Französischen Krieg, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs 1 (1871), 270-342.
- Bluntschli 1884 = Bluntschli, Johann Caspar: Denkwürdiges aus meinem Leben, 3 Bd., hrsg. von Rudolf Seyerlen, Nördlingen 1884.
- Boissier 1978 = Boissier, Pierre: De Solférino à Tsoushima. Histoire du Comité International de la Croix-Rouge, 2. Aufl., Genf 1978.
- Clausewitz 1991 = Clausewitz, Carl von: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn 1991.
- Dülffer 1981 = Dülffer, Jost: Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in der internationalen Politik, Berlin 1981.
- Dunant 1962 = Dunant, Henry: Eine Erinnerung an Solferino, hrsg. vom Schweizerischen Roten Kreuz (Original 1862 in Französisch), Zürich 1962.
- Fisch 1979 = Fisch, Jörg: Krieg und Frieden im Friedensvertrag. Eine universalgeschichtliche Studie über Grundlagen und Formelemente des Friedensschlusses, Stuttgart 1979.
- Fisch 2002 = Fisch, Jörg: Europa zwischen Wachstum und Gleichheit 1850-1914 (Handbuch der Geschichte Europas Bd. 8), Stuttgart 2002.
- Fisch 2010 = Fisch, Jörg: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Domestizierung einer Illusion, München 2010.
- Förster 1997 = Förster, Stig: The Prussian Triangle of Leadership in the Face of a People's War. A Reassessment of the Conflict between Bismarck and Moltke 1870-71, in: Förster, Stig/Nagler, Jörg (Hg.): On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification 1861-1871, Cambridge 1997, 115-140.
- Förster 1999a = Förster, Stig: Dreams and Nightmares. German Military Leadership and the Images of Future Warfare 1871-1914, in: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): Anticipating Total War. The German and American Experiences 1871-1914, Cambridge 1999, 343-376.
- Förster 1999b = Förster, Stig: Das Zeitalter des totalen Krieges 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich, in: Mittelweg 36/8 (1999), 12-29.
- Gillot 1901 = Gillot, Louis: La Révision de la Convention de Genève, Paris 1901.
- Grewe 1984 = Grewe, Wilhelm G.: Epochen der Völkerrechtsgeschichte, Baden-Baden 1984.

- Hansard, HL Deb. (1830-1891) = Hansard: Third Series, House of Lords Debates, 356 Bd., London 1830-1891.
- Hippel/Stier 2012 = Hippel, Wolfgang von/Stier, Bernhard: Europa zwischen Reform und Revolution 1800-1850 (Handbuch der Geschichte Europas Bd. 7), Stuttgart 2012.
- Holquist 2015 = Holquist, Peter: Codifying the ›Laws of War‹ Brussels 1874, unveröffentlichtes Paper zum Workshop The History of the Laws of War vom 22.-23. Januar 2015 am European University Institute in Florenz, welches Kapitel 2 des vor der Veröffentlichung stehenden Buches *By Right of War: Imperial Russia and the Development of the Laws of War* werden wird.
- Howard 1962 = Howard, Michael: The Franco-Prussian War. The German Invasion of France 1870-1871, London 1962.
- Koskenniemi 2001 = Koskenniemi, Martti: The Gentle Civilizer of Nations. The Rise and Fall of International Law 1870-1960, Cambridge 2001.
- McCormack 1997 = McCormack, Timothy L. H.: From Sun Tzu to Sixth Committee. The Evolution of an International Criminal Law Regime, in: McCormack, Timothy L. H./ Simpson, Gerry J. (Hg.): The Law of War Crimes. National and International Approaches, Den Haag 1997, 31-63.
- Meisner 1923 = Meisner, Heinrich Otto: Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, 3 Bd., Stuttgart 1923.
- Merkel 1995 = Merkel, Reinhard: Nürnberg 1945, Militärtribunal. Grundlagen, Probleme, Folgen, in: Rechtshistorisches Journal 14 (1995), 491-525.
- Morin 1872 = Morin, Achille: Les Lois relatives à la Guerre, 2 Bd., Paris 1872.
- Moynier 1870 = Moynier, Gustave: Étude sur la Convention de Genève pour l'Amélioration du Sort des Militaires Blessés dans les Armées en Campagne (1864 et 1868), Paris 1870.
- Moynier 1872 = Moynier, Gustave: Note sur la Création d'une Institution Judiciaire Internationale propre à prévenir et à réprimer les Infractions à la Convention de Genève, in: Bulletin International des Sociétés de Secours aux Militaires Blessés 11 (1872), 122-131.
- Moynier 1873 = Moynier, Gustave: La Convention de Genève pendant la Guerre Franco-Allemande, in: Bulletin International des Sociétés de Secours aux Militaires Blessés 14 (1873), 51-70.
- Pitteloud 1999 = Pitteloud, Jean-François: Procès-verbaux des séances du Comité international de la Croix-Rouge, Genf 1999.
- Riesenberger 1992 = Riesenberger, Dieter: Für Humanität in Krieg und Frieden. Das Internationale Rote Kreuz 1863-1977, Göttingen 1992.
- Rolin-Jaequemyns 1870 = Rolin-Jaequemyns, Gustave: La Guerre Actuelle, in: Revue de Droit International et de Législation Comparée 2 (1870), 643-718.
- Rolin-Jaequemyns 1871 = Rolin-Jaequemyns, Gustave: Essai Complémentaire sur la Guerre Franco-Allemande dans ses Rapports avec le Droit International, in: Revue de Droit International et de Législation Comparée 3 (1871), 288-384.

- Rolin-Jaequemyns 1872 = Rolin-Jaequemyns, Gustave: De la Manière d'apprécier, au Point de Vue du Droit International, les Faits de la Dernière Guerre, in: *Revue de Droit International et de Législation Comparée* 4 (1872), 481-525.
- Rousseau 1762 = Rousseau, Jean-Jacques: *Du Contract Social ou Principes du Droit Politique*, Amsterdam 1762.
- Schindler/Toman 1981 = Schindler, Dietrich/Toman, Jirí (Hg.): *The Laws of Armed Conflicts*, Alphen aan den Rijn 1981.
- Schulze 2002 = Schulze, Winfried: *Einführung in die Neuere Geschichte*, 4. Aufl., Stuttgart 2002.
- Segesser 2010 = Segesser, Daniel Marc: *Recht statt Rache oder Rache durch Recht. Die Ahndung von Kriegsverbrechen in der internationalen wissenschaftlichen Debatte 1872-1945*, Paderborn 2010.
- Segesser 2013 = Segesser, Daniel Marc: *Le concept de neutralité et la Convention de Genève de 1864*, in: Chanet, Jean-François/ Crépin, Annie/Windler, Christian (Hg.): *Le Temps des hommes doubles. Les arrangements face à l'occupation, de la Révolution française à la guerre de 1870*, Rennes 2013, 69-84.
- Segesser 2015 = Segesser, Daniel Marc: *The Broken Years. War Crimes and the laws of war under the impact of the First World War*, unveröffentl. Paper zum Workshop *The History of the Laws of War* vom 22.-23. Januar 2015 am European University Institute in Florenz.
- Semmel 1986 = Semmel, Bernard: *Liberalism and Naval Strategy. Ideology, Interests, and Sea Power during the Pax Britannica*, Boston 1986.
- Sennarclens 2000 = Sennarclens, Jean de: *Gustave Moynier. Le Bâtitseur*, Genf 2000.
- Wawro 2003 = Wawro, Geoffrey: *The Franco-Prussian War. The German Conquest of France in 1870-71*, Cambridge 2003.

Rekrutierung und Mobilisierung

Unter Rekrutierung versteht man die Einberufung zum Militär- und Kriegsdienst. Die militärische Personalbeschaffung beschäftigt sich, wie beim ›Recruiting‹ moderner Personalwirtschaft, mit der Deckung eines zuvor definierten Personalbedarfs, der kostengünstig und bedarfsgerecht erfolgen soll. Wie aber die Rekruten ›wieder nachwachsen‹ – das Wort ist abgeleitet aus dem italienisch-lateinischen ›*crescere*‹ für ›wachsen, gedeihen, erhöhen‹ und dem Präfix ›*re-*‹ für ›wieder‹ – ist höchst unterschiedlich verlaufen.

Söldner stellen sich freiwillig und werden hinsichtlich ihrer Kriegstauglichkeit und Qualifikation ›gemustert‹ und daraufhin vom ›Kriegsherren‹, das kann eine Einzelperson, aber auch ein Staat sein, für eine mehr oder weniger lange Dienstzeit verpflichtet. Bezahlter Kriegsdienst zählt zu den ältesten Gewerbeformen und beruhte weitestgehend auf Selbstausbildung von Spezialisten für militärisch organisierten Kampf. Diese Rekrutierungsweise ist als Tradition bis heute ungebrochen. In der Geschichte sind überdies ganze gesellschaftliche Stände, ›Kriegerkasten‹, nachweisbar: Als soziale Gruppe ist beispielsweise der europäische Adel als ›Wehrstand‹ im Mittelalter entstanden.

Im 19. Jahrhundert stieg aufgrund der stürmischen technischen Entwicklung und des Wandels aller Lebensbereiche in der Moderne der militärische Personalbedarf stark an. Die allgemeine Wehrpflicht, die mit nur wenigen Ausnahmen, in allen Armeen des ›Westens‹ zumindest zeitweise eingeführt wurde, greift auf das territoriale Prinzip zurück: Die ›Landeskinder‹ sollten den Krieg der neuen Staaten als kostenlose Staatsbürgerpflicht führen und darauf schon in Friedenszeiten vorbereitet werden.

In diesem Abschnitt werden vier Situationen dargestellt. Das Kapitel beginnt mit einem vergleichenden Blick auf die Rekrutierungspolitik bei den militärischen Großmächten Mitteleuropas: Preußen und Österreich. Um der Nation brauchbare Rekruten zur Verfügung stellen zu können, machten sich Militärs und Politiker Gedanken und Sorgen um den ›gesunden Volkskörper‹, was am Beispiel Frankreichs gezeigt wird. Unterschiedliche Staatsangehörigkeiten schützten dann aber nicht vor einer ›Mobilisierung‹ für den Krieg der anderen, wie im Fall der Luxemburger, die im Ersten Weltkrieg für Frankreich in den Krieg zogen – oder in diesen ›hineinge-

zogen« wurden. Das Kapitel endet mit den »Bosniaken«, einer Truppe des Heeres Österreich-Ungarns, die in einem quasi »Kolonialgebiet« der Habsburgermonarchie ausgehoben wurden.

Militärische Rekrutierung in Preußen und der Habsburgermonarchie 1815-1866

BERNHARD SCHMITT

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sahen sich Preußen und die Habsburgermonarchie mit der Herausforderung durch das napoleonische Frankreich und seinem Herrschaftsanspruch konfrontiert. Seit der zweiten Hälfte der 1790er Jahre marschierten französische Armeen beinahe unaufhaltsam durch Europa.¹ 1797 drangen sie bis in die Steiermark vor, schlugen 1805 bei Austerlitz die habsburgisch-russische Koalitionsstreitmacht, stürzten 1806/1807 Preußen in den Abgrund und zwangen 1809 die Habsburgermonarchie zur Aufgabe. Noch 1812 schienen Napoleon und seine Armee unbesiegbar, als sie Moskau besetzten und dem Anschein nach das Zarenreich in die Knie zwangen. Der Herrschaftsbereich und die Zone der Hegemonie Napoleons reichte von Spanien bis tief hinein nach Zentralrussland und erstreckte sich von Norddeutschland bis Sizilien.

Der militärische Erfolg Frankreichs beruhte auf verschiedenen Faktoren: Es gab eine personale Komponente in Napoleon Bonaparte, der als einer der fähigsten militärischen Führer in die Geschichte eingegangen ist; ihm dienten befähigte Offiziere, die aufgrund ihrer Leistungen aufstiegen.² Napoleon verstand es, seine Truppen so zu organisieren, dass sie einen weiteren wichtigen Faktor zum Tragen bringen konnten: maximale Flexibilität und Beweglichkeit, die es erlaubten, den Gegner dort und dann zu stellen, wenn die Bedingungen für die französische Seite am günstigsten waren.³ Große Bedeutung kam auch der psychologischen Komponente zu. Napoleon konnte bei seinen Soldaten eine besondere Begeisterung erzeugen und ihnen Vertrauen in seine Führungsfähigkeiten einflößen. Hieraus erwuchsen eine besonders hohe Kampfmoral, Treue und Leidensfähigkeit der Mannschaften, was es wiederum Napoleon erlaubte, ihnen maximale Leistungen und größten Einsatz abzuverlangen. Der regelrechte Kult um den Kaiser war sogar bei deutschstämmigen Soldaten der französischen Armee aus den annektierten Gebieten und Vasallenstaaten zu beobachten.⁴

1 Eine sehr übersichtliche Darstellung der Abfolge und des Verlaufs der militärischen Konflikte dieser Zeit findet sich bei Connelly 2006.

2 Vgl. Elting 1999, 123-155.

3 Hunecke 2011, 205-209.

4 Mayer 2008, 31-37; Hippler 2013, 108-115.

Eine ganz zentrale Bedingung für den militärischen Erfolg Frankreichs war jedoch die Einführung einer im Prinzip uneingeschränkten Wehrpflicht für alle französischen Staatsbürger. Diese lag in der revolutionären Umwälzung der französischen Gesellschaft begründet, welche sich als Gemeinschaft freier, gleichberechtigter Staatsbürger konstituiert hatte. Einerseits erwuchs hieraus die Verpflichtung eines jeden einzelnen, seinen Beitrag zur Verteidigung des Vaterlandes zu leisten, andererseits entsprang aus der politisch-rechtlichen Gleichstellung aller auch die Motivation dazu, für dieses Staatswesen und die eigenen Rechte und Freiheiten zu kämpfen.⁵ Damit eröffnete sich dem französischen Staat ein gewaltiges Reservoir an – potentiell – hoch motivierten Rekruten. Zunächst mit der *levée en masse* im Jahr 1793 auf eher provisorischer Basis eingeführt, wurde das System 1798 fest etabliert und in der Folgezeit ausgeformt. Angesichts verschiedener Ausnahmen von der Gestellungspflicht – z. B. für Verheiratete – sowie der Möglichkeit, einen bezahlten Ersatzmann zu stellen, kann man allerdings nicht von einer echten allgemeinen Wehrpflicht sprechen. Das als Konskription bezeichnete System kam ihr jedoch nahe und erlaubte es der Republik und später dem Kaiserreich, immer wieder ausreichend Soldaten auszuheben, um über eine lange Zeit hinweg verlustreiche Kriege zu führen.⁶

In Preußen und der Habsburgermonarchie herrschten zu Beginn der Revolutionskriege im Hinblick auf die Rekrutierung noch gänzlich andere Bedingungen. Da die allgemeine Wehrpflicht einen eminent emanzipatorischen und politisch wie rechtlich egalitären und partizipatorischen Charakter aufwies und eine allgemeine Volksbewaffnung der Untertanen, deren Loyalität gegenüber einem absolutistischen Herrscher nicht so hoch sein mochte wie jene eines freien Bürgers gegenüber seinem ihm die Freiheit garantierenden Staat, lag ihre Anwendung den absolutistischen Monarchen fern. Die Armee war hier keine Versammlung freier Bürger, sondern exklusives Instrument des Herrschers, zusammengesetzt aus langjährig dienenden Söldnern und Rekruten aus der Bevölkerung, die alle zur unbedingten Treue gegenüber der Person des Königs bzw. Kaisers verpflichtet und einer rigorosen Disziplin und Kontrolle unterworfen wurden.⁷ In Preußen war im Laufe des 18. Jahrhunderts neben der Söldnerwerbung das sogenannte ›Kantonsystem‹ eingeführt worden. Im Grunde wurden alle Untertanen für wehrpflichtig erklärt, die Reichweite dieser Wehrpflicht jedoch durch zahlreiche Ausnahmen – sogenannte ›Exemtionen‹ etwa für ganze Berufsstände und soziale Schichten bzw. Stände – erheblich eingeschränkt. Die tatsächlich zur Aushebung kommenden ›Kantonisten‹ wurden über eine bestimmte Zeitspanne hinweg ausgebildet, dann beurlaubt und in

5 Schmitt 2007, 63f.

6 Mayer 2008, 16-21.

7 Papke 1983, 174-185.

der folgenden Zeit regelmäßig zu Übungen einberufen.⁸ In der Habsburgermonarchie waren die Verhältnisse deutlich komplexer. Hier gab es nicht nur ein, sondern gleich mehrere Aushebungssysteme. Eines davon war das Konskriptionssystem, in dessen Rahmen theoretisch alle Untertanen einer Wehrpflicht unterworfen waren, de facto jedoch zahlreiche Exemtionen existierten. Tirol besaß ein kombiniertes System aus traditioneller Landesdefension und Freiwilligenwerbung, Ungarn die Freiwilligenwerbung in Verbindung mit Aushebungen, die aber nicht vom König/Kaiser, sondern nur von den Ständen angeordnet werden konnten. Schließlich gab es noch die sogenannte ›Militärgrenze‹ in den südosteuropäischen Gebieten der Monarchie.⁹

Disziplinierung – staatliche Integration – Inklusion/Exklusion

Rekrutierungssysteme sind niemals rein technisch zu denken, sondern stehen immer mit gesellschaftlichen und politischen Bedingungen in enger Wechselwirkung. Die Entwicklung der Idee der allgemeinen Wehrpflicht im revolutionären Frankreich spiegelt dies ebenso deutlich wider wie die Konstruktion der absolutistischen stehenden Heere. Bei der Ausformung der Rekrutierungssysteme in Preußen und der Habsburgermonarchie zu Beginn des 19. Jahrhunderts spielten daher ganz unterschiedliche und bei weitem nicht nur auf militärische Zweckmäßigkeit und Erfordernis gerichtete Überlegungen eine große Rolle. Eine zentrale Bedeutung hatte der Aspekt der Disziplinierung. Der Gedanke, Untertanen durch militärische Ausbildung und Disziplin zu im Militärischen wie Zivilen gut funktionierenden, zuverlässigen und ruhigen Herrschaftssubjekten zu erziehen, entwickelte sich bereits im 16. Jahrhundert. Er wirkte in zwei Richtungen: Einerseits in das Militär selbst, das von nun an zunehmend Dienstreglements unterworfen wurde, andererseits in die zivile Gesellschaft, deren (männliche) Mitglieder durch eine militärische Ausbildung soldatische Tugenden und Königstreue entwickeln und in ihrem zivilen Umfeld weiterverbreiten sollten. Man hoffte auch, auf diese Weise unangepasste Personen wie Vagabunden und Bettler zu nützlichen Teilen der Gesellschaft zu machen. Das Grundproblem bestand jedoch darin, dass in der frühen Neuzeit nur ein geringer Anteil der Bevölkerung tatsächlich zum Militärdienst eingezogen wurde, da es keine allgemeine Wehrpflicht gab. Insofern war die Reichweite militärisch induzierter Disziplinierung – jenseits der disziplinierenden Wirkung, die das Militär als Ordnungsinstrument des Herrschers entfaltete – eher begrenzt, zumal sich beispielsweise das habsburgische Militär gegen eine Instrumentalisierung als

8 Wohlfeil 1983, 84-86.

9 Schmitt 2007, 116f.

Besserungsanstalt zur Wehr setzte.¹⁰ Erst im 19. Jahrhundert entstanden Bedingungen, unter denen eine weiterreichende Disziplinierung denkbar war. Durch die Ausweitung der Dienstpflicht mittels Streichung sozialer und professionsbedingter Exemtionen und durch die Veränderung von Dienstzeiten und Ersatzgestellungszyklen wurde der Anteil der ins Militär eingezogenen Personen wesentlich erhöht. Es wurde also ein viel höherer Anteil der männlichen Bevölkerung militärischem Drill, Disziplin und Ordnungszwang ausgesetzt, zum Erlernen bestimmter, immer gleicher Bewegungsabläufe (ein Vorgeschmack auf standardisierte Arbeitsabläufe in einer industrialisierten Arbeitswelt) gezwungen und in strikte Hierarchien eingebunden, kurz, zu funktionierenden Teilen eines großen Ganzen geformt. Daraus entstand die Hoffnung, dass sich jeder derart geformte Rekrut auch später im zivilen Leben als fleißiges, ordentliches und verlässliches Mitglied der Gesellschaft erzeigte.¹¹

Ein anderer Aspekt, der bei der Ausgestaltung der Rekrutierungssysteme im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielte, war der der staatlichen Integration. Hiermit ist die Eingliederung neuer Staatsgebiete und Bevölkerungsgruppen gemeint, also Prozesse, die durch die weiträumige Umgestaltung der politischen Landkarte Europas während und nach der Herrschaft Napoleons gehäuft auftraten. Preußen und die Habsburgermonarchie sahen sich nach 1815 vor die Aufgabe gestellt, u.a. die Rheinprovinz bzw. Lombardo-Venetien zu integrieren. Dies sollte sich in beiden Fällen als besondere Herausforderung erweisen, nicht zuletzt deshalb, weil in beiden Fällen die vorangegangene französische Herrschaft rechtliche, politische und gesellschaftliche Verhältnisse hergestellt hatte, die sich von den Bedingungen in den alten Staatsgebieten nachhaltig unterschieden. In der Rheinprovinz herrschte eine preußenkritische Stimmung, in Lombardo-Venetien untergrub die ungeschickte Politik Wiens innerhalb kurzer Zeit die anfänglich noch vorzufindende Zustimmung zur habsburgischen Herrschaft, was in beiden Fällen die Abforderung des militärischen Dienstes durch die neuen Herren unter schlechte Vorzeichen stellte.¹² Auf die Ausnutzung des Rekrutierungspotentials der neuen Provinzen zu verzichten, kam nicht in Frage. Allerdings stellte sich die Frage, auf welche Weise die neuen Staatsgebiete in das Militärsystem einzubeziehen waren. Sie war mit zwei Implikationen versehen: Einerseits ging es um die Einheitlichkeit von Verwaltung und Heerwesen im Staat, andererseits um eine Gleichbehandlung der Staatsangehörigen bei gleichzeitiger Rücksichtnahme auf jeweils spezifische Befindlichkeiten zur Beruhigung der Gemüter und der Absicherung des Herrschaftswechsels. Preußen und die Habsburgermonarchie gelangten hier zu zwei völlig gegensätzlichen Ergebnissen. In Lombardo-Venetien wurde nicht, wie von einigen befürwortet, das ›deutsche‹ Konstriptionsverfahren eingeführt, sondern ein neues, am System des

10 Scheutz 2001, 327-329; Schmitt 2007, 65-68.

11 Blessing 1991, 462-468.

12 Schmitt 2007, 55-59.

napoleonischen *Regno d'Italia* orientiertes Verfahren aufgebaut. Die Dienstzeit der italienischen Soldaten war mit acht Jahren deutlich kürzer als die der deutsch-konkribierten mit 14. Sie standen in italienischen Regimentern mit Uniformen, die sich optisch von denen der anderen habsburgischen Soldaten unterschieden. Sie unterlagen nicht bestimmten zusätzlichen Verpflichtungen wie jener zur Landwehr, dafür gab es jedoch deutlich weniger Exemtionen. Damit wurde die Militärverfassung der verfassungsrechtlichen und ethnischen Lage des Gesamtstaates angepasst und auf eine vereinheitlichende Lösung verzichtet. Demgegenüber entschied sich Preußen dazu, die neuen Gebiete am Rhein dem für die gesamte Monarchie gültigen Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht von 1814 zu unterwerfen und in Abhängigkeit vom besonderen Rheinischen Recht allenfalls auf Nebengebieten wie der Bestrafung von flüchtigen Wehrpflichtigen regionale Sonderregelungen zuzulassen. Damit hob Preußen auf die Einheitlichkeit von Staat und Militärverfassung ab, während sich in der Habsburgermonarchie die ethnische Zergliederung auch auf dem Sektor der Rekrutierung weiterhin replizierte.¹³

Was diese Fragen so bedeutsam macht, ist die Problematik der Inklusion bzw. Exklusion, die mit der militärischen Sphäre auf das Engste verbunden ist. Während die Verpflichtung zum Dienst im Militär einerseits einen Zwang und direkten Anspruch des Staates auf die Verfügbarkeit des Individuums darstellt, bedeutet sie andererseits die Teilhabe an dem wichtigsten staatliche Machtmittel bis weit in das 19. Jahrhundert hinein. Sie bedeutet Teilhabe am Machtmonopol und den Ressourcen des Staates und berechtigt zum Töten, schließt im Gegenzug jedoch die Forderung nach Einordnung in die strenge militärische Hierarchie, Treue, Disziplin und im äußersten Fall die Aufopferung der körperlichen Unversehrtheit und des eigenen Lebens ein. In Herrschaftswechsels manifestierten sich in der militärischen Sphäre daher oftmals ganz deutliche Inklusions- und Exklusionsmodi. Im 18. Jahrhundert handelte es sich zumindest vordergründig vor allem um eine Frage, die die Eliten betraf, die durch Beteiligung im Offizierskorps inkludiert werden konnten, wie es der aus Sicht der preußischen Verwaltung in den durch die Teilungen Polens neugewonnenen Gebiete ansässige höhere Adel erfuhr. Etwas zwiespältiger waren dagegen die Erfahrungen, die der niedere, verarmte polnische Adel unter preußischer wie auch habsburgischer Herrschaft machte: Er wurde nicht als ebenbürtig anerkannt, folgerichtig nicht zum Offiziersdienst zugelassen, diese Degradierung jedoch durch die Einrichtung besonderer Kavallerieeinheiten und das Zugeständnis gewisser Privilegien für die sich meldenden Kleinstadtligen relativiert.¹⁴ Die gesellschaftspolitischen Umwälzungen, die die Französische Revolution mit sich brachte, rückten den Militärdienst dagegen auch für die Unterschichten in einen ganz neuen Kontext. Der aus der zunehmenden rechtlichen Egalisierung der Staatsangehörigen

13 Schmitt 2007, 147-150.

14 Gestrich/Schmitt 2013, 9-14.

und der Verwandlung der Untertanen in Staatsbürger abgeleitete Zusammenhang von Rechten und Pflichten brachte es mit sich, dass nur derjenige, der gleiche Rechte genoss, auch zu gleichen Pflichten herangezogen werden konnte.¹⁵ Das galt selbstverständlich nicht nur in Bezug auf das Preußen der Reformzeit, sondern ebenso für die Habsburgermonarchie, wie ein Bericht der galizischen Landesregierung aus dem Jahr 1815 zeigt. Die Behörde stellte im Verlauf der Diskussion, in welchem Maße die jüdische Bevölkerung des Kronlandes Galizien an der Landesverteidigung beteiligt werden sollten, fest, dass die jüdischen Einwohner, da sie nicht die gleichen Rechte wie die übrigen Staatsbürger besäßen, auch nicht mit den gleichen Pflichten belastet werden dürften.¹⁶

In Preußen wirkte vor dem Hintergrund der Staats- und Militärreformen¹⁷ zusätzlich der seit der französischen Revolution an Bedeutung gewinnende Nationalismus als ein die inkludierende Wirkung der Wehrpflicht potentiell stark beschleunigender Faktor.¹⁸ Hermann von Boyen, zweimaliger preußischer Kriegsminister, ist der wohl bekannteste Vertreter jenes Gedankens, dass die Armee eine Schule der Nation sein könne. Seine Vorstellung ging dahin, dass die Rekruten nicht nur diszipliniert, sondern auch politisch erzogen und zu Patriotismus und einer affektiven Bindung an Staat und Nation hingeführt werden könnten. Dies und das Gemeinschaftserlebnis des Dienstes im Militär sollte zu einer Verschmelzung der Rekruten zu einer nationalen Gemeinschaft führen, der auch und nicht zuletzt die Einwohner der neugewonnenen Provinzen unterworfen werden sollten. Als probate Mittel wurden unter anderem die überregionale Vermischung der Rekrutenkontingente und häufige, weiträumige Verlegungen der Regimenter angesehen. Beides sollte dazu dienen, die lokale und regionale Verhaftung der Rekruten aufzubrechen, sie mit der gesamten Monarchie bekanntzumachen und sie in engen Kontakt mit den Angehörigen der anderen Provinzen zu bringen. Konservative Militärs griffen dieses Konzept ebenfalls auf, rückten jedoch die Erziehung des Untertanen zur Liebe zur Monarchie und der herrschenden Dynastie in den Vordergrund, wo bei den liberalen Reformern noch ganz im Geiste der französischen Revolution die freien, gleichberechtigten Staatsbürger gestanden hatten. In der Habsburgermonarchie waren die Verhältnisse etwas anders gelagert. Da der Staat niemals mit einem ähnlichen Zusammenbruch konfrontiert war wie Preußen 1806/7, hatte weder in militärischer noch in gesellschaftlich-politischer Hinsicht ein vergleichbarer Reformdruck existiert. Infolgedessen konnten sich Ideen zur Aufstellung einer Bürgerarmee, obgleich sie schon zu Zeiten Josefs II. hier und da auftauchten, nie weiter

15 Frevert 2001, 35f.

16 Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Hofkanzlei, VII.A.4, Ktn. 1968, 73 ex Majo 1821, Bericht des galizischen Guberniums über die Reserverekrutierungen, Lemberg, 9.11.1819, Nr. 48733.

17 Vgl. hierzu grundsätzlich Walter 2003.

18 Schmitt 2007, 62-65.

ausbreiten.¹⁹ Erzherzog Karl, der angesichts fortgesetzter Niederlagen antrat, die Leistungsfähigkeit der Armee durch Reformen zu steigern, konnte aufgrund seiner eigenen aufgeklärten, aber konservativen Grundhaltung zwar zu einer Aufwertung des einfachen Soldaten zum Ehrenmann gelangen, ihn zu einem Kämpfer für eine nationale Sache zu machen, lag dem Bruder des Kaisers jedoch fern. Dies verbat sich angesichts des multiethnischen Charakters der Habsburgermonarchie ohnehin. Die nationale Frage auf diese Weise auf die Tagesordnung zu setzen, konnte ungeahnte Konsequenzen nach sich ziehen, zentrifugale Kräfte auf den Plan rufen, die dem Bestand des Staates sehr viel gefährlicher sein würden als jede französische Armee. Als der zaghafte Versuch der Jahre 1808/9, einen Krieg bei breiterer Beteiligung und Aktivierung des Volkes zu führen, in eine Niederlage mündete, war solchen patriotisch-national(istisch)en Konzepten endgültig der Boden entzogen. Stattdessen wurde der Kaiser in absolutistischer Tradition zum Mittelpunkt militärischer Loyalität und Identifikation.²⁰

Die allgemeine Wehrpflicht in Preußen

Nach der Niederlage von 1806/7 sah sich Preußen vor die doppelte Aufgabe gestellt, einerseits die Armee als schlagkräftige bewaffnete Streitmacht neu aufzubauen und sie andererseits so zu gestalten, dass ein Zusammenbruch wie der erlebte zukünftig ausgeschlossen war. Dieser letztere Aspekt warf die Frage auf, von welcher Art die Armee zukünftig sein sollte, stehende monarchische Truppe oder nationales Volksheer, wohingegen der erstere angesichts der Begrenzung der Truppenstärke auf 42.000 Mann und des Verbots der Bildung von Milizen oder Reserveverbänden durch die Pariser Konvention von 1808 die Frage aufwarf, wie eine ausreichend große Zahl von Rekruten eingezogen und ausgebildet werden konnte, ohne den Vertragsbedingungen zuwiderzuhandeln. Erschwert wurde die Debatte durch den Gegensatz zwischen konservativen und reformorientierten Kräften.

Die Reformer um Gerhard von Scharnhorst drängten unter Aufnahme früherer Debatten auf die Einrichtung eines nationalen Heeres, das auf der Basis einer allgemeinen Wehrpflicht die Verbindung zwischen Volk und bewaffneten Kräften stärken und auf diese Weise die Motivation der Soldaten zur Verteidigung des Vaterlandes heben sollte. Demgegenüber war der König jedoch vor allem an einer Reorganisation der völlig am Boden liegenden Armee interessiert. Dies und der Umstand, dass aufgrund der personellen Begrenzung des Heeres eine allgemeine Wehrpflicht überhaupt nicht sinnvoll durchzuführen war, führte zur Einrichtung des sogenannten »Krümpersystems«, das darauf abzielte, einen möglichst großen

19 Schmitt 2007, 73f.

20 Schmitt 2007, 84-87.

Pool ausgebildeter Reserven zu schaffen, indem man die Militärflichtigen nur jeweils für eine kurze, mehrmonatige Ausbildungsphase einberief und zügig wieder entließ, um Platz für die nächsten Rekruten zu schaffen. An sich war dies noch keine allgemeine Wehrpflicht, aber doch schon ein Schritt in diese Richtung, da sich die Inanspruchnahme der dienstpflchtigen Bevölkerung – in Verbindung mit der Aufhebung der Söldnerwerbung – erheblich ausweitete.²¹

Die nächsten Schritte tat man im Jahr 1813, als der Übertritt auf die Seite der Gegner Frankreichs einerseits die Befreiung von den französischerseits auferlegten Restriktionen mit sich brachte und andererseits den Bedarf zur Verstärkung des Heeres in numerischer wie moralischer Hinsicht erforderte. Die Einrichtung des ›Instituts‹ der freiwilligen, sich selbst ausrüstenden Jäger mit Blick auf die besitzenden Stände und die darauf folgende Aufhebung der Exemtionen von der Kantonpflicht stellten in der Summe die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dar, auch wenn sie noch nicht als solche bezeichnet wurde.²² Die Einführung der Landwehr rundete die Maßnahmen schließlich im Sinne einer allgemeinen Volksbewaffnung bei persönlicher Verpflichtung jedes einzelnen Staatsangehörigen unter Aufhebung aller vormaligen ständischen Unterschiede und Privilegien ab. Eingekleidet wurde dieser – nicht immer vorbedachte und planvolle – Prozess in ein nationales Pathos.²³

Trotz dieser Aufbruchsstimmung und der mit der neuen Armee errungenen Siege gegen Frankreich war nicht sicher, dass die allgemeine Wehrpflicht Bestand haben würde. Im Mai 1814 wurden die alten Exemtionen wieder in Kraft gesetzt. Allerdings ermöglichten, teilweise erzwangen die Umstände es, doch wieder zur allgemeinen Wehrpflicht zurückzukehren: Die auf ihrer Grundlage gebildete Armee hatte sich im Krieg bewährt, und der Staat brauchte angesichts seiner Rückkehr an den Tisch der Großmächte und der gewaltigen Vergrößerung des Staatsgebietes bei gleichzeitiger Überschuldung ein schlagkräftiges, jedoch finanzierbares Heer.²⁴ Die Antwort hierauf lag im »Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1814«²⁵, das die eindeutige Abkehr von der Kantonpflicht mit ihren Exemtionen und sozialen Ungleichheiten bedeutete. Das Gesetz erklärte jeden Staatsangehörigen mit Vollendung des 20. Lebensjahrs für wehrpflichtig. Das Gesetz war hochgradig inkludierend, denn es ließ keine Ausnahmen zu und erlaubte lediglich den gebildeten Ständen einen einjährigen freiwilligen Dienst mit anschließender Verwendung als Offizier in der Landwehr anstelle der regulären dreijährigen Dienstzeit im stehenden Heer, den sogenannten ›Linientruppen‹. Dass es einen neuen Geist atmete, zeigt sich auch in einem technisch-redaktionellen Aspekt: Es war ein vergleichsweise kurzes Gesetz, das sich darauf beschränkte,

21 Walter 2003, 248-257.

22 Walter 2003, 274-280.

23 Walter 2003, 281-287.

24 Walter 2003, 300f.

25 Abgedruckt bei Dittmar 1851.

die – unterschiedslose – Wehrpflicht aller Staatsbürger anzuordnen, die Dienstzeit festzulegen und die Streitkräfte in Linie, Landwehr und Landsturm zu gliedern und diesen ihre jeweiligen Aufgaben und personelle Komposition zuzuordnen. Demgegenüber war die letzte Fassung des Kantonreglements von 1792²⁶ noch zu großen Teilen mit den Bestimmungen darüber angefüllt, wer nicht dienen musste. Die Linie stellte das aktive Heer dar und setzte sich aus den Berufsoffizieren, den freiwilligen Mannschaftsdienstgraden und den ausgehobenen Wehrpflichtigen zusammen. Die Landwehr bestand aus zwei sogenannten ›Aufgeboten‹, deren erstes die ehemaligen Liniensoldaten im Alter von 26 bis 32 Jahren, die nicht zur Aushebung gekommenen Wehrpflichtigen im Alter von 20 bis 25 Jahren und die aus ihren Einheiten ausgetretenen freiwilligen Jäger und Schützen umfasste. Im zweiten Aufgebot wurden die gedienten und ungedienten Dienstfähigen im Alter von 32 bis 39 Jahren erfasst, während der Landsturm alle gedienten und ungedienten Personen bis zu einem Alter von 50 Jahren aufnahm, die in keiner anderen militärischen Gliederung standen.²⁷

Die Modalitäten der Aushebung blieben allerdings unregelt, was zu einigen Irrungen und Wirrungen führte. Als problematisch erwies sich vor allem, dass man nicht bedacht hatte, dass die Zahl diensttauglicher Wehrpflichtiger den tatsächlichen Bedarf deutlich überschritt. Dazu kam, dass offen blieb, was mit den aus gesundheitlichen Gründen nicht Diensttauglichen geschehen sollte. 1831 wurden 49.267 von 79.145 tauglichen Wehrpflichtigen ausgehoben. Diese Punkte berührten unmittelbar die Frage der Wehrgerechtigkeit: Wer musste tatsächlich dienen, wie wurde ausgewählt? Die Bezirksregierungen in der Rheinprovinz stocherten über mehrere Jahre hinweg im Nebel, tauschten sich über Lösungsmöglichkeiten aus und kamen zu dem Schluss, dass das Wehrpflichtgesetz in seiner vorliegenden Form nicht anwendbar sei. Auch in anderen Provinzen regte sich Unmut, der zusätzlich vom Wunsch ehemals eximierter Bevölkerungsgruppen verstärkt wurde, wieder die Befreiung von der Wehrpflicht zu erlangen.²⁸ Also steuerte die Staatsregierung nach und erließ immer wieder Instruktionen zum Wehersatzwesen, das auf diese Weise eine ständige Baustelle blieb.²⁹

In diesem Gestaltungsprozess wurde der alte Konflikt zwischen Konservativen und Reformern fortgeführt. Erstere strebten danach, das Heer wie im Ancien Régime zum exklusiven Instrument des Herrschers und Schulungsanstalt für ordentliche Untertanen zu machen und der Gefahr einer Revolution, womöglich auch noch durch bewaffnete Kräfte wie die Landwehr, vorzubeugen.³⁰ Wichtige Felder der Auseinandersetzung waren hierbei die Dienstzeit, die Einteilung der Rekrutierungs-

26 Abgedruckt bei Frauenholz 1940, 309-336.

27 Schmitt 2007, 87-98.

28 Schmitt 2007, 91-95.

29 Schmitt 2007, 95-101 u. 105-114.

30 Walter 2003, 326-331.

bezirke und die Stationierung der Einheiten sowie die Verwendung der Rekruten. Die Frage der Dienstzeit wurde Gegenstand der Debatte, weil konservative Protagonisten wie der spätere Kaiser Wilhelm I. in seiner Zeit als Kronprinz und Armeeeoffizier eher zu längeren Dienstzeiten neigten, da sie davon ausgingen, dass es zwar relativ einfach sei, den Rekruten Schießen und Marschieren beizubringen, es aber eine längere Zeit brauche, sie zu ordentlichen, loyalen Untertanen des Königs zu erziehen. Für die liberalen Kräfte war dagegen eine kürzere Dienstzeit insofern erstrebenswert, als damit eine größere Zahl von Rekruten durch die Armee geschleust und ihrem Einfluss ausgesetzt werden konnte.³¹ Die Länge der Dienstzeit hatte aber auch Bedeutung für den Umfang der Aushebungen: Je kürzer die Dienstzeit, desto größer der Bedarf und desto höher die Aushebungsquoten, was insofern zu mehr Wehrgerechtigkeit führte, als der Anteil derjenigen, die dem Dienst auf ganz legale Weise entgingen, sank. Eine weitere, die Rekruten unmittelbar betreffende Frage war die, wie bzw. wo sie zur Verwendung kommen sollten. Reformen wie Hermann von Boyen hatten 1806/7 beobachtet, dass sich vor allem jene Einheiten – die Regimenter waren aufgrund des Kantonsystems hinsichtlich der Herkunft ihrer Rekruten regional relativ einheitlich zusammengesetzt – aufgelöst hatten, deren Heimatregionen vom Feind besetzt worden waren. Um dem vorzubeugen, aber auch, um die regionalen Identifikationsbezüge der Rekruten aufzubrechen, erwog man, die Einheiten zukünftig gemischt zusammenzustellen und häufiger den Standort wechseln zu lassen. Hiergegen sprachen aber bereits ganz praktische Gründe: Die ständige Verschiebung ganzer Regimenter war kostspielig und aufwendig, ebenso eine überregionale Verteilung der Rekruten. Auch waren die zivilen Behörden tief in militärische Angelegenheiten involviert: Sie wirkten entscheidend bei Erfassung und Aushebung der Wehrpflichtigen, Mobilmachungen, Truppenverpflegung, Unterbringung und Festungsbau mit. Es war für beide Seiten daher wesentlich einfacher, wenn militärische und zivile Verwaltungsbezirke annähernd deckungsgleich waren. In diesem Sinne wurde bereits in der Ersatzinstruktion von 1817 festgesetzt, dass Rekruten nur in dem Armeekorps verwendet werden durften, in dessen Ergänzungsbezirk ihre Heimatprovinz lag. Die Armeekorpsbezirke waren weitgehend deckungsgleich mit den Provinzen. Von bestimmten Ausnahmen wie dem Gardekorps oder verschiedenen, in den polnischen Provinzen rekrutierten Regimentern abgesehen waren die Einheiten der preußischen Armee daher regional relativ fest verwurzelt.³²

31 Schmitt 2007, 70-73.

32 Schmitt 2007, 177-184; Walter 2003, 495-498.

Rekrutierungspolitische Vielfalt im Vielvölkerstaat

In der Habsburgermonarchie blieb die rekrutierungstechnische Spaltung des Staatsgebietes bis 1867 erhalten. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde im Rahmen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht – dies nach der Niederlage im Krieg gegen Preußen (Königsgrätz 1866) – ein die gesamte Monarchie umfassender, einheitlicher Rekrutierungsraum unter einheitlichen gesetzlichen Vorlagen eingerichtet. Allerdings musste auch jetzt im Rahmen des Ausgleichs mit Ungarn hingenommen werden, dass die dem stehenden Heer nachgeordnete Landwehr geteilt wurde und das Königreich Ungarn mit der Honvéd eine eigene militärische Organisation erhielt, die sich im Lauf der Zeit zu einem national-ungarischen Ersatzheer entwickelte.³³

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde in Österreich ob der Enns und Österreich unter der Enns, Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien das Konskriptionsverfahren praktiziert. In dessen Rahmen wurde die Bevölkerung, aber auch der Viehbestand mehr oder minder regelmäßig erfasst und daraus die zur als Assentierung bezeichneten eigentlichen Aushebung benötigten Daten gewonnen. Entscheidend bei diesem System war, dass es wie die preußische Kantonverfassung eine Vielzahl von Exemptionen kannte und damit die Reichweite der Wehrpflicht erheblich einschränkte. Die Zahl der Ausnahmegründe wurde 1827 zwar eingeschränkt, im Gegenzug aber die aus eigenen Mitteln finanzierte Ersatzmannstellung erlaubt. Unter den nach Abzug der Eximierten und körperlich Untauglichen verbleibenden 18- bis 40-Jährigen wurden dann die tatsächlich einzuziehenden Personen ausgelost. Die Länge der Dienstzeit war von Waffengattung zu Waffengattung zeitweilig unterschiedlich. Seit 1802 dienten Infanteristen, Brückenbau- und Transportsoldaten zehn Jahre, Kavalleristen zwölf Jahre und Artilleristen und Pioniere 14 Jahre, 1811 erfolgte eine Vereinheitlichung auf 14 Jahre. Zeitweilig bestand für die ausgedienten Liniensoldaten noch eine Reservepflicht, dann die Verpflichtung zum Dienst in der Landwehr, die aber auch wieder 1852 aufgehoben wurde. Seit 1845 war die Dienstzeit einheitlich auf acht Jahre reduziert, zu denen ab 1852 eine zweijährige Reservezeit hinzukam. Allerdings diente in Friedenszeiten ohnehin kaum ein Wehrpflichtiger über die ganze Dienstzeit; vielmehr war es aus Kostengründen die Regel, die Wehrpflichtigen über Jahre hinweg zu beurlauben.³⁴

Die für Lombardo-Venetien gewählte Lösung hob sich vom eben beschriebenen Konskriptionssystem deutlich ab. Zunächst wurden die Aushebungen in diesem neuen Kronland noch auf provisorischer Basis durchgeführt. Erst am 17. September 1820 wurde ein Patent erlassen, durch welches zunächst in Anlehnung an die bestehende habsburgische Konskriptionspraxis Volkszählungen als Grundlage der Aushebungen institutionalisiert wurden. Wie in den sogenannten altkonskribier-

33 Hämmerle 2004, 175-186; Leonhard/Hirschhausen 2009, 81-85.

34 Schmidt-Brentano 1975, 65-69; Zimmermann 1983, 119f.

ten Provinzen wurden feste Regimentsersatzbezirke eingeführt und mit den zivilen Verwaltungseinheiten in Deckung gebracht. Strukturell war damit ein vergleichbarer Zustand wie in den übrigen konskribierten Ländern hergestellt, doch betrug die Dienstzeit für italienische Wehrpflichtige von Beginn an nur acht Jahre. Die Zahl der Exemtionen war erheblich eingeschränkt; vor allem – dies das augenfälligste Unterscheidungsmerkmal – war der Adel Lombardo-Venetiens ebenfalls wehrpflichtig. Allerdings konnten ausgehobene Adlige am Mannschaftsstand vorbei umgehend als Kadetten in die Offizierslaufbahn gelangen. Eine Parallele gab es hinsichtlich der Ersatzmannstellung, die auch den italienischen Rekruten offenstand. Dagegen blieb ihnen die Landwehr erspart. Sie wurde in den italienischen Kronlanden nicht eingeführt, um die öffentliche Meinung nicht weiter zu belasten. Die Auswahl der Auszuhebenden erfolgte per Los. Insgesamt baute das Rekrutierungspatent für Lombardo-Venetien deutlich auf den Prinzipien des Wehrersatzwesens des napoleonischen Königreichs Italien auf und orientierte sich hinsichtlich der – stark reduzierten – Exemtionen an staatlichen Bedürfnissen, nicht an ständischen Privilegien und Gegebenheiten. In Verbindung mit der eigenen Dienstzeit und der Einrichtung fixer Regimentsersatzbezirke wurde Lombardo-Venetien damit zu einem eigenständigen Rekrutierungsraum.³⁵

Zu den beiden Rekrutierungszonen der alt- oder deutschkonskribierten Länder und Norditaliens traten noch Tirol, die ›Militärgrenze‹ und das Königreich Ungarn hinzu. Diese Länder hatten sich entweder erfolgreich gegen die Einführung der Konskription gestellt bzw. waren im Fall der Grenzbezirke im Südosten des Habsburgerreiches gar nicht erst dafür vorgesehen. Die sogenannte ›Militärgrenze‹ war im 16. Jahrhundert an der Südgrenze Kroatiens als Schutzkordon gegen Türkeneinfälle eingerichtet worden und bestand bis 1881.³⁶ Bezogen auf unseren Untersuchungszeitraum sind die sogenannten Grundgesetze von 1807 maßgeblich, in welchen unter anderem die Aufteilung von Grund und Boden in den Gebieten der ›Militärgrenze‹ und der Charakter der Liegenschaften als Militärlehen des Kaisers fixiert wurden. Der Kaiser selbst war der Eigentümer, die sogenannten Grenzer, die die Lehen bewirtschafteten, Nießnutzer, die zu militärischem Dienst in den Grenzerregimentern verpflichtet waren.³⁷ In Ungarn hatte sich dagegen vor allem der Adel im ausgehenden 18. Jahrhundert erheblich gegen die Konskription gestemmt. 1784 eingeführt, musste sie nach 1787 bereits wieder eingestellt werden. Das Motiv der ungarischen Eliten für ihren Widerstand lag darin begründet, dass die kaiserliche Verwaltung als ausführende Instanz durch die Konskription erheblichen Zugriff auf die Bevölkerung der ungarischen Krone erhielt, was folgerichtig und in Kontext mit anderen Maßnahmen mit einer Zurückdrängung ständischer

35 Schmitt 2007, 126-132.

36 Zimmermann 1983, 28.

37 Zimmermann 1983, 42-44.

Kompetenzen und ungarischer Autonomie verbunden war. Die ungarischen Eliten erzwangen daher die Rückkehr zum ursprünglichen Ersatzstellungsverfahren, welches darin bestand, freie Werbungen durchzuführen und alle daraus nicht zu deckenden Ersatzbedürfnisse durch ständisch kontrollierte Aushebungen aufbringen zu lassen. Gerade letzteres war jedoch Verhandlungssache, so dass die kaiserliche Zentrale in Abhängigkeit von den Umständen nicht immer damit rechnen konnte, im gewünschten Umfang Rekruten aus Ungarn zu erhalten. Rekrutiert wurde vornehmlich unter der bäuerlichen Bevölkerung und in den Freistädten, die Dienstzeit konnte flexibel und von Fall zu Fall neu festgesetzt werden.³⁸ Aus ähnlichen Gründen wie die Ungarn – die Wahrung ständischer und regionaler Privilegien und Prärogativen – hatte auch Tirol die Einführung der Konskription blockiert. Also blieb es in Tirol bei der Anwerbung von Freiwilligen zum Tiroler Feld- und Landregiment bzw. nach 1815 der Konskription zum Kaiser-Jäger-Regiment und den überlieferten Formen der Landesdefension der frühen Neuzeit.³⁹

In letzter Konsequenz ließ diese rekrutierungspolitische Vielfalt eine Armee der Ungleichheit entstehen. Diese Ungleichheit existierte auf zwei Ebenen. Die eine war die der ausgehobenen Rekruten. Sie dienten zu völlig unterschiedlichen Konditionen. Die Untertanen aus Lombardo-Venetien sahen sich einer achtjährigen Dienstzeit gegenüber, Angehörige der Länder, in welchen die deutsche Konskription durchgeführt wurde, mussten 14 Jahre ableisten, die Grenzer schließlich waren einer theoretisch lebenslangen Verpflichtung unterworfen. Die militärische Dienstpflicht war also individuell gesehen höchst ungleich, was die Frage der gerechten Lastenverteilung äußerst problematisch machte. Dessen waren sich die militärischen wie zivilen Spitzenstellen der Habsburgermonarchie durchaus bewusst. Bei der Einrichtung des Aushebungssystems für Lombardo-Venetien wurde darüber intensiv diskutiert. Der Hofkriegsrat⁴⁰ tendierte zunächst dazu, die Einführung der 14-jährigen Dienstzeit zu fordern, damit sich die Rekruten aus den deutsch-konkribierten Ländern nicht benachteiligt fühlten. Außerdem wurde das militärische Argument der Ausbildung ins Feld geführt. Demgegenüber vertrat die Zentral-Organisierungs-Hofkommission, die von ziviler Seite federführend bei der Einrichtung des neuen Kronlandes war, den Standpunkt, dass eine so lange Dienstzeit der dortigen Bevölkerung nicht zuzumuten sei. Die Gründe hierfür waren vielfältiger Natur. Erstens fürchtete man einen Aufschrei der Untertanen, die zu Zeiten des napoleonischen Königreichs Italien (1805-1814) einer vierjährigen Dienstzeit unterworfen waren.⁴¹ Zweitens verlange die Struktur des Arbeitsmarktes eine vergleichsweise frühe Wiedereingliederung der Rekruten, die anderenfalls keine Aussicht mehr auf

38 Schmitt 2007, 117.

39 Schmidt-Brentano 1975, 49; Zimmermann 1983, 107.

40 Höchste Militärverwaltungsbehörde in der Habsburgermonarchie bis 1848, Vorläufer des dann gebildeten Kriegsministeriums, vgl. Regele 1949.

41 Schneid 1995, 67-70.

einen ausreichenden Broterwerb fänden. Das dritte Argument war, dass die Italiener aufgrund ihrer höheren Aufnahmefähigkeit besser und leichter auszubilden seien, so dass eine kürzere Ausbildungs- und Dienstzeit die Einsatzfähigkeit der entsprechenden Regimenter nicht gefährdete.⁴²

Die andere Ebene der Ungleichheit betraf die Kronländer. Im Rekrutierungspatent für das Königreich Lombardo-Venetien wurde eine gleiche Belastung der Kronländer⁴³ – anstelle einer gleichen Belastung der individuellen Wehrpflichtigen – als wichtiges Grundprinzip bei der Ersatzstellung postuliert. Unter den gegebenen Umständen war jedoch auch das nicht erreichbar. Unterschiedlich lange Dienstzeiten bedeuten unterschiedliche Ersatzzyklen, womit entsprechend mehr Rekruten ausgehoben werden, wie bereits am preußischen Beispiel gezeigt. Hinzu kommt, dass die Reichweite der Dienstpflicht durch eine Verringerung der Exemtionen in Lombardo-Venetien größer war als in den übrigen Kronländern. Angesichts der festen Bindung der Regimentersatzbezirke an bestimmte Bezirke⁴⁴ hatte dies zur Folge, dass sich die habsburgische Armee aus unterschiedlichen Kontingenten mit je eigenen Dienstbedingungen und sozialer Komposition zusammensetzte. Angesichts dieser sehr unbefriedigenden Situation wurden ab 1827 zunehmend Schritte ergriffen, die auf eine Vereinheitlichung der Rekrutierungsverhältnisse und –systeme in der gesamten Monarchie abzielten. In verschiedenen Etappen wurden die Exemtionen einander angeglichen und die Dienstzeit bis 1850 auf allgemein acht Jahre herabgesetzt. Alles in allem näherte man sich soweit den Grundsätzen des lombardo-venezianischen Systems an, dass die Spitzen der zivilen Verwaltung in Wien 1845 auf die Einführung eines reichsweit einheitlichen Rekrutierungssystems auf der Basis des Patentes für Lombardo-Venezien vorschlugen. Sie konnten sich damit zwar nicht durchsetzen, aber das 1858 erlassene Gesetz über die Ergänzung des Heeres und die 1867 eingeführte allgemeine Wehrpflicht brachten eine lediglich die ›Militärgrenze‹ ausklammernde, reichsweit einheitliche Rekrutierung. Die Aufteilung der Habsburgermonarchie in unterschiedliche Rekrutierungsräume und die daraus resultierende Ungleichbehandlung der Wehrpflichtigen je nach Landeszugehörigkeit fanden ein Ende.⁴⁵

Konflikt und Kooperation

Die Verpflichtung zum im Ernstfall mit dem Einsatz des eigenen Lebens verbundenen Dienst im streng hierarchischen, das Leben der Betroffenen strikt regulierenden

42 Schmitt 2007, 124f.

43 Vgl. die Präambel des Patentes vom 17. September 1820; ein Exemplar findet sich im Österreichischen Staatsarchiv, Kriegsarchiv Wien, Hofkriegsrat Hauptreihe, 1845, K52/25.

44 Wrede 1898, 17.

45 Schmitt 2007, 134-137.

und kontrollierenden Militär ist eine der tiefgreifendsten Forderungen, die ein Gemeinwesen an seine Angehörigen stellen kann. Es ist damit zu rechnen, dass sie nicht immer auf Zustimmung stößt, sondern im Gegenteil auch Verweigerung provoziert. So verlief die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen keineswegs reibungslos, sondern stieß auf teils deutliche Kritik der vormals von der Militärpflicht ausgenommenen, nun aber ebenfalls einbezogenen Stände.⁴⁶ Aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert liegen Beispiele für offenen, gewaltsamen Widerstand etwa in Westpreußen nach der Einverleibung durch Preußen und der Einführung des Kantonsystems oder der Eifel nach der französischen Okkupation und der darauf folgenden Übertragung der Konskription vor. Hier deutet sich an, dass nicht zuletzt die Bevölkerung neu erworbener Herrschaftsgebiete, deren Haltung gegenüber Staat und Regierung teils ungeklärt, teils kritisch, möglicherweise auch feindselig war, in besonderem Maße gegen die Zumutung der Aushebung zum Militärdienst aufbegehrten. Allerdings lässt sich diese Annahme für die oftmals als besonders kritisch empfundenen preußischen und habsburgischen Neuerwerbungen nach 1815 – die Rheinprovinz und Lombardo-Venetien – nicht verifizieren. Offener Widerstand gegen Wehrpflicht bzw. Konskription fand hier nicht statt.⁴⁷ Allerdings sind auch andere Formen der Verweigerung möglich. Es handelt sich um die als Refraktarität bezeichnete unerlaubte Abwesenheit der Wehrpflichtigen von der Musterung bzw. Aushebung; um Betrugsdelikte zur Erlangung einer legalen Befreiung und schließlich das Vortäuschen von befreienden Gebrechen bis hin zur Selbstverstümmelung. Letztere stellt sicherlich die spektakulärste, gleichzeitig aber auch seltenste Strategie der Wehrdienstvermeidung dar. Man kann relativ sicher davon ausgehen, dass sich die Zahl der Fälle gemessen an der Gesamtzahl der Gemusterten im niedrigen einstelligen Promille-Bereich bewegte, also praktisch keine Rolle spielte.⁴⁸ Bei der Vortäuschung von Krankheiten oder körperlichen Gebrechen ist die Lage unübersichtlicher. Dies liegt vor allem daran, dass ohnehin ein sehr hoher Anteil der Gemusterten – im Regierungsbezirk Trier in der preußischen Rheinprovinz zeitweilig 60 Prozent – wenigstens bis zur nächstjährigen Musterung zurückgestellt wurden, da sie im Moment der ärztlichen Untersuchung nicht zur Einberufung tauglich waren. Die Gründe hierfür waren unterschiedlicher Natur. Sicherlich sehr wichtig waren die oftmals prekären sozio-ökonomischen Bedingungen, in denen die Militärpflichtigen lebten. Bei weit verbreiteter Pauperisierung und Verelendung im Vormärz war es nicht weiter erstaunlich, dass Mangelernährung, schwere Arbeit und das Umherziehen der Wanderarbeiter schwere körperliche Schäden und Defizite verursachten und damit eine große Zahl der Militärpflichtigen untauglich machte. Das traf saisonbedingt insbesondere dann zu, wenn Musterungen wie in

46 Frevert 2001, 30-35.

47 Schmitt 2007, 189f.

48 Schmitt 2007, 230f.

Lombardo-Venetien nicht zu immer gleichen Zeiten stattfanden, sondern variabel waren. So konnte es dazu kommen, dass eine Musterung im frühen Herbst überdurchschnittlich viele Untaugliche produzierte, weil die Militärflichtigen durch die auslaugende Arbeit in der Sommerhitze körperlich stark geschwächt waren. Dazu gesellte sich der Umstand, dass der medizinische Kenntnisstand, aber auch die Wünsche der Militärs nach großgewachsenen Rekruten zu einer zu engen Auslegung der Tauglichkeitskriterien führten.⁴⁹ Betrugsdelikte kamen in diesem System natürlich vor. In der Rheinprovinz erregte der Elberfeld-Kölner Bestechungsskandal Aufsehen. Hier hatten sich Mitglieder einer Ersatzkommission und Privatleute zusammengetan und fälschten Atteste über Untauglichkeit, die den Musterungsärzten untergeschoben wurden. Ihre ›Kunden‹, die sich auf diese Weise vom Militärdienst befreien ließen, zahlten dafür bis zu 200 Taler. Trotz des schon zeitgenössisch hohen Aufsehens blieben die Betrugsfälle selbst bei Annahme einer deutlich höheren Dunkelziffer ein marginales Problem.⁵⁰ Ein größeres Problem stellte die Refraktarität dar, die beispielsweise in Venetien zeitweilig an die 20-Prozentmarke heranreichte.⁵¹ Allerdings war dies nicht der Normalzustand. Tatsächlich lag der Anteil der unerlaubt abwesenden Personen in aller Regel deutlich niedriger im einstelligen Prozentbereich und unterschied sich regional sehr stark. In der Rheinprovinz war Refraktarität in strukturschwachen Räumen verbreiteter als in ökonomisch entwickelten Zonen. Gleichzeitig waren städtische Gebiete, und dies gilt auch für Venetien, stärker betroffen als der ländliche Raum.⁵² Insgesamt waren die neuen Provinzen am Rhein und in Norditalien nicht auffälliger betroffen als andere neue oder ältere Gebiete. Im Königreich Preußen war die Provinz Sachsen rekrutierungstechnisch das Sorgenkind, da hier zwischen 1831 und 1862 im Schnitt jährlich über elf Prozent der Militärflichtigen unerlaubt abwesend waren. Im gesamten Königreich fehlten durchschnittlich 5,38, in der Rheinprovinz 4,56 Prozent. Für die Kronländer der Habsburgermonarchie ist ein Vergleich erst ab 1858 mit der Herstellung reichsweit gleicher Rekrutierungsbedingungen sinnvoll. Aber auch hier zeigt sich, dass der Anteil der Refraktäre unter zehn Prozent blieb.⁵³

Was aber waren die Gründe für die unerlaubte Abwesenheit? Eine immer wiederkehrende Erklärung geht davon aus, dass es sich hier um eine gezielte Flucht vor dem Dienst in einer verhassten oder wenigstens sehr skeptisch betrachteten Einrichtung handele.⁵⁴ Aber diese Deutungen gehen fehl, indem sie die sozioökonomischen Grundbedingungen der Zeit und die daraus erwachsenden Zwänge der im dienstpflichtigen Alter befindlichen jungen Männer ignorieren, zu Sicherung ih-

49 Schmitt 2007, 200-207.

50 Schmitt 2007, 207-214.

51 Schmitt 2007, 234f.

52 Schmitt 2007, 240-245.

53 Schmitt 2007, 248f.

54 Zunkel 1962, 86f.; Frevert 2001, 71f.; Zorzi 1985, 44.

res Lebensunterhaltes dorthin zu wandern, wo Arbeit zu finden war. Im äußersten Fall war dies in Übersee, so dass die großen deutschen Auswanderungswellen der 1840er und 1850er Jahre gebietsweise einen deutlichen Niederschlag in den Rekrutierungsstatistiken fanden. Aber diese Auswanderungswellen fielen mit sozioökonomischen Krisen zusammen und waren keineswegs durch einen vermeintlichen Hass auf die Militärpflicht induziert.⁵⁵

Schluss

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass mit der französischen Revolution und den aus ihr resultierenden militärisch-politischen Umwälzungen und Erfordernissen die Militärpflicht in den europäischen Staaten auf eine neue Ebene gehoben wurde. Sie bewegte sich in Richtung der allgemeinen Wehrpflicht, die jedoch von keiner europäischen Großmacht im Laufe des 19. Jahrhunderts wirklich umgesetzt wurde.⁵⁶ Allerdings lässt sich am Beispiel der Entwicklung in Preußen und der Habsburgermonarchie die Tendenz zur Ausweitung der Dienstpflicht und die zunehmende Reduzierung von Ausnahmegründen ständischen Ursprungs beobachten. Der Weg, den die Habsburgermonarchie hier zu gehen hatte, war jedoch wesentlich weiter als die Strecke, die Preußen zurückzulegen hatte. In Preußen herrschten ab 1814/15 flächendeckend gleiche gesetzliche Grundlagen, so dass die Umsetzung der theoretisch existierenden allgemeinen Wehrpflicht allein von der Größe des Heeres, dem daraus abzuleitenden Ersatzbedarf und der Rekrutierungsquote sowie den aus medizinischen, sozialpolitischen und ökonomischen Gründen gewährten Befreiungen vom Militärdienst abhing. Dagegen setzte sich die ethnische wie staatspolitische Divergenz der Habsburgermonarchie im Rekrutierungswesen fort und sorgte dafür, dass nicht einmal eine gleichmäßige Belastung aller Kronländer möglich war. Auf Ebene der Truppenteile führte dies zur Bildung von kronlandgebundenen Kontingenten, indem die Einwohner Lombardo-Venetiens nur in habsburgisch-italienischen Regimentern zum Einsatz kamen, die im Vormärz angesichts finanzieller und logistisch-medizinischer Probleme auch nicht sehr weit weg von ihren Rekrutierungsräumen eingesetzt wurden. Eine Durchmischung der Regimenter jedoch verbot sich angesichts der komplexen Sprachenproblematik. Unmittelbar vor Ausbruch der Märzrevolution von 1848 standen 20.000 von 30.000 eingezogenen Rekruten aus Lombardo-Venetien in der in ihrem Herkunftsland stationierten Italien-Armee des Feldmarschalls Radetzky. In Preußen war dies jedoch nicht anders. Trotz des Boyen'schen Konzepts einer die Bewohner der unterschiedlichen Provinzen zu einer Nation verschmelzenden Integrationsinstitution, wurden in der Rheinprovinz

55 Schmitt 2007, 270-273.

56 Walter 2003, 469-471.

rheinische Regimenter aufgebaut, die in ihrer Heimatprovinz stehenblieben. Die permanente, weiträumige Verschiebung von Rekruten und Einheiten scheiterte v. a. an logistischen und finanziellen Widerständen; dazu kam, dass viele Militärs eher der Ansicht zuneigten, dass die Regimenter durch die landsmannschaftliche Nähe der Rekruten einen besseren inneren Zusammenhalt entwickelten.⁵⁷ Bezogen auf die gesamte Monarchie bedeutete dies, dass eher partikuläre Identifikationsbezüge hergestellt wurden und die Angehörigen der rheinischen bzw. habsburgisch-venezianischen Regimenter sich als Rheinländer bzw. Veneter betrachteten und keinen übergeordneten, nationalen bzw. supranationalen Horizont entwickelten.

Die Bevölkerung leistete gegen die Ausweitung der militärischen Dienstpflicht keinen größeren Widerstand. Betrug, Täuschung und Flucht kamen vor, waren jedoch letztlich Randerscheinungen und dürfen keineswegs überbewertet werden. Auch in den vermeintlich problematischen, gegenüber der jeweiligen Zentralregierung besonders kritisch eingestellten neuen Provinzen am Rhein und in Norditalien begegneten die Staatsangehörigen der Forderung des Staates relativ gelassen und erwiesen sich als zuverlässig. Dass hieraus aber nicht zwingend eine engere Bindung an den Staat und die gesamtstaatliche Gesellschaft entstehen musste, zeigt sich an dem Umstand, dass in der Revolution von 1848 lombardo-venetianische Soldaten in Massen desertierten, während rheinische Landwehrmänner zu den Revolutionären überliefen. Allerdings bedeutete das nicht umgekehrt, dass die rheinischen bzw. italienischen Rekruten besonders unzuverlässig gewesen seien. So meuterten 1907 südfranzösische Regimenter, als sie in Nordfrankreich stationiert werden sollten.⁵⁸ Die integrative respektive zentrifugale Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht muss im 19. Jahrhundert letztlich als begrenzt gesehen werden. Sie war nicht Schule der Nation, aber auch keineswegs Stein des Anstoßes oder Treibsatz für Rebellion und Widerstand.

Literaturverzeichnis

- Blessing 1991 = Blessing, Werner K.: Disziplinierung und Qualifizierung. Zur kulturellen Bedeutung des Militärs im Bayern des 19. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 17 (1991), 459-479.
- Connelly 2006 = Connelly, Owen: *The Wars of The French Revolution and Napoleon, 1792-1815*, New York 2006.
- Dittmar 1851 = Dittmar, W.: *Die Heeres-Ergänzung. Eine Sammlung der über die Verpflichtung zum Militärdienste, über die jährlichen Ersatzaushebungen über den freiwilligen Eintritt in den Militärdienst, über die Ergänzung des Offiziers-Korps des*

57 Schmitt 2007, 281-284.

58 Schmitt 2007, 292f.

stehenden Heeres, über das Fortdienen der Soldaten, über die Entlassung von den Fahnen und über die Kontrolle der Militäirpersonen des Beurlaubtenstandes bestehenden offiziellen Vorschriften, Zweite, vermehrte Auflage, Magdeburg 1851.

Elting 1999 = Elting, John R.: *Swords around a Throne. Napoleon's Grande Armée*, London 1999.

Frauenholz 1940 = Frauenholz, Eugen: *Das Heerwesen in der Zeit des Absolutismus (Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens 4)*, München 1940.

Frevert 2001 = Frevert, Ute: *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001.

Gestrich/Schmitt 2013 = Gestrich, Andreas/Schmitt, Bernhard: *Militär und Gesellschaft in Herrschaftswechseln. Formen von Inklusion und Exklusion in militärischen Kontexten im 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 17 (2013) 1 (Themenheft Militär und Gesellschaft in Herrschaftswechseln, herausgegeben von Andreas Gestrich und Bernhard Schmitt)*, 9-19.

Hämmerle 2004 = Hämmerle, Christa: *Die k. (u.) k. Armee als Schule des Volkes? Zur Geschichte der Allgemeinen Wehrpflicht in der multinationalen Habsburgermonarchie (1866-1914/18)*, in: *Jansen, Christian (Hg.), Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 3)*, Essen 2004, 175-213.

Hippler 2013 = Hippler, Thomas: *Problematischer Nationalismus. Kaiserkult und Volkssouveränität in Selbstzeugnissen deutscher Soldaten unter Napoleon*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 17 (2013) 1 (Themenheft Militär und Gesellschaft in Herrschaftswechseln, herausgegeben von Andreas Gestrich und Bernhard Schmitt)*, 85-115.

Hunecke 2011 = Hunecke, Volker: *Napoleon. Das Scheitern eines guten Diktators*, Paderborn 2011.

Leonhard/Hirschhausen 2009 = Leonhard, Jörn/Hirschhausen, Ulrike von: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert (FRIAS Rote Reihe 1)*, Göttingen 2009.

Mayer 2008 = Mayer, Karl J.: *Napoleons Soldaten. Alltag in der Grande Armée*, Darmstadt 2008.

Papke 1983 = Papke, Gerhard: *Von der Miliz zum stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus*, in: *Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden. 1648-1939, Bd. 1, Abschnitt I, Lizenzausgabe München 1983*.

Scheutz 2001 = Scheutz, Martin: *Alltag und Kriminalität. Disziplinierungsversuche im steirisch-österreichischen Grenzgebiet im 18. Jahrhundert (MIÖG, Ergänzungsband 38)*, Wien-München 2001.

Regele 1949 = Regele, Oskar: *Der österreichische Hofkriegsrat 1556-1848 (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsband 1, Heft 1)*, Wien 1949.

- Schmidt-Brentano 1975 = Schmidt-Brentano, Antonio: Die Armee in Österreich. Militär, Staat und Gesellschaft 1848-1867 (Wehrwissenschaftliche Forschungen, Bd. 20), Boppard am Rhein 1975.
- Schmitt 2007 = Schmitt, Bernhard: Armee und staatliche Integration. Preußen und die Habsburgermonarchie 1815-1866 (Krieg in der Geschichte 36), Paderborn 2007.
- Schneid 1995 = Schneid, Frederick C.: Soldiers of Napoleon's Kingdom of Italy. Army, State, and Society, 1800-1815 (History and Warfare 175), Boulder 1995.
- Walter 2003 = Walter, Dierk: Preußische Heeresreformen 1807-1870. Militärische Innovation und der Mythos der 'Roonschen Reform' (Krieg in der Geschichte 16), Paderborn 2003.
- Wohlfeil 1983 = Rainer, Wohlfeil: Vom Stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht (1789-1814), in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.), Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden. 1648-1939, Bd. 1, Abschnitt II, München 1983.
- Wrede 1898 = Wrede, Alphons von: Geschichte der k.u.k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts, Band I, Wien 1898.
- Zimmermann 1983 = Zimmermann, Jürg: Militärverwaltung und Heeresaufbringung in Österreich bis 1806, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden. 1648-1939, Bd. 1, Abschnitt III, München 1983.
- Zorzi 1985 = Zorzi, Alvise: Venezia Austriaca, 1798-1866, Rom-Bari 1985.
- Zunkel 1962 = Zunkel, Friedrich: Der Rheinisch-Westfälische Unternehmer 1834-1879. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert (Dortmunder Schriften zur Sozialforschung, Bd. 19), Köln-Opladen 1962.

Soldaten formen

Körperkultur im Paris des frühen 19. Jahrhunderts

SUN-YOUNG PARK

»Frankreich ist in seinem innersten Wesen eine kriegerische Nation. Die Geschichte der französischen Soldaten ist mit der des ganzen Volkes gleichzusetzen. Wie schon bei Chlodwig so unter Ludwig IX., bei Karl dem Großen so auch unter Napoleon, bei Philipp-August und Ludwig XIV., zogen sie für die Verteidigung des Glaubens gegen die Muselmanen oder gegen die verbündeten Monarchien der Koalition ins Feld. Ebenso erhoben sich die Volksmassen im Namen der Freiheit und griffen zu den Waffen. Stets waren die Soldaten dabei bevollmächtigte Vertreter unserer Nation. Sie waren als Repräsentanten französischen Gedankenguts das Werkzeug der Schicksalsbestimmtheit des Vaterlandes. Auf dass die glorreiche Erinnerung zugleich das Lilienbanner der alten Monarchie wie die Trikolore der jungen Generation umschließen möge!«¹

Mit diesen Worten ließ Léon Curmer schon auf den ersten Seiten seiner ›Physiologie‹ von 1842 den französischen Soldaten hochleben und beschrieb gleichzeitig die Quintessenz des männlichen Ideals als stark und viril, besonnen und energisch zugleich. Als Steuermann sollte er den Fortschritt der französischen Zivilisation lenken. Sei es nun in Kriegs- oder in Friedenszeiten – er würde die Nation verteidigen, das Gemeinwesen anführen und zukünftige Generationen inspirieren.

Doch im 19. Jahrhundert war diese Kriegerfigur weit davon entfernt ein konstantes, unhinterfragtes Ideal zu sein. Wie jüngere Gender- und Sexualforschungen argumentiert und gezeigt haben, sind Männlichkeitskonzeptionen soziale Konstrukte. Als positive Bewertungen bleiben sie angreifbar und werden im Prozess der Legitimierung und Zuordnung von Geschlechterbildern und -rollen immer wieder in Frage gestellt.²

Dieser Beitrag konzentriert sich auf eine vermeintliche ›Krise der Virilität‹ in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als historisches Momentum. Insbesondere wird der Aufstieg der Körperkultur und -hygiene zwischen 1815 und 1848 un-

1 Curmer 1840-42, 1-2 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

2 Beispiele für Forschung, die diese Ideen und Themen behandeln, siehe: Nye 1993, Rauch 2000, Downs 2004, Tosh 2005, Surkis 2006 und Sohn 2009.

tersucht, als die Sorgen über schwächelnde militärische Schlagkraft in Frankreich eine Debatte über nationalen Niedergang und Degeneration auslöste. Während unterschiedliche politische, soziale und kulturelle Aspekte dieser Geschichte bereits von verschiedenen Spezialisten des Faches untersucht wurden,³ wird in diesem Beitrag die materielle und räumliche Dimension dieser Entwicklungen im Detail unter folgenden Gesichtspunkten befragt: Welche Maßnahmen wurden auf den Weg gebracht, um den männlichen Körper in diesem scheinbaren Moment der Verwundbarkeit als soldatisches Idealbild zu (re-)konstruieren? Wie prägt die politisch aufgeladene Reaktion auf diese ›Verwundbarkeit‹ räumliche Fragen, also Raumvorstellung, die für eine Kultivierung eines Bürger-Soldaten vorgesehen worden waren. Schließlich: Was sagt diese materielle Kultur und ihr Anteil an der Formung von Männlichkeit – als Vorstellung wie physisch konkret als Körper gesprochen – über dieser Zeit aus?

Nationaler Niedergang und die ›Krise der Männlichkeit‹

Die vorliegende Lehrmeinung zu Männlichkeitsvorstellungen des 19. Jahrhunderts tendiert dazu, ein singuläres Narrativ des Triumphes von ›Krieg und Militär‹ nachzuzeichnen, das seine Apotheose während der Dritten Französischen Republik (1870-1940) im oft genannten »Zeitalter der Kaserne« erfährt.⁴ Die Entwicklung setzt in den Nachwehen des Deutsch-Französischen Krieges – der als tiefe Demütigung empfundenen Niederlage der französischen Armee von 1870/71 – an und folgt dem im Anschluss daran geführten Diskurs über die soziale Regeneration in Frankreich. Wie in der Literatur zu diesem Gegenstand schon verschiedentlich zur Diskussion gestellt wurde, ist das Soldatenideal der Dritten Republik die politische wie sozial-konstruierende Reaktion auf diese nationale Identitätskrise.⁵

Diese zeitgenössische Wahrnehmung der eigenen Nation als degeneriert ist im Grunde die Wiederholung einer früheren Situation. Deborah Gutermann-Jacquet hat vorgeschlagen, dass das frühe 19. Jahrhundert nicht nur von Weltschmerz, »mal du siècle« erfüllt war, sondern auch ein ›Ungemach unter den Geschlechtern‹ (»mal du sexe«) durchlebt hat.⁶ Etablierte Geschlechterrollen, etwa das Sozialprestige des Soldaten, scheinen in der nach-napoleonischen Ära zerrüttet gewesen zu sein.⁷ In

3 Zum Beispiel Spivak 1975, Arnaud 1981, Defrance 1987, Andrieu 1999, Amal 2009.

4 So beschrieben bei Auvray 1998; Sohn 2009, Kapitel 5; Bertaud 2011, 158.

5 Vgl. zu Forschungen zum Verhältnis von Armee und der Konstruktion männlichen Staatsbürgertums sowie nationaler Identität Roynette 2000, Auvray 1998, Arnaud 1991 und zuletzt der Sammelband von Corbin/Vigarello/Courtine 2011 (Bd. 2) mit dem (frz.) Titel ›Der Triumph der Virilität – das 19. Jahrhundert‹, der das Eintrichtern männlicher Ideale durch Institutionen wie Schule oder Armee diskutiert.

6 Gutermann 2007.

7 Girardet 2001.

den Worten von Alexandre Kojève: »Brummell wusste, dass man nach Napoleon nicht mehr Soldat sein konnte«. ⁸ Diese Krisenwahrnehmung der Männlichkeit wurde in der Literaturproduktion der Zeit entsprechend aufgegriffen und reproduziert. Etwa in der literarischen Person des ›Julien Sorel‹, Protagonist in Stendhals *Le Rouge et le Noir* von 1830, der mit sich und seinem Verlangen nach militärischem Ruhm ringt, gleichzeitig aber auch mit der Ernüchterung, dass dieser Weg nicht mehr in die schwindelerregenden Höhen führte, die er sich in seinen Wunschvorstellungen erhofft hatte. Alfred Mussets *La Confession d'un enfant du siècle* von 1836 bietet eine aufwühlende Passage, die dem Orientierungsverlust seiner Generation Ausdruck verleiht:

»Ein Gefühl unbeschreiblicher Malaise begann sich jetzt in den Herzen der Jugend auszubreiten. Durch die Herrscher der Welt zur Tatenlosigkeit verurteilt, Schulmeistern jeglicher Couleur ausgeliefert, zum Müßiggang und Langeweile verdammt, machten sich die jungen Leute auf die Reise, um sich in jenes aufbrauchende Meer zu stürzen, auf das sie ihr Muskelkraft vorbereitet hatten.« ⁹

Für diese »Kinder strotzend vor Kraft und Kühnheit, Söhne des Kaiserreiches und Enkeln der Revolution«, so Stendahl in *Le Rouge et le Noir* weiter, erschien die Gegenwart der Leidenschaft und des Triumphs beraubt, die ihnen versprochen worden war. Diese Melancholie äußerte sich nicht nur durch ein moralisch-seelisches, sondern auch als ein körperliches Problem. In Folge der militärischen Rückschläge, die 1815 bei Waterloo in Napoleon Bonapartes endgültiger Niederlage kumulierten, befand die öffentliche Meinung, dass die Nation dahinsieche – im Körperlichen wie im Geistigen. Im Verlauf der folgenden Jahrzehnte wurde die ›Qualität‹ der Soldaten und Konskribierten – so die Wahrnehmung – zu einem offensichtlichen wie greifbaren Maß für diesen Verfall. Ab 1819 begann das Kriegsministerium Rekrutierungsberichte (*Compte rendu sur le recrutement de l'armée*) zu veröffentlichen, in denen Statistiken enthalten waren, die Aufschluss über die Anzahl der auf Tauglichkeit untersuchten Kriegsdienstpflichtigen und der Untauglichen gaben. Darin wurden auch die Ablehnungsgründe, aufgeschlüsselt nach mangelnder Körpergröße, schwächerer Konstitution oder körperlicher Gebrechen angeführt. Für die Ärzte und Sozialkritiker waren diese Zahlen alarmierend. Die kurzfristige Senkung

8 Nach Lapouge 1968, 19 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.); der hier erwähnte Brummell bezieht sich auf Beau Brummell, eine ikonische Figur im gesellschaftlichen Leben des *Regency England* (1811-1820), dessen exzentrische männliche Garderobe ihn zum Trendsetter des Dandytums des frühen 19. Jahrhunderts machte. Kojèves Kommentar steht im Kontext einer Diskussion der Philosophiegeschichte. Kojève argumentiert, dass Hegel richtig damit lag, dass das Jahr 1806 das Ende der Geschichte markierte, dass nach Hegel und Napoleon nichts mehr Neues eintrat – oder eintreten hat können – und nur noch Ereignisse eintreten würden.

9 Musset 1836, Kapitel 2 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

der Mindestkörpergröße für den Kriegsdienst von 1 Meter 57 Zentimeter auf 1 Meter 54 Zentimeter zwischen 1830 und 1832 wurde als unheilvoller Indikator für eine Nation im Niedergang gewertet.¹⁰ Henri Boulay de la Meurthe, ein Mitglied des Ausschusses für Grundschulunterricht (*Comité central d'instruction primaire*) der Stadt Paris, äußerte seinen Unmut darüber, dass – während andere Nationen umfassende Programme für Körpererziehung initiiert hätten – allein Frankreich dieses vitale Praxis vernachlässige. Eine Sachlage, die klar an der Qualität des ›militärischen Körpers‹ abzulesen sei. Bezugnehmend auf die 1838er Ausgabe des Rekrutierungsberichts merkte Boulay an, dass beinahe 20 von 100 Konskribierten körperlich für dienstuntauglich erklärt worden waren. Von den verbleibenden 80 wurden schlussendlich acht aufgrund mangelnder Körpergröße und weitere 30 wegen diverser sonstiger Gebrechen abgelehnt. Gleichzeitig verwies Boulay darauf, dass die Restlichen – bei einer durchschnittlichen Körperhöhe von »5 *pieds 1 pouce*« kaum als großgewachsen beschrieben werden könnten.¹¹ Beinahe zehn Jahre später, und angesichts von 30 Prozent dienstuntauglicher Kriegsdienstpflichtiger in den 1840er Jahren, bedauerte der »*gymnasiarque*« Hippolyte Triat die körperliche Minderwertigkeit der französischen Soldaten.¹²

Diese Sorgen bezüglich der gefühlten Schwächung der französischen ›Rasse‹ waren Impulse für neue Theorien zur ›körperlichen und moralischen Hygiene‹.¹³ Ärzte argumentierten, dass Medizin und Gesundheitswesen übersehen hätten, dass menschliche Wesen – wie Tiere eben auch – gezüchtet werden könnten, um ihre Körpereigenschaften zu modifizieren. Studien der Hygiene, so die Forderung, sollten über den bloßen Erhalt der Gesundheit hinausgehen und sich der Verbesserung und Perfektionierung des menschlichen Körpers annehmen. Hippolyte Royer-Colard, Professor an der Pariser Medizinischen Fakultät führt es folgendermaßen aus:

10 Die Mindestgröße für Dienstpflichtige fluktuierte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: Zwischen 1799 und 1803, lag die Anforderung bei 1 Meter 59 Zentimeter 8 Millimeter. Das wurde auf 1,544 Meter 1804 gesenkt. Eine Änderung, die mit dem Frieden von Amiens (1802, beendete den Zweiten Koalitionskrieg) und Napoleons Bedarf nach mehr dienstfähigen Männern zusammenhing. Das Gesetz vom 10. März 1818 setzte die erforderliche Körpergröße auf 1,570 Meter hinauf, doch wurde diese per Gesetz vom 11. Dezember 1830 wieder auf 1,540 Meter zurückgenommen. Gesundheitsinspektoren der Armee kritisierten diese neue Gesetzesregelung und argumentierten, dass die Qualität der Männer, die für den Kriegsdienst akzeptiert wurden, leiden würde, und dass den Männern am unteren Ende der Skala aller Voraussicht nach die Kraft fehlen würde, um das Körperdefizit auszugleichen. Angesichts dieses Murrens wurde mit dem Gesetz vom 11. März 1832 die Größenbeschränkung zum letzten Mal auf 1,560 Meter erhöht, was dann für die nächsten Dekaden beibehalten wurde, siehe Boudin 1863.

11 5 Fuß 1 Zoll sind rund 1,65 Meter, Boulay 1840.

12 Triat 1847. Triat gibt zwar seine Quellen nicht an, wahrscheinlich bezieht er sich aber auf den oben erwähnten *Compte rendu sur le recrutement de l'armée*; »*gymnasiarque*« ist das nur im Französischen gebräuchliche Lehnwort für den Vorsteher des *gymnasion* als Bildungs- und Trainingsstätte für jugendliche Athleten im antiken Griechenland (Anmerk. d. Übersetz.).

13 Diese Theorien zu ›physischer und moralischer Hygiene‹ sind Teil eines umfassenderen Diskurses zum nationalen Niedergang und Degeneration, welche die revolutionäre und nach-revolutionäre Zeit überrückt, siehe dazu Quinlan 2007 für eine detaillierte Diskussion dieser Debatte.

»Die Hygiene ist jener Teilbereich der Medizin, der uns lehrt das Leben des Menschen auf solche Weise zu regeln, dass der freie Vollzug all seiner Funktionen und die vollständige Entwicklung seiner Fähigkeiten gewährleistet werden. Sie beabsichtigt nicht nur die Gesundheit zu erhalten, Krankheiten zu verhindern – sie will auch verbessern, die Instrumente des Lebens perfektionieren, aus dem menschlichen Fonds alles extrahieren was hervorgebracht werden kann, verbessern ohne den Organismus zu gefährden, und dass beim größtmöglichen Kraftaufwand.«¹⁴

Diese Ideen einer Proto-Eugenik trugen zum Entstehen einer neuen Körperkultur im frühen 19. Jahrhundert bei, die Körperertüchtigung, Bewegung und physische Fitness propagierte.¹⁵

Die Armee diente als wichtige Testgruppe für die Entwicklung dieser neuen Theorien zu Gesundheit und Hygiene. In einem Bericht zur Situation des Militärs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, der die Vorzüge gymnastischen Trainings für die Armee diskutierte, verzweifelte der Autor an der untätigen, inaktiven Infanterie, und dass dieser »Müßiggang im selben Maße die Entwicklung der moralischen und physischen Fähigkeiten behindere wie er Quell für Undiszipliniertheit, Zügellosigkeiten aller Art und Krankheiten ist.«¹⁶ Leibeserziehung würde neben Steigerung der soldatischen Tapfer- und Tüchtigkeit auch dem gegenwärtigen Trend der moralischen Stagnation und Degeneration entgegenwirken. All das sei mit historischen Erschütterungen verknüpft.

Als Nachwirkungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege wurde nun Leibesübung, die gemeinsame Kultivierung von Körper und Geist, als medizinisch wie sozial dringliche Frage aufgefasst. »Moralische Hygiene« galt als »Kur« zur Wiederherstellung der Ordnung in Zeiten der Melancholie und Unsicherheit. Trainingsprogramme für rein physische Fitness und Leibesübungen, die auch die mentale Kondition stärken sollte, wurzeln im Militärwesen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Frankreich wurde dieses neue Regime von einem Einwanderer aus Spanien angeführt: Francisco Amoros y Ondeano (1770-1848), weitläufig als Oberst Amoros bekannt, wurde in Valencia als Spross einer Aristokratenfamilie geboren. Anfangs diente er in der königlich-spanischen Armee, wo er eine Truppe sogenannter »Grenadier-Gymnasten« (*»grenadier-gymnasts«*) anführte. Später schuf er in Madrid das »Pestalozzi-Gymnasion« als Institut, wo er die gymnastische Methode entwickelte, die sich dann mit seinen Initiativen auch in Frankreich verbreiten sollte.¹⁷

14 Royer-Collard 1843 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

15 Für eine Diskussion dieses eugenischen Gedankenguts *avant la lettre* im Frankreich des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, siehe Quinlan 2010.

16 Service Historique de la Défense (SHD) 1M 2004. Rapport sur la gymnastique à établir dans un Régiment d'Infanterie.

17 Das »Institut Pestalozzi« (heute Real Instituto Militar Pestalozziano de Madrid) wurde zu Ehren

Während der Besetzung Spaniens durch französische Truppen 1808, zeichnete er sich als bonapartistischer Parteigänger aus und wurde zunächst als General-Intendant der Polizei eingesetzt, schließlich sogar von Joseph Bonapartes – älterer Bruder Napoleons, der von diesem als französischen Kaiser als spanischer König (Joseph I. 1808-13) proklamiert wurde – zum Innenminister berufen. Mit dem Rückzug der französischen Truppen 1814 wurde Amoros als »Kollaborateur« gebrandmarkt, was ihn ins Exil nach Frankreich zwang, wo er den restlichen Teil seines Lebens zubrachte. Dort bot er seine Dienste zuerst Napoleon, dann den restaurierten Bourbonen an. 1816 erhielt er die Papiere, die seine Naturalisierung als Franzose bestätigten. Auf seine vorangegangenen pädagogischen Aktivitäten in Spanien bauend, systematisierte Amoros zwischen 1815 bis 1830 das Leibeserziehungsprogramm für französische Soldaten.¹⁸

Auf unmittelbarer Ebene diente diese neue Wissenschaft des Körpers praktisch-funktionalen Zwecken. In seinem *Manuel d'éducation physique, gymnastique et morale* von 1834 behauptete Amoros, dass mit der Erfindung des Schießpulvers, die individuelle Körpererziehung des Militärs vernachlässigt wurde: In einem Zeitalter, wo agonaler Nahkampf und Handgemenge in Vergessenheit geraten seien, würde Soldaten beigebracht, auf Kommando im Truppenkollektiv auf den Feind ihre Musketen abzufeuern. Doch bis man sich diesem Feind überhaupt gegenüberstellen könne, so die Argumentation bei Amoros, musste marschiert, Hindernisse überwunden, Flüsse gefurtet, Hitze und Kälte getrotzt werden sowie – nicht zu vergessen – müssten Physis und Psyche auch Hunger, Durst und andere Erschwernisse durchleiden und aushalten lernen. Um die Soldaten auf ihre beschwerlichen Aufgaben vorzubereiten, müsse der Körper in seiner Ganzheit entwickelt und gestärkt werden. Leibesübung sei das Mittel, dies zu erreichen. In den Worten eines zeitgenössischen Militärexperthen: »Nur mehr durch Körpererziehung können unsere Soldaten auch in Zukunft ihre Überlegenheit gegenüber den anderen Nationen aufrechterhalten.«¹⁹ Wie in dieser Stellungnahme deutlich wird, wurde Leibeserziehung in eine übergeordnete Debatte zur nationalen Erneuerung einbezogen. Gymnastik, so behauptete Oberst Amoros,

»ist die Wissenschaft, die unsere Körperbewegungen durchdenkt, in Beziehung zu unseren Sinnen, unserer Intelligenz, unseren Gefühlen, unseren Sitten bringt.

des berühmten Schweizer Pädagogen und Erziehers Johann Heinrich Pestalozzi benannt – einem frühen Verfechter der Leibeserziehung. Nur wenige Dokumente zu dieser Institution sind überliefert. Marcel Spivak hat eine Quelle identifiziert, die beide Gymnasien Amorosos vergleicht und auf die Ähnlichkeiten der Übungen im Unterricht hinwies, siehe Arnaud 1981.

18 Weitere Details zum Leben und Wirken Amoros sind dargestellt bei Arnaud 1981, Kapitel 2; Spivak 1975, Arnal 2008, Tamyó 1882 und Berdot 1972.

19 Archives Nationales (AN) F/17/2647. Brief der Abgeordnetenkammer (*Chambre des Députés*) vom 5. Juli 1829 in Unterstützung für das Gymnasium (*Gymnase normal*), (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

Sie entfaltet all unsere Fähigkeiten [...]. Wohltat und allgemeiner Nutzen sind der Hauptzweck der Gymnastik. Die Praxis aller sozialen Kräfte, der schwierigsten und großzügigsten Opfer sind seine Mittel. Die Gesundheit, die Verlängerung des Lebens, die Verbesserung der menschlichen Spezies, die Steigerung der individuellen sowie der allgemeinen Kräfte und des Wohlstandes sind die unzweifelhaften Resultate.«²⁰

Amoros bezog sich auf seine spezielle Methode als eine ›körperliche, gymnastische und moralische‹, als eine, die zu einer ausgleichenden Entwicklung von sowohl Geist wie auch Körper führen würde. Seine geistige Herkunft aus dem Erbe der Aufklärung postuliert die interdependente Beziehung zwischen dem Physischen und dem Moralischen, und er sah in der Gymnastik die ultimative Manifestation für diese Wechselwirkung.²¹ Von der mittels Gymnastik vorgetragenen methodisch organisierten Körperbewegung wurde die Stärkung mentaler Standhaftigkeit erwartet, sodass die Stärkung des Körpers gleichzeitig ein Vorgang für die physische wie auch moralische Erbauung wurde. Amoros ging bei seinen Anstrengungen, den in diesem Kontext stehenden Aspekt von Gesundheit zu fördern, sogar darüber hinaus: Seine Methode machte die Einbeziehung von Singen und Sprechchor bei der Körperübung notwendig. In einer Evaluierung von Amoros Militärgymnasium von 1821 heißt es:

»Er hat ersonnen, alle Bewegungsübungen der Zöglinge einem Rhythmus zu unterwerfen. Diesem ist zuallererst zgedacht Ordnung und Gleichmaß aufrecht zu erhalten. Der Rhythmus wird durch Gesang markiert, dessen Worte die höchsten Gefühle ausdrücken, die ein menschliches Herz nur ausfüllen kann [...]. Diese Gepflogenheit, nämlich die moralische Seite der Aktion zu bedenken, begünstigt darüber hinaus die Entwicklung ehrlicher und großmutiger Gefühle, die in den Herzen der jungen Leute verschlossen liegen.«²²

Durch die Kombination von erbaulichen Liedern mit patriotischem Pathos mit Rhythmus und geordneter Körperbewegung würde des Soldaten Seele in die Höhe gezogen werden. Auf diese Weise würde die Gymnastik als Kraft, die Körper und Geist gleichermaßen stärkt, ganz allgemein von öffentlichem Nutzen sein.

20 Amoros 1847, i. (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

21 Ein Inventar der Bibliothek Amoros weist die Schlüsselfiguren unter den Ideologen und Physiologen des 18. Jahrhunderts auf: Locke, Destutt de Tracy, Condillac, Cabanis, Broussais (Vater und Sohn), Pinel, Bégin. Bibliothèque nationale de France (BnF) Richelieu, NAF 4605 (MF 15272). Table alphabétique de l'inventaire de la bibliothèque du gymnasophe Amoros, faite en 1838.

22 Amoros 1821, 10.

Das moderne Gymnasium: von materieller Kultur zur Lebensumwelt

Amoros' Theorie und Praxis orientierte sich an internationalen Vorbildern wie die frühen Initiativen von Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852) in Deutschland. Bekannt als ›Turnvater Jahn‹ versuchte dieser während der Napoleonischen Kriege Moral und Stärke der deutschen Nation mit Hilfe von Leibeserziehung wiederaufzurichten. Jahn und Amoros ist beiden gemeinsam, dass sie Körpertraining als politische Maßnahme verstanden. Dabei bezogen sie sich wiederum auf Vorläufer in der Aufklärung, wie das Philanthropinum (auch Philanthropin) in Dessau, gegründet vom deutschen Pädagogen und Reformern wie Johann Bernhard Basedow und Christian Heinrich Wolke 1774 oder die sogenannte ›Salzmannschule‹ im Schnepfenthal (Waltershausen, Thüringen), gegründet 1784 von Christian Gotthilf Salzmann, einem früheren Pädagogen des Philanthropiums.²³ Als dann in Frankreich die Debatte um die nationale Regeneration via des Soldatenkörpers zur Gründung einiger der ersten modernen Gymnasien führte, bezogen sich deren pädagogische Programme auf diese Vorgängerinitiativen.²⁴ Auf diese Weise sollte erstens die materiellen Gegebenheiten und zweitens die räumlichen Arrangements des militärischen und pädagogischen Umfeldes transformiert werden. Um Soldaten auf die Schlacht vorzubereiten wurden die Turngeräte so entworfen, dass sie Naturgegebenheiten imitierten: Sprungtische, Holme und Schwebebalken stellten technische Nachstellungen natürlicher Hindernisse wie Hecken, Gräben und Bäume dar, die den Soldaten in einer Gefechtssituation begegnen konnten. Neben dem Training in einem derart ausgestatteten Fitnessraum, empfahl Amoros, dass die Zöglinge einmal im Monat in der freien Natur ihr Training an den Flüssen, Wäldern, Bergen und Furten in der realen Landschaft anwenden sollten. Die Vision eines Freilufttrainings wurde in zeitgenössischen Texten, wie bei Christoph Friedrich Gutsmuths *Gymnastik für die Jugend: enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen: ein Beytrag zur nöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung* (1793) oder A. Amar Durivier und Louis-François Jauffrets *La gymnastique de la jeunesse, ou Traité élémentaire des jeux d'exercice, considérés sous le rapport de leur utilité physique et morale* (1803) illustriert (Abb.1).

Amoros, der beide Abhandlungen in seinem Besitz hatte, ließ sich offensichtlich von den beigegeführten Illustrationen inspirieren. Die darin abgebildeten Kinder entwickelten ihre körperlichen Fähigkeiten durch Klettern, Springen, Balancieren und andere Übungen, die in der freien Natur sowohl an künstlichen wie natürlichen Übungsobjekten erprobt wurden. Einige dieser Elemente wurden in der ersten

23 Das Umfeld dieser beiden Institutionen sind zuletzt in der Dissertation von Diana Ramirez Jasso (2012) untersucht worden.

24 Gutsmuths (oder GuthsMuths) war Deutscher und Erzieher am Institut im Schnepfenthal; Durivier und Jauffret waren französische Intellektuelle und Professoren für Literatur und Ethnologie. Ihre Werke finden sich in Amoros' Bibliothek, siehe BnF, NAF 4605 (MF 15272).

Turneinrichtung Amoros⁴ im ›Institut Duran‹ – einer privaten Sekundärschule in der Nähe des *Jardin du roi* gelegen – etabliert, wo er einige der ersten Klassen für Körpererziehung für eine gemischte Auswahl von Soldaten, Feuerwehrleuten und Studenten abhielt.²⁵ Das Schulgelände verfügte über einen schmalen Außenraum und Garten, wo Amoros seine Turngeräte aufstellte, was später von einer Reihe institutioneller Einrichtungen nachgeahmt wurde. Das Hauptelement war ein über



Abb. 1 *La gymnastique de la jeunesse* (1803).
Quelle: *Bibliothèque nationale de France* (BnF).

fünf Meter (16 Fuß) hoher Holzrahmen – *portique*, ›das Portal‹ genannt – der von drei Säulen gestützt und von einer sandgefüllten Grube umgeben war. Lose und geknotete Seile, hölzerne Leitern oder solche aus Seil und verschiedene Gegenstände hingen für Kletterübungen herab. Eine andere Balkenkonstruktion förderte das Gleichgewichtsgefühl. Für Sprungübungen wurde ein Seil gespannt, das horizontal zwischen zwei nach oben verschiebbaren Stäben gespannt war, um nach und nach die Sprunghöhe steigern zu können. Um Stabhoch- und Weitsprung zu unterrichten, konstruierte Amoros einen fünf bis sechs Meter weiten Graben. Über kleineren

²⁵ Der Herzog von Richelieu war ein früherer Unterstützer von Amoros. Sein Sponsoring ermöglichte es diesem, vom Präfekten des Departments die Erlaubnis zu erhalten, im Institut Durand sein *gymnasion* einzurichten: Dieses kleine Internat für 50 Schüler wurde von Durand geleitet und befand sich an der Rue d'Orléans (heute Rue Daubenton), in der Nähe des Jardins du Roi (heute Jardin des Plantes) am Rande des Quartier Latin.

Gräben auf Quersprossen hängend, konnten die Zöglinge ihre Oberkörpermuskulatur stärken. Ein kleines Sportstadion, das Laufbahnen und andere Ertüchtigungsmöglichkeiten umfasste, wurde ebenfalls in diesem Garten eingerichtet. Für bestimmte Übungen wurden Sandsäcke als Hürden auf die Laufbahn verteilt. Für andere Übungen mussten die Zöglinge diese Säcke schultern, die zwischen 5 und 50 *livres* (altfrz. Pfund, d. h. ca. 2,5 bis 25 Kilogramm) wogen, wenn sie den Parcours liefen. Amoros plante auch ein Schwimmbecken, einen Fechtboden und Ställe, doch wurden diese Einrichtungen niemals ausgeführt.²⁶

Die Verbreitung dieses Basisequipments bietet eine Möglichkeit auch die Ausbreitung militärischer Körpererziehung in anderem institutionellen Kontext greifbar zu machen. In seiner Gesamtkonzeption bevorzugte Amoros Gymnasien als zentrale wie kommunale Einrichtungen in einem städtisch-urbanen Umfeld, das im Unterricht die beste Kontrolle über die Zöglinge versprach. Die frühen ›Gymnasien‹ wurden jedoch in erster Linie qua ihrer Ausstattung als solche definiert. Die Gerätschaften zur Körperertüchtigung wurden so aus dem Gesamtkonzept herausgelöst und populär gemacht. Im Kontext der Gesundheits- und Hygienedebatte, fanden die Apparate und die Trainingsmethoden, die zuerst am Institut Durand angewendet wurden, so ihren (Um-)Weg in Institutionen der Erziehung, des Unterrichts und sogar in medizinische Einrichtungen. Einer der ersten Studenten Amoros', Hauptmann der Feuerwacht Pierre-Louis Schreuder, errichtete einige der frühesten Turn- und Sportstätten in Pariser Sekundärschulen, beginnend mit dem *Collège Royal de Louis-le-Grand* (1829), dem *Collège Royal de Henri IV* (1831) und dem *Collège Royal de Saint-Louis* (1836). Er ließ in den Gärten und Höfen der Schulen rudimentäre Turnanlagen einrichten. Pläne von Privatschulen aus den 1830er und 1840er Jahre weisen Amoros' Turngerät portique in den Außenanlagen auf.²⁷

Die materielle Kultur des militärischen Trainings erhielt Einzug in die Reformpläne für das Erziehungswesen dieser Zeit und stärkte somit die Bande zwischen Klassenzimmer und Kaserne. Das Platzangebot der damaligen Sportplätze blieb aber beschränkt. Mit der Nutzung bisher ungenutzten ›Restraumes‹ in verschiedenen institutionellen Situationen, wurden die frühen Turneinrichtungen jedoch räumlich effektiv eingerichtet, um so das maximale Spektrum für Bewegungs- und Körperübungen zu erzielen: Die Übungen wurden nun so angelegt, dass sie in eng geführten Zirkeln um die verschiedenen Übungsgeräte durchgeführt werden konnten, um im eingeschränkten Raumangebot trotzdem eine kontinuierliche Bewegung zu ermöglichen. Auf diese Weise kreierte der Gymnastikraum einen Inszenierungsraum für den Körper in Bewegung. In der beigelegten Illustration eines Freiluft-

26 Eine Beschreibung dieses frühen *gymnasion* bietet Philippe, 1913. Die Detailangaben wurden entnommen aus Amoros, 1821.

27 Diese Pläne sind abgelegt in einer Serie unter AN F/17/9025-9049 im Nationalarchiv Frankreichs abgelegt.

Übungsplatzes (von dem angenommen wird, das es sich um jenen im Collège Royal de Louis-le-Grand handelt) von Alexandre Lacauchie, erscheint das ›Übungsportal‹ (ein sogenannte ›Zweibaum‹) wie eine Theaterbühne zur Betrachtung der Zöglinge bei der Darbietung ihrer Körperexerzitionen – eine Analogie, die wir mit der Perspektive der ›Zuschauer‹ im Bild teilen (Abb.2).

Selbst als das Turnraum-Programm in den darauffolgenden Jahrzehnten nach und nach architektonisch unter Dach und Fach gebracht wurde, blieben die ersten Ausführungen – die oft genug mit räumlichen wie budgetären Einschränkungen zurecht kommen mussten – meist einfach überbaute Versionen des frühen Modells des Institut Durand. Der Spezial-Übungsraum der Feuerwehr, 1819 von Amoros eingerichtet, ist ein Beispiel dafür, wie eine vorhandene Militärbarracke an der Rue Culture-Sainte-Catherine (heute die Rue de Sévigné, Paris) angepasst wurde. Diese Nachbildungen unter beengten Raumbedingungen beschränkten die möglichen Übungen rund um und auf den Turngeräten. Die hochfliegenden Ziele, die der Gymnastik zugedacht waren, um den sozialen Körper ergonomisch wie gemeinnützig neu zu erschaffen, bewirkten, dass die Entwürfe von Einrichtungen für die Leibeserziehung immer grandioser wurden und über ihre spezifische materielle

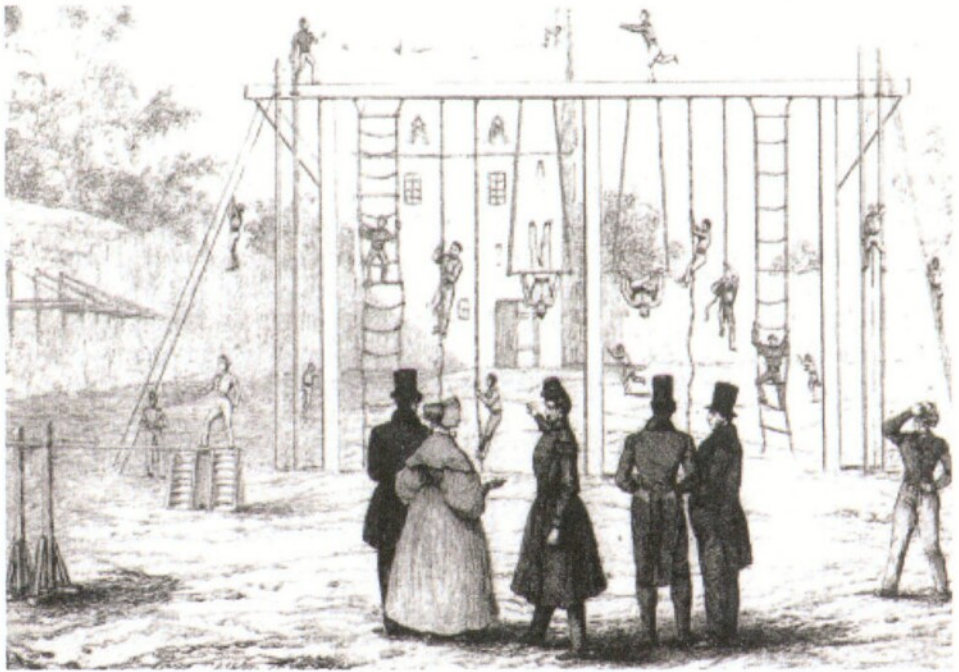


Abb. 2 ›Übungsportal‹. Quelle: Archives nationales, France (AN).

Kultur hinauswachsen: sie begannen das gesamte Umfeld miteinzubeziehen. Das *Gymnase normal militaire* am Place Dupleix (damals noch Parc de Grenelle), ein Militärgymnasium und Kadettenschule, 1819 gegründet und finanziert durch das Kriegsministerium unter der Leitung von Amoros, war die erste Baustelle, deren Umfang diesen Ambitionen gerecht wurde. Ursprünglich als Ergänzungsbau für die benachbarte *École militaire* (die 1751 unter den Bourbonen gegründete ›Militärpflanzschule‹ in Paris) geschaffen, umfasste dieses Gymnasium auch einen Bereich, der allen Studenten und der Öffentlichkeit offen stand. Die Außenanlage des vereinten *Gymnase normal, militaire et civil* hatte eine beachtliche Größe: Sie umfasste einen großen Innenhof, wo Synchronübungen in Gruppen ausgeführt werden konnten, einen Turnsaal für die kälteren Tage des Jahres und einen weitläufigen Park, der mit Amoros' Standardturn- und Übungsgerätschaften bestückt war.²⁸ Die langgezogene Anordnung des Parks, die durch die Ausrichtung der Gerätschaften wie durch das rechteckige Laufstadion und Spielfeld an den jeweils schmalseitigen Enden betont wurde, entsprach vollkommen den Vorstellungen, die Amoros für diese neue moderne Institution vor Augen gehabt hatte. Im Detail und Umfang der Realisierung kollidierten die räumlichen Einschränkungen der Anlage mit den konzeptionellen Vorstellungen. So schnitt die Grundstücksgrenze des für Amoros' Intention zu eng bemessenen Übungsfeldes abrupt den ›Elan der Linie‹ der Lauf- und Übungsbahnen ab. Amoros hatte gehofft, dass er dieses Erstarrangement in eine majestätischere Struktur verwandeln könnte, so denn seine Anfragen für weitere Mittelzuteilungen genehmigt würden. Diesen räumlichen Ambitionen wurde im Design für das neue und verbesserte *Gymnase normal, militaire et civil* Gestalt gegeben, das Amoros gemeinsam mit dem Architekten Martin-Pierre Gauthier in den 1830er Jahren erdacht hatte.²⁹ Während Aufrisse für die Hauptfassade nicht existieren, können wir von einer erhaltenen Zeichnung eines späteren Privatgymnasiums, das *Gymnase civil et orthosomatique*, gegründet 1834, schließen, was Amoros als Vision vorgeschwebt haben könnte.³⁰ François Thiollet, ein Architekt, der drei seiner Kinder auf Amoros Gymnasium geschickt hatte, entwarf die Fassade entsprechend der Ideen von Amoros.³¹ Für beide war die Fähigkeit der Architektur, zu ›sprechen‹, Aussagen zu versinnbildlichen, ihre Schlüsseleigenschaft, »sie muss

28 Illustriert in Laisné, 1886.

29 Gauthier war ein Schüler von Charles Percier und gewann den Grand Prix de Rome von 1810 – den angesehensten Wettbewerbspreis für bildende Künstler Frankreichs. Er wurde 1842 in der Akademie der Schönen Künste aufgenommen und 1844 mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet. Amoros Wahl ist in der Hinsicht bemerkenswert, da Gauthier Interesse an Gesundheits- und Krankenhauserarchitektur hatte. Er trat als Architekt für Pariser Krankenhäuser während der Bourbonen-Restorationszeit auf. Bekannt wurde er durch die Renovierung von Hospitälern (Hôpital de Bicêtre und Hôpital Lariboisière) und den Bau des Waisenhospizes.

30 Amoros 1847, atlas, pl. LIV.

31 François Thiollet (1782-1864) war Architekt und Professor an der königlichen Artillerieschule. Er war Autor zahlreicher Abhandlungen zu Architekturtheorie, privaten und öffentlichen Gebäuden, Ornament und historischen Überblicksdarstellungen zu verschiedenen Epochen und Regionen.

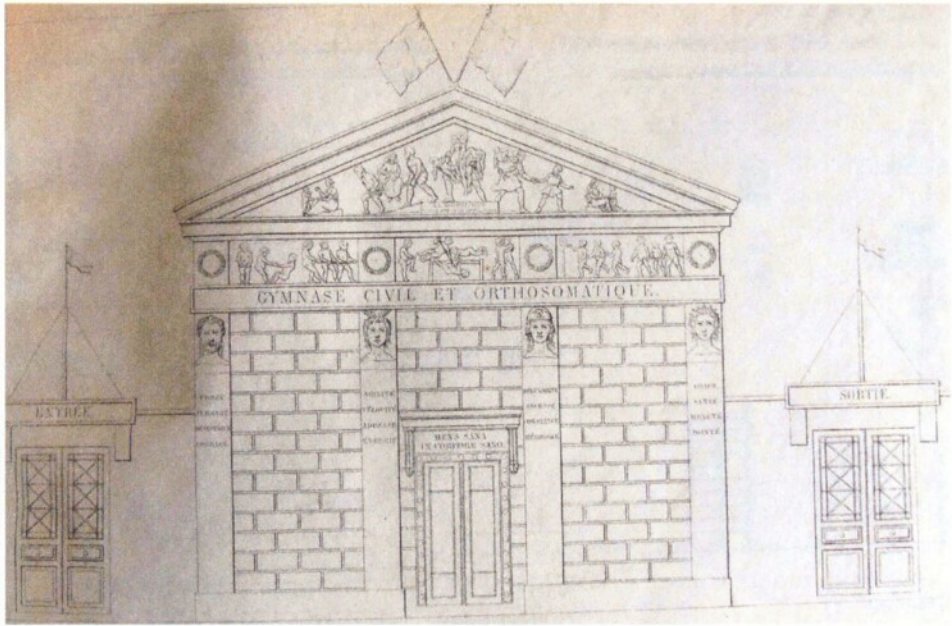


Abb. 3 »Eingangsfrent des Gymnasion«. Quelle: BnF.

sprechen, sie muss dem Betrachter beim Anblick offenbaren, was im Inneren passiert«, schrieb Thiollet.³²

Aus diesem Grund wurde die Vorderfassade, gestaltet als antike Tempelfront, mit Inschriften und Bildbotschaften versehen, welche die pädagogische Agenda und hochfliegenden Ideale verkündeten. Hier lag allem Anschein nach eine moderate Version dessen vor, was Amoros sich für das *Gymnase normal, militaire et civil* vorgestellt hatte: Vom lateinischen Sinnspruch *mens sana in corpore sano* – »ein gesunder Geist in einem gesunden Körper« – über den Haupttorbogen mit den Kopf-Kapitellen von Herkules, Merkur, Minerva und Apollo, die mit Gravuren der jeweiligen Attribute Kraft, Wendigkeit, Ebenmaß und Anmut (»force, agilité, régularité, grâce«) versehen waren, zeigt der Fries Kinder beim gymnastischen Training und gipfelt im Pediment, wo Darstellungen von Athleten, die noble Taten vollbringen, von der Inschrift begleitet sind: »Wohltätigkeit ist der Zweck der Leibeserziehung«.³³ Physische und psychische Gesundheit, wie sie im Gymnasium kultiviert wurden, sollten ultimativ ein Gewinn für die Gesellschaft sein (Abb. 3).

32 Amoros 1847, 55 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

33 »La bienfaisance est le but de la gymnastique«, eine Kopie von Thiollets schriftlicher Beschreibung ist bei Amoros 1857, 55-58 zu finden.

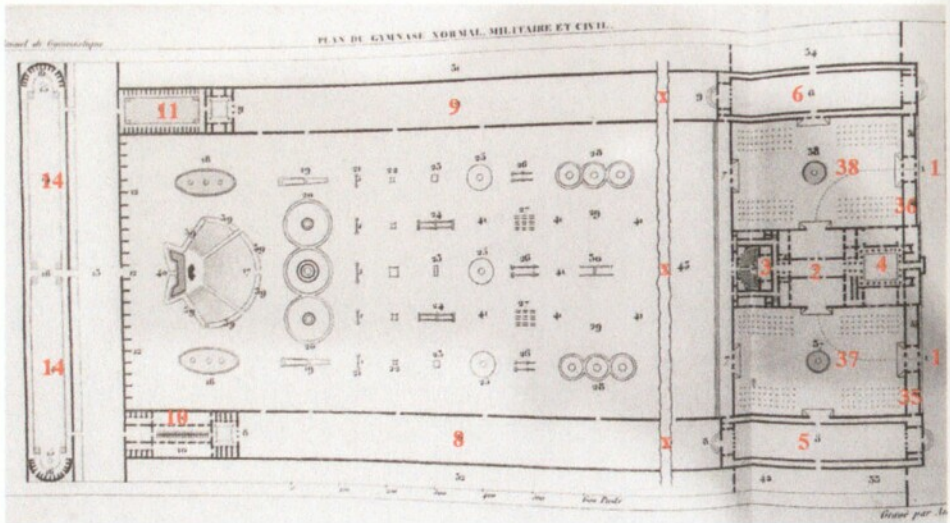


Abb. 4 Plan des Gymnasion. Quelle: BnF.

Im Entwurf von Gauthier führen zwei symmetrisch angeordnete Einfahrten (1) durch einen geräumigen Innenhof – einen für Schüler (38), der andere für Soldaten (37) – ausgeschmückt mit Bepflanzungen und Brunnen (Abb. 4).

Das zentral gelegene Vestibül (2) ermöglichte den Zugang zum Empfangsraum (4), einem Amphitheater (3), wo Unterricht zur Physiologie der Leibesübungen gehalten wurde, zu Umkleidungsräumen (35 und 36), und zu Turn- und Übungsräumen (5 und 6). Amoros lieferte auch kurze Instruktionen bezüglich der Verzierungs-elemente für das Gebäudeinnere. Für ein Bildprogramm, das Büsten von Königen und Fürsten und Portraits anderer großer Männer umfasste, um der Einrichtung Würde und Anmut zu verleihen.³⁴ Den Haupteingängen gegenübergestellt befanden sich jenseits der Innenhöfe Säulenhallen (Portiken), welche die Außenanlagen und den Park überblickten, in dem verschiedentlich mehr oder weniger anspruchsvolle Übungsgeräte standen, wie H-förmige Masten (*portiques*), Balken, kreis- und oktogonale Turn- und Übungsgrundflächen (*octagones* und *cercles*). Im hinteren Teil des Parks ermöglichten eine Furt, Gräben und ein künstlicher Hügel militärische Manöver-Übungen. Ein langes wie schmales Stadion für Wettlauf bildete die Grenzlinie der Anlage an einer Längsseite (9), während die andere Seite durch eine Bahn für Wagenrennen begrenzt wurde (8). Das hintere Ende der Anlage entlang der Schmalseite, wurde zur Gänze von einem großen Außenbecken eingenommen, welches groß genug war, um Marinemanöver abhalten zu können (14). Ein kleineres Hallenbad (11) besetzte eine Ecke des Parks, gegenüber den Stallungen (10).

34 Entnommen einer separaten Beschreiben, wiedergegeben bei Arnal 2008, 29-30.

Wenn Amoros' ursprüngliche Konzeption eines Gymnasiums als eine Art menschengemachte ›Wildnis‹ ausgelegt war, an denen sich die zukünftigen Soldaten hätten erproben müssen, repräsentierte dieses in wesentlichen Teilen unvollendete Projekt eine ›Natur‹, die bereits erobert und gezähmt war. Abgehend von Gutmuths, Amar Duriviers oder Jauffrets Vision vom Spiel und fröhlichen Herumtollen in naturbelassener Landschaft, funktionierten die organische Maschinerie des Amoros mit ihrer Ordnung und geometrischen Klarheit als Rahmen für ein Körpertraining mit der Uhr als Taktgeber. Diese Ordnung hatte ästhetische wie funktionale Gründe: Fortschritt und die Präzision in der Körperbeherrschung der Zöglinge konnte an den Geräten und sogar an der Architektur gemessen werden. So waren die architektonischen Ausmaße des Gymnasiumbaus gleichzeitig Dimensionen von Wegstrecken und damit von Geschwindigkeit. Hinweistafeln zu Beginn und auf halbem Weg bot den Athleten die Möglichkeit, ihre Leistungsfähigkeit selbst zu messen: Sie mussten lediglich den geeichten Vorgaben des Raumes folgen. Auch die anderen Gerätschaften waren so entworfen, dass sich der Fortschritt in der Körperertüchtigung messen und in Tabellen aufzeichnen ließ. Die Messung von Hoch- und Weitsprung bot den Zöglingen konkrete Wegmarken, um ihren Fortschritt selbst einzuschätzen.

Im Laufstadion ermöglichte die Aufstellung von Pfeilern in regelmäßigen Abständen, die die Zöglinge bei jeder Runde immer enger umlaufen sollten, ein akkurates Timing der Geschwindigkeit. Bewegungen waren deshalb im Allgemeinen als abgeschlossene Kreisläufe konzipiert, als Übungen präzise in den Raum ›eingeschrieben‹, um die Körper einerseits im Auge behalten und erfassen zu können und andererseits die unablässige Aktivität der Schüler besser organisieren zu können. Anders als bei den engbemessenen Gymnasien der ersten Zeit, bei denen Raum und Geld knapp waren, bevorzugte Amoros jetzt größere Felder für seine idealisierten Exerzierplätze, die eine Illusion von unendlich scheinender Ausdehnung boten. In einem Entwurf, den er gemeinsam mit Gauthier machte, markierte eine Schnittlinie, bezeichnet mit »x x x« zur linken der Eingangssituation einen leeren Bereich von 250 Fuß (rund 81 Metern), der das benachbarte Marsfeld (*Champ de Mars*) ersetzen würde, um darauf Formationsübungen, ein Exerzieren in militärischer Truppengröße durchzuführen. Beim Betreten des Exerzierfeldes bot sich dem Besucher ein schier grenzenloser Ausblick auf akkurat angeordnete Hürden, Hindernisse und Gerätschaften. In klare Worte fasst Amoros diesen perspektivischen Blick in der Beschreibung des *Gymnase royal de Saint-Cloud*, das vom Herzog von Orléans und späteren König Louis-Philippe, dem ›Bürgerkönig‹ (1830-1848) für die Erziehung seiner Söhne in Auftrag gegeben wurde.³⁵

35 Amoros 1847, atlas, pl. XV. Das genaue Datum der Gründung ist unklar, obwohl es vor 1830 liegen musste, als Amoros es in der Erstaussgabe des obigen Werkes erwähnte.

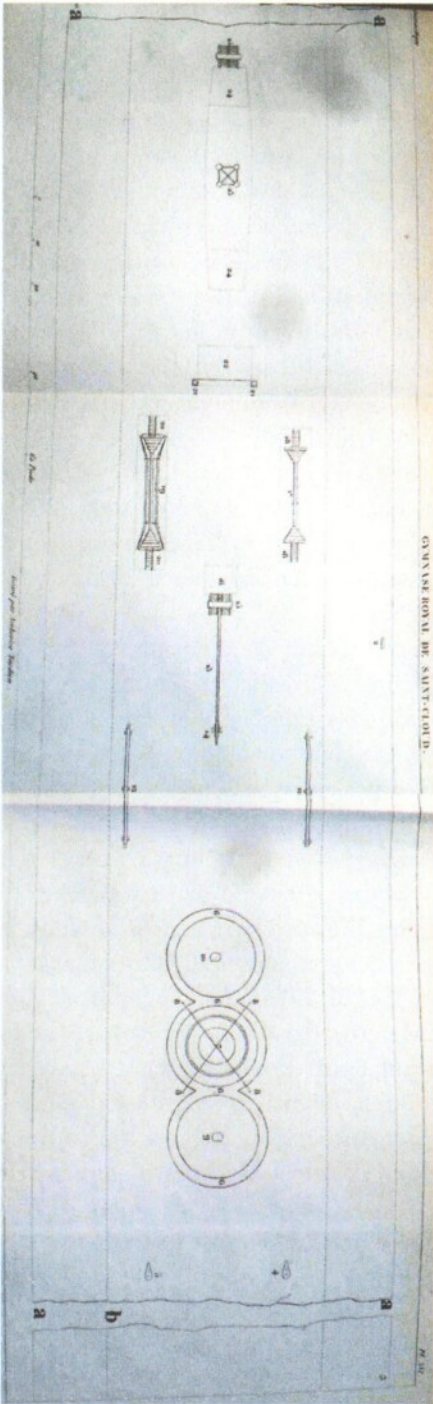


Abb. 5 Turn- und Übungsareal. Quelle: BnF.

An beiden Seiten des Turn- und Übungsareals sind wieder Schnittlinien ersichtlich, die mit »a a« die linke und mit »a b a« die Seite rechts markieren, und eine ausgedehnte Fläche (ohne Ausstattung oder Bebauung) repräsentieren, die die Ansicht verlängert und als Exerzierplatz dient. In der Legende merkt Amoros an, dass die Positionierung der verschiedenen Geräte spezifisch so kalkuliert wurde, das vom Aussichtspunkt »b« (im rechten unteren Bereich im Plan) aus ein »sehr angenehmer« Anblick sich biete (Abb. 5).³⁶

Wenn die körperlichen Aspekte der Gymnastik auf die Verbesserung der Sitten abzielten, dann trugen die materiell-räumlichen Komponenten des Trainings zu diesem übergeordneten Ziel bei. Die Übersichtlichkeit und präzise Gestaltung des Gymnasiumareals und seiner Ausstattung, seine befreienden, weitreichenden Ausblicke und selbst die in Stein der Wände gemeißelte Devise würden zur Formation eines starken und noblen Bürgers beitragen. Von der materiell-beweglichen Kultur zum Raum und von den Rahmen zum Feld: Die wachsende Ausdehnung und die Entwicklung des Gymnasiums illustrieren die steigende Erwartungshaltung und Zentrierung auf das Leibliche oder mit anderen Worten, eine Thematisierung des Körpers nicht nur in medizinischen, sondern auch in politischen und sozialen Debatten. Die Architektur und die Ausrüstungsgegenstände militärischer Körperkultur in ihren späteren Ausführungen wurden nicht als bloße Bühne für die Darstellung des reformierten Bürgersoldaten wahrgenommen, sondern in viel weitreichenderem Zusammenhang gesehen: als holistische Umwelt. Die materielle Welt sollte sich mit der allgemeinen Pädagogik im gleichen Maße über den gesellschaftlichen Körper ausdehnen, wie im Folgenden noch ausgeführt wird.

Körper und Material: Politik der physischen Kultur

Die Anlage und Ausstattung von Amoros Gymnasium sollte für alle Teile der Bevölkerung zugänglich sein – im Gegensatz zum älteren Model des Privilegs von Spiel und Übung im Freien, das von seinen Gegnern favorisiert wurde. In einigen seiner frühen Vorlesungen über Gymnastik in Paris umschreibt Amoros seine Pläne zur Leibeserziehung als »besonders liberal«, als eine, die »großen Einfluss auf die Bestimmung des Volkes hat«.³⁷ Andere Unterstützer bestätigen diesen Anspruch und betrachteten gymnastische Übungen als besonders geeignet für »eine Gesellschaft freier und gleicher Menschen«.³⁸ Amoros legte seinen Institutionen eine all-

36 Amoros 1847, 53, im Original: »Ce gymnase, observé du point b, qui se trouve dans la section du terrain à la droite du plan, présente une perspective très agréable, car on a calculé la position des machines pour produire cet effet«.

37 Zitiert in Arnal 2008, 93 (Originalzitat auf Französisch, Anmerk. d. Übersetz.).

38 So Marc Antoine Jullien-de-Paris, ein Pädagoge des 19. Jahrhunderts und Mitglied der *Société pour l'instruction élémentaire* (zu dt. etwa »Gesellschaft für den Basisunterricht«), wo Amoros einige seiner ersten Präsentationen zur Gymnastik abhielt, zitiert in Arnal 2009, 49.

umfassende, soziale Philosophie zu Grunde und er akzeptierte auch Teile der Unterschicht, die kostenfrei an der Schule trainieren konnten – vorausgesetzt sie waren von ›tadelloser Moral und Sitte‹ (»bonnes mœurs«).³⁹ Thierry Arnal hat die Frage aufgeworfen, ob dieser liberale Elan, der die ersten Jahre der Bourbonen-Regierung der Restauration kennzeichnete, es Amoros ermöglichte, seine Theorien in die Praxis umzusetzen, insbesondere mit der Unterstützung so prominenter wie moderater Royalisten wie Armand du Plessis, dem Herzog von Richelieu, dem Herzog von Decazes und Glücksburg, und des Grafen Siméon.⁴⁰ Auch der Herzog von Orléans, der zukünftige König der Julimonarchie (1830-1848), zählte zum Unterstützerkreis Amoros' und besuchte, zusammen mit seinen Söhnen, 1823 eine der Klassen-Demonstrationen am neu eingerichteten Gymnasium am Place Duplex.⁴¹

Amoros' philosophischer Hang und seine bonapartistische Neigung machten ihn für die Ultrakonservativen zu einem zweifelhaften Charakter, seine Art von Leibesübung als vermeintlich anti-restaurative Praxis anrühlig, und sie verspotteten das intensiv körperliche Tun – im Vergleich zu den ›nobleren‹ Sportarten wie Reiten und Fechten – als vulgär. Trotz dieser einflussreichen Unterstützer aus gehobenen Gesellschaftskreisen, verlor Amoros in den späten 1820er Jahren an Gunst. Schon 1825 zog das Kriegsministerium in Betracht, die Subventionen für das Militär-Gymnasium zu streichen. Einige Jahre später stellte der ultrakonservative, von König Karl X. 1829 zum Kriegsminister bestellte Graf de Bourmont, eine provisorische Untersuchungskommission zur Abschaffung von Leibeserziehung zusammen.⁴² Fortlaufende Auseinandersetzungen während der frühen Jahre der Julimonarchie schwächten Amoros' Position noch weiter. In einer Sitzung der Deputiertenkammer vom 19. März 1832 denunzierte ein Gegner, der sich auch gegen Erhöhung von Zuwendungen an das *Gymnase normal, militaire et civil* aussprach, die Methoden Amoros' als kindisch und gefährlich: »Man lernt dort auf hölzerne Pferde zu springen«, höhnte er, »man muss sich da schon nach Francony oder einer anderen Reitschule begeben, um dort viel interessantere und lehrreichere Dinge gezeigt zu bekommen!«⁴³ Dass solche Reitschulen teure und exklusive Clubs waren, die einer elitären Minderheit vorbehalten waren, wurde hier ignoriert. Für die konservativen Mitglieder der Oberschicht waren die sehnigen, muskulösen Körper, die von den Gymnasten gefeiert wurden, und der enge Körperkontakt bei manchen Übungen nicht nur deklassierend, sondern auch gefährlich.

39 Siehe die Antwort von Amoros auf einen Brief des Ordensbruders Fortuné vom Mai 1822, in Amoros 1824.

40 Arnal 2008, 92-93.

41 Arnal 2009, 33.

42 Diese Entwicklung wird kurz bei Spivak 1975, Kapitel 5 diskutiert. Bourmont verweigerte die Anerkennung von Louis-Philippe als legitimen König der Franzosen mit der Julirevolution von 1830, was zu seiner Entlassung führt.

43 Siehe *Le Moniteur* vom 20. März 1832, zitiert von Laisné 1870.

Die immer grandioser sich gestaltenden Entwürfe für Gymnasien waren wahrscheinlich eine Reaktion Amoros' auf diese Skepsis des konservativen Establishments, speziell als die Unterstützung von Regierungsseite in den 1830er Jahren zu schwinden begann. Später haben Historiker, wie etwa Jean Philippe, die den Beitrag Amoros' zur Entstehung der modernen Leibeserziehung noch vor dem Ersten Weltkrieg untersucht haben, zur Diskussion gestellt, ob diese Dimensionssteigerung und die Erhöhung des Stellenwertes physischen Trainings in den überarbeiteten Plänen des *Gymnase normal, militaire et civil* einen Versuch Amoros' und Gauthiers darstellte, die leibeserzieherische Praxis in den geringschätzenden Augen der Oberschicht zu legitimieren.⁴⁴ Die wachsende Komplexität der Geräte im späten Stadium seiner Karriere spielte womöglich eine Rolle beim Wunsch, seine Übungs- und Trainingsmethode als technisch fortschrittlich und kultiviert erscheinen zu lassen.

Trotz dieser Bemühungen wurde Amoros' Gymnasium nach und nach geschlossen, als die Finanzierung durch die Regierung ausblieb: der »zivile« Teil im Mai 1833, der militärische 1837. Anstrengungen, zentralisierte Ausbildungsstätten für Soldaten – nicht für Offiziere – einzurichten, wurden erst wieder in der Zweiten Republik (1848-1852) unternommen, als die Debatte über Körperlichkeit und Klasse einen anderen Ton anschlug. So argumentierte 1848 Doktor N. Dally, ein ehemaliger Professor der *Société des Sciences du Hainaut* (Belgien), der auch Geschäftsführer des *Gymnase central de Paris* war, dass Arbeit – egal ob es die der Frauen, der Metzger, der Anwälte oder Ärzte sei – der primäre physiologische Grund für die Degeneration der gegenwärtigen Gesellschaft sei. Abhilfe könnten nur regelmäßige, energische und fortschrittliche Leibesübungen schaffen. Die neue Republik würde die Menschen auf einen Zustand physischer Regeneration und sozialen Ausgleichs hinführen, was in der Vergangenheit kompromittiert worden war.⁴⁵ In diesem Verständnis taucht der Diskurs der Degeneration nochmals auf – und wieder mit der Klassenfrage verknüpft. Der vorgeschlagene Lösungsweg war eben jene Praxis, die von der Oberschicht für genau diese Klassenspezifika schlecht gemacht wurde. Die diskursive Wieder-Inbesitznahme wird noch eine Schlüsselrolle in der Formation des bürgerlichen Mittelstandes des 19. Jahrhunderts spielen.

Im militärischen Bereich kumulierte die Debatte 1852 in der Gründung der *Ecole normale de gymnastique* für Soldaten in Joinville (am Rande des Bois de Vincennes vor Paris gelegen), die unter der Direktion von Napoléon Laisné und Charles d'Argy, beides Offiziere und frühere Schüler von Amoros'.⁴⁶ Als erstes Zentralgymnasium seit Amoros' *Gymnase normal militaire* gegründet, überlebte diese Institution bis zum Zweiten Weltkrieg, bildete die nächste Lehrergeneration für

44 Dieser Gesichtspunkt wurde von Dr. Jean Philippe, der Amoros' Gymnasium-Projekt behandelte und dessen Methode als demokratisch beschrieb, dargelegt, siehe Philippe 1913.

45 Dally 1848.

46 Mehr Details zur Kadettenanstalt in Joinville bei Laisné 1886, Spivak 1981, Kapitel 7 und Andrieu 1999, Kapitel 2.

Gymnastik aus und gab mit den Weg vor, den Leibeserziehung und Sport in Frankreich beschreiten würde.

Diese Geschichte der modernen ›Kultur der menschlichen Physis‹ war eng mit der Debatte sozialer Erneuerung und Nationsbildung verwoben, die während des 19. und des 20. Jahrhunderts immer wieder zu Tage trat. Die Verbreitung von Gymnastik und die damit verbundene Anschaffung notwendiger Ausrüstung und Gerätschaft, zeigt letztlich wie dieser Diskurs im Rahmen des Alltagsleben und seiner materiellen Manifestationen eingebettet war. Besonders klar wurde das beim Wandel von ›Objekten im Raum‹ zu Anfang der Entwicklung hin zur Schaffung eines kompletten räumlichen Arrangements zur Verbesserung des ›Menschenmaterials‹ einer Nation.

Aus dem Englischen und Französischen von Thomas Kolnberger

Literaturverzeichnis

- Amoros 1821 = Amoros, Francisco: *Gymnase normal, militaire et civil. Idée et état de cette institution au commencement de l'année 1821 et moyens de la rendre aussi complète, générale et utile que sa destination lui demande*, Paris (Impr. de P.N. Rougeron) 1821.
- Amoros 1824 = Amoros, Francisco: *Mémoire pour le Gymnase normal militaire et civil, fondé et dirigé à Paris*, Paris (Impr. P. Renouard) 1824.
- Amoros 1847 = Amoros, Francisco: *Nouveau manuel complet d'éducation physique, gymnastique et morale (Bd.1)*, Paris (Roret) 1847.
- Andrieu 1999 = Andrieu, Gilbert: *La gymnastique au XIXe siècle ou La naissance de l'éducation physique, 1789-1914*, Paris 1999.
- Arnal 2008 = Arnal, Thierry: *Discipline de la raison et rationalité des actes. Genèse et usages d'une gymnastique du cerveau dans la méthode d'éducation physique et morale d'Amoros (1815-1848)*, in: *Staps* 2/80 (2008), 85-97.
- Arnal 2009 = Arnal, Thierry: *La révolution des mouvements. Gymnastique, morale et démocratie au temps d'Amoros (1818-1838)*, Paris 2009.
- Arnaud 1981 = Arnaud, Pierre (Hg.): *Le corps en mouvement. Précurseurs et pionniers de l'éducation physique*, Toulouse 1981.
- Arnaud 1991 = Arnaud, Pierre: *Le militaire, l'écolier, le gymnaste. Naissance de l'éducation physique en France (1869-1889)*, Lyon 1991.
- Auvray 1998 = Auvray, Michel: *L'âge des casernes. Histoires et mythes du service militaire, La Tour d'Aigues* 1998.
- Berdot 1972 = Berdot, Jean: *Le gymnase normal de Grenelle, Paris (ENSEPS – Ecole Normale Supérieure d'Education Physique et Sportive)* 1972.
- Bertaud 2011 = Bertaud, Jean-Paul: *La virilité militaire*, in: Corbin, Alain/Vigarello, Georges / Courtine, Jean-Jacques (Hg.): *Histoire de la virilité (Bd. 2)*, Paris 2011, 157-202.

- Boudin 1863 = Boudin, Jean-Christian-Marc: Etudes ethnologiques sur la taille et le poids de l'homme chez divers peuples et sur l'accroissement de la taille et de l'aptitude militaire en France, Paris (V. Rozier) 1863.
- Boulay 1840= Boulay (de la Meurthe), Henri: Coup d'œil sur la situation de l'Instruction primaire en France envisagée principalement sous le point de vue politique et moral... , Paris (Impr. de Schneider et Langrand) 1840.
- Corbin/Vigarello/Courtine 2011 = Corbin, Alain/Vigarello, Georges/Courtine, Jean-Jacques (Hg.): Histoire de la virilité, (Bd. 2 – Le triomphe de la virilité, le XIXe siècle) Paris 2011.
- Curmer 1840-42 = Curmer, Léon: Les Français peints par eux-mêmes. L'Armée, les écoles militaires, le garde national, Paris 1840-1842.
- Dally 1848 = Dally, Nicolas: Gymnastique. De la Régénération physique de l'espèce humaine par la gymnastique rationnelle, Paris (Impr. de P. Dupont) 1848.
- Defrance 1987 = Defrance, Jacques: L'excellence corporelle. La formation des activités physiques et sportives modernes (1770-1914), Rennes 1987.
- Downs 2004 = Downs, Laura Lee (Hg.): Writing Gender History, London-New York 2004.
- Girardet 2001 = Girardet, Raoul: La société militaire de 1815 à nos jours, Paris 2001.
- Gutermann 2007 = Gutermann, Deborah: Mal du siècle et mal du sexe. Les identités sexuées romantiques aux prises avec le réel, in: Sociétés et représentations, (En)quêtes de genre 24/2 (2007), 195-210.
- Laisné 1870 = Laisné, Napoléon: Observations sur l'enseignement actuel de la gymnastique civile et militaire, Paris (L. Hachette) 1870.
- Laisné 1886 = Laisné, Napoléon: Document précis sur la marche de l'enseignement depuis mon entrée au service militaire le 29 juin 1829 au deuxième régiment du génie jusqu'à ce jour, Paris (Picard-Bernheim) 1886.
- Lapouge 1968 = Lapouge, Gilles: Kojève. Les philosophes ne m'intéressent pas, je cherche des sages, in: La Quinzaine littéraire 53/1 (1968), 18-20.
- Musset 1836 = Musset, Alfred: La Confession d'un enfant du siècle (1836), Kapitel 2, <http://www.gutenberg.org/files/3942/3942-h/3942-h.htm#link2HCH0002>, Letzter Zugriff: 25.06.2014.
- Nye 1993 = Nye, Robert: Masculinity and Male Codes of Honour in Modern France, Berkeley 1993.
- Philippe 1913 = Philippe, Jean: Les gymnases d'Amoros à Paris, in: Revue pédagogique 11/t.63/November 15 (1913), 401-428.
- Quinlan 2007 = Quinlan, Sean M.: The Great Nation in Decline. Sex, Modernity, and Health Crises in Revolutionary France, ca. 1750-1850, Burlington 2007.
- Quinlan 2010 = Quinlan, Sean M.: Heredity, reproduction, and perfectibility in revolutionary and Napoleonic France, 1789-1815, in: Endeavour 34/4 (2010), 142-150.
- Ramirez Jasso 2012 = Ramirez Jasso, Diana: Imagining the Garden. Childhood, Landscape, and Architecture in Early Pedagogy, 1761-1850 (PhD diss.), Harvard University 2012.
- Rauch 2000 = Rauch, André: Le premier sexe. Mutations et crise de l'identité masculine, Paris 2000.

- Royer-Collard 1843 = Royer-Collard, Hippolyte: Extrait d'un mémoire intitulé: Organoplastie hygiénique, ou essai d'hygiène comparée, sur les moyens de modifier artificiellement les formes vivants par le régime, in: Mémoires de l'Académie Royale de Médecine 10 (1843), 212-228.
- Roynette 2000 = Roynette, Odile: ›Bons pour le service‹. L'expérience de la caserne en France à la fin du XIXe siècle, Paris 2000.
- Sohn 2009 = Sohn, Anne-Marie: ›Sois un homme!‹ La construction de la masculinité au XIXe siècle, Paris 2009.
- Spivak 1975 = Spivak, Marcel: Les origines militaires de l'éducation physique française, 1774-1848, Montpellier (Université Paul Valéry) 1975.
- Spivak 1981 = Spivak, Marcel: L'Ecole de Joinville (1852-1939), in: Pierre Arnaud (Hg.), Le corps en mouvement. Précurseurs et pionniers de l'éducation physique, Toulouse 1981, 124-137.
- Surkis 2006 = Surkis, Judith: Sexing the Citizen. Morality and Masculinity in France, 1870-1920, Ithaca 2006.
- Tamayo 1882 = Tamayo, Vincente Lopez: Histoire de la gymnastique moderne, Neuilly-sur-Seine (Impr. de L. Bouzin) 1882.
- Tosh 2005 = Tosh, John: Manliness and Masculinities in Nineteenth-Century Britain. Essays on Gender, Family and Empire, Harlow-New York 2005.
- Triat 1847 = Triat, Hippolyte: Société miltonienne pour l'exploitation de la gymnastique appliquée à la réhabilitation physique de l'homme, d'après la méthode de M. Triat, de Nîmes..., Paris (A. Monain) 1847.

Im *Grande Guerre* auf Seiten Frankreichs?

Luxemburger in der französischen Armee während des Ersten Weltkrieges

JOÉ BELLION

Im Laufe des 19. Jahrhunderts führten die meisten europäischen Mächte die allgemeine Wehrpflicht ein. Das Großherzogtum Luxemburg zählte nicht zu dieser Gruppe und unterhielt, wie etwa Großbritannien auch, eine reine Berufsarmee. Selbst der Ausbruch des Ersten Weltkrieges änderte für Luxemburg nichts an dieser Situation.

Davor war Luxemburg Gliedstaat des Deutschen Bundes (1815-1866/67) gewesen und damit – sicherheitspolitisch gesehen – Teil der nachnapoleonischen Friedensordnung Europas. Im Jahr 1867 wurde die Neutralität erklärt und ab 1881 sorgte ein paramilitärisch organisiertes Gendarmen- und Freiwilligen-Korps (*Corps de Gendarmes et Volontaires*) mit ca. 300 Mann mehr für die »innere Sicherheit« denn für eine effektive Landesverteidigung. Diese paramilitärische Einheit diente überdies als Personalreserve für den uniformierten Staatsdienst (Zoll, Post u. a.). Mit der Schleifung der Bundesfestung Luxemburg war das Großherzogtum faktisch demilitarisiert und stand unter dem Schutz der Garantievereinbarungen der fünf Großmächte Europas: Frankreich, Preußen/Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Großbritannien und Russland.

Trotz der quasi Demilitarisierung des Großherzogtums versahen während all dieser Jahrzehnte Abertausende von Luxemburgern – meist freiwillig – in Armeeeinheiten der Nachbarländer Frankreich, Belgien bzw. Niederlande und Deutschland ihren Dienst – auch in den Kolonialgebieten. Tausende Luxemburger wurden als Soldaten in den Weltkrieg hineingezogen, als ihr Heimatland vom deutschen Kaiserreich besetzt wurde.¹

Eine beachtliche Zahl von Luxemburgern diente derweilen in den alliierten Armeen der Entente, vor allem in den französischen, belgischen und US-amerikanischen Einheiten. Diese Tatsache ist heute allerdings weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden.

1 Das Großherzogtum war militärisch besetzt, doch blieb die Zivilregierung eingesetzt und voll funktionsfähig.

Der vorliegende Artikel versucht, auf eine Reihe unterschiedlicher Fragen Antworten zu geben: Um welche Männer handelte es sich? Wie viele Luxemburger dienten während des Ersten Weltkrieges in einer Armee? Unter welchen Umständen sind diese in den Dienst eingetreten und in welcher militärischen Verwendung sind sie zum Einsatz gekommen? Die Erkenntnisse sollen dabei mit dem dünnen Wissensstand aus der Sekundärliteratur verglichen, ergänzt und erweitert werden.² Eine Analyse aller in den alliierten Heeren dienenden Luxemburger würde den Rahmen dieses Beitrages aber sprengen.³ Wir beschränken uns hier auf die Analyse eines repräsentativen Querschnitts dieser Kriegsdienstleister. Selbst mit diesem eingeeengten Fokus stellt sich dann als weiterer Punkt die Frage der »nationalen Zugehörigkeit« wie von selbst, war doch diese für Europa im Zeitalter der Nationalstaaten zu einer Kernfrage von Innen- und Außenpolitik geworden. Damit eng verbunden ist die Migrationsgeschichte des Landes. Die geopolitische Situation scheint gerade für Luxemburg bedeutsam zu sein, bezeichnet Michel Pauly die Position des Großherzogtums zwischen Frankreich, Belgien und dem Deutschen Reich doch als Lage »zwischen drei Annexionsbestrebungen«⁴.

Im Folgenden wird nun auf Grundlage der Rekrutierungslisten versucht, ein Sozialprofil der dienstverpflichteten Luxemburger zu zeichnen und auf deren Rahmenbedingungen hinzuweisen.

Das Großherzogtum als Auswanderungs- und Zuwanderungsland: zur Frage von Emigration und Geburts- und Wohnort von Luxemburger Rekruten in Frankreich

Während des 19. Jahrhunderts wurde Luxemburg zu einem Auswanderungsland: Die massive Emigration in die Nachbarländer und nach Übersee, die sich vor allem durch die Unterentwicklung des Landes vor seiner industriellen Revolution erklären lässt, führte in der Migrationsbilanz zu einem deutlichen Auswanderungsüberschuss. In der überwiegenden Mehrzahl verließen Luxemburger und Luxemburgerinnen ihr Land, um Arbeit zu finden oder Unternehmen zu gründen. Dabei genoss Frankreich, insbesondere wegen seiner wachsenden Städte, eine große Anziehungs-

2 Der Forschungsstand zum Ersten Weltkrieg in Luxemburg allgemein, besonders aber zu dem vorliegenden Thema ist überschaubar geblieben: Neben Arthur Diderrichs *Les Luxembourgeois à la Légion Etrangère 1914-1918* und Jacques Dollars *Les Luxembourgeois et la France de Poincaré à Pompidou* stellen sich der Bericht der *Ligue Française* und das *Livre d'or de nos Légionnaires 1914-1918* als nützlich heraus. Es muss vor allem darauf hingewiesen werden, dass es sich bei den Autoren um frankophile Luxemburger handelt, deren Werke mit der nötigen kritischen Distanz gelesen werden müssen. Arthur Diderrich hatte sogar selbst als Freiwilliger in der französischen Armee gedient. Daher wurden vor allem unveröffentlichte Quellen zur Verfassung des vorliegenden Artikels herangezogen.

3 Diese kann der dieser Arbeit zugrunde liegenden Version detailliert entnommen werden: Bellion 2012.

4 Pauly 2012, 82.

kraft. Vor allem die Hauptstadt Paris lockte wegen ihres großen Arbeitsmarktes eine Vielzahl von Menschen an, egal ob unqualifizierte oder qualifizierte Arbeiter oder Dienstnehmer mit höherer Ausbildung. Neben Paris zog aber auch Lothringen Arbeitsmigranten auf Dauer oder für Migrationszyklen unterschiedlicher Dauer an.⁵

Diese Wanderbewegung aus dem Großherzogtum hinaus ist von Konjunkturen charakterisiert und erlebte ihre Hauptphase vor allem nach dem wirtschaftlichen Aufschwung Frankreichs in den 1880er Jahren. Zwischen 1900 und 1913 nahm die Zahl der Auswanderer nach Frankreich wieder ab und schon vor und während des Ersten Weltkrieges kehrten viele luxemburgische Auswanderer in ihr Heimatland zurück. Dieser Wandel lässt sich vor allem durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die Industrialisierung des Großherzogtums, aber auch mit Krisensituation im Migrationsland erklären.

Diese quantitativen Tendenzen in der zivilen Migration stimmen mit den Konjunkturen von Luxemburger Kriegsdienstverpflichteten in Frankreich überein. Gemäß den Quellen emigrierte die Mehrheit der Soldaten, die für die Französische Republik in den Krieg zogen, in den 1880er und 1890er Jahren. Dieser Teil bildet die erste Untersuchungsgruppe des Beitrages. Die zweite Gruppe umfasst die bereits in Frankreich geborenen Luxemburger, welche sich hinsichtlich des Geburtsortes klar in zwei Untergruppen einteilen lässt, die mit den zwei Hauptdestinationen, Paris und Lothringen⁶, übereinstimmen. Wenig überraschend deckt sich dieser Befund mit den Rekrutierungsorten der Luxemburger: Die überwiegende Mehrzahl wurde in der Tat in Paris oder in dem ehemaligen Departement Seine, welches Paris und die umliegenden Kommunen umfasste, gemustert. Auch die Rekrutierungsorte in Lothringen, vor allem in Nancy und Toul (beides im heutigen Departement Meurthe-et-Moselle), sind relativ häufig zu finden. Daneben kommen Reims und Châlons-sur-Marne (beides im heutigen Departement Marne im Nordosten Frankreichs in der Nähe von Lothringen) des Öfteren als Rekrutierungsorte vor. Andere, vereinzelte, weiter entfernte und seltener vorkommende Rekrutierungsorte sind zum Beispiel Clermont-Ferrand (heute im Departement Puy-de-Dôme) und Tours (heute im Departement Indre-et-Loire). Die in Frankreich eingezogenen Luxemburger hatten auch ihren Wohnort in Frankreich. Es ist nur in Ausnahmefällen nachweisbar, dass sich Luxemburger aus dem Großherzogtum nach Frankreich begaben, um sich dort freiwillig zu den französischen Truppen zu melden. Dies bestätigen auch etliche Briefe der jeweiligen Stationskommandanten der großherzoglichen Gendarmerie an das Kommando des Gendarmen- und Freiwilligen-Korps in Luxemburg im Juni 1915. Etwa in seinem Schreiben an den luxemburgischen Staatsminister Paul Eyschen vom 25. Juni 1915 meint der Major-Kommandant der

5 Von 1871 bis 1918 bildeten die östlichen Teile des elsässischen und lothringischen Departements das ›Reichsland Elsaß-Lothringen‹.

6 Hier ist der nach 1871 bei Frankreich verbliebene Teil Elsass-Lothringens gemeint.

luxemburgischen Streitkräfte zu wissen, dass seit Kriegsbeginn nur zwei Männer das Land in Richtung Frankreich verlassen hätten, um in die französische Armee einzutreten.⁷

Die hier angesprochenen Gruppen von Luxemburgern besaßen nicht die französische Staatsbürgerschaft: Sie blieben Ausländer. Dies muss hier besonders hervorgehoben werden, da bei der Zuweisung der Männer in die jeweiligen Einheiten die Nationalität für die französischen Militärbehörden eine entscheidende Rolle spielte. Nur französische Staatsbürger unterstanden der Wehrpflicht und wurden nach der Musterung einer regulären französischen Einheit zugewiesen. Ausländische Freiwillige mussten der Fremdenlegion beitreten.

Die Frage der Nationalität und der Bürgerrechte in Frankreich

Ab der Einführung des Code Civil im Jahr 1803 wurde die französische Nationalität durch Abstammung (*droit du sang, ius sanguinis*) erworben. Sie wurde den Nachfahren als Geburtsvorrecht weitergegeben, konnte aber durch die Auswanderung in ein anderes Land aberkannt werden. Franzose war jeder, der einem französischen Vater geboren oder von einem solchen anerkannt wurde, unabhängig davon, ob sich der Geburtsort im Ausland oder in Frankreich befand. Dies bedeutete für Ausländer, dass ihre in Frankreich geborenen Kinder nicht die französische Staatsbürgerschaft erhielten, sondern die Nationalität ihres Vaters. Durch die Einführung des *double droit du sol* (doppeltes Geburtsortprinzip) am 7. Februar 1851 änderte sich die Situation grundlegend. Die Enkelgeneration eines nach Frankreich gezogenen Ausländers erhielt dann die französische Nationalität, wenn der Vater schon dort geboren wurde (ab 1891 war es Voraussetzung, dass beide Elternteile als staatsrechtliche Ausländer in Frankreich geboren wurden). Die in dieser Neuregelung enthaltene Option, die Nationalität bei Volljährigkeit abzulehnen, um der Wehrpflicht zu entgehen, wurde von vielen männlichen Zuwanderern der dritten Generation genutzt. Dem wirkte das Gesetz vom 26. Juni 1889 entgegen, welches zwar das doppelte Geburtsortprinzip bestätigte, gleichzeitig aber die Möglichkeit, die französische Staatsbürgerschaft – und die damit verbundenen Rechte und Pflichten – bei Volljährigkeit abzulehnen, abschaffte. Mit der sogenannten *usage républicain du droit du sol* erwarb ein von Ausländern in Frankreich geborenes Kind bei seiner Volljährigkeit – und wenn es bei Erreichen dieser noch in Frankreich wohnhaft war – automatisch die Staatsbürgerschaft. Minderjährige Kinder wurden mit der Einbürgerung des Vaters zu Franzosen. Ihnen stand noch die Möglichkeit offen, die französische Staatsbürgerschaft bis ein Jahr nach Erreichen der Volljährigkeit zurückzulegen. Dieser Erleichterung

⁷ ANLux AE 686, Brief des Major-Kommandanten an den luxemburgischen Staatsminister Paul Eyschen vom 25. Juni 1915.

des Zugangs zur Staatsbürgerschaft für schon länger im Lande ansässige Ausländer stand auf der anderen Seite eine restriktivere Einbürgerungspolitik von erst kürzlich in Frankreich angekommenen Ausländern gegenüber.

Da die überwiegende Mehrheit der Luxemburger in die Fremdenlegion eingegliedert wurde, ist ein klares Indiz dafür, dass sie den »ausländischen Freiwilligen« zugerechnet wurden. Wehrpflichtige französischer Staatsbürgerschaft wurden, die in regulären Einheiten eingezogen wurden.

Jene Luxemburger, die in die Fremdenlegion eintraten – freiwillig oder genötigter Weise als Loyalitätsbeweis gegenüber ihrem Gastland –, waren in Luxemburg geboren worden und nach Frankreich ausgewandert oder aber waren Kinder von nach Frankreich ausgewanderten Eltern. Sie besaßen also noch nicht die französische Staatsbürgerschaft oder hatten sie abgelehnt. Auf der anderen Seite lassen sich allerdings auch Männer finden, die zwar in Luxemburg geboren wurden, aber in einer regulären französischen Einheit dienten. Sie unterstanden also der Wehrpflicht und besaßen somit wohl die französische Staatsbürgerschaft. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um Luxemburger, deren Eltern nach der Geburt ihres Kindes nach Frankreich ausgewandert waren und deren Vater sich hatte einbürgern lassen. So wurden aus den Kindern automatisch Franzosen. Das Gleiche gilt für einige in Frankreich geborene Männer. Hier dürfte es sich um Enkelkinder luxemburgischer Auswanderer handeln, die durch das *double droit du sol* die französische Staatsangehörigkeit erhalten hatten.

Berufe der Auswanderer und Soldaten

Die meisten Rekruten gingen handwerklichen Berufen nach und hatten sich in Paris niedergelassen. Vor allem Handwerker – Schreiner, Kunstschler und Schlosser – scheinen in den Rekrutierungslisten immer wieder auf. Daneben sind noch einige Schuster und Schneider zu finden. Auf der anderen Seite arbeiteten auch einige Männer als Kammerdiener oder Bedienstete, auch wenn in diesem Berufszweig ab dem Ende des 19. Jahrhunderts mehrheitlich Frauen tätig waren. Des Weiteren lassen sich viele Angestellte finden, die zum Beispiel in Lebensmittelgeschäften, als Gärtner, als Hotelangestellte oder im Restaurantbereich als Kellner arbeiteten. Auch waren die Männer nicht selten im Transportwesen tätig, so zum Beispiel als Kutscher oder Fahrer einer Pferdebahn. Der Beruf des Arbeiters kommt hingegen seltener vor, auch wenn einige Luxemburger von den großen Bauvorhaben in Paris, wie für die Weltausstellung von 1889 oder dem Bau der Metro, der im selben Jahr begann, angezogen wurden. Berufe, die einer höheren Ausbildung bedurften, sind kaum anzutreffen. So sind laut dem aktuellen Stand nur vier Ärzte unter den luxemburgischen Soldaten zu finden.

Die Luxemburger Kolonie in Frankreich

Der Begriff ›Kolonie‹ wurde zu der Zeit ganz allgemein benutzt und bezeichnete hier die Gesamtheit der Luxemburger in Frankreich. Bei der Volkszählung von 1891 wurden zum ersten Mal die luxemburgischen Auswanderer in Frankreich (ohne die drei von Deutschland annektierten Departements von Elsass-Lothringen) als eigene Gruppe, getrennt von den niederländischen Einwanderern, gezählt. Für ganz Frankreich wurden 31.248 Luxemburger ermittelt. Dies entsprach zu dem Zeitpunkt 14 Prozent der Bevölkerung Luxemburgs (um 1900 zählte Luxemburg etwa 200.000 Einwohner⁸). Dieses Jahr stellt auch den zahlenmäßigen Höhepunkt der luxemburgischen ›Kolonie‹ in Frankreich dar. 1901 wurden noch 21.199 Personen mit luxemburgischer Nationalität gezählt, während 1911 die Zahl auf 19.193 zurückgegangen war.

Die Volkszählung von 1891 offenbarte außerdem ein kleines zahlenmäßiges Übergewicht von 15.953 Frauen gegenüber 15.279 Männern. Im Pariser Departement Seine, in dem die meisten Luxemburger lebten, waren es 8.613 Frauen und 7.721 Männer. Diese Tendenz trat sogar noch stärker in den folgenden Jahrzehnten hervor. Während die Auswanderung von Männern stockte, stieg diejenige der Frauen an. In Paris wurden 1901 offiziell 8.050 Luxemburger gezählt; 4.500, also 56 Prozent, davon waren Frauen. Somit war die Auswanderung bei jungen Männern und bei jungen Frauen ein Massenphänomen.

Familienstand

Genaue Angaben zum Familienstand sind spärlich: Von den 48 Soldaten, zu denen Daten zur Verfügung stehen, waren 27 verheiratet (14 davon hatten Kinder) und 21 ledig, sodass keine eindeutige Tendenz erkennbar ist. Allerdings wird aus diesen wenigen Fällen ersichtlich, dass die Familie (Ehefrau und in einigen Fällen Kinder) die Männer nicht unbedingt davon abhielt, sich freiwillig zum Dienst zu melden und in den Krieg zu ziehen. Dies soll aber keine verallgemeinernde Aussage sein, ist es doch gut möglich, dass bei anderen Männern gerade dies der Grund war, sich nicht zu melden. Benjamin Ziemanns Aussage in einer Standartenzyklopädie zum Ersten Weltkrieg kann aber nicht bestätigt werden, derzufolge es sich bei den Soldaten vor allem um familiär nicht gebundene Männer gehandelt habe.⁹

8 <http://www.granderegion.net/de/partner/luxemburg/>, letzter Zugriff: 16.09.2014.

9 Ziemann 2003, 157.

Altersstruktur (Alter bei Kriegsbeginn und zum Zeitpunkt des Todes)

Es ist auffällig, dass die überwiegende Mehrheit der Freiwilligen in den 1880er und den frühen 1890er Jahren geboren wurde, während nur 94 Männer in den 1870er Jahren und nur 14 in den 1860er Jahren geboren wurden. Bei den in den 1860er Jahren geborenen Männern handelt es sich außerdem meist um Angehörige regulärer Einheiten. Dies heißt wohl, dass die älteren Männer bei Kriegsbeginn bereits eingebürgert waren und die französische Staatsbürgerschaft besaßen. Laut Militärgesetz von 1913 mussten die eingebürgerten Männer im Alter von 20 Jahren einen dreijährigen Militärdienst ableisten. Nach dem aktiven Wehrdienst blieben die Männer allerdings für die Armee abrufbereit, gehörten also der Reserve an, der sie ab 1913 28 Jahre lang – also bis zum Alter von 48 Jahren – dienstverpflichtet waren.

Obwohl bei einigen Personen die Angabe des Geburtsdatums fehlt, lässt sich dennoch eine klare Tendenz erkennen: Bei den luxemburgischen Freiwilligen handelte es sich zum Großteil um relativ junge Männer, meist zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr. So kann in diesem Fall Ziemanns Feststellung auch für Luxemburger zutreffen, wenn er angibt, dass vor allem junge Männer der Rolle des Soldaten gegenüber sehr positiv eingestellt waren, »denn gerade sie waren es, die insbesondere in der Infanterie die intensivsten Kämpfe erlebten und am Gewalthandeln aktiv wie passiv mehr beteiligt waren als ältere Soldaten«. ¹⁰

Luxemburger in der französischen Armee: Zahlen, Rekrutierung und Motivation

In der bisher veröffentlichten Literatur werden recht unterschiedliche Angaben zur Größenordnung der Luxemburger in der französischen Armee gemacht. Dabei scheint die Zahl von 3.000 luxemburgischen Freiwilligen die am häufigsten Genannte. Arthur Diderrich, Jacques Dollar, Léon Nilles verweisen darauf. Auch das *Livre d'or* geht von dieser Größe aus, während die *Ligue Française* von 4.000 Freiwilligen spricht; Michel Pauly schätzt die Zahl dienstfreiwilliger Luxemburger jedoch »nur« auf 2.000. Im »Gedenk- und Ehrenbuch« (*Livre d'or*) kommen die Autoren allerdings schlussendlich zu der Einsicht, dass es wohl unmöglich sei, eine definitive Zahl anzugeben. ¹¹ Zwar spricht auch Jacques Dollar von 3.000 Freiwilligen, wendet aber zugleich ein, dass nur etwa 900 »*bon pour le service*« (diensttauglich) erklärt wurden. Es ist also durchaus gerechtfertigt, an der von den Legionären angegebenen Zahl von 3.000 Männern zu zweifeln.

¹⁰ Ziemann 2003, 157

¹¹ »[...] eine vollständige Auswertung unseres Kontingentes zu erreichen«, Larue/Tresch 1923, 4 u. 33.

Im Endeffekt ist es unklar, wofür die genannten Zahlen eigentlich stehen. Dabei kann es durchaus sein, dass es sich nur um jene freiwilligen Luxemburger, die in der Fremdenlegion kämpften, handelt oder aber auch um jene, die der Wehrpflicht unterstanden und in regulären französischen Einheiten dienten oder in anderen Bereichen der französischen Armee tätig waren, beispielsweise als Fahrer oder Übersetzer. Möglicherweise steht die Zahl auch für jene Luxemburger, die in den alliierten Armeen, also auch in der belgischen, US-amerikanischen und britischen Armee, gekämpft haben.

Für den vorliegenden Aufsatz ergaben die Nachforschungen die Zahl von 1.048 Luxemburgern, die während des Ersten Weltkrieges in der französischen Armee gedient haben. Diese Angabe erhebt zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit, stellt aber doch die immer wieder genannte Zahl von 3.000 luxemburgischen Freiwilligen erneut infrage. Wenn 1901 in Paris offiziell 8.050 Luxemburger, darunter 4.500 Frauen, gezählt wurden, scheint es unmöglich, dass sich von 3.550 in Paris lebenden Männern 3.000 freiwillig in den Rekrutierungsbüros gemeldet haben, vor allem wenn man bedenkt, dass die Zahl der luxemburgischen Auswanderer zwischen 1900 und 1913 kontinuierlich abnahm.

Rekrutierung und Einheiten

Nachdem deutsche Truppen das Großherzogtum Luxemburg am 2. August 1914 überfallen und besetzt hatten und am 3. August das deutsche Kaiserreich Frankreich den Krieg erklärt hatte, meldeten sich viele der in Frankreich wohnhaften Luxemburger freiwillig bei den französischen Rekrutierungsbüros. So sollen sie sich in vielen Fällen durch die patriotisch-begeisterte Menge in Paris beeinflussen haben lassen. In einigen »Versammlungen, die auf die Initiative mehrerer einflussreicher Mitglieder der alten luxemburgischen Kolonie einberufen wurden«,¹² sollen Resolutionen angenommen worden sein, die einen Einsatz der Luxemburger in der französischen Armee befürworteten. Ähnliche Appelle waren unter einer Vielzahl von Zugehörigen anderer Nationalitäten zu bemerken.

Die Regierung in Paris erließ am 3. August eine Verordnung, welche es Ausländern ermöglichte, ab dem 21. August für die Dauer des Krieges in die französische Armee einzutreten. Der Erlass stellte dabei aber eine entscheidende Bedingung: Die ausländischen Freiwilligen durften nur in die Fremdenlegion und in die speziell zu diesem Anlass gegründeten vier Regimenter der Fremdenlegion, den »Marschregimentern« (*régiments de marche*), eingezogen werden, und zwar in die *2e*, *3e* und *4e régiments de marche du 1er étranger* und das *2e régiment de marche du 2e étran-*

12 »réunions convoquées sur l'initiative de plusieurs membres influents de la vieille colonie luxembourgeoise«, siehe Tresch 1936, 3.

ger, die der *Division Marocaine* (›Marokkanischen Division‹) angegliedert waren.¹³ Dabei bestand das *4e régiment de marche du 1er étranger* fast ausschließlich aus italienischen Freiwilligen.

Laut Arthur Diderrich zählte das *2e régiment de marche du 1er étranger* die meisten Luxemburger. In der Tat geben die hier erworbenen Erkenntnisse über fast 60 Männer in diesem Regiment diesen Sachverhalt wieder. Im *2e régiment de marche du 2e étranger* dienten nur etwa 15 Luxemburger, während es im *3e régiment de marche du 1er étranger* sogar nur drei waren. Das *4e régiment de marche du 1er étranger* wies laut den bisherigen Quellen keine Luxemburger auf. Es existierte also niemals ein ausschließlich aus Luxemburgern bestehendes Regiment im Sinne einer ›Luxemburger Legion‹. Wegen der hohen Verluste wurde am 11. November 1915 aus den vier *régiments de marche* das *Régiment de Marche de la Légion Etrangère* (RMLE) gebildet, welches bis zu Kriegsende Bestand hatte.

Vereinzelt dienten Luxemburger aber auch in anderen Einheiten. So befanden sich in den Regimentern der Zuaven (ursprünglich wurden diese Regimenter aus dem Stamm der Zouaoua in Algier gebildet, mit der Zeit aber entwickelte es sich zu einer ausschließlich französischen Einheit; auch die Zuaven waren der marokkanischen Division angegliedert) drei Luxemburger und im *1er régiment de marche d'Afrique* zehn Luxemburger. Laut *Historique du 1er régiment de marche d'Afrique* wurde das Regiment am 1. Februar 1915 vom französischen Kriegsminister gegründet, um an den Feldzügen bei den Dardanellen und auf dem Balkan teilzunehmen. Diesem Regiment war unter anderem ein Bataillon der Fremdenlegion angegliedert, sodass die dort dienenden Männer auch der Fremdenlegion angehörten.

Motivation

Auch wenn die Motive für den Eintritt in eine französische Armeeeinheit im Einzelfall schwer zu ergründen sind, soll hier grob versucht werden, die Beweggründe darzustellen. Dabei ist zu beachten, dass dieser Teil vor allem auf den Aussagen frankophiler luxemburgischer Autoren basiert, sodass die Resultate mit einer kritischen Distanz bewertet werden müssen. Diese Frankophilie und die Ablehnung des deutschen Kaiserreiches lässt sich vor allem in Arthur Diderrichs Werk, aber auch in den Berichten der *Ligue française* und im *Livre d'or de nos légionnaires 1914-1918* wiederfinden, die in der Nachkriegszeit entstanden.

Laut Fernand Lorang erklärten sich die Freiwilligen bereit, »für die Freiheit der Adoptivheimat«¹⁴ an der Seite der französischen Truppen zu kämpfen. Die hohe

13 ›Marschbataillone‹ (oder ›Marschregimenter‹) waren provisorische Einheiten, die nur für die Zeit des Marsches, also der Verlegung von den Aufstellungsräumen und Rekrutierungsbasen zur kämpfenden regulären Truppeneinheit, der sie zur Verstärkung und Auffrischung dienten, bestanden.

14 Lorang 1977, 8.

Zahl der Freiwilligen bewertet Diderrich unter anderem als Zeichen der Zuneigung gegenüber Frankreich. In der Tat stand in der Propaganda die Liebe zu Frankreich und zur Demokratie – Ideen, welche mit der Sache der Alliierten gleichgesetzt wurden – im Mittelpunkt. Auch die Bedrohung Frankreichs durch Deutschland soll eine Rolle gespielt haben. Allerdings bedient sich auch Douglas Porch, der nicht zu den luxemburgischen Frankophilen gezählt werden kann, der gleichen Motive: »Patriotism, love for France and ideology were strong among those in the first wave of enlistments«.¹⁵

Der ausschlaggebende Grund, sich in den Rekrutierungsbüros zu melden, stellte laut Diderrich der Angriff des Deutschen Reiches auf Luxemburg dar. Die Rekruten hätten aus Sorge um ihre in Luxemburg verbliebenen Familien, aus Angst vor dem deutschen Kaiserreich und vor der Annexion ihres Landes zu den Waffen gegriffen und somit indirekt für ihr Heimatland gekämpft. Neben der Zuneigung zu Frankreich soll also auch die Angst um das Schicksal des Herkunftslandes eine Rolle gespielt haben.

In der bisher veröffentlichten Literatur wird daher auch immer von den luxemburgischen Soldaten als Freiwilligen (*volontaires*) gesprochen, ein Aspekt, der in der Tat von einigen Quellen bestätigt wird. Hier muss allerdings angemerkt werden, dass diese Quellen keinen Anspruch auf Repräsentativität haben können. Es wäre nicht angebracht, von ein paar Einzelfällen auf eine allgemeine Tendenz zu schließen.

Inwiefern sich die Männer wirklich freiwillig meldeten, ist fragwürdig, da möglicherweise indirekter Zwang eine Rolle gespielt hat. Obwohl kein solcher Fall in den hier untersuchten Quellen auftaucht, ist nicht auszuschließen, dass sich einige der Männer wegen des Druckes der französischen Behörden, aus einem Zugehörigkeitsgefühl heraus, aufgrund von Gruppenzwang an der Arbeitsstelle, aus Angst davor, ausgeschlossen zu werden oder als deutschfreundlich zu gelten, dazu veranlasst gefühlt hatten, sich zu melden.

Militärischer Jahrgang

Der Jahrgang (*classe*) ist ein

»Begriff der militärischen Administration, der in die Umgangssprache gelangte und der das vorgesehene Jahr der Eingliederung eines einberufenen Mannes bezeichnet. Der ›Jahrgang 1915‹ wird also durch die 1895 geborenen Männer, deren Eingliederung im Laufe des Jahres 1915 vorgesehen ist, gebildet etc.«.¹⁶

15 »Patriotismus, Liebe zu Frankreich und Ideologie waren stark verbreitet unter jenen der ersten Welle der Einberufungen«, Porch 1991, 338.

16 »terme de l'administration militaire passé dans le langage courant et qui désigne l'année prévue

Zwischen dem militärischen Jahrgang und dem Geburtsdatum lagen im Falle Frankreichs also 20 Jahre. Eine Bestimmung, die allerdings nur auf die regulären Einheiten der Wehrpflichtigen angewendet wurde. Für die Angehörigen der Fremdenlegion galt eine besondere Regelung. Da sich die Männer freiwillig meldeten, spielte das Geburtsdatum in Verbindung mit dem Jahrgang keine Rolle. Vielmehr war das Jahr, in dem sich die Männer zum Dienst meldeten, entscheidend.

In der Tat meldete sich die überwiegende Mehrheit der aufgelisteten Männer im Jahr 1914 in die Fremdenlegion. Dabei war nicht das eigene Interesse, eine militärische Karriere einzuschlagen, entscheidend, sondern der Krieg an sich. Nur eine kleine Zahl der aufgelisteten Männer meldete sich später als 1914 zum Dienst. Bei einigen von ihnen muss allerdings beachtet werden, dass sie zu spät geboren wurden, um sich bereits 1914 zu melden. In diesen Fällen kann dies ein Indiz dafür sein, dass auch spätere Jahrgänge die gleichen Motive wie die Männer aus dem Jahr 1914 hatten; sie konnten sich allerdings erst im Alter von 18 Jahren in die Fremdenlegion melden. Dies kam aber relativ selten vor. Möglicherweise meldeten sich weniger Freiwillige nach 1914, weil die patriotische Begeisterung der Kriegsrealität gewichen war. Vielleicht hatte sich die Mehrheit der luxemburgischen Emigranten aber auch schon bereits im Jahr 1914 gemeldet. Außerdem ist bekannt, dass während des Krieges viele Auswanderer nach Luxemburg zurückkehrten – ob sich darunter Fahnenflüchtige oder Kriegsdienstverweigerer befanden, ist nicht bekannt.

Luxemburger im Krieg unter französischer Flagge: Einsatzorte, Überlebensrate, Laufbahn und Auszeichnungen

Die Fremdenlegion beteiligte sich weder an den erfolglosen wie verlustreichen französischen Offensiven in Lothringen und den Ardennen Ende August 1914, die die französische Armee bis an die Somme zurückwarfen, noch an der vom französischen Oberbefehlshaber Joseph Joffre angeordneten Gegenoffensive am 6. September des gleichen Jahres. Sie griff erst während der Offensiven von Ende 1914 bis Ende 1915 in den Krieg ein, wobei vor allem das italienische *4e régiment de marche du 1er étranger* hohe Verluste erlitt, sodass die Einheit sogar im März 1915 aufgelöst wurde. Auch die restlichen Regimenter wurden Anfang Dezember an die Front geworfen. Die Fremdenlegion kämpfte für die Dauer des Krieges vor allem im Nordosten Frankreichs, so zum Beispiel in der Champagne um die Dörfer La Targette und Neuville Anfang Mai 1915 oder in Lothringen um die Dörfer Cumières oder Regnéville im August 1917.

d'incorporation d'un homme appelé sous les drapeaux. La «classe 1915» est ainsi formée des hommes nés en 1895 et dont l'incorporation est prévue au cours de l'année 1915, etc.», *Collectif de recherche international et de débat sur la guerre 1914-1918* (CRID), *Lexique des termes employés en 1914-1918*, http://www.crid1418.org/espace_pedagogique/lexique/lexique_cd.htm#13, letzter Zugriff: 15.08.2014.

Die extrem hohen Verluste der Fremdenlegion bei diesen Kämpfen spiegeln sich auch bei den luxemburgischen Legionären wider. Alles in allem sind in den hier festgehaltenen Kämpfen 223 luxemburgische Soldaten umgekommen. Allerdings repräsentiert diese Zahl nicht alle Toten.

Neben den Kämpfen an der Westfront stellte die Fremdenlegion auch Einheiten für die Kämpfe bei den Dardanellen und in Mazedonien Ende April, Anfang Mai 1915 und in Bulgarien ab Oktober 1915. Douglas Porch zufolge starben 1.200 Legionäre an anderen Orten als an der Westfront, vor allem in Südosteuropa. Das *Historique du 1er régiment de marche d'Afrique* erwähnt 58 Offiziere und 2.181 Unteroffiziere und Legionäre, die an diesen Kriegsschauplätzen ihr Leben ließen. In der Tat scheinen dort auch einige Luxemburger gedient zu haben, allerdings zählen nur sehr wenige – acht insgesamt – zu den Gefallenen.

Gefallenen- und Überlebendenzahlen

Gemäß einer Statistik hatte Frankreich proportional gesehen die höchsten Verluste im Ersten Weltkrieg zu beklagen, nämlich etwa 10 Prozent der gesamten männlichen Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter.¹⁷ Aufgrund einer weiteren Berechnung haben 16,8 Prozent der mobilisierten Franzosen ihr Leben verloren. Da außerdem nicht alle Mobilisierten in das Kriegsgeschehen eingriffen, muss dieser Prozentsatz nach oben korrigiert werden. Demzufolge haben 22 Prozent der Offiziere und 18 Prozent der Soldaten während des Krieges ihr Leben gelassen. Dies gilt vor allem für die Infanterie, die den Kämpfen am meisten ausgesetzt war. Hier kam jeder dritte Offizier und jeder vierte Soldat ums Leben. Die Ausfälle der französischen Armee beliefen sich somit auf etwa 1,3 Millionen Tote und 2,8 Millionen Verletzte. Dabei war das Jahr 1915 am verlustreichsten, gefolgt von den Jahren 1914, 1916, 1918 und 1917.¹⁸

Wie schon erwähnt: Die Einheiten der Fremdenlegion – und damit die Luxemburger – verpassten die frühen und verlustreichen Kämpfe von August bis November 1914. In Artois und der Champagne 1915 mussten sie zwar hohe Verluste hinnehmen, dies galt allerdings im gleichen Maße für andere Teile der französischen Armee. Und auch wenn sich der Angriff auf Belloy-en-Santerre als verlustreich herausstellte, war dies die einzige wesentliche Operation des RMLE im Jahr 1916. Im Vergleich dazu kosteten die Schlacht von Verdun und jene an der Somme im gleichen Jahr einer bis dahin unvorstellbaren Zahl französischer, britischer und deutscher Soldaten das Leben. 1917 war die Legion nur zweimal ernsthaft im Einsatz, wobei beim zweiten Mal die Verluste in Verdun relativ niedrig waren. 1918 war

17 Pedroncini 1992, 161.

18 Audoin-Rouzeau/ Becker 2000, 39.

wiederum ein verlustreiches Jahr, allerdings traf dies auf fast jede alliierte Einheit zu. So schätzt die Fremdenlegion selbst ihre Verluste an der Westfront auf 4.116 Offiziere und Soldaten. 1.200 Soldaten starben an anderen Kriegsschauplätzen, vor allem während des Gallipolifeldzuges (Dardanellen) bis Januar 1916.

Von den 1.048 dokumentierten Luxemburgern haben 332 den Krieg überlebt, 382 sind umgekommen. Das Schicksal der übrigen 333 Männer ist unbekannt. Erschwert wird die Recherchearbeit durch die Tatsache, dass die Quellenangaben zum Status einer Person oft widersprüchlich sind. Bei den großen Militärkampagnen sind jedenfalls 223 Männer gefallene. Während jene, die einige Tage nach einer Schlacht verstarben, noch relativ unproblematisch ein- und zuzuordnen sind, lässt sich in vielen Fällen das Todesdatum nicht eindeutig einer bestimmten Schlacht zuordnen. Diese Liste von 223 Mann schließt aber nicht die Verluste jener ein, die bei kleineren Gefechten, Patrouillen, im Stellungskrieg oder bei Unfällen ohne Feindeinwirkung ums Leben kamen. Zweitens sind viele Männer erst nach den Kämpfen ihren Verletzungen erlegen, und fallen überhaupt aus dieser Statistik heraus. Drittens erlagen viele auch erst nach Kriegsende den Spätfolgen ihrer Kriegsverletzungen oder verstarben in Gefangenschaft. Des Weiteren stammen einige dieser 382 umgekommenen Männer aus regulären französischen Einheiten, sodass sie nicht an den Kämpfen der Fremdenlegion teilnahmen.

Daher kann nur sicher festgestellt werden, dass mehr als ein Drittel der aufgelisteten Männer den Krieg nicht überlebt haben. Dies entspricht also einer Todesrate von etwas mehr als 33 Prozent. Die Todeszahl würde zu der von Porch genannten Zahl von 4.116 Offizieren und Soldaten passen, wenn man bedenkt, dass laut Jacques Dollar die Luxemburger proportional zu anderen Nationen sehr stark in der Legion vertreten waren.¹⁹

Todesursachen

Die lange Dauer des Krieges, die konstanten Gefahren, welchen die Soldaten ausgesetzt waren, Unterversorgung und die technologischen Neuerungen waren die Hauptursachen für die hohen Ausfälle. Auch die großangelegten Offensiven mit Truppenmassierung in Millionenzahl trugen zur hohen Verlustquote bei. Einer Schätzung des damaligen Militärarztes Toubert zufolge hatte Frankreich 1,3 Millionen Tote zu beklagen. Davon fielen 674.000 im Gefecht (durch Waffeneinwirkung), 225.000 erlagen den Folgen ihrer Verletzungen und 175.000 einer Krankheit. Mehr als 225.000 galten als vermisst.²⁰

¹⁹ Porch 1991.

²⁰ Zitiert nach Pedroncini 1992, 306.

Die hohe Todes- und Verwundungsrate hing eng mit dem Artilleriebeschuss zusammen. Pedroncini geht davon aus, dass die meisten Verletzungen in der französischen Armee von großkalibrigen Geschossen (Granatsplitternwirkung) und weniger von Kugeln und weiterer Infanteriebewaffnung stammten, das sind also 76 bis 78 Prozent der von Ende 1914 bis 1917 verwundeten französischen Soldaten. Ziemann schätzt sogar, dass beim deutschen Heer nur etwa 1,7 Prozent der Verwundungen von Infanteriemunition herbeigeführt wurden.²¹ Nahkampfwaffen wie Säbel, Dolch und Seitengewehr waren über den gesamten Krieg gesehen nur für 0,1 Prozent aller Verwundungen verantwortlich. Die Verletzungen führten außerdem oft zu Infektionen, wenn die Wunde in Kontakt mit Kleidern und Erde kam.

Trotz einer stark verbesserten medizinischen Versorgung ging eine nicht zu unterschätzende Zahl der Toten auf Krankheiten zurück. In der französischen Armee starb etwa ein Fünftel der Soldaten ohne direkte Feindeinwirkung. Die Gründe dafür waren in erster Linie die Länge der Kriegsteilnahme, die Witterungsverhältnisse und die sich während des Krieges verschlechternde Ernährungslage. Die Lebensbedingungen in den Schützengräben trugen ihr Übriges dazu bei: »Nahezu keine Hygiene; schwierige klimatische Bedingungen (Winterkälte, Regen zu fast allen Jahreszeiten); der allgegenwärtige Schlamm, in dem man zu versinken drohte und der zum Schrecken der Soldaten wurde.«²² Diese Verhältnisse begünstigten Krankheiten natürlich ungemein. So behandelten deutsche Militärärzte im Laufe des Krieges genauso viele Magen-Darm-Erkrankungen wie Kriegsverletzungen. Die im September 1914 aufkommende Typhusepidemie dauerte etwa siebzehn Monate und tötete 10.000 der 112.000 befallenen Soldaten. Die Spanische Grippe im April 1918 forderte 12.000 Opfer unter den 194.000 Kranken, während sich die Grippeepidemie im Sommer und Herbst 1918 wegen der Erschöpfung der Soldaten als besonders gefährlich herausstellte. Bei den Dardanellen an der türkischen Front mussten außerdem 60.000 Soldaten mit der Malaria kämpfen. Dennoch: Die Fortschritte in der modernen Medizin drückten, und das zum ersten Mal in der Kriegsgeschichte, die Zahl der Toten infolge von Krankheiten und jene der von Verletzungen, und zwar auf 13 Prozent aller Todesfälle.²³

Giftgas war zwar von den Soldaten vor allem wegen seiner Unberechenbarkeit und Unsichtbarkeit gefürchtet, dennoch waren dadurch bedingte Todesfälle extrem selten.

Von den fünf Millionen aus dem Gefechtsbereich evakuierten französischen Soldaten (davon 2,8 Millionen Verletzte, 140.000 Gasopfer, 1,8 Millionen Kranke und Verwundete) erlagen 7,5 Prozent ihren Verletzungen und von den zwei Millionen in die Krankenhäuser eingelieferten Soldaten starben 130.000. Auf der anderen Seite

21 Pedroncini 1992, 165; Ziemann 2003, 158.

22 Becker/Krumeich 2010, 222.

23 Corvisier 1992, 308; Ziemann 2003, 157.

konnten durch die moderne Medizin aber auch 1,8 Millionen Verletzte und Kranke gerettet werden. Darunter fallen allerdings auch um die 1,5 Millionen ausgemusterte Soldaten, von denen eine große Zahl stark entstellt blieb.²⁴

Die Luxemburger in der französischen Armee fielen mehrheitlich während Kampfhandlungen oder wurden ›durch den Feind getötet‹ (*tué à l'ennemi*, wie der auf Amtsfranzösisch korrekte Terminus lautet), gefolgt vom Tod infolge von Verletzungen. Als dritte Ursache wurden Krankheiten aller Art deklariert. Allerdings ist durch den Begriff *tué à l'ennemi* nicht exakt zu erkennen, ob die Soldaten durch Artilleriebeschuss oder Infanteriemunition umgekommen sind. Auch bei der Todesursache *suite de ses blessures de guerre* (infolge seiner Kriegsverletzungen) ist es unklar, ob es sich um Verletzungen durch Artilleriegeschosse oder Infanteriewaffen handelt. Da das RMLE aber oft an Frontalangriffen beteiligt war und die meisten Legionäre während der Angriffe bei den beschriebenen Schlachten fielen, ist zu vermuten, dass die Soldaten mehr durch Infanteriemunition starben als durch Artilleriegeschosse. Dass viele erst an ihren Verletzungen verschieden, kann aber auch als Indiz für den heftigen Artilleriebeschuss gewertet werden. Darüber hinaus wird eine nicht geringe Zahl als ›im Kampf verschollen‹ angegeben.

Der Tod durch Krankheiten und durch Gas kommt relativ selten vor. So sind nur 20 Männer an einer Krankheit (15 während des Krieges, acht davon im Sommer und Herbst 1918 und weitere vier kurz nach Kriegsende, was möglicherweise als eine Folge der Grippeepidemie von 1918 gewertet werden kann) und nur drei infolge eines Gasangriffs gestorben. Im Falle des Todes infolge einer Krankheit wird – von einigen Ausnahmen abgesehen – die Krankheit meist nicht genannt und es kommt auch vor, dass die Todesart nicht angegeben ist. Es leuchtet ein, dass es in einigen Fällen schlicht nicht möglich war, diese herauszufinden.

Militärische Laufbahn

Die überwiegende Mehrheit der Freiwilligen war Soldat erster oder zweiter Klasse, manchmal stiegen die Männer zum Rang eines Korporals oder weniger häufig eines Sergeanten, also den Gefreiten und Feldwebel-Dienstgraden auf. Die Bezeichnung *1re classe* ist dabei kein Grad an sich, sondern eine Auszeichnung (und ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber den anderen Soldaten), die die Männer erhielten, bevor sie zum Korporal befördert wurden. Soldat und Korporal bilden die Mannschaftsdienstgrade, die *Hommes de Troupe* oder *Militaires du Rang*. Der Grad des Sergeanten ist der erste Grad der Unteroffiziere und wird bei berittenen Truppen auch *Maréchal des Logis* genannt.

24 Da die Wiederherstellungschirurgie noch wenig entwickelt war, vgl. Corvisier 1992, 308.

Hohe Offiziersränge kommen – einige wenige Ausnahmen ausgenommen – nicht vor. Bei den wenigen Offiziersgraden handelt es sich außerdem überwiegend um Männer in den regulären Einheiten, die der französischen Wehrpflicht unterstanden und bereits länger dienten. Da sich die Freiwilligen nur für die Dauer des Krieges meldeten, war es für sie einerseits relativ schwer, in der Hierarchie aufzusteigen, andererseits dürfte es kaum ihr Anspruch gewesen sein, eine Offizierslaufbahn und eine Karriere innerhalb der Armee einzuschlagen.

Auszeichnungen

Das französische Oberkommando führte verschiedene Auszeichnungen ein, um die Moral der Soldaten zu stärken. Die sogenannte *citation*, die mit ›Belobigung‹ oder ›ehrenvolle Erwähnung‹ übersetzt werden kann, ist

»ein militärischer Begriff, der darin besteht, auf eine aner kennenswerte Tat hinzuweisen (Tapferkeit, Achtung der Vorschriften, geglückter Angriff, zurückgedrängter gegnerischer Angriff, vorbildliches Verhalten ...), indem der Kämpfer oder die Einheit in den Tagesberichten lobend ›erwähnt‹ wird. Die ehrenvolle Erwähnung kann individueller oder kollektiver Natur sein.«²⁵

So erhielt zum Beispiel das ganze RMLE nach den Kämpfen am 9. Mai 1915 seine erste Belobigung, aber auch einzelne Soldaten können nach vorbildlichen Taten oder dem Tod eine Belobigung erhalten. Laut vorliegenden Erkenntnissen erhielten 55 luxemburgische Soldaten eine Belobigung. Durch einen Mangel an Quellen zu diesem Thema muss allerdings davon ausgegangen werden, dass es mehr gewesen sein könnten.

Eine weitere, relativ häufig vorkommende Auszeichnung stellt das am 8. April 1915 eingeführte französische *Croix de Guerre* (›Kriegsverdienstkreuz‹) dar. Es setzte eine Belobigung voraus, sollte im Gegensatz dazu aber eine sichtbare Auszeichnung sein. Unter den etwa zwei Millionen Empfängern des individuellen *Croix de Guerre* während des Krieges befanden sich laut bisherigen Erkenntnissen 178 Luxemburger.

Die bereits 1852 durch den damaligen Präsidenten und späteren Kaiser Louis-Napoléon Bonaparte eingeführte *Médaille Militaire* (›Militärverdienstmedaille‹) sollte vor allem die verdienten Unteroffiziere und Soldaten auszeichnen. Sie wurde

25 »terme militaire qui désigne le fait de signaler un acte valorisé (bravoure, respect des consignes, attaque réussie, attaque ennemie repoussée, exemple donné...) en ›citant‹ le combattant ou l'unité dans l'ordre du jour. La citation peut être individuelle ou collective, *Collectif de recherche international et de débat sur la guerre 1914-1918* (CRID), *Lexique des termes employés en 1914-1918*, http://www.crid1418.org/espace_pedagogique/lexique/lexique_cd.htm#13, letzter Zugriff: 15.08.2014.

hauptsächlich verletzten und getöteten Soldaten verliehen, sowie jenen, die sich durch besondere Verdienste auszeichneten und bereits ehrenvoll erwähnt wurden. Laut aktuellem Stand haben 52 Luxemburger die Militärmedaille erhalten.

Die *Médaille des Volontaires Luxembourgeois de la Grande-Guerre de 1914-1918* (»Medaille der luxemburgischen Freiwilligen des Großen Krieges 1914-1918«) war eine Kriegsdienstenerinnerungsmedaille des Großherzogtums und wurde durch einen entsprechenden Erlass vom 10. Mai 1923 als Anerkennung der luxemburgischen Freiwilligen des Ersten Weltkrieges, die zwischen dem 2. August 1914 und dem 11. November 1918 mindestens für drei Monate in den alliierten Armeen gekämpft hatten, eingeführt. Somit hatten also nicht nur Freiwillige der französischen Armee ein Anrecht auf die Auszeichnung – ehrenvollen Dienst vorausgesetzt. Eine entsprechende Liste aus dem luxemburgischen Nationalarchiv zählt 498 Empfänger der Medaille. Dies bedeutet einerseits, dass eine große Zahl der infrage kommenden Luxemburger die Medaille erhielt, andererseits aber auch, dass ungefähr die Hälfte der 1.048 Männer sie nicht empfing. Es ist schwer vorstellbar, dass diese Männer alle straffällig waren oder zum Zeitpunkt ihrer Rekrutierung nicht die luxemburgische Staatsbürgerschaft besaßen.²⁶

Die im Jahr 1893 eingeführte *Médaille Coloniale* (»Kolonialmedaille«) sollte vor allem jene Soldaten belohnen, die in den Kolonialgebieten Frankreichs an Kämpfen beteiligt waren. Sie wurde 15 Männern überreicht. Die *Médaille du Maroc* (»Marokkomedaille«) wurde im Jahr 1909 eingeführt und wurde jenen Soldaten überreicht, »die in den Befriedungsoperationen zwischen 1907 und dem 20. Juli 1921, Datum der Verkündung des Vertrages über das Protektorat Marokko, eingesetzt wurden.«²⁷ Sie wurde ebenfalls 15 Männern verliehen. Obwohl beide Auszeichnungen nicht direkt in Verbindung mit dem Ersten Weltkrieg stehen, machen sie deutlich, dass es sich bei den Empfängern einerseits um Soldaten der Fremdenlegion handeln musste, andererseits womöglich um Legionäre, die sich bereits vor 1914 in die Fremdenlegion gemeldet hatten.

²⁶ Dagegen durften nur jene diese Medaille erhalten, die die luxemburgische Staatsbürgerschaft zum Zeitpunkt ihres Engagements in einer der Armeen besaßen. Jenen, die durch die Militärjustiz wegen einer Straftat verurteilt worden waren oder sich laut dem luxemburgischen Recht strafbar gemacht hatten, stand die Medaille nicht zu. Männer, die ein *Croix de Guerre* erhalten hatten, oder solche, die durch Verletzungen oder Krankheiten von der Front abgezogen werden mussten, hatten unabhängig von der Dauer des Dienstes ein Anrecht auf die Medaille. Das Gleiche galt für die, die auf dem Schlachtfeld gefallen oder an den Folgen von Verletzungen oder Krankheiten verstorben waren.

²⁷ »qui furent engagés dans les opérations de pacification effectuées de 1907 au 20 juillet 1921, date de la promulgation du traité de protectorat du Maroc, France Phaléristique, <http://www.france-phaleristique.com/maroc.htm>, letzter Zugriff: 15.08.2014.

Schlussfolgerung

Alles in allem konnten durch die Nachforschungen 1.048 luxemburgische Soldaten in der französischen Armee während des Ersten Weltkrieges ermittelt werden. Diese Zahl liegt weit unter der oftmals in der veröffentlichten Literatur genannten Zahl von 3.000 Männern. Von diesen 1.048 Soldaten überlebten 332 den Krieg, 382 kamen während des Krieges um; das Schicksal von 333 Männern bleibt unbekannt. Sowohl Letzteres als auch die Ungewissheit über das weitere Schicksal vieler Überlebender sind vor allem durch mangelnde Quellen bedingt.

Die luxemburgischen Freiwilligen kämpften in den Reihen der Fremdenlegion, an Orten wie Neuville und La Targette zwischen dem 9. Mai und dem 16. Juni 1915. Diese Kämpfe stellten sich für die luxemburgischen Freiwilligen mit 55 Todesopfern als die verlustreichste Kampfhandlung während des Ersten Weltkrieges heraus.

Zu den Todesursachen im Zuge der Kampfhandlungen konnten keine definitiven Schlüsse gezogen werden, da die Aussagen in den Quellen zu ungenau sind. Nur die Todesfälle durch Krankheit oder Gasangriffe können genau eingeordnet werden, dabei kamen aber relativ wenige Luxemburger ums Leben. Bei den vermissten Soldaten kann dagegen nicht auf die endgültige Todesart geschlossen werden.

Schlussendlich handelte es sich bei den luxemburgischen Soldaten meist um ›einfache‹ Soldaten oder Korporale. Nur wenige hatten einen Offiziersgrad. Dies erscheint plausibel, da sich die Freiwilligen nur für die Dauer des Krieges meldeten. Jene, die Offiziersränge bekleideten, dienten außerdem meist in regulären Einheiten.

Literaturverzeichnis

- Audoin-Rouzeau/Becker 2000 = Audoin-Rouzeau, Stéphane/Becker, Annette: 14-18, retrouver la Guerre, Paris 2000.
- Becker/Krumeich 2010 = Becker, Jean-Jacques/Krumeich, Gerd: Der Große Krieg, Essen 2010.
- Bellion 2012 = Bellion, Joé: Luxemburger in der französischen Armee während des Ersten Weltkrieges (unveröffentlichte Masterarbeit), Luxemburg 2012.
- Corvisier 1992 = Corvisier, André: Le peuple français en guerre, in: Pedroncini, Guy (Hg.): Histoire militaire de la France (Bd. 3), 1871-1940, Paris 1992, 295-326.
- Diderrich 1918 = Diderrich, Arthur: Les Luxembourgeois à la Légion Etrangère 1914-1918, Luxemburg 1918.
- Dollar 1973 = Dollar, Jacques: Les Luxembourgeois et la France de Poincaré à Pompidou, Luxemburg 1973.

- Dollar 1973b = Dollar, Jacques: A la mémoire de Pierre de Waha, ancien volontaire luxembourgeois de la Grande Guerre, in: *Luxemburger Wort* 29/126, Luxemburg 1973, 5.
- Friedrich 1978 = Friedrich, Evy: Luxemburger Legionäre, in: *Revue* 45, Luxemburg, 11. November 1978, 35-38.
- Jauffret/Maurin 1992 = Jauffret, Jean-Charles/Maurin, Jules: L'appel aux armes, 1872-1914, in: Pedroncini, Guy (Hg.): *Histoire militaire de la France* (Bd. 3), 1871-1940, Paris, 1992, 71-97.
- Jauffret/Maurin 1992b = Jauffret, Jean-Charles/Maurin, Jules: Sous les drapeaux, in: Pedroncini, Guy (Hg.), *Histoire militaire de la France* (Bd. 3), 1871-1940, Paris 1992, 99-118.
- Larue/Tresch 1923 = Larue, Charles/Tresch, Mathias et al.: *Le Livre d'or de nos légionnaires 1914-1918*, Luxemburg o.J. (wahrscheinlich 1923).
- Lorang 1977 = Lorang, Fernand: Kaytaler Legionäre im Weltkrieg 1914-1918, in: *Luxemburger Wort* 130/200, Luxemburg, 1. September 1977, 8.
- Nilles 1970 = Nilles, Léon N.: Er focht für Frankreich, in: *Revue* 33/25, Luxemburg, 15. August 1970, 30-31.
- Pauly 2011 = Pauly, Michel: *Geschichte Luxemburgs*, München 2011.
- Pedroncini 1992 = Pedroncini, Guy: L'armée française et la Grande Guerre, in: Pedroncini, Guy (Hg.), *Histoire militaire de la France* (Bd. 3), 1871-1940, Paris 1992, 161-201.
- Porch 1991 = Porch, Douglas: *The French Foreign Legion*, London 1991.
- Reuter 2000 = Reuter, Antoinette: Les Luxembourgeois en France et à Paris (XIXe siècle), in: *Luxembourg. Histoires croisées des migrations*, Migrations-20, premier trimestre 2000, 50-59.
- Scuto 1995 = Scuto, Denis: Emigration et immigration au Luxembourg au XIXe et XXe siècle, in: Reuter, Antoinette/Scuto, Denis (Hg.): *Itinéraires croisés. Luxembourgeois à l'étranger, étrangers au Luxembourg. Menschen in Bewegung. Luxemburger im Ausland, Fremde in Luxemburg*, Esch-sur-Alzette 1995, 24-28.
- Scuto 1995b = Scuto, Denis: Les Luxembourgeois à Paris, in: Reuter, Antoinette/Scuto, Denis (Hg.): *Itinéraires croisés. Luxembourgeois à l'étranger, étrangers au Luxembourg. Menschen in Bewegung. Luxemburger im Ausland, Fremde in Luxemburg*, Esch-sur-Alzette 1995, 144-147.
- Scuto 2012 = Scuto, Denis: *La nationalité luxembourgeoise*, Brüssel 2012.
- Trausch 1996 = Trausch, Gilbert: Luxemburg als Dritter zwischen Deutschland und Frankreich, in: Baecheler, Christian/Müller, Klaus-Jürgen (Hg.): *Les tiers dans les relations franco-allemandes, Dritte in den deutsch-französischen Beziehungen*, München 1996, 105-118.
- Trausch 2003 = Trausch, Gilbert: *Histoire du Luxembourg. Le destin d'un 'petit pays'*, Toulouse 2003.
- Tresch 1936 = Tresch, Matthias: A Paris, 1914! in: *Souvenons-nous. Publication mensuelle en faveur du souvenir français en Moselle* 26, Nancy, Dezember 1936, 3-4.

Weil 1997 = Weil, Patrick: Mission d'étude des législations de la nationalité et de l'immigration, Paris 1997.

Weil 2002 = Weil, Patrick: Qu'est-ce qu'un Français? Histoire de la nationalité française depuis la Révolution, Paris 2002.

Ziemann 2003 = Ziemann, Benjamin: Soldaten, in: Hirschfeld, Gerhard et al. (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003, 155-168.

Archiv- und Internetquellen

Historique du 1er régiment de marche d'Afrique, digitalisiert auf <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6216902r/f5.image>, Letzter Zugriff: 15.08.2014.

Homepage des an das französische Verteidigungsministerium angegliederte Mémoire des Hommes, <http://www.memoiredeshommes.sga.defense.gouv.fr/fr/article.php?laref=1>, Letzter Zugriff: 15.08.2014.

Lexikon des Collectif de Recherche International et de Débat sur la Guerre de 1914-1918 zu verschiedenen Schlüsselbegriffen des Ersten Weltkrieges, http://crid1418.org/espace_pedagogique/lexique/lexique_ini.htm, Letzter Zugriff: 15.08.2014.

Karteien der während des Ersten Weltkrieges gefallenen französischen Soldaten auf Mémoire des Hommes, angegliedert an das französische Verteidigungsministerium, <http://www.memoiredeshommes.sga.defense.gouv.fr/spip.php?rubrique41>, Letzter Zugriff: 15.08.2014.

ANLUX, Fond du Ministère d'Etat, CdCH 97: Décorations françaises conférées à des Luxembourgeois; Autorisations de les porter/Relevé des décorés de la médaille des volontaires luxembourgeois de la guerre 1914-1918, 1933-1939.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 686: Volontaires luxembourgeois au service de la France (Presse; photos), 1915.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 691: Légionnaires luxembourgeois au service de la France (Demandes d'emploi), 1919-1920.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 692: Légionnaires luxembourgeois au service de la France: Œuvres de secours aux anciens légionnaires – Création d'une Association des Anciens Engagés Volontaires Luxembourgeois, 1918-1921.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 2267: Légion étrangère de France: enrôlement de jeunes Luxembourgeois; demandes en libération, 1900-1919.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 3468: Luxembourgeois ayant servi dans la Légion étrangère et dans les rangs de l'armée française: Demandes de pension, 1919-1938.

ANLUX, Fond du Ministère des Affaires étrangères, AE 3698: Décès de volontaires luxembourgeois enrôlés dans l'armée française (Dossiers individuels), 1916-1929.

Die Bosnisch-Herzegowinischen Truppen Österreich-Ungarns

Kolonialsoldaten aus Europa?

ERWIN A. SCHMIDL

Österreich-Ungarn erhielt auf dem Berliner Kongress 1878 vom ›Europäischen Konzert der Mächte‹ die Erlaubnis, die osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina militärisch zu besetzen und in der Folge zu verwalten sowie auch im benachbarten *Sandžak* (= Bezirk) von Novi Pazar (d. h. dem heutigen Grenzgebiet von Serbien und Montenegro, das immer noch als ›Sandžak‹ bekannt ist) militärische Garnisonen zu unterhalten.

Ziel des Berliner Kongresses war in erster Linie, die übergroßen russischen Gebietsgewinne nach dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877 (verbunden mit der Schaffung eines russisch dominierten ›Groß-Bulgariens‹) zu beschneiden und auf der Balkanhalbinsel eine Balance zwischen den rivalisierenden Mächten Russland und Österreich-Ungarn zu erhalten. Für Österreich-Ungarn schien die territoriale Ausdehnung in Südosteuropa nicht nur die Fortsetzung einer Politik zu sein, die auf die Auseinandersetzungen mit dem Osmanischen Reich im 17. und 18. Jahrhundert zurückging, sondern in gewisser Weise auch eine Kompensation für die nach den verlorenen Kriegen 1859 und 1866 verlorenen italienischen Gebiete.¹ Darüber hinaus – und im Rückblick nach 1918 allzu oft nostalgisch verklärt – schien das ›orientalische‹ Bosnien auch eine Art Ersatz für außereuropäische Kolonien zu sein, die das Habsburger-Reich zwar immer wieder angestrebt hatte, aber nie dauerhaft erreichen konnte.² Das spiegelt sich in zeitgenössischen Memoiren wie in der Literatur – wenn sich im Zimmer des ehemaligen Majors Melzer in Heimito von Doderers Roman *Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre ein Bärenfell und eine Kaffeegarnitur* befinden, so stammen diese natürlich aus Bosnien.

Ein besonderes Element dieser ›bosnischen Episode‹ der österreichischen Geschichte waren die bosnisch-herzegowinischen Truppenkörper. Der folgende Beitrag möchte deren Entwicklung im Überblick darstellen.

Anmerkung: Dieser Aufsatz beruht zum Teil auf früheren Publikationen des Autors zu diesem Thema, vor allem den Beiträgen im Sammelband, hrsg. v. Neumayer und Schmidl (2008).

1 Dazu Wohnout 1996 und 2008. Zur Geschichte Bosniens und der Herzegowina im Überblick: Malcolm 1996; sowie Donia/Fine 1994.

2 Vgl. dazu Sauer 2007.

Die Aufstellung bosnisch-herzegowinischer Truppen nach 1878

Schon 1879, im Jahr nach der Okkupation, formierte die österreichisch-ungarische Verwaltung ein bosnisch-herzegowinisches Gendarmerie-Korps – damals war die Gendarmerie sowohl in Österreich wie in Ungarn Teil des Militärs. Die bosnisch-herzegowinische Gendarmerie bestand aus österreichischen und ungarischen Gendarmerie-Offizieren und -Mannschaften sowie bosnischen Freiwilligen und spielte bei der Sicherung und Befriedung des Landes bis hin zur lokalen Verwaltung eine wichtige Rolle.³ Zuletzt umfasste die bosnische Gendarmerie acht Abteilungen (›Flügel‹), die auf 27 Stationen verteilt waren.⁴

Österreich-Ungarn hatte 1868 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und dehnte diese Ende 1881 durch ein provisorisches Wehrgesetz auch auf Bosnien-Herzegowina aus, obwohl die Bosnier weiterhin – zumindest nominell und bis 1908 – Untertanen des Sultans waren. Im Osmanischen Reich nahm man dies nicht gerade mit Begeisterung zur Kenntnis, aber auch die Bosnier waren darüber nicht glücklich. In der Herzegowina begann Anfang 1882 sogar ein Aufstand gegen die Einführung der Wehrpflicht, der nur unter Einsatz des Militärs niedergeschlagen werden konnte. Die Besatzungstruppen in Bosnien, bis 1881 bereits auf 17.000 Mann reduziert (am ›Okkupationsfeldzug‹ 1878 waren nicht weniger als 270.000 Soldaten beteiligt gewesen), wurden wegen dieses Aufstandes im Frühjahr 1882 auf über 62.000 verstärkt; erst Mitte 1882 konnte der Großteil des Landes als ›befriedet‹ gelten.⁵ Die Misstimmung unter der Bevölkerung hielt wohl noch an – so nahm die Auswanderung damals deutlich zu –, im Großen und Ganzen aber akzeptierten die Einwohner von Bosnien-Herzegowina die Militärpflicht dann in relativ kurzer Zeit.

Das Land wurde 1882 in vier Ergänzungsbezirke eingeteilt – Sarajevo, Banja Luka, Tuzla und Mostar – und je Ergänzungsbezirk eine Kompanie in Stärke von knapp 100 Mann (vier Offiziere und 93 Mann) aufgestellt. Die Offiziere, Unteroffiziere und Ausbilder kamen aus der k.u.k. Armee; erst im Lauf der Jahre wurden auch bosnische Unteroffiziere und Offiziere herangebildet.⁶ Die bosnisch-herzegowinischen Truppen waren zunächst als eine Art ›Landeswehr‹ konzipiert; der Prozentsatz der Einberufungen war geringer als in der Donaumonarchie. Auch leisteten die ›Bosniaken‹ einen besonderen Eid, der auf die eigentümliche Lage des ›Okkupationsgebietes‹ als formal weiterhin osmanisches Territorium Rücksicht nahm.⁷

Die Präsenzdienstzeit betrug (wie in Österreich-Ungarn) drei Jahre. Ab 1883 wurde in jedem Ergänzungsbezirk jährlich eine weitere Kompanie aufgestellt, 1886

3 Vgl. Schachinger 1994, 23.

4 Die acht Flügel waren in Sarajevo, Travnik, Banja Luka, Bihać, Tuzla, Mostar, Trebinje und Gorazde stationiert.

5 Rausch 1982.

6 Vgl. Glückmann 1900, 70.

7 Zolger 1916, 608f.

die bestehenden vier Kompanien je Bezirk in insgesamt vier Bataillone formiert. In den folgenden Jahren behielt man das System der jährlichen Aufstockung um eine Kompanie je Ergänzungsbezirk bei und 1894 war es auf diesem Wege möglich, die damals bestehenden drei Bataillone je Bezirk in insgesamt vier Regimenten zu formieren – die bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regimenter Nr. 1-4 (Nr. 1 Sarajevo, Nr. 2 Banja Luka, Nr. 3 Tuzla, Nr. 4 Mostar). 1895 erhielt jedes Regiment eine eigene Regimentsmusik und 1896 durch die mittlerweile aufgestellten zusätzlichen Kompanien ein weiteres Bataillon. Jedes der vier bosnisch-herzegowinischen Regimenter hatte einen Friedensstand von 86 Offizieren und 1.569 Mann.⁸

Durch die Abtrennung je einer (der jeweils 17.) Kompanie jedes Regiments entstand 1903 ein zusätzliches bosnisch-herzegowinisches Feldjäger-Bataillon (Ergänzungsbezirk Sarajevo). Trotz der Bezeichnung – die ›Jäger‹ waren ursprünglich leichte Infanterie – unterschieden sich die Jäger um die Jahrhundertwende nur durch den Namen und Details der Uniform von der Linieninfanterie – seit dem späteren 19. Jahrhundert gab es die ›Einheitsinfanterie‹ mit einheitlicher Ausbildung und Bewaffnung. Der Ausbau der bosnisch-herzegowinischen Truppen ging bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges weiter – 1914 dienten 10.156 Mann in den vier bosnisch-herzegowinischen Regimentern (dazu kamen 21.327 Reservisten) sowie 434 Mann im Feldjäger-Bataillon (plus 1.208 Reservisten).⁹ Das entsprach knapp fünf Prozent der gesamten Truppenstärke der k.u.k. Armee. Im Laufe des Weltkrieges kam es zur Aufstellung weiterer bosnisch-herzegowinischer Truppenkörper (Infanterie sowie Jäger).

Österreichische Soldaten mit Fez und bosnischen Hosen

Schon durch ihre Adjustierung waren die ›Bosniaken‹, wie die bosnisch-herzegowinischen Soldaten genannt wurden, auch optisch eine Besonderheit: Sie trugen nicht wie die k.u.k. Infanterie dunkel-, sondern lichtblaue Uniform mit gelben (›goldenen‹) Knöpfen und roten (für die Jäger grünen) Aufschlägen. Besondere Merkmale waren der rote Fez und die charakteristische ›türkische‹ weit geschnittene Hose.¹⁰ 1908 führte die k.u.k. Armee einheitlich hechtgraue (= blaugraue) Felduniformen ein; dies galt auch für die Bosniaken, die dazu einen grauen Fez trugen. Um eine bessere Tarnung zu ermöglichen, wechselte man auf Grund der im Weltkrieg gewonnenen Erfahrungen ab 1915 vom Hechtgrau zu den weniger auffälligen Farb-

8 Ausführlich zu den Hintergründen vgl. die einzelnen Beiträge im Sammelband Neumayer/Schmidl 2008.

9 Alle Angaben nach den Übersichten im *Militärstatistischen Jahrbuch* für das Jahr 1912 (Wien: k.u.k. Technisches Militärkomitee 1914). Dieser – letzte – Band des Jahrbuches gibt den Stand mit 31. Jänner 1913 wieder.

10 Dazu ausführlich Hinterstoisser 2008.

tönen ›Feldgrau‹ bzw. ›Feldbraun‹ (d. h. verschiedene graugrüne bzw. graubraune Schattierungen).

Unbeschadet ihrer Religion trugen alle bosnischen Soldaten den Fez, obwohl nur rund ein Drittel der Soldaten Muslime waren. Es galt ja die allgemeine Wehrpflicht; daher entsprach die religiöse Zusammensetzung ziemlich genau den Verhältnissen in Bosnien. Den k.u.k. Statistiken zufolge waren vor Beginn des Ersten Weltkrieges 39,7 Prozent der Soldaten »griechisch-orientalischer« (d. h., in heutiger Diktion: serbisch-orthodoxer) Religion, 31,4 Prozent Muslime und 25,4 Prozent römisch-katholisch, dazu kamen noch Griechisch-Katholische (2,8 Prozent), Juden (0,5 Prozent) und Protestanten (0,2 Prozent).¹¹

Diese Angaben gelten nur für die Mannschaften einschließlich der Unteroffiziere. Die Offiziere kamen aus der gesamten Donaumonarchie.¹² In den vier Infanterie-Regimentern überwogen bei den Berufsoffizieren diejenigen deutscher Muttersprache (die zu einem Gutteil aus der heutigen Republik Österreich bzw. den deutschen Gebieten Böhmens und Mährens stammten) mit 82 Prozent, gefolgt von kroatisch bzw. serbisch sprechenden mit 8, Tschechen und Magyaren mit je 3 und Slowenen mit 1,4 Prozent. Beim Feldjäger-Bataillon hingegen waren nur 33,3 Prozent Deutschösterreicher, dafür aber 37,1 Kroaten/Serben, gefolgt von 18,5 Magyaren, 7,4 Tschechen und 3,7 Prozent Polen. Der Religion nach überwogen die Katholiken (85,3 bei den Infanterie-Regimentern bzw. 77,8 Prozent bei den Jägern) vor Griechisch-Orientalischen (8,1 bzw. 18,5 Prozent), Protestanten (5,7 Prozent bei den Infanterie-Regimentern) und Angehörigen anderer Religionen. Auffallend ist hier allenfalls der höhere Anteil der Offiziere kroatischer bzw. serbischer Muttersprache bzw. orthodoxer Religion im Jäger-Bataillon – dies deutet auf Offiziere, die überwiegend aus dem heutigen Kroatien bzw. jenen Teilen der Monarchie stammten, die heute zu Serbien gehören, zum Teil aber auch aus Bosnien selbst, ohne dass es für diesen Unterschied zu den vier Infanterie-Regimentern eine völlig befriedigende Erklärung gibt. Allenfalls könnte man ableiten, dass es wegen der anteilmäßig höheren Zahl jüngerer Offiziere im Bataillon (als kleiner Verband) bzw. angesichts der späteren Aufstellung des Jäger-Bataillons (1903) dort mehr sprachkundige bzw. aus Bosnien selbst stammende Offiziere gab.

Unter den Berufsoffizieren gab es bis 1914 nur wenige Muslime. Hingegen scheinen unter den Reserveoffizieren und Offiziersanwärtern Angehörige anderer Religionen häufiger auf, so etwa 13,7 Prozent Juden und 2,4 Prozent Muslime: Reserveoffiziere waren meist Maturanten bzw. Akademiker, daher spiegelte sich hier die Zusammensetzung des Bürgertums (einschließlich des hohen Anteils jüdischer Maturanten und Studenten) in der Armee wider.¹³ Durch ihre supra-nationale

11 Die Prozentsätze im Jäger-Bataillon waren ähnlich (42,9 Prozent griechisch-orientalisch, 31,3 Prozent Muslime, 24,5 Prozent römisch-katholisch, 0,6 Prozent Juden, 0,5 Prozent Protestanten).

12 Dazu ausführlich: Deák 1991.

13 Dazu auch Schmidl 2014, 104-107.

Loyalität dem Kaiser und der Dynastie gegenüber blieb die k.u.k. Armee weitgehend von den nationalistischen Extremen verschont, die gleichzeitig im Zivilleben herrschten, und galt daher als ›Hort der Toleranz‹. Auffallend ist, dass es dennoch einige Jahrzehnte gedauert hatte, bis muslimische Offiziere ausgebildet und eingeteilt waren – eine nennenswerte Anzahl muslimischer Offiziere in k.u.k. Diensten brachte freilich erst der Erste Weltkrieg.

Den religiösen Bedürfnissen der Soldaten trug man durch die Zuteilung von Feldgeistlichen der verschiedenen Religionen sowie durch die Ernennung eigener Militär-Imame Rechnung; die Armee respektierte auch nach Möglichkeit religiöse Vorschriften (etwa hinsichtlich der Ernährung).¹⁴ In Friedenszeiten gab es einen Militär-Imam (der wie die meisten Militärgeistlichen Hauptmannsrank hatte) je Regiment, insgesamt also deren vier. Bis 1918 wuchs die Zahl der muslimischen Militär-Imame auf beachtliche 98 (davon 93 auf Kriegsdauer); dazu kam ein Militär-Mufti 2. Klasse (Hafiz Abdullah Effendi Kurbegović vom 1. Regiment als Rechtsgutachter).

Die Stationierung in den großen Städten der Donaumonarchie

Die Ernennung von Militär-Imamen war vor allem deshalb notwendig, weil die bosnisch-herzegowinischen Regimenter nicht im Lande selbst, sondern ab 1891 in den großen Städten der Monarchie stationiert wurden: in Wien, Budapest, Graz und Triest (außerdem in Wiener Neustadt und Bruck an der Leitha) – und dort gab es zwar militärische und zivile christliche Priester der verschiedenen Konfessionen und Rabbiner, nicht aber muslimische Geistliche. Auch die Errichtung von Moscheen in Wien und Budapest wurde mit Rücksicht auf die muslimischen Soldaten damals erstmals angedacht; in den betreffenden Kasernen gab es eigene muslimische Gebetsräume. Diese Verlegung in die größeren Städte erfolgte einerseits, um der eigenen Bevölkerung die neuen Erwerbungen zu demonstrieren, wie auch andererseits, um die Bosnier entsprechend zu beeindrucken.

In ihren neuen Garnisonen freilich galten die Bosniaken als Exoten. In Graz kam es sogar zu heftigen Protesten gegen die Stationierung dieser ›fremdländischen Besatzungsgruppe‹ im deutschen Graz. Dies vor dem Hintergrund der angesichts der Nationalitätenkonflikte in der Donaumonarchie ohnedies gespannten Stimmung, die 1897 in Graz sogar zu gewaltsamen Auseinandersetzungen wegen der von der Regierung unter Ministerpräsident Dr. Kasimir Graf von Badeni eingeführten Sprachenverordnung führte, die künftig die Kenntnis beider Sprachen (d. h. neben des Deutschen auch des Tschechischen) von den Beamten in den gemischtsprachigen Gebieten Böhmens und Mährens vorsah. In diesem Zusammenhang kamen auch in

14 Vgl. dazu Neumayer 1995, 80-102.

Wien bosnisch-herzegowinische Soldaten bei Demonstrationen zum Einsatz. Erst im Laufe der Jahre änderte sich diese negative Stimmung; heute erinnern in Graz und in Lebring (wo im Ersten Weltkrieg das Ersatz-Depot des Bosnisch-Herzegowinischen Infanterie-Regiments Nr. 2 lag) noch Straßennamen und Gedenkstätten an die Präsenz dieser Truppe in der Steiermark.

Interessant ist es, die Aufstellung und Integration der Soldaten aus Bosnien (mit jeweils rund einem Drittel Muslimen bzw. serbisch-orthodoxen Christen) mit der Integration jüdischer Soldaten ein Jahrhundert davor zu vergleichen. Bei letzteren war ab 1785, als diese Frage erstmals auftauchte, seitens der Militärbehörden immer wieder das Argument vorgebracht worden, Juden wären ipso facto zum Militärdienst untauglich (wogegen die reformeifrige Hofkanzlei mit dem Hinweis auf die kriegerischen Leistungen der Juden im Alten Testament replizierte).¹⁵ Bei den Bosniaken hingegen stand deren Eignung zum Militärdienst als solche nie zur Debatte – hier kann man wohl durchaus einen Vergleich zu den kolonialen Erfahrungen anderer Mächte ziehen, die gewisse ›*martial races*‹ für militärische Dienste geeigneter hielten als andere Volksgruppen.

›Ethnisch‹ gesehen – die Personaldokumente gaben nicht die Nationalität als solche an, sondern die Mutter- bzw. Umgangssprache – waren die Bosniaken einheitlicher als die meisten anderen Truppenkörper der Monarchie: rund 95 Prozent sprachen serbokroatisch; anders als heute unterschied die militärische Statistik nicht zwischen den verschiedenen Varianten des Serbokroatischen. Daneben waren Angehörige anderer Sprachgruppen in der Minderheit: 2,3 Prozent Deutsche, 1,9 Prozent Tschechen sowie einige Slowenen, Ungarn und Polen scheinen in den Listen auf; dies waren wohl überwiegend Unteroffiziere, die aus anderen Kronländern zugeteilt worden waren.¹⁶ Die Zugehörigkeit zu den drei großen Volksgruppen in Bosnien, wie wir sie heute kennen, ergab sich daher nur aus der Religion.

Die Annexion Bosniens und der Herzegowina 1908

Unter Ausnützung der durch die Jungtürkische Revolution im Osmanischen Reich entstandenen Lage annektierte Österreich-Ungarn 1908 Bosnien-Herzegowina (und zog gleichzeitig die seit 1879 im *Sandžak* von Novi Pazar stationierte Brigade zurück). Die damit verbundene ›Annexionskrise‹ gilt im Rückblick als wesentlicher Schritt der Verschärfung der internationalen Spannungen vor dem Ersten Weltkrieg. Für die k.u.k. Bosniaken bedeutete die Annexion ihrer Heimat, dass sie nunmehr

15 Schmidl 2014, 27-31.

16 Militärstatistisches Jahrbuch. Die Werte für das Jäger-Bataillon waren wieder ähnlich (94,1 Prozent Kroaten, 2,6 Prozent Deutsche, allerdings 1,6 Prozent Magyaren und nur 0,3 Prozent Tschechen, 0,7 Prozent Slowenen usw.).

auch formell Untertanen Kaiser Franz Josephs wurden.¹⁷ In der Praxis änderte sich freilich wenig: auch vor 1908 waren sie nur noch auf dem Papier Angehörige des Osmanischen Reiches gewesen. Der Tag der Annexion, der 7. Oktober 1908, wurde als Regimentsgedenktag aller bosnisch-herzegowinischen Truppen bestimmt. Von der militärischen Organisation her gehörten in der Folge drei der Regimentsbezirke Bosniens (Sarajevo = Rekrutierungsbezirk des b.-h. Infanterie-Regiments Nr. 1, Banja Luka = Regiment Nr. 2, Tuzla = Regiment Nr. 3) zum Bereich des XV. Korps mit Sitz des Korpskommandos in Sarajevo. Die Herzegowina (Rekrutierungsbezirk des Regiments Nr. 4) gehörte dagegen mit Dalmatien (Rekrutierungsbezirk des k.u.k. Infanterie-Regiments Nr. 22) zum XVI. Korps mit Sitz des Kommandos in Ragusa (heute Dubrovnik in Kroatien).¹⁸ Wie schon erwähnt, garnisonierten die meisten bosnisch-herzegowinischen Truppen aber nicht im Lande selbst, sondern befanden sich in verschiedenen Städten der Donaumonarchie. 1914 waren dies:

- Bosnisch-herzegowinisches Infanterie-Regiment Nr. 1: Stab, I. und IV. Bataillon in Wien; II. Bataillon in Wiener Neustadt; III. Bataillon in Sarajevo;
- Bosnisch-herzegowinisches Infanterie-Regiment Nr. 2: Stab, I., II. und IV. Bataillon in Graz; III. Bataillon in Banja Luka;
- Bosnisch-herzegowinisches Infanterie-Regiment Nr. 3: Stab, I., II. und IV. Bataillon in Budapest; III. Bataillon in Tuzla;
- Bosnisch-herzegowinisches Infanterie-Regiment Nr. 4: Stab, I., II. und IV. Bataillon in Triest; III. Bataillon in Mostar;
- Bosnisch-herzegowinisches Feldjäger-Bataillon: in Bruck an der Leitha (Niederösterreich); Ersatzkompaniekader in Sarajevo.

Lediglich die Ersatzkader und die jeweils III. Bataillone befanden sich in Bosnien-Herzegowina. Das heißt aber nicht, dass in Bosnien-Herzegowina keine Truppen gestanden hätten – im Gegenteil: Angesichts der Spannungen mit Serbien und der Kriegsgefahr während der Balkankriege 1912/13, als eine österreichische Intervention im Raum stand und ein Teil der k.u.k. Armee mobilgemacht wurde, galt das Annexionsgebiet sogar als das reinste ›Heerlager‹. 1914 waren hier drei Infanterie-Divisionen stationiert (die 1. und die 48., beide in Sarajevo, sowie die 18. Infanterie-Division in Mostar)¹⁹ mit neun Gebirgs-Brigaden,²⁰ zwei Artillerie-

17 Die Bewohner Bosnien-Herzegowinas wurden allerdings weder österreichische noch ungarische Staatsbürger, da das Land weiter als Gebiet der Doppelmonarchie vom gemeinsamen Finanzministerium verwaltet wurde. Rechtlich gesehen, waren sie bosnische Landesbürger, vgl. auch Žolger 1916, 608-612.

18 Das dalmatinische Küstenland bildete zusammen mit Triest und Istrien den Rekrutierungsbereich der k.u.k. Kriegsmarine.

19 Die korrekte zeitgenössische Bezeichnung lautete bis 1917 Infanterie-Truppendivision, zur Unterscheidung von der bloßen ›Division‹, die eine bataillonsstarke Abteilung bezeichnete.

20 Die 1. und die 13. Brigade in Mostar, 2. in Trebinje, 6. in Bileka, 8. in Foca, 9. in Sarajevo, 11. in Tuzla und 12. in Banja Luka.

Brigaden²¹ sowie (zusätzlich zu den vier bosnisch-herzegowinischen) nicht weniger als 52 Infanterie-Bataillonen,²² zwei Kavallerie-Schwadronen und sieben Artillerie-Regimentern. Diese eindrucksvolle Truppenmacht verdeutlicht, wie sehr Bosnien-Herzegowina am Vorabend des Ersten Weltkrieges als bedroht empfunden wurde.

Organisatorisch bildete die Annexion 1908 die Grundlage für eine weitergehende Integration Bosnien-Herzegowinas in die Donaumonarchie. Auch die k.u.k. Armee rekrutierte in der Folge Soldaten aus Bosnien-Herzegowina nicht nur für die genannten bosnisch-herzegowinischen Regimenter bzw. das Feldjäger-Bataillon, sondern auch für andere Einheiten:

- die Selbständige Gebirgskanonen-Division (= Abteilung), 1913 aufgestellt, mit Stab in Sinj (ital. Signo) in Dalmatien ergänzte sich aus dem gesamten Gebiet des XVI. Korps (Herzegowina und Dalmatien);
- das Sappeur-Bataillon Nr. 7, 1912 formiert, war in Sarajevo stationiert und hatte Mannschaften aus Bosnien sowie aus Siebenbürgen²³ (Sappeure waren eine auf die Anlage von Befestigungen spezialisierte Pioniertruppe);
- die Train-Division Nr. 15 (in heutiger Diktion ein Transport-Bataillon) wurde mit Mannschaften aus dem XV. und XIII. Korps, d.h. aus Bosnien und Kroatien, errichtet; und
- das erst 1914 formierte Pionier-Bataillon Nr. 15 ergänzte sich ebenfalls aus dem XV. Korpsbereich (Bosnien).

Dies waren zwar keine ausdrücklich als ›bosnisch-herzegowinisch‹ bezeichneten Truppenkörper – die Soldaten trugen auch nicht den Fez – doch kam ein Teil der Rekruten aus Bosnien-Herzegowina; sie sollen daher hier genannt werden. Außer dem Sappeur-Bataillon Nr. 7 war auch die Train-Division Nr. 15 in Sarajevo stationiert, während das Pionier-Bataillon Nr. 15 in Marburg (Maribor in Slowenien) lag. Überdies betrieb das Militär auch eigene bosnisch-herzegowinische Pferdezuchtanstalten sowie das Maultiergestüt in Goražde – Maultiere waren als Tragtiere für die Beweglichkeit der Gebirgs-Brigaden wichtig.

Im Rückblick ist es nicht immer leicht, die Selbst- bzw. Fremdeinschätzung der Identität der Bosniaken zu rekonstruieren, zumal sich auch innerhalb der österreichischen Periode, in den vier Jahrzehnten zwischen 1878 und 1918, durchaus

21 Die 3. Gebirgsartillerie-Brigade in Mostar und die 5. Festungsartillerie-Brigade in Sarajevo.

22 In der Regel waren einzelne Bataillone für einen Zeitraum von rund vier Jahren in Bosnien-Herzegowina stationiert. 1914 handelte es sich dabei um je ein Bataillon der Infanterie-Regimenter Nr. 1, 3, 4, 5, 6, 8, 10, 12, 18, 20, 21, 22 (drei Bataillone), 24, 25, 30, 34, 35, 37, 38, 42, 44, 45, 46, 48, 49, 50, 51, 53, 57, 58, 60, 62, 63, 64, 66, 70, 74, 76, 77, 80, 81, 84, 85, 86, 90, 92, 93, 100, 101 und 102. Anders ausgedrückt: von jedem zweiten Regiment der k.u.k. Armee war ein Bataillon in Bosnien-Herzegowina stationiert.

23 Es handelte sich um die Korpsbereiche VII Temesvar/Timisoara und XII Nagyszeben/Hermannstadt/Sibiu. Damals war Siebenbürgen ein Teil Ungarns.

Entwicklungen und Verschiebungen konstatieren lassen. Die Muslime in Bosnien waren nicht zuletzt einheimische Grundbesitzer und Angehörige der Oberschicht, die nach der osmanischen Eroberung zum Islam übergetreten waren, während die Christen überwiegend aus der armen bäuerlichen Bevölkerung, der sogenannten ›Kmeten‹ stammten – die Auseinandersetzungen in Bosnien hatten und haben durchaus auch soziale Hintergründe. Wie jede gute Kolonialmacht stützte sich die k.u.k. Verwaltung auf die bestehende Oberschicht und damit auf die Muslime – zur Enttäuschung vor allem der orthodoxen Bosnier, die sich von der k.u.k. Herrschaft eine ›Befreiung‹ von der bisherigen ›Unterdrückung‹ erhofft hatten. Besonders eindrucksvoll zeigte sich dies am Beispiel des *Sandžaks* von Novi Pazar, in dem die einheimische orthodoxe Bevölkerung in den Augen der Besatzungsmacht von den ›armen Christen‹, denen man 1879 helfen wollte, zu gefährlichen ›Serben‹ mutierte, während sich das Verhältnis zur osmanischen Verwaltung und zur Oberschicht im Lauf der drei Jahrzehnte bis 1908 deutlich verbesserte.²⁴ Die Schaffung einer einheitlichen bosnischen Nation war zwar das Ziel der k.u.k. Verwaltung, misslang aber. Die 1914 bestehenden Spannungen – die sich u.a. in schweren Ausschreitungen gegen (serbisch-)orthodoxe Bosnier nach der Ermordung des Thronfolger-Ehepaares am 28. Juni 1914 entluden – zeigen das nur allzu deutlich.

Die ›Bosniaken‹ im Weltkrieg

Mit der Mobilisierung 1914 wurden die vier bosnisch-herzegowinischen Regimenter und das Feldjäger-Bataillon ›auf Kriegsfuß‹ gebracht (der normierte Kriegsstand eines Infanterie-Regiments betrug 100 Offiziere und 4.000 Mann) und rückten ins Feld ab. Über das Schicksal der bosnisch-herzegowinischen Truppen im Ersten Weltkrieg zu schreiben, ist aber schwieriger, als dies zunächst scheinen mag, zu unterschiedlich waren die Erfahrungen der einzelnen Truppenkörper, geschweige denn der einzelnen Soldaten. Wie schon erwähnt, wurden die jährlichen Rekrutenkontingente gleichmäßig aus allen Bevölkerungsgruppen ausgehoben. Umso demütigender empfanden es orthodoxe bosnische Soldaten, vor allem länger dienende Unteroffiziere, dass im Zuge der Mobilisierung 1914 ›serbische‹ Bosnier teilweise entwaffnet und in Arbeiter-Abteilungen zusammengefasst wurden. Ein gewisses Misstrauen blieb auch während des Ersten Weltkrieges bestehen, trotz der tapferen Leistungen vieler orthodoxer bosnischer Soldaten. Und es gibt Hinweise auf Spannungen zwischen den einzelnen Volksgruppen innerhalb der bosnischen Regimenter. Wobei allerdings gerade die bosnisch-herzegowinischen Truppen insgesamt den Ruf besonderer Tapferkeit (und da und dort wohl auch besonderer Grausamkeit) hatten.

²⁴ Vgl. dazu Scheer 2013.

Da der Großteil der bosnisch-herzegowinischen Truppen in verschiedenen Garnisonen der Donaumonarchie lag, rückten die Regimenter und Bataillone im Zuge der Mobilmachung mit den jeweiligen Verbänden ihrer Garnisonen ins Feld. Mit Ausnahme der III. Bataillone gehörten die vier bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regimenter zur 49., 11., 62. bzw. 55., das Feldjäger-Bataillon zur 50. Infanterie-Brigade.²⁵ Die meisten dieser Verbände waren ab August 1914 an der russischen Front eingesetzt und erlitten dort schwerste Verluste. Die in Bosnien selbst befindlichen (jeweils III.) Bataillone gehörten zu den Gebirgs-Brigaden 10, 12 und 11 (alle XV. Korps) bzw. zur 13. Gebirgs-Brigade (Mostar, zum XVI. Korps) und machten 1914 die verlustreichen ›Strafexpeditionen‹ gegen Serbien mit. Die dort eingesetzten k.u.k. Verbände wurden durch bosnische Versorgungs- und Tragtier-Formationen unterstützt, aber auch durch irreguläre muslimische Freiwilligen-Formationen.

In den Heimatgarnisonen verblieben die Stäbe und Kader für die Einberufung und Ausbildung neuer Rekruten, die teilweise ihren Regimentern im Feld zugeführt, teilweise aber auch in neuen Einheiten zusammengefasst dienten. So erhielt jedes Regiment ab März 1915 ein V., später auch noch weitere (bis zu neun) Bataillone, die aber meist getrennt von ihren Mutterregimentern kämpften. Eine – sicher nicht vollständige – Liste nennt nicht weniger als 36 Divisionen, in denen bosnisch-herzegowinische Bataillone im Verlauf des Ersten Weltkrieges eingeteilt waren. Die VIII. und teils die IX. Bataillone der bosnisch-herzegowinischen Regimenter waren 1917/18 zum Schutz des Kriegshafens Pola (Pula) in Istrien eingeteilt.

1915 entstanden außerdem zwei neue Feldjäger-Bataillone (Nr. 2 und 3, September 1915), denen Anfang 1916 die Feldjäger-Bataillone Nr. 4 bis 8 und im Herbst das Infanterie-Regiment Nr. 5 folgten. Während die Feldjäger-Bataillone Nr. 1 bis 4 bis Kriegsende bestanden, wurden die übrigen – zusammen mit Teilen der Regimenter Nr. 1 bis 5 – ab Februar 1918 in drei zusätzliche bosnisch-herzegowinische Infanterie-Regimenter aufgegliedert (Nr. 6-8), dazu kam ein neues Infanterie-Regiment Nr. 10. Dies hing mit der Neuorganisation der k.u.k. Armee 1917/18 zusammen: jedes Infanterie-Regiment hatte nur noch drei statt früher vier Bataillone; dafür entstanden zusätzliche Regimenter.

Zählt man die bosnisch-herzegowinischen Bataillone, ergibt sich ein Höchststand von rund 35 Bataillonen bei einer Kriegsstärke von jeweils knapp 1.000 Mann. Allerdings schwankten diese Zahlen während des Krieges ganz erheblich. Die k.u.k. Armee hatte enorme Probleme, die katastrophalen Verluste der ersten Kriegsmonate – denen nicht zuletzt ein erheblicher Teil der Offiziere und Unteroffiziere zum Opfer fielen – wettzumachen.

Neben zahlreichen Train- und Arbeiter-Formationen aus Bosnien-Herzegowina bestanden auch drei der vier Bataillone des regimentstarken »Orient-Korps«, das

25 Die Brigaden 49 und 50 – beide Wien – bildeten zusammen die 25. Division des II. Korps. Die 11. Brigade (Graz) und 55. Brigade (Triest) gehörten zur 6. bzw. 28. Division des III. Korps. Und die Budapester 62. Brigade war Teil der 31. Division/IV. Korps.

1917 für eine Verlegung nach Palästina formiert wurde (aber nie dort, sondern zuerst in Serbien und dann 1918 in Italien sowie in Albanien zum Einsatz kam), aus Bosniaken.²⁶ Hier ist übrigens eine interessante Änderung der Politik des k.u.k. Militärs im Laufe des Krieges festzustellen: War man anfangs (1915) bestrebt, mit Rücksicht auf den (wegen der Annexion Bosnien-Herzegowinas 1908 immer noch vergrämten) osmanischen Bundesgenossen keine bosnisch-herzegowinischen Truppen in den Nahen Osten zu entsenden, so war dies 1917 offenbar kein Thema mehr. Dafür aber bemühte man sich 1917/18, ebenfalls mit Blick auf die Befindlichkeiten in der Türkei, die jüdischen Soldaten aus den im Orient eingesetzten k.u.k. Truppen herauszuziehen und zu repatriieren.²⁷

Hier nur angerissen werden kann die Frage der Kriegsgefangenen in Russland und anderen Entente-Staaten. Vor allem in Russland und Serbien gab es Versuche, südslawische Kriegsgefangene mehr oder weniger freiwillig zum Eintritt in Freiwilligen-Formationen auf Seite der Entente zu bewegen. So entstand 1916 ein serbisches Freiwilligen-Korps aus südslawischen Kriegsgefangenen in Russland; 1917 wurden rund 30.000 (nicht immer ganz ›freiwillig‹ geworbene) Südslawen an die Saloniki-Front überstellt – darunter befanden sich neben kroatischen, serbischen und slowenischen Kriegsgefangenen auch Bosnier, die sich allerdings im Großen und Ganzen auch in Gefangenschaft loyal erwiesen.²⁸

Der Kampf um den Monte Meletta – Symbol für die Tapferkeit der ›Bosniaken‹

Es ist hier nicht möglich, alle Einsätze der Bosniaken zu nennen. Wohl aber soll – stellvertretend – eine Aktion erwähnt werden, die wie keine andere mit den bosnisch-herzegowinischen Truppen in Verbindung gebracht wird: die Erstürmung des Monte Meletta in Südtirol am 7. Juni 1916.²⁹ Zum Hintergrund: Italien war zwar mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich verbündet, war aber 1914 neutral geblieben und dann 1915 auf Seiten der Entente in den Krieg eingetreten. Der italienische Versuch, von Venetien her Triest zu erobern und über das heutige Slowenien in die Donaumonarchie vorzustoßen, scheiterte – von 1915 bis 1917 fanden an dieser ›Isonzo-Front‹ nicht weniger als zwölf verlustreiche Schlachten statt, ohne dass es den Italienern gelungen wäre, Triest zu erobern. Für Österreich-Ungarn aber be-

26 Vgl. dazu: Otto Wiesinger, Das österreichisch-ungarische Orientkorps 1917/1918 (Manuskript im Österreichischen Staatsarchiv/Kriegsarchiv: Nachlass B/77, Nr. 12); Jung 1992, 132f.

27 Schmidl 2014, 122f.

28 Nachtigal 2008, 370f. Vgl. auch Jakovina 2013, 118; Senjavskaja 2013, 336f.

29 Dazu ausführlich: Boccardo 1994. Monte Meletta ist die in der österreichischen Tradition übliche Bezeichnung; korrekt müsste man eigentlich von der Eroberung des Monte Fior sprechen, der zur Meletta di Foza, einer von mehreren Melette-Ketten gehört. Die österreichische Bezeichnung kommt von der ›Vorkuppe‹ der ›kleinen Meletta‹ (Piccola Meletta) nördlich des 1.824 Meter hohen Monte Fior.

Im Rückblick wird die österreichische Zeit in Bosnien-Herzegowina heute wohl überwiegend positiv gesehen. Vier Jahrzehnte lang wurde Bosnien-Herzegowina von Österreich-Ungarn zuerst im Auftrag der Europäischen Mächte verwaltet und dann, seit 1908, als eigenes Land der Donaumonarchie angeschlossen. Diese Zeit brachte einen beträchtlichen Modernisierungsschub in allen Bereichen. 500 neue Schulen wurden errichtet, die landwirtschaftliche Produktion verdreifachte sich, die Infrastruktur (Straßen, Telegraphenlinien, Eisenbahnen) wurde massiv ausgebaut.

Diese Periode brachte aber auch neue Erfahrungen für Österreich. Dass 1912 mit dem Islam-Gesetz erstmals in einem europäischen Land der Islam als Religionsgemeinschaft anerkannt wurde, ist nicht zuletzt auf die österreichische Präsenz in Bosnien-Herzegowina zurückzuführen. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen gehörten zu den Elitetruppen der k.u.k. Armee – immerhin diente ein späterer Bundespräsident, Adolf Schärf, als junger Reserveoffizier eine Zeitlang in einem bosnisch-herzegowinischen Regiment.

Allerdings müssen wir selbstkritisch sehen, dass die verklärend-nostalgische Sicht vom ›orientalischen Märchen‹, als das diese Episode der gemeinsamen Geschichte in der österreichischen Literatur immer wieder auftaucht, nur eine Seite der Medaille ist. Die österreichisch-ungarische Verwaltung stützte sich auf bestehende Strukturen. Dies entsprach durchaus den zeitgenössischen Vorstellungen einer kolonialen Verwaltung (wobei das Wort ›kolonial‹ hier nicht negativ gemeint ist), brachte aber der Masse der Bevölkerung nicht die erhofften sozialen Reformen und entfremdete manche Einwohner, die sich daher radikalen und nationalistischen Strömungen zuwandten. Dem aufkommenden Nationalismus, wie ihn in Südosteuropa vor allem der serbische Nationalstaat mit seinen Ansprüchen auf die südslawischen Siedlungsgebiete der Monarchie verkörperte, erschien die ›supra-nationale‹ Konstruktion der multi-nationalen (multi-ethnischen) Donaumonarchie überholt. Jedenfalls waren die beiden Staatsmodelle nicht kompatibel: hier ein über-nationaler Gesamtstaat mit dem Monarchen als Schutzherrn aller Untertanen; da die Aussicht auf die Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Führung.

Zum problematischen Verhältnis gegenüber dem Gesamtstaat traten die zunehmenden Spannungen zwischen den Religions- bzw. Volksgruppen im Lande. 1914 kamen diese verstärkt zum Ausbruch. Grausamkeiten auf allen Seiten vertieften bereits bestehende Gräben. Dass es – damals wie später – nicht gelang, alternative Modelle einer friedlichen Entwicklung und Konfliktbeilegung zu finden, gehört zu den großen Tragödien dieser Region.

Literaturverzeichnis

- Boccardo 1994 = Boccardo, Bepi: Melette 1916-1917. La Grande Guerra nella parte nord-orientale dell'Altopiano die Sette Comuni, Valdagno (Gino Rossato) 1994.
- Deák 1991 = Deák, István: Der k. (u.) k. Offizier, Wien-Köln-Weimar 1991.
- Donia/Fine 1994 = Donia, Robert J./Fine, John V.A., Jr.: Bosnia and Hercegovina, A Tradition betrayed, New York 1994.
- Glückmann 1900 = Glückmann, Carl: Das Heerwesen der österreichisch-ungarischen Monarchie, (L.W. Seidel), 6. Aufl., Wien 1900.
- Hinterstoisser 2008 = Hinterstoisser, Hermann: Die Uniformierung der bosnisch-herzegowinischen Truppen, in: Neumayer, Christoph/Schmidl, Erwin A. (Hg.): Des Kaisers Bosniaken. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918, Wien 2008, 188-311.
- Jakovina 2013 = Jakovina, Tvrtko: Ein großer Krieg, über den niemand spricht. Kroaten, bosnische Muslime und Serben an der russischen Front (1914-1918), in: Bernhard Bachinger/Wolfram Dornik (Hg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Sonderband 14), Innsbruck-Wien-Bozen 2013, 105-120.
- Jung 1992 = Jung, Peter: Der k.u.k. Wüstenkrieg. Österreich-Ungarn im Vorderen Orient 1915-1918, Graz-Wien-Köln 1992.
- Malcolm 1996 = Malcolm, Noel: Bosnia. A Short History, London 1996 (1. Aufl. 1994).
- Nachtigal 2008 = Nachtigal, Reinhard: Zur Anzahl der Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 67 (2008), 345-384.
- Neumayer 1995 = Neumayer, Christoph: Der Islam in Österreich-Ungarn 1878-1918. Neuordnung der muslimischen Kultusverwaltung in Bosnien – Muslime in der k.u.k. Armee – Muslime in Wien und Graz (Diplomarbeit Universität) Wien 1995.
- Neumayer/Schmidl 2008 = Neumayer, Christoph/Schmidl, Erwin A. (Hg.), Des Kaisers Bosniaken. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918, Wien 2008.
- Rausch 1982 = Rausch, Josef: Vor 113 und vor 100 Jahren – Aufstände im Süden Österreich-Ungarns (II). Die Erhebungen in Süddalmatien und im herzegowinisch-südbosnischen Raum im Jahre 1882, in: Truppendienst 21/6 (Dezember 1982), 564-570.
- Sauer 2007 = Sauer, Walter: K.u.k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika, 2. Aufl., Wien-Köln-Weimar 2007.
- Schachinger 1994 = Schachinger, Werner: Die Bosniaken kommen! 1879-1918 – Elitetruppe in der k.u.k. Armee, 2. Aufl., Graz-Stuttgart 1994.
- Scheer 2013 = Scheer, Tamara: »Minimale Kosten, absolut kein Blut!«. Österreich-Ungarns Präsenz im Sandžak von Novipazar (1879-1908) (= Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte 5), Frankfurt/Main et al. 2013.

Im Rückblick wird die österreichische Zeit in Bosnien-Herzegowina heute wohl überwiegend positiv gesehen. Vier Jahrzehnte lang wurde Bosnien-Herzegowina von Österreich-Ungarn zuerst im Auftrag der Europäischen Mächte verwaltet und dann, seit 1908, als eigenes Land der Donaumonarchie angeschlossen. Diese Zeit brachte einen beträchtlichen Modernisierungsschub in allen Bereichen. 500 neue Schulen wurden errichtet, die landwirtschaftliche Produktion verdreifachte sich, die Infrastruktur (Straßen, Telegraphenlinien, Eisenbahnen) wurde massiv ausgebaut.

Diese Periode brachte aber auch neue Erfahrungen für Österreich. Dass 1912 mit dem Islam-Gesetz erstmals in einem europäischen Land der Islam als Religionsgemeinschaft anerkannt wurde, ist nicht zuletzt auf die österreichische Präsenz in Bosnien-Herzegowina zurückzuführen. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen gehörten zu den Elitetruppen der k.u.k. Armee – immerhin diente ein späterer Bundespräsident, Adolf Schärf, als junger Reserveoffizier eine Zeitlang in einem bosnisch-herzegowinischen Regiment.

Allerdings müssen wir selbstkritisch sehen, dass die verklärend-nostalgische Sicht vom ›orientalischen Märchen‹, als das diese Episode der gemeinsamen Geschichte in der österreichischen Literatur immer wieder auftaucht, nur eine Seite der Medaille ist. Die österreichisch-ungarische Verwaltung stützte sich auf bestehende Strukturen. Dies entsprach durchaus den zeitgenössischen Vorstellungen einer kolonialen Verwaltung (wobei das Wort ›kolonial‹ hier nicht negativ gemeint ist), brachte aber der Masse der Bevölkerung nicht die erhofften sozialen Reformen und entfremdete manche Einwohner, die sich daher radikalen und nationalistischen Strömungen zuwandten. Dem aufkommenden Nationalismus, wie ihn in Südosteuropa vor allem der serbische Nationalstaat mit seinen Ansprüchen auf die südslawischen Siedlungsgebiete der Monarchie verkörperte, erschien die ›supra-nationale‹ Konstruktion der multi-nationalen (multi-ethnischen) Donaumonarchie überholt. Jedenfalls waren die beiden Staatsmodelle nicht kompatibel: hier ein über-nationaler Gesamtstaat mit dem Monarchen als Schutzherrn aller Untertanen; da die Aussicht auf die Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Führung.

Zum problematischen Verhältnis gegenüber dem Gesamtstaat traten die zunehmenden Spannungen zwischen den Religions- bzw. Volksgruppen im Lande. 1914 kamen diese verstärkt zum Ausbruch. Grausamkeiten auf allen Seiten vertieften bereits bestehende Gräben. Dass es – damals wie später – nicht gelang, alternative Modelle einer friedlichen Entwicklung und Konfliktbeilegung zu finden, gehört zu den großen Tragödien dieser Region.

Literaturverzeichnis

- Boccardo 1994 = Boccardo, Bepi: Melette 1916-1917. La Grande Guerra nella parte nord-orientale dell'Altopiano die Sette Comuni, Valdagno (Gino Rossato) 1994.
- Deák 1991 = Deák, István: Der k. (u.) k. Offizier, Wien-Köln-Weimar 1991.
- Donia/Fine 1994 = Donia, Robert J./Fine, John V.A., Jr.: Bosnia and Hercegovina, A Tradition betrayed, New York 1994.
- Glückmann 1900 = Glückmann, Carl: Das Heerwesen der österreichisch-ungarischen Monarchie, (L.W. Seidel), 6. Aufl., Wien 1900.
- Hinterstoisser 2008 = Hinterstoisser, Hermann: Die Uniformierung der bosnisch-herzegowinischen Truppen, in: Neumayer, Christoph/Schmidl, Erwin A. (Hg.): Des Kaisers Bosniaken. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918, Wien 2008, 188-311.
- Jakovina 2013 = Jakovina, Tvrtko: Ein großer Krieg, über den niemand spricht. Kroaten, bosnische Muslime und Serben an der russischen Front (1914-1918), in: Bernhard Bachinger/Wolfram Dornik (Hg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Sonderband 14), Innsbruck-Wien-Bozen 2013, 105-120.
- Jung 1992 = Jung, Peter: Der k.u.k. Wüstenkrieg. Österreich-Ungarn im Vorderen Orient 1915-1918, Graz-Wien-Köln 1992.
- Malcolm 1996 = Malcolm, Noel: Bosnia. A Short History, London 1996 (1. Aufl. 1994).
- Nachtigal 2008 = Nachtigal, Reinhard: Zur Anzahl der Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 67 (2008), 345-384.
- Neumayer 1995 = Neumayer, Christoph: Der Islam in Österreich-Ungarn 1878-1918. Neuordnung der muslimischen Kultusverwaltung in Bosnien – Muslime in der k.u.k. Armee – Muslime in Wien und Graz (Diplomarbeit Universität) Wien 1995.
- Neumayer/Schmidl 2008 = Neumayer, Christoph/Schmidl, Erwin A. (Hg.), Des Kaisers Bosniaken. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918, Wien 2008.
- Rausch 1982 = Rausch, Josef: Vor 113 und vor 100 Jahren – Aufstände im Süden Österreich-Ungarns (II). Die Erhebungen in Süddalmatien und im herzegowinisch-südbosnischen Raum im Jahre 1882, in: Truppendienst 21/6 (Dezember 1982), 564-570.
- Sauer 2007 = Sauer, Walter: K.u.k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika, 2. Aufl., Wien-Köln-Weimar 2007.
- Schachinger 1994 = Schachinger, Werner: Die Bosniaken kommen! 1879-1918 – Elitetruppe in der k.u.k. Armee, 2. Aufl., Graz-Stuttgart 1994.
- Scheer 2013 = Scheer, Tamara: ›Minimale Kosten, absolut kein Blut!‹. Österreich-Ungarns Präsenz im Sandžak von Novipazar (1879-1908) (= Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte 5), Frankfurt/Main et al. 2013.

- Schmidl 2014 = Schmidl, Erwin A.: Habsburgs jüdische Soldaten 1788-1918, Wien-Köln-Weimar 2014.
- Senjavkaja 2013 = Senjavskaja, Elena S.: Die Völker Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg aus Sicht des russischen Gegners, in: Bachinger, Bernhard/Dornik, Wolfram (Hg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Sonderband 14), Innsbruck-Wien-Bozen 2013, 325-340.
- Wohnout 1996 = Wohnout, Helmut: Die Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 und ihre Rückwirkungen auf die österreichische Innenpolitik, in: Christliche Demokratie 13/1 (1996), 36-64.
- Wohnout 2008 = Wohnout, Helmut: Die Okkupation Bosnien-Herzegowinas, in: Neumayer, Christoph/Schmidl, Erwin A. (Hg.), Des Kaisers Bosniaken. Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918, Wien 2008, 14-39.
- Žolger 1916 = Žolger, Ivan: Die staatsrechtlichen Grundlagen der Wehrmacht Österreich-Ungarns, in: Sonderabdruck aus Österreichische Zeitschrift für öffentliches Recht, II. Jahrgang, 5. und 6. Heft, Wien (Manz) 1916, 525-615.

Autoren und Autorinnen

Nicolas Beaupré, Historiker, Maître de conférences en histoire contemporaine, Université Blaise-Pascal und am Centre d'Histoire Espaces et Cultures in Clermont-Ferrand, Frankreich.

Joe Béllion, Geschichtslehrer am Lycée Michel Lucius, Luxemburg.

Quentin Deluermoz, Historiker, Maître de conférences en histoire, Université Paris 13/Nord (CRESC), Frankreich.

Cord Eberspächer, Historiker und Sinologe, Direktor des Konfuzius-Instituts an der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf, Deutschland.

Galit Haddad, Historikerin, Researcher, Tel Aviv University, Israel und École des Hautes Études et des Sciences Sociales (EHSS), Frankreich.

Lothar Höbelt, Historiker, ao. Professor für Neuere Geschichte an der Universität Wien, Österreich.

Alexander Jordan, Historiker, Direktor und Geschäftsführer des Wehrgeschichtlichen Museums Rastatt, Deutschland.

Walter Kalina, Kunsthistoriker, Leiter des Referats Kunst im Heeresgeschichtlichen Museum Wien, Österreich.

Thomas Kolnberger, Historiker, Institut für Geschichte (IHIST.) an der Universität Luxemburg.

Sepp Linhart, Japanologe, emeritierter o. Professor für Japanologie an der Universität Wien, Österreich.

Benoît Majerus, Historiker, Associate Professor, Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History (C²DH), Universität Luxemburg.

Heidi Mehrkens, Historikerin, Lecturer, University of Aberdeen, School of Divinity, History, and Philosophy, Großbritannien.

Hans-Heinrich Nolte, Historiker, emeritierter Professor für Osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hannover, Deutschland.

M. Christian Ortner, Historiker, Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums Wien/Militärhistorischen Instituts Wien, Österreich.

Sun-Young Park, Kulturhistorikerin, Assistant Professor of History and Art History, George Mason University (GMU), USA.

Daniel M. Segesser, Historiker, Dozent für Neue und Neueste Geschichte am Historischen Institut der Universität Basel, Schweiz.

Erwin A. Schmidl, Historiker, Universitätsdozent für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck, Leiter des Instituts für Strategie und Sicherheitspolitik an der Landesverteidigungsakademie in Wien, Österreich.

Bernhard Schmitt, Historiker, Diözesanarchiv Luxemburg.

Yvan Staus, Historiker, Doktorand an den Universitäten Luxemburg und Strasbourg, Frankreich.

125
Jahre
HGM

Kriege gehören ins Museum®

HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM

www.hgm.at

www.bundesheer.at



Die Beiträge zum vorliegenden vierten Band der Reihe untersuchen Krieg, Militär und Gesellschaft in der Moderne aus unterschiedlichen Perspektiven. Diese Epoche nach der Französischen Revolution zeichnet sich nicht nur durch politische Umwälzungen, wie die Entstehung der Nationalstaaten, aus. Auch die wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen dieser Zeit verändern das Kriegswesen grundlegend.

Um dieser tiefgreifenden und dauerhaften Umgestaltung Rechnung zu tragen, haben wir uns als Herausgeber im Titel für die ›industrialisierte Welt‹ entschieden – dieser Epochenbegriff bleibt weitgehend offen, umfasst aber den geographisch-historischen Schwerpunkttraum dieser Reihe: Europa.

ISBN 978-3-902890-08-5

ISBN 978-3-902890-08-5



9 783902 890085

Thomas Kolnberger, Benoît Majerus, M. Christian Ortner (Hrsg.) *Krieg in der industrialisierten Welt*



Title: Krieg in Der Industrialisierten Welt

Creator: Thomas KOLNBERGER

Publisher: Caesarpress, Wien

Language: deu

Date: 2017

Project Name: Hossein Norouzian

Order Name: Thomas Kolnberger

Category: Book

Job Name: 8753E4B1-B39C-408B-9D0B-AF928A3CC947

Identifier: ISBN: 978-3902890085

CUSTOM

Title: Krieg in Der Industrialisierten Welt